

Die Ortenau

Zeitschrift
des Historischen Vereins für
Mittelbaden

99. Jahresband 2019



OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

Die Ortenau

99. Jahresband 2019

Einladung

Jahreshauptversammlung

des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.

am

Sonntag, 27. Oktober 2019
im Adlersaal in Schiltach, Hauptstraße 20

9.00 Uhr

Mitgliederversammlung

10.30 Uhr

Empfang der Stadt Schiltach

11.15 Uhr

Festvortrag

Eine Fachwerkstadt ersteht neu – die Sanierung der Schiltacher Altstadt ab 1970

Dr. Andreas Morgenstern, Schiltach

12.30 Uhr

Mittagessen im Gasthof Sonne, Marktplatz 3

14.30 Uhr

Nachmittagsprogramm

1. Historische Führung durch Schiltach mit *Dr. Hans Harter*
2. Museum am Markt und Schüttesäge-Museum mit *Dr. Andreas Morgenstern*
3. Kloster Wittichen und Klostermuseum mit *Martin Schmid*

Der Bürgermeister

von Schiltach

Thomas Haas

Der Präsident

des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.

Klaus G. Kaufmann

Die Ortenau

Zeitschrift
des Historischen Vereins für Mittelbaden

99. Jahresband 2019



Redaktion
Dr. Martin Ruch

OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

www.historischer-verein-mittelbaden.de

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches hat das Regierungspräsidium Freiburg Zuschüsse gewährt.



Baden-Württemberg

MINISTERIUM FÜR WISSENSCHAFT, FORSCHUNG UND KUNST

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichem Papier.

Redaktionsschluss: 1. März

Verlag Historischer Verein Mittelbaden e. V.

Gestaltung/Layout: punktgenau GmbH, 77815 Bühl

Druck: W. Kohlhammer Druckerei GmbH & Co. KG, 70329 Stuttgart

Buchbinderische Verarbeitung: Josef Spinner Großbuchbinderei GmbH,
77833 Ottersweier

Nachdruck und fotomechanische Wiedergabe sowie jede elektronische Form der Vervielfältigung nur mit Genehmigung des Vereins und der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis

Grußwort 9

Schwerpunkt: Straßburg und die Ortenau

Editorial

Straßburg und die Ortenau 11

Sabine Bengel und Cécile Dupeux

**Der Johanneskopf vom Südportal des Straßburger Münsters:
Ein Neuerwerb für das Frauenhausmuseum** 13

Johann Josef Böker

Erwin von Steinbach, ein Baumeister der europäischen Gotik 19

Manfred Merker

**Offenburg und Straßburg – eine Nachbarschaft seit der Römerzeit:
die Kinzigalstraße des Kaisers Vespasians** 41

Rolf Pfefferle

Der römische Meilenstein von Offenburg 55

Peter Maile

Straßburger Fernverkehr – Straßenbau nach Verkehrschaos am Schwabweg 67

Franz Michael Hecht

250 Jahre Johann Andreas Silbermann-Orgel in Ettenheimmünster
Ein Beitrag über den Einfluss Straßburgs auf die Ortenau 81

Louis Schlaefli

**Das Strassburger Priesterseminar im Exil in Ettenheimmünster,
Schuttern und Allerheiligen während der Revolution** 97

Claude Muller

Der letzte Kardinal de Rohan und die Ortenau (1789–1803) 107

Klaus G. Kaufmann

Scharfrichter und Wasenmeister im alten Straßburg

Verwandschaftliche und herrschaftsübergreifende Beziehungen der Nachrichten- und Abdecker über den Rhein vom 16. bis zum 18. Jahrhundert 117

Manfred Merker

Näher an Offenburg – Hitlers fatales „Y“ für ein „Neues Straßburg“ 1940 145

Ralf Bernd Herden

Straßburg und Bad Rippoldsau 165

Martin Ruch/Thomas Sommer

Dr. Paul Wolff (1887–1951): Fotograf von Alt-Straßburg und der Landschaft am Oberrhein 181

Johannes Werner

„Unser Anteil am Westen“
Straßburg, wie Wilhelm Hausenstein es sah 195

Karl Volk

Elsass – Straßburg – Triberg in Vergangenheit und Gegenwart
Handel – Kriege – Wallfahrt – Tourismus 205

Max Walter

Der „Altenheimer Hof“: Eine wechselvolle Geschichte an der deutsch-französischen Rheingrenze 227

Martin Ritter

Schutterwälder Auswanderer in den USA 231

Konrad Krimm

Ein Leuchtsignal der Republik?
Prinz Max von Baden und die Demokratie 243

Heiko Wagner

Burgen rund um Schiltach 259

Heiko Wagner

Die Burgruine Wolfach – Neues zu ihren Anfängen 273

Wolfgang Weismann M. A.

Das Heiligste als Profanstes
Zur Verwendung alter Chöre als Eingang historistischer Kirchen in der Ortenau 283

Ernst Gutmann

Die Geschichte der Pfarrei Stollhofen

1448–2018 – 570 Jahre St. Erhard/1769–2019 – 250 Jahre Neubau St. Erhard 311

Emilia Bub

Neue Zeiten, Neue Bedürfnisse, Neue Anstalten

Die Geschichte des Offenburger Waisenhauses 1854–1892 317

Josef Werner

13. August 1938

Tschechisches Verkehrsflugzeug am Buchwälder Kopf abgestürzt 341

Hans Haffner

Trafostation – 100 Jahre Stromversorgung in Ebersweier –

Pfarrer Lorenz Oechsler bringt Licht nach Ebersweier 347

Bernhard Uttenweiler

Stammen die Vorfahren des jüdischen Juweliers Elias S. Ettenheimer aus Rochester, USA, ursprünglich aus Ettenheim?

353

Martin Ruch

Die Jüdische Jugendherberge in Seebach/Ortenau:

Ein Wanderbericht aus dem Jahr 1933 357

Karl Hansert

Paul Schott: ein elsässisch – badisches Schicksal in Krieg und Frieden 365

Clemens Herrmann

**Die seltsamen Methoden des Herrn Doktorpfarrers –
oder wie ein Visionär am eigenen Egoismus scheiterte**

385

Hans Harter

**Schiltach 1918–1933: „Gleichgültigkeit bis hin zur Ablehnung“? –
Entgegnung und Ergänzung**

395

Gottfried Wiedemer

André Thomas – ein Kriegsgefangener in Offenburg 1940/41 411

Edgar Baßler

Ein Handlanger der Besatzungsmacht wollte er nicht sein 427

Von 1945 bis 1948 war der Bäckermeister Hermann Müller
Bürgermeister in Reichenbach bei Lahr/Von den Franzosen eingesetzt

Peter Buck

Ein Tellerwäscher erzählt 441

Dr. Johannes Werner

**Über die Freundschaft zwischen Karl Valentin und Wilhelm Hausenstein.
Und über ein Buch** 449

Cornelius Gorka und Juliane Schewe

**Verpackt, sortiert, archiviert – Die Sicherung des Nachlasses
von Gernot Kreutz** 455

Neue Literatur 463

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hrsg.):
Entlang der Fernstraße – Die römische Siedlung von Lahr-Dinglingen. (Wagner);
Werner: Der Minnesänger Bruno von Hornberg. Sein Werk und seine Welt. (Ruch);
Uttenweiler: Bibliographie zur Geschichte der Stadt Ettenheim und ihrer Umgebung.
(Ruch); Göppert: Ortschronik 800 Jahre Schweighausen 1219 – 2019. (Ruch);
Kleindenkmale im Landkreis Rottweil. Hrsg. von Bernhard Rüth und Armin Braun
im Auftrag des Landkreises Rottweil. (Morgenstern); Zotz: Die Zähringer. Dynastie
und Herrschaft (Gorka); Exner (Hg.): Demokratie wagen? (Gorka); Seiter: Erlebnis
Schwarzwaldhochstraße ... zu Großvaters Zeiten. (Ruch); Grimmelshausenmuseum
Oberkirch (Hg.): „Fortschritte auf vielen Gebieten“ – Die 60er Jahre in Oberkirch

Nachrichten

Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Schutterwald 469

Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek 470

Nachruf Rolf Oswald 470

Auszeichnungen für Klaus G. Kaufmann 472

Martin Ruch erhält Hermann-Maas-Medaille 473

Willstätt: Museum für den „stichlenden Poeten“ Johann Michael Moscherosch 474

Berichte der Mitgliedergruppen 477

Berichte der Fachgruppen 529

Mitteilungen

Schwerpunktthema 2020 535

Der Historische Verein für Mittelbaden e. V. 536

Redaktionsrichtlinien 541

Grußwort

Sehr geehrte Mitglieder des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.,

die Stadt Schiltach hat neben einer schönen Fachwerkkulisse auch eine interessante Geschichte zu bieten.

In der Raumschaft Schiltach überwand bereits die Römerstraße zwischen Straßburg und Rottweil den großen Höhenunterschied zwischen dem Kinzigtal und der Hochfläche. Auch im Mittelalter nahmen hier die Fuhrwerke ihren Aufstieg. Hierzu waren Serviceleistungen, wie Unterkunft und Verpflegung, Schmieden und zusätzliche Ochsen- und Pferdegespanne, notwendig. Diese siedelten sich rund um den Marktplatz an. Die Stadt Schiltach wurde zwar erst vor knapp 750 Jahren erstmals urkundlich erwähnt, die Besiedlung erfolgte jedoch sicher deutlich früher.

Diese Lage an einer wichtigen „Fernstraße“, die Flößerei und die Tatsache, dass Schiltach nach 439 Jahren württembergischer Zugehörigkeit im Jahr 1810 badisch wurde, lässt die Einwohner auf eine interessante Historie zurückblicken. Die Schiltacher haben dies früh erkannt und so gibt es seit Jahrzehnten eine beachtliche Anzahl von Bürgern, die sich für die Geschichte interessieren und diese erforschen.

Mit dem Schiltachbuch, den Beiträgen zur Geschichte Schiltachs (acht Bände), dem Sippenbuch Trautwein und dem zweibändigen Werk zur Lehengerichter Geschichte kann die Stadt mit einem bunten Strauß an interessanten Veröffentlichungen aufwarten. Allen Forscherinnen und Forschern, Autorinnen und Autoren möchte ich an dieser Stelle danken, machen sie doch die Geschichte für eine breite Leserschaft erlebbar. Die vor Jahren reaktivierte Ortsgruppe ist hier zu einem rührigen und wichtigen Kristallisationspunkt geworden. Vor 100 Jahren haben interessierte Schiltacher Bürger die Ortsgruppe gegründet. Zu diesem Jubiläum darf ich dem Verein herzlich gratulieren.



Ich freue mich, dass der Historische Verein für Mittelbaden e. V. anlässlich dieses Jubiläums seine Hauptversammlung in Schiltach abhält. Ich wünsche der Veranstaltung einen angenehmen Verlauf.

Ihr

Thomas Haas
Bürgermeister

Editorial

Straßburg und die Ortenau

Seit April 2017 rollt die Tram von Straßburg über eine neue Brücke nach Kehl. Eine zwar kostspielige, aber mehr als begrüßenswerte Verkehrsverbindung ist wieder geschaffen worden. Denn bis zum Ersten Weltkrieg hatte eine Straßenbahn ja bereits den Rhein überquert, war dann aber im Ergebnis der früheren deutsch-französischen Feindschaft zum Opfer gefallen. „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt, darinnen liegt begraben so mannlicher Soldat“ meint ein altes Volkslied, das die militärische Bedeutung der Grenzstadt anspricht. Dabei war die große Reichsstadt über Jahrhunderte gar keine Grenzstadt, sondern ein mitten im offenen Oberrheingebiet gelegenes republikanisches Gemeinwesen mit entsprechend großer Strahlkraft über den Rhein nach Westen wie nach Osten. Und die Vielfalt dieser Beziehungen hinüber in die Ortenau, nach Mittelbaden, nach Schwaben ist Thema des Schwerpunktes 2019 der „Ortenau“.

Die römische Straße des Kaisers Vespasian vom Lager Argenterate hinüber durch den Schwarzen Wald nach Schwaben erinnert an einen Aspekt dieser Bedeutung. Die Emigrationsbewegung im Zuge der Französischen Revolution in das vorderösterreichische Gebiet rechts des Rheines, die Handelswege der Straßburger Kaufleute hinauf in den Schwarzwald, etwa nach Triberg, oder die Straßburger Sommerfrischler in Bad Rippoldsau, die verwandtschaftlichen Beziehungen der oberrheinischen Henkerfamilien untereinander – eine bunte historische Palette ist hier zu entdecken. Dazu gehört auch, dass ein besonders schönes gotisches Kunstwerk, nämlich der Johanneskopf vom Südportal des Straßburger Münsters, in der Ortenau wiedergefunden werden konnte, obwohl ihn die Französische Revolution schon als Füllmaterial beim Straßenbau verwendet hatte. Johann Knauth, der Münsterbaumeister und Retter des Straßburger Münsterturms, hat ihn mitgebracht, als er 1921 Frankreich verlassen musste. Heute ist der Johanneskopf wieder in Gesellschaft von Ecclesia und Synagoge im Straßburger Museum Unserer Lieben Frau zu bewundern.

Die Redaktion

Der Johanneskopf vom Südportal des Straßburger Münsters: Ein Neuerwerb für das Frauenhausmuseum

Sabine Bengel und Cécile Dupeux

Im Rahmen der Vorbereitungen zur Ausstellung *Strasbourg 1200–1230, la révolution gothique* (Straßburg 1200–1230, die gotische Revolution) kam es zu einer außergewöhnlichen Entdeckung: ¹ es handelt sich um einen der Köpfe der Apostelskulpturen des Südportals des Straßburger Münsters, der 1793, im Zuge des revolutionären Terrors, zusammen mit 200 anderen Skulpturen des Münsters verloren ging (Abb. 1).² Die Geschichte dieses Fragmentes ist besonders, denn es trat zum ersten Mal Anfang des 20. Jahrhunderts in Erscheinung und verschwand danach wieder für einen Zeitraum von etwa hundert Jahren. Der Kopf wurde, zusammen mit zwei anderen, vermutlich des gleichen Ursprungs, in einigen hundert Metern Entfernung im Süden des Münsters, bei Bauarbeiten in dem Hof eines Privathauses, 1904/05 entdeckt.³ Ein Gipsabguss des Stückes, der vor 1914 in den Werkstätten der Straßburger Münsterbauhütte entstand, ermöglicht es, seinen Werdegang nachzuvollziehen, da es im Inventar der Gipsabgüsse als „Büste Johannes gefunden bei einer Ausgrabung Krutenauer Straße 54. Originalbesitz H. Münsterbaumeister Knauth“ erscheint.⁴ Man weiß, dass die Verwendung von Fragmenten der in der Revolution zerstörten Statuen im Unterbau neuer städtischer Straßen eine gängige Praxis war.⁵ Die Tatsache, dass dieser Kopf nach seiner Entdeckung in der privaten Sammlung des Münsterbaumeisters und Konservators der denkmalgeschützten Gebäuden eingegliedert wurde, wird von Johann Knauth in einem Artikel bestätigt, in dem er angibt, ihn „per Zufall im Laufe der letzten Jahre“ erworben zu haben, zusammen mit zwei weiteren Stücken aus demselben Ensemble, die im gleichen Zusammenhang wieder aufgetaucht sind.⁶

In einem Artikel, der sich mit den Fragmenten der verlorenen Skulpturen des Münsters befasst, wird der Kopf des Johannes zum ersten Mal 1911 veröffentlicht durch Hans Friedrich Secker, den damaligen Studenten der Kunstgeschichte in Straßburg.⁷ Der Autor identifiziert zwei Köpfe, die im Archäologischen Museum (Elsässisches Altertummuseum) aufbewahrt werden als Fragmente der Apostel des Südportals, die 1793⁸ (Abb. 2) zerstört worden waren, und widmet einige Zeilen und Fotografien drei weiteren steinernen Köpfen, seiner Meinung nach von gleicher Herkunft, darunter der Kopf des Johannes

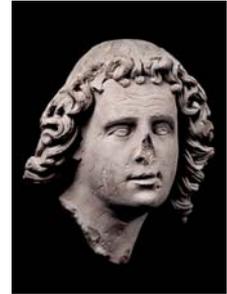


Abb. 1: Der Johanneskopf, um 1220, vom Südportal des Straßburger Münsters



Abb. 2: Artikel von H.F. Secker, 1911, Bildtafel 119



Abb. 3: Artikel von H.F. Secker, 1911, Bildtafel 122

(Abb. 3).⁹ Im Jahr darauf veröffentlicht er erneut die fünf Köpfe in einem Werk, das den Skulpturen der Kathedrale seit der Revolution gewidmet ist. Er hebt ihren Stil und ihre Ausmaße hervor, um ihre Zusammengehörigkeit und Zuschreibung zu untermauern.¹⁰ Diese wird zum Teil von Johann Knauth bestätigt in der Rezension dieses Buches für den Jahresband des Straßburger Münstervereins. Er erwähnt drei der Köpfe als „stilistisch dieser Gruppe von Statuen, die das Südportal zieren, zuordnungswürdig“, jedoch verneint er die Zugehörigkeit der ersten beiden zu demselben Ensemble.¹¹

Johannes Knauth wird 1921 seines Amtes enthoben und des Landes verwiesen, weil er sich geweigert hatte, die französische Staatsangehörigkeit anzunehmen.¹² Er lässt sich in Gengenbach nieder, in 30 km Entfernung von Straßburg, wohin er wahrscheinlich auch seine private Sammlung mitnimmt. Nach seinem Tod 1924 wohnt seine Witwe weiterhin in Gengenbach, bis sie schließlich in ein Altersheim in das 10 km entfernt gelegene Offenburg umzieht.¹³ In dieser Stadt wird der Kopf 2013 wiederentdeckt, im Besitz eines Hoteliers, dessen Großvater ein Kunstliebhaber war. Letzterer war auch ehrenamtlich tätig in dem Altersheim, in dem Frau Knauth ihren Lebensabend verbrachte. Der Kopf befand sich bis 2015 in einem Flur des Hotels, beschriftet mit dem Hinweis „Lettner des

Straßburger Münsters, um 1240“. Er war somit ein ganzes Jahrhundert lang dem Blickfeld der Kunsthistoriker verborgen. Das Foto des Kopfes wurde mehrmals im Laufe des 20. Jahrhunderts publiziert, insbesondere durch Willibald Sauerländer, der 1972 vermutete, dass er in den USA in einer Privatsammlung verschwunden sei.¹⁴

Die Wiederentdeckung des Kopfes erlaubte es, ihn 2015/2016 in der Straßburger Ausstellung „Strasbourg 1200–1230“ zu zeigen, wo er den anderen Apostelköpfen und Statuen vom Süd-

portal des Münsters gegenübergestellt werden konnte (Abb. 4).¹⁵ Dadurch konnte er in seinen ursprünglichen Kontext eingegliedert werden und seine Zuschreibung bestätigt werden.

Der Kopf stellt einen jungen bartlosen Mann mit prächtigem Haar dar. Als Hochrelief in rotem Sandstein gehauen, wurde er auf der Höhe des Halses abgetrennt.¹⁶ Außer der abgeschlagenen Nase sind nur geringe Beschädigungen vorhanden, besonders an der Oberlippe und den Augen, die einen mutwilligen Angriff bezeugen. Der nach rechts gedrehte Kopf, die leicht geöffneten Lippen und die von einigen Falten gezeichnete Stirn bestärken den Eindruck von Lebendigkeit. Es scheint, als sei eine Handlung oder ein Gespräch im Gang. Eine üppige und lockige Kopfbehaarung, die größere Schattenbereiche bildet, umrahmt das Gesicht. Die linke Kopfseite, welche besonders sorgfältig ausgearbeitet und durch tiefere Hinterschneidungen gekennzeichnet ist, scheint die Hauptansichtsseite gewesen zu sein.

Lässt man die jugendlichen Züge beiseite, dann weist das Werk eine große stilistische Verwandtschaft mit der Statue der Ecclesia vom gleichen Portal und den beiden vorher erwähnten Köpfen auf (Abb. 5): ein längliches kantiges Gesicht, mandelförmige Augen, die sich sehr nahe stehen, eine hohe flache Stirn und gelocktes Haar. Diese Züge sind denen der andern beiden Köpfe ähnlich, obwohl das vollere und weniger hagere Gesicht den Vergleich von vornherein erschwert. Der Kontext der Auffindung spricht ebenfalls für eine gemeinsame Herkunft.

Der Vergleich des Kopfes mit denen der Apostel, die auf dem Stich des Isaac Brunn aus dem Jahre 1617 dargestellt sind (Abb. 6)¹⁷ – der einzigen detaillierten



Abb. 4: Köpfe der Apostel, vom Südportal, Ausstellung „Strasbourg 1200–1230“



Abb. 5: Statue der Ecclesia vom Südportal, um 1220

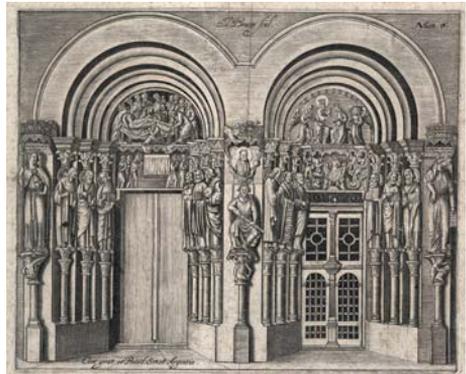


Abb. 6: Isaac Brunn, Stich des Südportals des Strassburger Münsters (1617)

Darstellung des Doppelportals des südlichen Querhauses vor den Zerstörungen von 1793 –, wird durch den jugendlichen Charakter des Gesichtes und das Fehlen des Bartes erleichtert. Die einzigen bartlosen Apostel sind der Dritte und der Sechste (von links gezählt), aber nur der erste weist eine weite Drehung des Kopfes nach rechts auf, die den Hals sichtbar werden lässt und so ihn mit dem besagten Fragment verbindet.¹⁸

Dieser dritte Apostel (von links) besetzt den Ehrenplatz im Portal, denn er steht direkt rechts, wenn man aus der rechten Pforte hinaus geht. Er stellt, aller Wahrscheinlichkeit nach, den Lieblingsjünger Christi dar, den Heiligen Johannes. Er nimmt auch im oberhalb platzierten Tympanon mit der Darstellung des Marientodes einen ehrenvollen Platz zur Rechten Christi ein.

Das prachtvolle Haar, mit den auf die Stirn fallenden Locken, gleicht dem von zwei eindrucksvollen Apostelfiguren dieses Tympanons (an achter und neunter Stelle von links, oberhalb der Figur des Heiligen Paulus). Auch wenn die Statuen der Apostel in den Gewänden des Doppelportals mit ihren schweren Faltenwürfen und sternförmigem Heiligenschein eher von älteren Stilformen zeugen, so weisen die Köpfe doch größtenteils eine stilistische Verwandtschaft mit den Tympanons und den Statuen des Engelspfeilers auf. Sie sind wohl von verschiedenen Bildhauern gehauen worden unter dem Einfluss der moderneren Werke des südlichen Querschiffs.¹⁹ Unter den fünf erhaltenen Köpfen ragt der des Johannes, dank seiner außergewöhnlichen bildhauerischen Qualität, besonders heraus (**Abb. 7**).

Aufgrund seiner herausragenden Bedeutung für das historische Kulturerbe konnte der Kopf des Johannes im Jahr 2016 von der Stadt Straßburg für das Frauenhausmuseum erworben werden. Dies wurde durch eine außerordentliche Subvention des Regionalfonds für den Erwerb von Kunstschätzen für Museen (Staat/Regionalrat Grand-Est) ermöglicht. An diesem Ankauf haben sich auch die *Société des Amis de la Cathédrale* (Straßburger Münsterverein) als Mäzen mit dem bedeutenden Beitrag von 9500 Euro und Herr Victor Beyer, ehemaliger Leiter der Straßburger Museen, mit einer persönlichen Spende beteiligt.

Im Zuge dieses Erwerbs stellte sich auch die Frage nach dem legitimen Besitzer dieses Werkes. Laut der Gesetzgebung des damaligen Reichslandes zu der Zeit, als der Kopf entdeckt wurde, hätte er sofort nach der Ausgrabung den Denkmalbehörden gemeldet werden müssen.²⁰ Im Straßburger Stadtarchiv befindet sich ein Plakat, das dazu aufruft, jeden archäologischen Fund den städtischen Behörden zu melden, da diese als kommunaler Besitz angesehen werden. Aufgrund der schon lange zurückliegenden Entdeckung und des langen Verbleibs



Abb. 7: Vier Apostelköpfe, vom Südportal

des Kopfes im Ausland hat die Behörde für Denkmalschutz von einem Verfahren zur Klärung der Ansprüche einer Rückerstattung abgesehen. Es bleibt zu hoffen, dass der äußerst positive Abschluss dieses Vorgangs eventuelle Besitzer von Skulpturenfragmenten des Münsters dazu verleitet, in Erscheinung zu treten und somit zur Wiederauffindung dieser zerstreuten Meisterwerke der europäischen Bildhauerkunst der Gotik beizutragen.

Anmerkungen

- 1 Die Ausstellung fand im Museum Œuvre Notre-Dame in Straßburg statt, vom 16. Oktober 2015 bis zum 14. Februar 2016. Vgl. Sabine BENGEL, Katalognotiz im Ausstellungskatalog „*Strasbourg 1200–1230 : la révolution gothique*“, Strasbourg, 2015, Kat. Nr. 43, S. 249.
- 2 Zu den Zerstörungen in der Französischen Revolution vgl. Jean HERMANN, *Notes historiques et archéologiques sur Strasbourg avant et pendant la révolution*, hg. von Rodolphe Reuss, Strasbourg, 1905; Rodolphe REUSS, *La cathédrale de Strasbourg sous la révolution. Etudes sur l'histoire politique et religieuse de l'Alsace*, Paris, 1888; Anouk ROQUET-HOFFET, „Les destructions de la Révolution à Strasbourg“, *Iconoclasm, vie et mort de l'image médiévale*, Ausstellungskatalog Historisches Museum Bern – Musée de l'Œuvre Notre-Dame de Strasbourg, 2000, S. 390–399.
- 3 Das Archiv der Stadt und der Eurometropole Straßburg führt eine Akte über die Errichtung eines Vorbaus für das Haus in der Krutenaustraße (Rue de la Krutenau) 54 in den Jahren 1904–1905, jedoch ohne Erwähnung der Entdeckung. Seit 1931 sind die beiden anderen Köpfe Bestand der Sammlungen des Museum Œuvre Notre-Dame, die zum Teil aus der Überlassung aus den Steindepots der Fondation de l'Œuvre Notre-Dame bestehen. Vgl. Victor BEYER, *La sculpture médiévale du Musée de l'Œuvre Notre-Dame*, 1956, Kat. Nr. 65 und 66, Inv. OND 10 und 11.
- 4 Fondation de l'Œuvre Notre-Dame, Sammlung der Gipsabgüsse, Inv. 2081. Die Nase des Kopfes wurde am Gipsabguss mit Gips nachmodelliert; Sabine BENGEL, *Das Straßburger Münster. Seine Ostteile und die Südquerhauswerkstatt*, Petersberg 2011, S. 105.
- 5 Hans Friedrich SECKER, „Bruchstücke verlorengeglaupter Bildwerke des Strassburger Münsters“, *Monatshefte für Kunstwissenschaft* 4, 1911, S. 546–549, Tafel 122 Abb. 9; Sabine BENGEL, *Das Straßburger Münster*, op. cit., 2011, S. 247, Anm. 511.

- 6 Johann KNAUTH, „Bücherschau“, *Strassburger Münsterblatt* VI, 1912, S. 141/142.
- 7 SECKER, *op. cit.*, 1911, S. 546–549, Tafel 119 bis 122.
- 8 Sie werden im Museum Œuvre Notre-Dame aufbewahrt mit den Inventarnummern MOND 12 und 22.995.0.23.
- 9 SECKER, *op. cit.*, 1911, Tafel 122.
- 10 Hans Friedrich SECKER, *Die Skulpturen des Strassburger Münsters seit der französischen Revolution*, Strasbourg, 1912, S. 38: „Fünf von jenen Köpfen konnten, wie gesagt, zeitlich, stilistisch sowie ihren Massen nach unzweifelhaft als Bruchstücke der Südportalapostel beansprucht werden, welcher Schluß umso näher lag, als sie mit nichts im Stil mehr zusammengehen, als mit den Köpfen der runden Tympana, so sehr, dass man sie demselben Meister zuschreiben möchte.“
- 11 KNAUTH, *op. cit.*, S. 141: „Ebensowenig ist es auf Grund stilistischer Vergleiche möglich zwei weitere Köpfe dieser Sammlung [Altertums-Sammlung] als zu dem Skulpturenschmuck des südlichen Querschiffportals gehörig zu identifizieren, wie dies von dem Verfasser geschieht und bereits von anderer Seite ausgesprochen worden ist. Dagegen müssen offenbar drei von mir in den letzten Jahren durch Zufall erworbene Steinköpfe stilistisch in die Reihe dieser Statuengruppe eingereiht werden.“
- 12 Francois ÜBERFILL, „Johann Knauth, dernier architecte allemand de l'Œuvre Notre-Dame (1905–1920): un destin tragique“, *Bulletin de la cathédrale de Strasbourg*, XXVI, 2004, S. 53–82; Sabine BENGEL, „Ein Schicksal in der Grenzregion am Oberrhein. Der Straßburger Münsterbaumeister Johann Knauth (1864–1924)“, *Die Ortenau. Zeitschrift des Historischen Vereins für Mittelbaden*, 97, 2017, 435–456.
- 13 Wir bedanken uns herzlich bei Martin Ruch (Offenburg), dank dem der Kopf im Mai 2013 lokalisiert werden konnte.
- 14 Willibald SAUERLÄNDER, *Gotische Skulptur in Frankreich 1140–1270*, München 1970, S. 124; SAUERLÄNDER 1972, *La sculpture gothique en France*, Paris 1972, S. 122; Ausstellungskatalog Stuttgart, *Die Zeit der Staufer*, 1977, Bd. 1, S. 367; Sabine BENGEL, *Das Straßburger Münster*, *op. cit.*, 2011, S. 105 (zum Johanneskopf). Otto Schmitt publiziert den Kopf im Jahr 1924, in seinem Werk „Die Skulpturen des Strassburgers Münsters“, Bd. 1, Kat. 14b und Tafel 67, Bd. 2, S. V, mit dem Nachweis „Besitzer Münsterbaumeister Dr. J. Knauth“.
- 15 Sabine BENGEL, „Le décor sculpté des parties orientales de la cathédrale de Strasbourg – du roman rhénan au gothique français“, Ausstellungskatalog „Strasbourg 1200–1230“, *op. cit.* (s. Anm. 1), S. 90–93.
- 16 Die Maße des Kopfes sind 32 × 25 × 23 cm, sein Gewicht beträgt 8 kg.
- 17 Vgl. die Katalognotiz von Barbara Gatineau im Ausstellungskatalog „Strasbourg 1200–1230“, S. 230.
- 18 Vgl. BENGEL 2011, S. 105.
- 19 Vgl. zuletzt Jean-Philippe Meyer, „La Synagogue, l'Eglise, Salomon et le Christ. Le dialogue strasbourgeois du Cantique des cantiques et les sculptures du portail sud“, *Bulletin de la cathédrale de Strasbourg*, XXIX, 2010, S. 174; Bengel, *Das Straßburger Münster*, *op. cit.*, 2011, S. 107; Sabine BENGEL, *Strasbourg 1200–1230*, *op. cit.*, 2015, S. 90–93, S. 249.
- 20 Dies entspricht dem Text des Gesetzes über die „Behandlung der Fundgegenstände“ vom 9. Dezember 1900, vgl. Félix WOLFF, *Handbuch der staatlichen Denkmalpflege in Elsass-Lothringen*, Straßburg 1903, Kapitel V, 2, Nr. 19. S. 39–40.

(Übersetzung: René Siegrist)

Bildquellen

Abb. 1, 4–7: Fotos Mathieu Bertola, Musées de Strasbourg

Abb. 2 und 3: Aus H.F. Secker, Bruchstücke verlorenglaubter Bildwerke des Straßburger Münsters. In: Monatshefte für Kunstwissenschaft 4, 1911, 546–549, Bildtafeln 119 und 122

Erwin von Steinbach, ein Baumeister der europäischen Gotik

Johann Josef Böker

Am 17. Januar 2018 jährte sich zum 700. Mal der Todestag Erwins von Steinbach. Während dieses Datum in seinen beiden hauptsächlichen Wirkungsorten Straßburg und Freiburg unbeachtet verstrich, wurde es in Bühl, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft der überlieferte Geburtsort Meister Erwins liegt, durch eine besondere Ausstellung begangen. Der vorliegende Aufsatz ist die Zusammenfassung eines Vortrags, den der Verfasser aus diesem Anlass im Juni 2018 im Bühler Friedrichsbau gehalten hat.

Ganz ohne Zweifel gehört Meister Erwin zu den bedeutendsten Baumeisterpersönlichkeiten des Mittelalters, die wir namentlich und in ihrem architektonischen Werk kennen, darin verwandt dem ein knappes Jahrhundert jüngeren Prager Dombaumeister Peter Parler oder – ein weiteres Jahrhundert später – Hans von Burghausen, deren umfassendes Werk jeweils durch erhaltene Bauinschriften belegt ist. Eine Bauinschrift an seinem Hauptbau, dem Straßburger Münster, ist es entsprechend auch im Fall Erwins von Steinbach, die uns seinen Namen und Herkunftsort übermittelt hat, nur dass diese vor zweieinhalb Jahrhunderten bereits unleserlich geworden war und seither verschwunden ist. Bis dahin aber hält sich eine ungebrochene Tradition der wortgetreuen Wiedergabe der am Mittelportal der Straßburger Münsterfassade angebrachten und 1277 datierten Bauinschrift, die zuerst 1508 Jakob Wimpfeling (1450–1528) – von 1471 bis 1501 Professor für kanonisches Recht an der Universität Heidelberg und zeitweise ihr Rektor¹ – in seiner Straßburger Bischofsgeschichte mitteilte² und die nachfolgend von zahlreichen weiteren Autoren bestätigt wurde. Doch nicht genug damit: von einer zweiten, gleichfalls chronikalisch überlieferten Inschrift von 1316 im Straßburger Münster haben sich zumindest die Fragmente mit seiner Namensnennung Magister Erwinus erhalten, die sich ursprünglich an der abgebrochenen Marienkapelle befunden hatte. Und schließlich hat sich im Leichhöfel des Straßburger Münsters sein Grabstein erhalten, der als sein Todesdatum den 17. Januar 1318 nennt. Seine Frau Husa war ihm bereits um anderthalb Jahre am 21. Juli 1316 vorausgegangen, und ihr gemeinsamer Sohn Johannes sollte 20 Jahre später am 18. März 1339 folgen. Ein weiterer Sohn Er-

wins leitete den Bau der Stiftskirche Niederhalslach, wo er, wie sein dort erhaltener Grabstein bezeugt, im Jahre 1329 auf der Baustelle tödlich verunglückte. Damit ist die Überlieferungssituation für die Person Erwins von Steinbach außerordentlich günstig, denn kaum von einem anderen Baumeister der Hochgotik sind wir so ausführlich über seine Lebensverhältnisse informiert. Erst in der Spätgotik des 15. Jahrhunderts wird sich, wie im Fall des Freiburger Münsterbaumeisters Hans Niesenberger, die Situation durch die Überlieferung von Dienstverträgen, Bauabrechnungen und vor allem exzessiven Prozessakten ändern.³

Vielleicht eine Spur der Nachkommenschaft Erwins von Steinbach findet sich in der sogenannten Steinbach-Affäre der Herren von Lichtenberg. Johann II. von Lichtenberg, ein Neffe des Bischofs Konrad von Lichtenberg, unter dem Erwin den Bau der Straßburger Westfassade begonnen hatte, lebte nach Trennung von seiner Frau außerehelich mit einer Lise von Steinbach zusammen, mit der er drei Töchter hatte. Um eventuellen Erbschaftsansprüchen zuvorzukommen, belagerten und eroberten die Verwandten Johanns II., darunter auch Johann von Lichtenberg, von 1353 bis 1365 Bischof von Straßburg, die Burg, setzten ihn gefangen und ermordeten seine Geliebte.⁴ Bei dem Naheverhältnis der Lichtenbergs zu den Straßburger Münsterbaumeistern Erwin und Johannes von Steinbach mag es sich bei der genannten Lise von Steinbach durchaus um eine Familienangehörige, vielleicht eine Enkelin Erwins, gehandelt haben, der Vorfall belegt aber unzweideutig die Existenz des Familiennamens Steinbach im 14. Jahrhundert.

Die Reserviertheit der offiziellen Architekturgeschichtsforschung gegenüber der Person Erwins von Steinbach hat eine lange Tradition, die mehr mit ideologischen denn wissenschaftlichen Positionen zu tun hat. Der Begeisterung Goethes für Erwin von Steinbach, dem er 1772 seinen Essay „Von deutscher Baukunst“ widmete,⁵ folgten ein Jahrhundert später ab 1872 die Untersuchungen des Berliner Architekten Friedrich Adler (1827–1908). Dabei ging Adler so weit, ein Œuvre dieses Architekten zu entwerfen, das entschieden über seine Beteiligung am Straßburger Münster hinausging.⁶ So vermutete er bereits, dass Erwin vor seiner Berufung nach Straßburg schon im Jahre 1268 den Turmbau des Freiburger Münsters begonnen habe,⁷ um ihm auch als Frühwerk den Bau der Stiftskirche von Wimpfen im Tal⁸ wie auch eine Beteiligung am Regensburger Dombau⁹ zuzuschreiben.

Die Kritik an den Forschungen Friedrich Adlers setzte unmittelbar darauf in geradezu polemischer Weise durch Franz

Xaver Kraus (1840–1901), seit 1872 als Professor für Christliche Kunstgeschichte an der Universität Straßburg lehrend, ein. Dass nämlich, wie er apodiktisch schreibt, „kein Architekt des 13. Jahrhunderts sich an der Façade eines Doms eine solche Ruhmrederei hätte gestatten dürfen“, bedürfe, wie er meinte, „nur für Solche einer Versicherung, welche Geist und Brauch jener Zeiten nicht an den Quellen kennen gelernt haben“¹⁰. Dem Mediävisten war offensichtlich daran gelegen, ein Bild des mittelalterlichen Künstlers zu entwerfen, der anonym hinter sein Werk zurückgetreten sei und entsprechend keinen Anspruch auf weltlichen Ruhm erhoben habe.

Für Verwirrung in dieser Angelegenheit sorgte vor allem eine Urkunde des Jahres 1284, in deren Zeugenliste Meister Erwins Name aufscheint – allerdings, wie es scheint, erst nachträglich eingefügt, sodass argumentiert werden konnte, er sei zu diesem Zeitpunkt noch nicht als Münsterbaumeister eingestellt gewesen. Da eine mittelalterliche Urkunde lediglich die schriftliche Fixierung eines mündlich vollzogenen Rechtsakts darstellt, hätte eine solche nachträgliche Änderung der Zeugenliste eine Verfälschung dargestellt und die Urkunde damit rechtsungültig gemacht, sodass der Einschub nur als Namenskorrektur zu verstehen ist. Für das Einstellungsdatum Erwins von Steinbach ist die Urkunde, die einen Immobilienverkauf zum Gegenstand hat, daher bedeutungslos.

Unter dem Eindruck dieser von Franz Xaver Kraus so entschieden vorgetragenen Position räumte Alfred Woltman 1877 – und damit genau zum Zeitpunkt der 600-Jahrfeier zur Grundsteinlegung der Straßburger Münsterfassade – nach ausführlicher Darlegung des bisherigen Wissensstandes ein: „Was wir oben über Meister Erwin ausgeführt, ist das, was uns nach Maßgabe des vorhandenen Materials wahrscheinlich ist, kann aber nicht als völlig gesichert gelten. Wenn, wie neuerdings geschehen ist, die Inschrift von 1277 als unecht angesehen wird, ebenso die am Lettner von 1316, wenn ferner selbst in der Urkunde von 1284 der Name nicht feststeht, so würde nicht nur die Benennung Erwin ‚von Steinbach‘ zweifelhaft, sondern es wäre auch fraglich, ob Erwin überhaupt Werkmeister gewesen, nicht etwa bloß Pfleger des Baues, wie zur Zeit seines Todes. [...] Als das Wahrscheinlichere ist freilich immer noch anzusehen, daß Erwin, den Jahrhunderte als einen der größten deutschen Baumeister feierten, wirklich ein Architekt war. Im Großen und Ganzen aber treten bei den architektonischen Schöpfungen des Mittelalters die Persönlichkeiten der Baumeister hinter das Werk selbst zurück. Die Zeit, das Volk und die Schule, nicht aber der Einzelne bestimmen den künstlerischen Charakter. In

streng wissenschaftlicher Beziehung ist also die Frage ohne tiefere Bedeutung.“¹¹

Was sich hier abzeichnet, ist nichts anderes als der wissenschaftsgeschichtliche Konflikt zwischen der von Architekten betriebenen Architekturgeschichte, die primär auf der Kenntnis von Bauwerken basiert, und der neuen Disziplin der Kunstgeschichte mit ihrem quellenkritischen Ansatz. Entsprechend teilten sich, wie der Straßburger Münsterbaumeister Johann Knauth (1864–1924) 1912 schrieb, in der Folgezeit die Meinungen über Erwin von Steinbach. „Während die Einen ihm den Bau fast des ganzen Münsters, sowie der Dome von Freiburg, Regensburg und weitere mehr zuschreiben wollen, suchen Andere ihm einen Ruhmestitel nach dem anderen wegzustreiten. Nach ihnen ist er schließlich nicht viel mehr als ein sehr mittelmäßiger Architekt und vielleicht geschickter Organisator gewesen, dem aber zu Unrecht die Ehren gebühren, die ihm von Jahrhunderten bezeugt worden sind.“¹²

Wenn sich schließlich Otto Kletzl in der Zwischenkriegszeit noch einmal für die Bedeutung Erwins von Steinbach einzusetzen suchte,¹³ so hatte dieses gerade den gegenteiligen Effekt. So postulierte Reinhard Wortmann, „daß der Westbau 1277 von einem anderen Meister begonnen wurde, dessen Plan uns mit dem Riß B erhalten ist. Erwin übernahm schon bald nach Baubeginn, vermutlich 1284, die Leitung und führte den Westbau annähernd bis zum Abschluß des zweiten Geschosses empor.“¹⁴ Der vermeintliche Beginn der Tätigkeit Meister Erwins frühestens im Jahre 1284 – und damit auch das Absprechen seines entscheidenden Anteils an der Konzeptionierung der Straßburger Münsterfassade – war damit in der Forschung festgeschrieben. So habe, wie Ulrich Coenen den Diskussionsstand schließlich zusammenfasste, Erwin „den ‚Fassadenriß B‘, der um 1275 aus Frankreich in Straßburg eintraf, [...] aber keineswegs geschaffen. Dieser Entwurf, der in Straßburg begeisterte Zustimmung fand, stammt von einem unbekanntem französischen Architekten, der mit den großen Fassadenlösungen der Kathedralen seines Heimatlandes vertraut war.“¹⁵

In der französischsprachigen Forschung hingegen wurde es in der Folgezeit generell üblich, jeden Verweis auf Erwin von Steinbach schlichtweg als einen „romantischen Mythos“ abzutun. Den Anfang machte Roland Recht,¹⁶ der damit eine ganze Kette von Beschwörungen auslöste,¹⁷ sodass schließlich Leslie Ross konstatieren konnte: „... the wonderfully romantic myth of Erwin von Steinbach and his family thus reflects, to a far deeper level, the political/nationalistic concerns of the early modern era rather than the medieval period itself“¹⁸.

Trotz dieser einhelligen Meinung hat es nicht an Gegenstimmen gefehlt. So hatte sich Heinrich Klotz entschieden für die Historizität der Namensform „von Steinbach“ eingesetzt.¹⁹ In der Folgezeit war es dann Reinhard Liess, der sich in mehreren Studien zu den Straßburger Fassadenrissen nochmals mit deren Zuschreibung an Erwin von Steinbach²⁰ und vor allem nochmals mit den Belegen für die Überlieferung der Straßburger Fassadeninschrift auseinandergesetzt hat, auf der die Namensform beruht,²¹ ohne damit jedoch in der deutschsprachigen wissenschaftlichen Öffentlichkeit durchzudringen.

Die Notwendigkeit einer erneuten Auseinandersetzung mit der historischen Person Erwins von Steinbach ergab sich in den vergangenen Jahren durch das in Karlsruhe angesiedelte Projekt der Erfassung und Erforschung aller mittelalterlichen Architekturzeichnungen im deutschsprachigen Raum, dessen zuletzt erschienener dritter Band den umfangreichen Straßburger Bestand erfasst.²² Die damit gegebene Möglichkeit, alle erhaltenen gotischen Baurisse im Original untersuchen und miteinander vergleichen zu können, hat dazu geführt, Zusammenhänge zwischen ihnen wie auch Händescheidungen in einem Maße vornehmen zu können, wie sie der bisherigen Forschung nicht zu Gebote gestanden hatten. Durch diese Aufarbeitung war es möglich, die künstlerische Persönlichkeit Erwins zu erfassen und sein Werk, umfassender als bisher, auch in Bezug auf weitere Bauprojekte, herauszuarbeiten.

Der Ostbau der Stiftskirche zu Wimpfen im Tal

Bereits Friedrich Adler hatte 1908 den Ostbau der Stiftskirche von Wimpfen als ein Frühwerk Erwins von Steinbach zu identifizieren gesucht.²³ Für diesen 1269 begonnenen Bau ist ein – namentlich leider nicht genannter – Baumeister überliefert, der, wie Burkhard von Hall in seiner zeitgenössischen Wimpfener Chronik mitteilt, jüngst aus Paris gekommen sei („*qui tunc noviter de villa Parisiensi e partibus venerat Francie*“). Auch Heinrich Klotz, der diesem Hinweis nachging und dabei auf die formalen Übereinstimmungen zwischen der Südfassade der Pariser Kathedrale und der Wimpfener Querhausfassade verwies,²⁴ schloss sich dieser Position an, die nachfolgend nicht unwidersprochen blieb. So habe, wie es Marc Carel Schurr formulierte, „grundsätzlich [...] das hier in Wimpfen anklingende Motiv des Wimpergparavants seine Vorbilder in der Westfassade der Reimser Kirche Saint-Nicaise und den Querhausfassaden von Notre-Dame in Paris“, doch dürfte „die Gestaltung der Wimpfener Fassade [...] auf eine allenfalls mittelbare Kenntnis der Pariser

Architektur zurückgehen, was die Aussage des Chronisten bezüglich der Herkunft des Baumeisters in den Bereich des Wunschdenkens rücken läßt²⁵.

Letztlich ist eine derart radikale Ablehnung der Überlieferung, die immerhin die Existenz weitreichender Bauhüttenbeziehungen wie auch die Bedeutung der Ile-de-France als Ausbildungszentrum belegt, nicht zwingend notwendig. Bei aller Vereinfachung im Gesamtentwurf ist das unmittelbare Vorbild der südlichen Querhausfassade der Pariser Kathedrale unverkennbar, vor allem, wenn man anstelle des sekundär eingeführten Maßwerkfensters wie dort ein Rosenfenster annimmt, wie denn auch Erwins Straßburger Münsterfassade ohne dieses Vorbild nicht erklärbar ist. Der Wimpfener Querhausfassade kommt damit eine entschiedene Bedeutung bei der Vermittlung der französischen Hochgotik Pariser Prägung für den deutschsprachigen Raum zu.

Die Straßburger Münsterfassade

Das architektonische Hauptwerk, mit dem der Name Erwins von Steinbach fest verbunden ist, ist die Westfassade des Straßburger Münsters. Bis in das 18. Jahrhundert hinein verkündete eine in der Lokalliteratur mehrfach belegte Inschrift, dass Erwin von Steinbach am Urbanstag des Jahres 1277 unter Bischof Konrad von Lichtenberg dieses glorreiche Bauwerk begonnen habe. Wenn hingegen argumentiert worden ist, dass die reichgegliederte Fassade keinen Platz aufweisen würde, die die Anbringung einer derartigen Inschrift erlaubt hätte, so wurde bereits von Maximilian Hasak auf den „unfertige[n] und ungelöste[n] Übergang von dem letzten Spitzbogen in die darüber aufsteigenden, senkrechten Stäbe des großen Wimpergs“ verwiesen, wo sich „links schwache Überreste eines heruntergewitterten Stabes oder Plättchens und rechts noch deutlich die beiden Kreisbogenrisse, welche die Höhe der Buchstaben umgrenzen“, gezeigt hatten.²⁶ Da nun die Länge der Inschrift mit ihren 86 Buchstaben einerseits und die Höhe dieser Buchstaben durch die Breite des heute ungegliederten Streifens andererseits bekannt sind, lässt sich die Inschrift, wie sich zeigt, zwanglos in diesem Band unterbringen.

Auch das immer wieder angeführte Argument, dass Baumeisterinschriften im Mittelalter ungebräuchlich gewesen seien, lässt sich inzwischen durch zahlreiche Gegenbeispiele widerlegen. Dazu gehört vor allem die Inschrift, die 1258 – zwei Jahrzehnte vor Straßburg – an der südlichen Querhausfassade von Notre-Dame in Paris angebracht worden war und die in

ähnlich rühmender Weise den Erbauer der Fassade, Jean de Chelles, nannte. Es ist aber gerade dieses Bauwerk, an dem Erwin von Steinbach einen wesentlichen Teil seiner Ausbildung erfahren hatte und von dem er entsprechend den Inschriftenbrauch übernommen haben dürfte.

Während der fünfzig Jahre, in denen Erwin von Steinbach der Straßburger Münsterbauhütte vorstand, war es ihm vergönnt gewesen, einen großen Teil seiner Vorstellungen von der Münsterfassade, die sein architektonisches Hauptwerk bleiben sollte, umzusetzen. Der Anteil lässt sich dabei präzise durch die erhaltenen Bauzeichnungen bestimmen.²⁷ Am Anfang entsteht ein noch vergleichsweise abstrakter Gesamtentwurf, der aber bereits alle Elemente der charakteristischen „Harfensaitenbespannung“ der Fassade aufweist. Die folgenden Entwürfe befassten sich mit der Ausarbeitung der inneren Fassadengestaltung, die auch die meisten formalen Ähnlichkeiten mit der Pariser Südquerhausfassade aufweist. Die letzte Phase seiner Tätigkeit konzentrierte sich dann auf Entwurf und Ausführung des Zentralstücks der Fassade, der Fensterrose, deren Vollendung schließlich in Abwandlung und Weiterführung der erhaltenen Planzeichnung geschah. Erst die Errichtung der beiden ursprünglichen Freigeschosse der Türme folgte unter seinen Nachfolgern, zunächst seinem Sohn Johann von Steinbach. Der nachfolgende Einbau der Glockenstube zwischen ihnen hingegen stellt dann die erste entschiedene Abweichung vom Erwinschen Planungskonzept dar, die dann mit der Errichtung des Nordturms, der mit seiner Fertigstellung im Jahre 1437 der höchste Turmbau überhaupt werden sollte, ihre Steigerung erfahren sollte.

Man hat oft argumentiert, wie sehr dieser Turmaufbau des Ulrich von Ensingen – dessen Todesjahr 1419 sich übrigens in diesem Jahr zum 500. Mal jährt – die Erwinsche Fassadenplanung umgeworfen habe. Tatsächlich aber ergibt ein genauer Vergleich der Ensingerischen Turmplanung mit dem Erwinschen Erstentwurf, dass alle seine Elemente, namentlich die vier freistehenden Treppenspindeln, aus diesem übernommen und dabei lediglich ins Monumentale gesteigert wurden. Wir dürfen sogar annehmen, dass die Idee des Maßwerkhelms, wie ihn der in Bern erhaltene nachfolgende Entwurf des Matthäus Ensinger überliefert,²⁸ auf eine Idee des Erwin von Steinbach zurückgeht, deren zeichnerische Umsetzung nicht erhalten ist. Nicht nur das, auch der – kürzlich in einer Pariser Privatsammlung wiederentdeckte Straßburger Turmriss seines Nachfolgers Hans Hültz zeigt neben dem Maßwerkturmhelm den charakteristischen Baldachinaufbau, den in abstrakter Form schon der

Erwünschte Turmplan aufweist und der dann selbst noch für die Planung eines südlichen Turmpendants um die Wende zum 16. Jahrhundert durch Hans Hammer verbindlich bleiben sollte. Diese Rezeption der Turmbauidee Erwins von Steinbach noch zwei Jahrhunderte nach seinem Tode belegt deutlich, wie sehr sein Plankonzept – trotz gesteigerter Monumentalität – von den nachfolgenden Generationen als verbindlich angesehen wurde und welches Ansehen seine Person im spätmittelalterlichen Straßburg genoss.

Der Freiburger Münsterturm

Die neuartige Idee des Maßwerkturnhelms, die in Straßburg vermittels der späteren Ausbauprojekte nachvollziehbar ist und mit der Überdeckung des gesamten Fassadenkörpers durch eine freitragende Maßwerkschicht ihre unmittelbare gestalterische Voraussetzung besaß, erfuhr ihre erste architektonische Umsetzung im Freiburger Münsterturm. Die architekturgeschichtliche Forschung ging hier stets von der Annahme zweier Turmbaumeister aus, deren erster ein vergleichsweise konventionelles Bauwerk entworfen habe, und eines zweiten, dem dann der bedeutsame Schritt zur Durchgestaltung des Turmoktogons und der Errichtung des Maßwerkhelms gelingen sollte.

Den Anstoß zur Identifikation des entscheidenden Turmbauemeisters lieferte die 1724 von Malachiam Tschamser kompilierte, aber auf älteren Überlieferungen basierende Thanner Franziskanerchronik, die als Baumeister des Straßburger und, wie nachdrücklich betont wird, auch des Freiburger Münsters Erwin von Steinbach nennt. Entsprechend hatte Friedrich Adler 1881 den Freiburger Münsterturm als das einheitliche Werk eines Baumeisters, eben des Baumeisters der Straßburger Westfassade, Erwin von Steinbach, angesprochen, der noch vor seiner Berufung nach Straßburg den Freiburger Turmbau begonnen habe, zumal „der bei dem Baue des Münsterthurms sehr mitbeteiligte Bauherr – Graf Egino III. von Freiburg – ein Schwager des Bischofs Konrad von Lichtenberg gewesen ist“, sodass „sich die nothwendige Brücke für eine Berufung Erwins von Freiburg nach Straßburg ganz von selbst“ ergebe.²⁹ Auch hier regte sich der Widerstand gegen die Position Adlers, indem, so Karl Stehlin, die „Erwin-Legende wohl kaum von sehr vielen Leuten ernst genommen worden“³⁰ sei, und entsprechend wertete Karl Schuster die Thanner Chronik als „als unzuverlässig bekannt“, da diese als einzige Quelle von einer Mitwirkung Erwins von Steinbach am Freiburger Münsterturm spreche, sodass „die Tätigkeit des Meisters am Freiburger Müns-

terturm zwar nicht völlig unmöglich, aber sehr unwahrscheinlich“ sei.³¹ Die Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts, die dem vermeintlichen „Erwin-Mythos“ skeptisch gegenüberstand, hat dann die Beteiligung Erwins am Freiburger Turmprojekt gänzlich in Abrede gestellt. Erst in jüngerer Zeit hat Reinhard Liess anlässlich der Untersuchung des sogenannten Rahnschen Risses – eine frühe Fassung des Freiburger Turmes – konstatiert, dass das auf ihm „dokumentierte Projekt zu einem Zeitpunkt geboren und ausgearbeitet wurde, da sich die Entwurfsgeschichte der Straßburger Westfassade in einem Stadium zwischen den Rissen B und C befand“ und entsprechend auf die „Urheberschaft Erwins von Steinbach“ für den Freiburger Turmriss geschlossen.³²

Tatsächlich aber lässt sich aufgrund der erhaltenen Baurisse der Anteil Erwins am Freiburger Münsterturm konkret festmachen. So bewahrt das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg in seiner Sammlung eine weitere Aufrisszeichnung des Freiburger Münsterturms, der aufgrund seiner dargestellten Planungsstufe – er zeigt den mittleren Turmaufbau noch in seiner ursprünglich geplanten Gestalt mit deutlicher Geschossausgrenzung – einer frühen Ausbauphase angehört.³³ Dennoch, und das ist das Entscheidende dieser Planungsstufe, zeigt er bereits den Maßwerkhelm, der immer als Idee eines späteren Meisters angesehen wurde, weitgehend in seiner ausgeführten Form und belegt damit, dass dieses Alleinstellungsmerkmal des Freiburger Turms einen originären Bestandteil seines frühen Plankonzepts darstellt und nicht, wie meist angenommen, von einem späteren Baumeister im beginnenden 14. Jahrhundert erfunden wurde – falls man nicht überhaupt eine zeitliche Priorität des Fassadenrisses des Kölner Domes annahm und damit die Erfindung des Maßwerkhelms für Köln statt für Freiburg in Anspruch nahm.

Was aber unmissverständlich die Zuschreibung namentlich des Nürnberger Risses des Freiburger Münsterturms an den Straßburger Münsterbaumeister – und damit an Erwin von Steinbach – zur Gewissheit macht, das ist der zeichentechnische Befund des Blattes. Der Turmriss setzt sich nämlich aus unterschiedlichen Pergamentblättern zusammen, deren unterstes die ausradierte Grundrisszeichnung einer Frühfassung des Westbaus des Straßburger Münsters enthält! Ein solches Blatt aber, das durch den weiteren Planungsverlauf zur Makulatur geworden war, konnte nur in Straßburg selbst anfallen und hier einer Zweitverwendung zugeführt werden. Nicht nur das: Auch die Handschrift des Freiburger Turmrisses findet ihre unmittelbare Entsprechung unter den Straßburger Fassadenrissen.

Mithilfe dieser Planzeichnung nun lässt sich die Planungsgeschichte des Freiburger Münsterturms klarer nachvollziehen: Schon in der ersten Entwurfsphase kommt es zu einem entscheidenden Anstoß vom Straßburger Münster, dessen Baumeister – Erwin von Steinbach – die Idee zur weiteren Durchgliederung des Turmkörpers und des Maßwerkhelms liefert, gezeichnet auf einem Pergamentblatt, das zuvor dem Grundrissentwurf der Straßburger Münsterfassade gedient hatte.

Das Thanner Theobaldsmünster

Genau gleichzeitig mit der Nachricht zum Baubeginn der Wimpfener Stiftskirche 1269 findet sich ein weiterer Beleg für ein Bauprojekt, das ganz konkret mit dem Namen Erwin von Steinbach in Beziehung gesetzt wird. So berichtet genannte Thanner Franziskanerchronik, dass „1269 [...] *der grundgelehrte und fürnemme Baumeister Erwinus oder Erwein von Steinbach, welcher den Straßburger und Freyburger Kirchenbau geführet, den Riß gemacht zu S. Theobaldi Münster*“ und „1275 *Umb diese Zeit fienge man zu Thann an die zugeführte Stein zu dem newen Münsterbaw zu verdingen und nach Kunst der Bildhawern zu hauen [...] und soll Ervinus von Steinbach [...] den Riß zu dißem auch gemacht haben wie auch zu Freyburg*“³⁴. Seitens der Forschung wurde diese Textstelle – gerade wegen der vollständigen Namensnennung Erwin von Steinbachs – in ihrer Authentizität infrage gestellt, doch scheint Tschamser bei der Präzision der Aussage noch Quellenmaterial benutzt zu haben, das seither verschollen ist.

Das 1269 entworfene und 1275 begonnene erste Bauwerk Erwins von Steinbach gedieh kaum über seine ersten Anfänge hinaus, als der Bau, wohl wegen Finanzierungsschwierigkeiten, wieder eingestellt wurde. Was bereits ausgeführt worden war, wurde hingegen beim nachfolgenden, 1332 begonnenen Neubau der Wallfahrtskirche, der sich selbst noch über das gesamte 15. Jahrhundert hinziehen sollte, wieder beseitigt.

Der Thanner Entwurf Erwins scheint mit der Grundriss- und Querschnittzeichnung eines ganz ungewöhnlichen zentralisierenden Kirchenbaus vorzuliegen, deren Kopie sich auf der Rückseite des Nürnberger Turmrisses vom Freiburger Münsterturm erhalten hat. Diese stellt einen fünfjochigen Kirchenbau mit quadratischen Jochen und doppelten, vermittels diagonal gestellten Jochen angebondenen Diagonalapsiden sowie zwei gleichfalls diagonal gestellten westlichen Flankentürmen dar. Der zwischen Ost- und Westteil vermittelnde schmale Seitenschiffbereich ist durch Dreiecksgewölbe über einem Pfeiler in der Achse der beiden Nebeneingänge überdeckt, wodurch sich

äußerst interessante Schrägblicke im Raum ergeben. Das ursprünglich kleiner gezeichnete Westportal wurde nachträglich ausradiert und verschoben.

Der hier dargestellte Kirchenentwurf gehört zu den ungewöhnlichsten Entwürfen der gotischen Sakralarchitektur. Die Grundrisslösung des Chores mit diagonal gestellten, in der Höhe gestaffelten Nebenapsidenpaaren findet sich prominent vertreten in der Trierer Liebfrauenkirche sowie davon abhängig im Viktorsminster von Xanten und, reduziert auf ein Nebenapsidenpaar, an der Oppenheimer Katharinenkirche, aber auch, bereits im späten 14. Jahrhundert, in der Elisabethkirche im ehemals ungarischen Kaschau. Auffallend ist bei einem Vergleich mit der Trierer Liebfrauenkirche die Kongruenz der Grundrisse, da das Vierungsquadrat mit dem Mittelgewölbe des Risses übereinstimmt und die beiden weiteren quadratischen Joche des Risses mit jeweils zwei Rechteckjochen in Trier korrespondieren, die beiden schräg stehenden Turmbauten des Risses fallen zudem mit den beiden inneren Nebenapsiden der Westseite von Trier zusammen. Die Übereinstimmungen der Maßverhältnisse sind zudem so exakt, dass für den Zeichner des Risses eine genaue Kenntnis auch der zwischen 1230 und 1270 errichteten Trierer Liebfrauenkirche angenommen werden muss.

Als ungewöhnlich ist die Querschnittform des Baues mit seinen sehr niedrigen äußeren Apsiden und der allmählichen Steigerung der Raumhöhe bis zu dem sehr steilen Mittelschiff zu sehen. Für die in dieser Zeichnung gefundene Raumlösung sind die ungewöhnlichen, eher im Spätmittelalter anzutreffenden diagonalen Sichtachsen charakteristisch, die den Besucher veranlassen hätten, immer wieder seinen Standort zu wechseln, um den Raum in seiner ganzen künstlerischen Wirkung erfassen zu können. Durch die schrittweise Höherstaffelung des Raumes entsteht vor allem im Chorbereich mit seinen vier ausstrahlenden Nebenapsiden ein zentralisierender Raumkörper, der sich gerade mit einer Nutzung als Wallfahrtskirche mit zentral aufgestelltem Schrein erklären lässt.

Ein wichtiges Indiz für die Zuschreibung und Datierung des Entwurfes stellen die Strebebfeiler dar, die bereits vom Bodenniveau an schrittweise in Fialenaufbauten aufgelöst sind. Gerade ihr Aufbau kennzeichnet den Straßburger Fassadenriss B des Erwin von Steinbach, und das in den Strebebögen verwertete Dreistrahlmotiv findet sich auf diesem als Fenstermaßwerk wieder. Der Straßburger Münsterbaumeister ist daher auch für diesen Riss als Planverfasser anzunehmen, zumal seine Involvierung durch die Thanner Tradition selbst belegt ist.

Der Breisacher Münsterchor

Markant auf einem Berg unmittelbar am Rheinufer nahe dem Kaiserstuhl gelegen, beherrscht das Breisacher Münster – ursprünglich zusammen mit einer Burganlage – die unterhalb von ihr angelegte Stadt, die von Rudolf von Habsburg im Jahre seines Herrschaftsantritts 1273 als veräußerter Reichsbesitz zurückgefordert und damit freie Reichsstadt wurde. In dieser Zeit wurde dem romanischen Bau der Münsterkirche ein gotischer Chor angegliedert,³⁵ dessen erhaltener Dachstuhl dendrochronologisch auf 1292 datiert werden konnte.³⁶ Unabhängig davon hatte Peter Schmidt-Thomé eine Vollendung des Chorbaus „kurz nach 1273“ angenommen,³⁷ während Ulrich Knapp das Chorgewölbe aufgrund stilistischer Erwägungen in die Zeit „kurz vor 1300“ ansetzte.³⁸ Das gotische Chorprojekt rückt damit in die Zeit der Rückgewinnung der Stadt durch Rudolph von Habsburg und, damit verbunden, der Anerkennung ihres Status' als Reichsstadt.

In sich wenig präventios, erfährt das Breisacher Chorprojekt seine hauptsächliche Bedeutung durch die exponierte Lage der Kirche und seiner Einfassung durch zwei Flankentürme, die den einfachen Chorbau in seiner Wirkung steigern. Errichtet war der von einem einfachen Kreuzrippengewölbe überdeckte Chorbau aus, wie meist betont wird, topografischen Gründen über einem Kryptengeschoss, das damit auch die Gegebenheiten des nachfolgenden Chorbaus und namentlich die Unregelmäßigkeit seiner Jochfolge determinierte. Nach außen zwischen den Strebeifilern in gedrückten Arkaden geöffnet und über einer Mittelstütze mit Rippendreistrahlen gewölbt, zeigt der Raum eine Gestalt, die entschieden über einen Nutzraum hinausgeht und, wie Wolfgang Götz vermutet, „den Raum größeren Sinnzusammenhängen“ zuordnet.³⁹ Der Rhenser Königstuhl wird immerhin ein Jahrhundert später dieselbe Grundgestalt nachbauen, und so ist man versucht, dem Breisacher Chorunterbau angesichts des nahen Kaiserstuhls – die Berggruppe ist seit dem Jahre 1304 mit diesem Namen bezeugt, der offensichtlich auf die Zeit Rudolphs von Habsburgs zurückgeht⁴⁰ – eine ähnliche Funktion zuzuweisen.

Die besondere Baugestalt des Raumes, der über einem kapitellosen Rundpfeiler mit einfach gekehlten Rippendreistrahlen gewölbt ist, gibt dem Bauwerk ein eigentümliches Gepräge, das leicht die gelegentliche Datierung an den Anfang der spätgotischen Epoche in das mittlere 14. Jahrhundert erklärt. Allerdings zeigen die Kapitelle der Arkadenpfeiler deutlich frühgotisches Blattwerk des mittleren 13. Jahrhunderts, während der Einbau

der Wölbung sekundär erfolgte. Auch die qualitätvolle figürliche Kapitellplastik verweist auf eine gehobene Bedeutung. Es scheint, dass hier ein älteres Bauwerk in einen Chorbau integriert wurde. Diese Vermutung bestätigt sich zudem durch die Architektur des Chores. Dieser nämlich setzt sich aus zwei querechteckigen Vorchorjochen zusammen, deren Tiefe von dem angefügten Chorturmpaar bestimmt wird, gefolgt, nach einer deutlichen Gurtbogenzäsur, von einem schmalen Zwischenjoch und der eigentlichen Apsis über fünf Seiten des Achtecks.

Was zunächst wie ein einfacher gotischer Chorbau in klaren Proportionen aussieht, erhält durch eine mittelalterliche Architekturzeichnung eine neue Bedeutung. Durch die markante Jochabfolge des Breisacher Chorbaus wurde die Identifizierung des Entwurfs eines gotischen Chores auf der Rückseite der Nürnberger Entwurfszeichnung zum Freiburger Münsterturn mit dem Breisacher Chorprojekt möglich.⁴¹ Der enge Zusammenhang der beiden Hütten, welche schon durch Baudaten und Bauformen sowie die geografische Nähe wahrscheinlich wird, wird damit durch diesen Bauriss weiter belegt. Es handelt sich dabei um die Grund- und Querschnittzeichnung eines von zwei kürzeren Nebenchören flankierten dreijochigen basilikalischen Chor mit 5/8-Abschluss und zweibahnigen Maßwerkfenstern, überdeckt von einem Kreuzrippengewölbe mit großen, kreisrunden, mit vegetabilem Ornament gefüllten Schlusssteinen. Im Querschnitt ist die Hauptapsis zweigeschossig mit geschlossenem Unterbau angelegt. Ungewöhnlich ist auch die Herabführung der von einem Vierpass durchbrochenen Strebebögen in die Zwickel der Seitenchorgewölbe. Die Strebepfeiler der Seitenschiffe sind mit gestaffelten, das Chorpolygon mit einfachen Fialen besetzt, der Mauerkrone ist jeweils eine Maßwerkbrüstung mit stehenden Vierpässen in Quadratrahmen aufgesetzt. Dass es sich bei dem Entwurf tatsächlich um ein konkretes Bauprojekt handeln muss, belegt der Eintrag der Gewölbeanfänger als Profilschnitt. Der Riß zeigt zudem eine Blindrillenvorzeichnung, neben dem Treppenturm findet sich eine Radiespur.

Wie tatsächlich in Breisach ausgeführt, beginnt der Chor mit zwei Jochen einer Breite, um im Osten mit schmaleren Jochen zu enden. Die Joche der nicht ausgeführten Nebenchöre sind quadratisch. Zwischen Hauptchor und Nebenchören sind weite Öffnungen eingezeichnet. Die im Chor eingezeichneten Fensteröffnungen sind breiter als die ausgeführten, jedoch ist das zweibahnige Fenstermaßwerk dem Bestand sehr ähnlich. Die eingezeichneten Treppentürme in der Nordostecke zwischen Chor und Nordnebenchor sowie in der Südwestecke des

südlichen Nebenchores hingegen wurden nicht ausgeführt. Die Grundrisszeichnung des Chores baut auf denselben Massen, Wandstärken, Strebepfeilergliederung sowie Jochbreiten und Länge auf wie der gebaute Chor. Anstelle der geplanten Nebenchöre wurden die romanischen Apsiden beibehalten. Die Nebenchöre werden in der Seitenschiffsbreite fortgeführt, nehmen also deutlich Bezug auf die bereits gebauten Teile des Breisacher Münsters. Der Aufriss hingegen unterscheidet sich von dem Gebauten insbesondere in der Höhe. Die Zeichnung sieht einen deutlich höheren Chor vor als derjenige, der ausgeführt wurde. Die Fenster des Chores setzen auf einer höheren Ebene an, die Maßwerke hingegen sind den gebauten sehr ähnlich, nur die Zwickelfiguren entfallen aufgrund der schmaleren Ausführung.

Aufgrund der besonderen topografischen Gegebenheiten der spezifischen Jochabfolge muss es sich bei der Nürnberger Zeichnung um einen Entwurf für den Breisacher Münsterchor handeln. Der ausgeführte Bau stimmt dabei im Wesentlichen mit der Zeichnung überein, jedoch wurde schließlich eine vereinfachte Version des Entwurfes ausgeführt. So wurden die Nebenchöre zugunsten der bereits vorhandenen romanischen Apsiden aufgegeben und die Höhe des Bauwerkes deutlich reduziert. Trotz dieser Unterschiede aber stimmt der Entwurf selbst in seinen Einzelheiten der Gestaltung mit dem ausgeführten Bauwerk überein. Dieses zeigt sich namentlich in den zweibahnigen Maßwerken der sehr steil geführten lanzettförmigen Chorfenster, die identisch ausfallen, auch wenn der einheitlich auf der Zeichnung vorkommende Dreipass hier mit Vier- und Fünfpässen alterniert.

Nun ist es aber genau diese Breisacher Maßwerkkonfiguration, die in gleicher Anordnung an den Blendfeldern zuseiten der Portale der Straßburger Münsterfassade vorkommt. Schon dieses lässt den Gedanken an einem engen Zusammenhang mit der Straßburger Münsterbauhütte aufkommen, der durch den Bauriss bestätigt wird. Aus der Planungsgeschichte des Breisacher Münsters ergibt sich eine Datierung des Chorentwurfs um 1275, und aus der Identität der Handschrift der Entwürfe auf diesem Blatt eine Zuschreibung an Erwin von Steinbach, auch wenn sich von seinem Entwurf letztlich wenig in dem ausgeführten Bauwerk erkennen lässt.

Vor allem aber scheint der Chorbau in einem wichtigen Punkt von der Planung des Risses abzuweichen: Statt die Apsisfenster bis auf Sohlbankhöhe herabzuführen, enden sie in Höhe des Traufgesimses der beiden Seitenapsiden. Davon, dass die untere Mauerhälfte nicht durchfenstert hätte bleiben sollen, ist sicher nicht auszugehen, und so bleibt die Wahrchein-

lichkeit, dass hier eine doppelgeschossige Fensteranordnung wie auf der Thanner Planung gemeint war. Insgesamt hätte sich mit der auf dem Bauriss vorgetragenen Lösung eine mächtige Baukörperperformance ergeben: ein gestaffelter, in der Höhe gesteigerter vertikaler Baukörper, der gerade durch die Zweigeschossigkeit noch an zusätzlicher Monumentalität gewonnen und damit die landschaftsbeherrschende Stellung noch weiter gesteigert hätte.

Die Wernerkapelle von Bacharach

Die landschaftsbeherrschende Lage wie in Breisach trifft in gleicher Weise auf die Ruine der gotischen Wernerkapelle zu, die oberhalb der Stadt Bacharach und unterhalb der Burg Stahleck auf einem Geländevorsprung steht. Selbst in der durch eine lange Bauunterbrechung bedingten stilistischen Heterogenität des Bauwerks und seinen romantisch-ruinenhaften Zustand vermag der Bau noch die Wirkung auszuüben, die ihm im Erstentwurf zgedacht gewesen war. „Mathematische Klarheit des Aufbaus, Durchsichtigkeit der Struktur und Schönheit der Einzelformen machen den aus rotem Sandstein errichteten Bau zu einer der vollendetsten und edelsten Schöpfungen der rheinischen Gotik.“⁴²

Die Wernerkapelle von Bacharach war nach dem vermeintlichen Märtyrertod des Patrons 1287 gegründet und schon wenig später, 1289, begonnen worden. Die Bauarbeiten gingen anfangs offensichtlich zügig voran, sodass schon 1293 im bereits fertiggestellten südlichen Querarm ein Werner-Altar geweiht werden konnte. 1337 erfolgte die Weihe des Ostchores, aber erst fast ein Jahrhundert später wurde das Bauwerk 1429 bis 1437 vollendet. 1689 bei der Sprengung der oberhalb gelegenen Burg Stahleck zunächst beschädigt, wurde sie schließlich 1752 durch Abtragung der Nordkonche und 1787 der Gewölbe und Dächer zur Ruine, die dann im 19. Jahrhundert die Begeisterung der Romantiker auslöste.

Trotz der drei verschiedenen Ausbaustufen angehörenden Bauabfolge stellt sich die Wernerkapelle von Bacharach selbst in seinem heutigen ruinenhaften Zustand als ein in sich ausgewogen gestaltetes Bauwerk dar, und selbst ihr Innenraum lässt trotz des Fehlens des oberen Raumabschlusses und der dritten Konche einen geschlossenen Raumeindruck erkennen.

Hatte die Architekturgeschichte bislang zwischen einem Straßburger oder Kölner Einfluss geschwankt,⁴³ so gab ein im Straßburger Bestand erhaltener Bauriss den entscheidenden Hinweis. So zeigt die Rückseite eines späteren Restaurierungs-

planes für die Westfassade des Straßburger Münsters eine dem Riss aufgeklebte ältere Grundrisszeichnung, die als der halbierte Grundriss einer kleineren fünfjochigen kreuzrippengewölbten Kapellenanlage mit polygonalem Chorschluss zu lesen ist, deren quadratisches Mitteljoch querhausartig um je eine polygonale Apsis erweitert wird.⁴⁴

Im Vergleich mit dem heutigen Baubestand lassen sich neben der übereinstimmenden Grunddisposition jedoch auch einige Detailabweichungen nachweisen, die eine Entstehung des Risses eindeutig vor Baubeginn der Südkonche im Jahre 1289 belegen. Während im ausgeführten Bauwerk nebeneinander mehrere Strebebfeilertypen vorkommen, zeigt der Plan an den Jochgrenzen einheitlich gestaltete Pfeiler, bestehend aus einem rechtwinkligen Unterbau und einem darauf aufsitzenden, in der Höhe gestaffelten Fialenpaar, dessen Frontfiale mit ihrer Übereckstellung den Pfeiler oberhalb des blockartigen Unterbaus spornartig fortsetzt.

Vor allem die Dreistrahlfigur in den Fenstermaßwerken der Südkonche gehört zum Standardrepertoire der Straßburger Westfassade, namentlich in den Wimpergen der Blendfelder im unteren Strebebfeilergeschoss, an welcher Stelle sie sich bereits in Erwins „Riss B“ eingetragen finden, und auch in handschriftlicher Hinsicht sind die Beziehungen zu den Straßburger Rissen des ausgehenden 13. Jahrhunderts groß. „Zeitlich gesehen fällt der Beginn des Unternehmens und dessen erste Bauphase in die Schaffenszeit des urkundlich als Münsterbaumeister belegten Erwin von Steinbach. Ein Vergleich der südlichen Teile der Wernerkapelle mit dem Formengut der Straßburger und Freiburger Münsterbauhütte des späten 13. Jahrhunderts deutet dabei auf einen engen planerischen Zusammenhang“, wobei „als dezidiert straßburgisch [...] das Dreistrahlmotiv des Maßwerks der Südkonche gewertet werden“ könne, das „in dieser Form sowohl an den Erwinischen Teilen der Straßburger Westfassade als auf den Baurissen des Freiburger Münsterturmes“ begegnet.⁴⁵ Zu einer durchaus ähnlichen, wenngleich vorsichtigen Einschätzung des Projekts kam gleichzeitig auch Yves Gallet: „Without going as far as to propose an attribution, it is interesting to note that the elaboration of the Bacharach project, in the years 1287–1289 corresponds, at Strasbourg, to the period when the famous Master Erwin (1284–1318) was active.“⁴⁶

Der Straßburg-Bezug der Grundrisszeichnung wird durch einen zweiten Bauriss belegt, der sich heute in Wien befindet. Die Rückseite einer Grundrisszeichnung des nordöstlichen Treppenturms des Straßburger Nordturms enthält die Zeich-

nung zweier Schnitte durch Laibungsprofile und Dienstbündel und die Grundrisszeichnung eines Sakramentshauses, das einem der beiden Dienstgruppen vorgelegt erscheint.⁴⁷ Dabei sind die Einzelzeichnungen als eindeutig zusammengehörig anzusehen, indem der Sakramentshausgrundriss axial auf die Pfeilervorlage bezogen ist. Da der Grundriss der Vorderseite eindeutig straßburgisch ist, lag es nahe, hier auch nach dem Zusammenhang des vorliegenden Detailplans zu suchen, sodass dieser mit dem Straßburger Kapellengrundriss der Wernerkapelle von Bacharach identifiziert ist.

Erwin von Steinbach: Ein Abriss seines Lebens

Blickt man auf das zurück, was wir über Erwin von Steinbach wissen, so lassen sich die Stufen seines Lebens rekonstruieren. Geboren wurde er in einem Ort Steinbach, ohne dass es zunächst irgendwelche Anhaltspunkte dafür gibt, welcher Ort dieses Namens gemeint ist. Das badische Steinbach, in dem im 19. Jahrhundert sein Denkmal errichtet wurde, hat dabei den konkreten Vorteil der Nähe zu den beiden Münsterbauhütten Freiburg und Straßburg für sich, ohne dass sich dafür natürlich ein urkundlicher Beweis liefern ließ. Immerhin bedeutet die Tatsache, dass sowohl die Straßburger Portalinschrift wie auch die Thanner Überlieferung Steinbach als Herkunftsort vermelden, dass dieser Ort im weiteren Umfeld beider Münsterbauhütten gelegen haben muss, da ansonsten nicht von einem Bekanntheitsgrad ausgegangen werden kann. Konkret mit dem badischen Ortsnamen brachte aber der Benediktiner Philippe-André Grandidier (1752–1787) in seinem „Essais historiques et topographiques sur l'église Cathédrale de Strasbourg“ von 1782 Erwin von Steinbach in Verbindung, indem „Erwin de Steinbach, ainsi nommé parcequ'il était originare de la petite ville de Steinbach dans la Margraviat de Bade“⁴⁸.

Da Erwin spätestens 1277 die Leitung der Straßburger Münsterbauhütte angetreten hat, muss er spätestens um 1250 geboren worden sein. Er wäre damit bei seinem überlieferten Todesdatum 1318 etwa 70-jährig gewesen.

Seine erste Ausbildung mag Erwin an der Münsterbauhütte Freiburg oder Straßburg erhalten haben, die beide mit dem Bau ihres jeweiligen Langhauses entschieden von der gleichzeitigen Pariser Hochgotik bestimmt gewesen waren. Wenn im Jahre 1269 für Wimpfen überliefert ist, dass der Neubau der dortigen Stiftskirche von einem erst kürzlich aus Paris gekommenen, in der Baukunst außerordentlich erfahrenen Steinmetzen begonnen worden sei, so mag sich dieses vielleicht nicht auf Erwin

beziehen, wie es Heinrich Klotz vermutet hatte; es belegt aber entschieden die Reichweite der Pariser Bauhütte dieser Zeit, die auch sonst bezeugt ist.

Dass Erwin seine weitere Ausbildung in der Ile-de-France erhalten hatte, steht außer Frage, zu sehr ist seine Architektur von den hochgotischen Bauten bestimmt. Dieses gilt in erster Linie von der südlichen Querhausfassade von Notre-Dame in Paris, die ab 1250 von Jean de Chelles und seinem Nachfolger Pierre de Montreuil errichtet wurde. Die Grundsteinlegungsinschrift des ersteren am Querhausportal aus dem Jahre 1257 muss auch Erwin veranlasst haben, eine ähnliche Inschrift mit seinem Namen an der Straßburger Münsterfassade anzubringen. Noch später wird er sich nach Paris und Orléans wenden, als es darum ging, einen Chorentwurf für Straßburg zu zeichnen.

Im Jahre 1269 war der anonyme Baumeister der Wimpfener Stiftskirche aus Paris gekommen, um hier den Kirchenbau „nach französischer Art“ zu beginnen, und spätestens jetzt muss auch Erwin, falls er nicht überhaupt mit jenem identisch ist, von dort zurückgekommen sein, denn die Thanner Chronik berichtet für dieses Jahr vom Baubeginn der Wallfahrtskirche, für die Erwin den Riss gezeichnet habe, während die Vergabe der Steinmetzarbeiten hier 1275 erfolgte. Dass ihm zum ersten Datum bereits die Leitung der Straßburger Münsterbauhütte übertragen worden wäre, darf ausgeschlossen sein. Möglich ist aber die Anstellung als Parlier in Straßburg, oder – was wahrscheinlicher ist – in dem Thann nähergelegenen Freiburg, wo spätestens seit 1270 der Münsterturm im Bau war.

Noch von Freiburg aus hatte Erwin den Chor des Breisacher Münsters betreut und für ihn einen monumentaleren Erstentwurf geliefert. Eine zweite Zeichnung, der Entwurf einer für Thann bestimmten Diagonalapsidenkirche, zeigt seine genaueste Kenntnis des Grundrisses der Trierer Liebfrauenkirche, wo er einen Teil seiner Lehrzeit absolviert haben mag. Ob Erwin auf seiner Wanderung auch den Kölner Dom berührt hat, ist nicht belegt, ist aber bei der Bedeutung dieser rheinischen Bauhütte anzunehmen. Das Indiz hierfür findet sich in der Maßwerkgestaltung, namentlich in dem ungewöhnlichen Vierstrahlmotiv, das auf dem Straßburger Fassadenentwurf Erwins in den Fensteröffnungen der Turmaufbauten begegnet und in gebauter Form als Miniaturmaßwerk seitlich des Hauptportalwimpergs zitiert ist. Darüber hinaus aber muss Erwin, wie einige direkte Formenzitate am Bauwerk belegen, eine unmittelbare Kenntnis der Pariser Architektur der Zeit um 1250 besessen haben.

Bereits von Straßburg aus scheint Erwin auch den Bau der Wernerkapelle von Bacharach betrieben zu haben, der gerade

als ein Verbindungsglied zwischen Straßburg und Köln angesehen werden kann, aber auch ein Erstentwurf für das Thanner Münster, von dem eine jüngere Chronik berichtet, sowie der Chorplan des Breisacher Münsters finden sich unter seinen Zeichnungen. Auch beim Bau der Katharinenkirche in Oppenheim, dessen Ostteile wiederum den Apsidenplan der Trierer Liebfrauenkirche zeigen, lässt sich ein dezidiert erwinischer Einfluss feststellen. Immerhin wird Mainz als sein möglicher Geburtsort genannt. Hier zeigt der Turm der dem Dom östlich benachbarten, aber nicht erhaltenen Liebfrauenkirche, die zwischen einem überlieferten Branddatum von 1284 und der Weihe von 1311 errichtet worden war, in seinem ersten Freigeschoss eine an die Straßburger Harfensaitenbespannung erinnernde Maßwerkgestaltung.

Mit Straßburg und Freiburg schließlich hängt der Turmbau der Marienkirche zu Reutlingen, vollendet 1342, auf das engste zusammen. Seine drei Portale mit steilen Maßwerkwimpergen zwischen den Strebepfeilern des Hauptturmes, überhöht von dem großen Maßwerkgiebel des Turmunterbaus mit seinem zentralen Rosenmotiv, lassen diese Beziehung offenkundig werden. Anders als Freiburg besitzt Reutlingen jedoch einen geschlossenen Steinhelm, der sich auf eine ungewöhnliche Weise über einen herabgeführten Giebel mit dem quadratischen Unterbau verschneidet und der in seinem oberen Drittel eine Maßwerk Galerie trägt, während der Helmansatz – ganz ähnlich wie bei den Hahnentürmen des Freiburger Münsters – von einer Maßwerkfolge verschleiert ist. Beide Elemente, die Verschneidung des Oktogons mit dem Unterbau und die Maßwerk Galerie, sollten gegen Ende des 14. Jahrhunderts für Heinrich Parlers Erstentwurf für den Ulmer Münsterturm bestimmend werden.

Das bedeutendste Bauwerk jedoch, das in seiner Gestaltung auf das Werk Erwins von Steinbach zurückgeht, ist die mächtige Zweiturmfassade des Kölner Doms. Dass dieses erst im 19. Jahrhundert vollendete Werk im Gesamtkonzept wie in den Einzelheiten auf die Straßburger Münsterfassade zurückgeht, ist immer gesehen worden.⁴⁹ Die zeitliche Einordnung des großen Pergamentplans dieser Fassade in das mittlere 14. Jahrhundert hingegen lässt auch das entwicklungsgeschichtlich bedeutendste Element der Kölner Domfassade, die durchbrochenen Maßwerkhelme ihrer Türme, als Rezeption des älteren Freiburger Turmhelmes erscheinen, der zum Zeitpunkt des Baubeginns der Kölner Fassade bereits vollendet dastand.⁵⁰ In diesem Werk vereinen sich somit verschiedene Komponenten erwinischer Architekturvorstellungen.

Aber auch eine Fernwirkung lässt sich für den Freiburger Münsterturm feststellen. Dass der gewöhnlich Giotto zugeschriebene Riss für den Campanile des Florentiner Domes, dessen Werkmeister er von 1334 bis zu seinem Tod im Jahre 1337 gewesen war, in der Domopera von Siena in seinem Oktogonaufsatz und Steilhelm den gerade vollendeten Freiburger Münsterturm rezipiert, gilt als ausgemacht. Auch das ehrgeizige Turmprojekt des Utrechter Domes, das die Kritik des Reformers Gert Groote als einem Turmbau zu Babel hervorgerufen hatte, zeigt in seinem Oktogongeschoss weitgehende formale Übereinstimmungen mit dem Freiburger Vorbild, auch wenn es hier nicht mehr zum Aufbau eines durchbrochenen Maßwerkhelms gekommen ist. Dass darüber hinaus beim für 1359 bezeugten Baubeginn des südlichen Hochturmes von St. Stephan in Wien eine Kenntnis des Freiburger Turmes vorausgesetzt werden darf, auch wenn sich die Stadt offiziell erst einige Jahre später, 1368, habsburgischer Landeshoheit unterstellen sollte, ist schon durch die Existenz einer zeitgenössischen Planvariante des Freiburger Turmes in den Wiener Beständen gesichert.⁵¹ Wenn aber der weitere Ausbau des Wiener Hochturmes ab 1400 anderen Vorstellungen folgen sollte, so geben Oktogon und Maßwerkhelm der im Auftrag Erzherzog Rudolphs IV. errichteten steirischen Wallfahrtskirche von Straßengel eine deutliche Vorstellung von der zunächst in Wien intendierten Planung. Und auch der gleichzeitig errichtete sechsseitige Dachreiter der Kartäuserkirche von Gaming, von dem in Wien Grundrisszeichnungen des mittleren 15. Jahrhunderts überliefert sind, lässt sich auf dieses Vorbild zurückführen.

Wenn Johann Wolfgang Goethe vor fast zweieinhalb Jahrhunderten Erwin von Steinbach als einen Künstler bezeichnete, dem es vergönnt gewesen war, „einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz, groß, und bis in den kleinsten Teil notwendig schön“, dann konnte er in diesem Satz die Bedeutung des Meisters pointiert zusammenfassen, die letztlich auch die Kritik des vergangenen Jahrhunderts nicht zu relativieren vermochte.

Anmerkungen

- 1 Dieter Mertens: Jakob Wimpfeling (1450–1528). Pädagogischer Humanismus. In: Paul Gerhard Schmidt (Hrsg.): Humanismus im deutschen Südwesten. Biographische Profile. Sigmaringen 2000, S. 35–57.
- 2 Jakob Wimpfeling: Argentinensium Episcoporum Cathalogus. Hier zitiert nach der Ausgabe Straßburg 1651, S. 41.
- 3 Anne-Christine Brehm: Hans Niesenberger von Graz. Ein österreichischer Architekt am Oberrhein. Basel 2013.

- 4 Fritz Eyer: Das Territorium der Herren von Lichtenberg 1202–1480. Untersuchungen über den Besitz, die Herrschaft und die Hausmachtspolitik eines oberrheinischen Herrengeschlechts (Schriften der Erwin von Steinbach-Stiftung Bd. 10). Bad Neustadt an der Saale 1938.
- 5 Ernst Beutler: Goethes Hymnus auf Erwin von Steinbach. Seine Entstehung und Wirkung (= Freies Deutsches Hochstift, Reihe der Vorträge und Schriften, Bd. 4). München 1943; Harald Keller: Goethes Hymnus auf das Straßburger Münster und die Wiederentdeckung der Gotik im 18. Jahrhundert, 1772/1972 (Bayerische Akademie der Wissenschaften, phil.-histor. Klasse, Sitzungsberichte, Heft 4). München 1974.
- 6 Friedrich Adler: Erwin von Steinbach In: ders.: Zur Kunstgeschichte. Vorträge, Abhandlungen und Festreden. Berlin 1906, S. 103–122.
- 7 Friedrich Adler: Das Münster zu Freiburg im Breisgau. In: Deutsche Bauzeitung 15, 1881, S. 543.
- 8 Friedrich Adler: Die Stiftskirche St. Peter in Wimpfen im Tale. Die Denkmalpflege 10, 1908, S. 33–38.
- 9 Friedrich Adler: Der Dom zu Regensburg. Eine baugeschichtliche Studie. Deutsche Bauzeitung 9, 1875, S. 212f., 221.
- 10 Franz Xaver Kraus: Kunst und Alterthum in Elsass-Lothringen. Beschreibende Statistik. Bd. 1: Unter-Elsaß. Straßburg 1876, S. 363f.
- 11 Woltmann, Alfred, „Erwin von Steinbach“ in: Allgemeine Deutsche Biographie 6, 1877, S. 332–334.
- 12 Johann Knauth: Erwin von Steinbach. In: Straßburger Münsterblatt 6, 1912, S. 8.
- 13 Otto Kletz: Meister Erwin von Steinbach und seine Bedeutung für die deutsche Gotik. In: Forschungen und Fortschritte 11, 1935, S. 67–69.
- 14 Reinhard Wortmann: Der Westbau des Straßburger Münsters und Erwin von Steinbach. Bonner Jahrbücher 169, 1969, S. 290–318, hier S. 316.
- 15 Ulrich Coenen: Meister Erwin von Steinbach. Versuch einer Biografie. In: Bühler Heimatgeschichte 6, 1992, S. 24.
- 16 Roland Recht: Le mythe romantique d’Erwin de Steinbach. In: L’information de l’histoire de l’art 15, 1970, S. 38–45.
- 17 R. Will: Les inscriptions disparues de la Porta septentrionalis ... et le mythe d’Erwin de Steinbach. In: Bulletin de la Cathédrale de Strasbourg XIV, 1980, S. 13–20; J. M. Geyer: Le mythe d’Erwin de Steinbach. In: Les bâtisseurs des cathédrales gothiques. Straßburg 1989, S. 322–329; Roger Lehni: Der Erwin-Mythos vor Goethe. In: Kunst und Geistliche Kultur am Oberrhein. Festschrift für Hermann Brommer. Lindenberg 1996, S. 17–32; Roger Lehni: Le mythe d’Erwin de Steinbach avant Goethe. In: Bulletin de la Cathédrale de Strasbourg 23, 1997, S. 91–106; kritischer schließlich Gabriel Andres: Erwin von Steinbach: Vom Steinhauer zum Mythos. In: Die Ortenau: Zeitschrift des Historischen Vereins für Mittelbaden, 80, 2000, S. 133–148.
- 18 Leslie Ross: Artists of the Middle Ages. Westport, Connecticut 2003, S. 73.
- 19 Heinrich Klotz: Der Name Erwins von Steinbach. In: Studien der Erwin-von-Steinbach-Stiftung. Bd. 1. 1965, S. 9–22.
- 20 Reinhard Liess: Der Riss A1 der Straßburger Münsterfassade im Kontinuum der Entwürfe Magister Erwins. In: Kunsthistorisches Jahrbuch Graz 21, 1985, S. 47–121; ders.: Der Riss B der Straßburger Münsterfassade: Eine baugeschichtliche Revision. In: Orient und Okzident im Spiegel der Kunst. Festschrift Heinrich Gerhard Franz zum 70. Geburtstag. Graz 1986, S. 171–202.
- 21 Reinhard Liess und Andrea Köpke: Zur ehemaligen Erwin-Inschrift von 1277 an der Westfassade des Strassburger Münsters. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 137/138, 1989, S. 105–173.
- 22 Johann Josef Böker, Anne-Christine Brehm, Julian Hanschke und Jean-Sébastien Sauv : Architektur der Gotik. Ein Bestandskatalog der mittelalterlichen Architekturzeichnungen. Teil III: Rheinlande, mit einem Beitrag von Peter Völkle über die Zeichentechnik der Gotik. Salzburg 2013, S. 145–254.
- 23 Friedrich Adler: Die Stiftskirche St. Peter in Wimpfen im Tale. In: Die Denkmalpflege 10, 1908, S. 33–38.
- 24 Heinrich Klotz: Der Ostbau der Stiftskirche zu Wimpfen im Tal. Zum Frühwerk des Erwin von Steinbach (Kunstwissenschaftliche Studien, Band 39). München/Berlin 1967.

- 25 Marc Carel Schurr: *Gotische Architektur im mittleren Europa 1220–1340. Von Metz bis Wien.* München 2007, S. 167 f.
- 26 Maximilian Hasak: *Das Münster Unserer Lieben Frau zu Straßburg im Elsaß.* Berlin 1927, S. 77.
- 27 Jean-Sébastien Sauv : *Notre-Dame de Strasbourg: les fa ades gothiques.* (Studien zur Kunstgeschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Band 10). Korb 2012.
- 28 Johann Josef B ker und Jean-Sébastien Sauv : *Der Berner Riß des Matthäus Ensinger für die Straßburger Westfassade.* In: *Insitu — Zeitschrift für Architekturgeschichte* 5, 2013, S. 5–16.
- 29 Friedrich Adler: *Das Münster zu Freiburg im Breisgau.* In: *Deutsche Bauzeitung* 15, 1881, S. 543.
- 30 Karl Stehlin: * ber die alten Baurisse des Freiburger Münsterturms.* In: *Freiburger M nsterbl tter* 4, 1908, S. 9.
- 31 Karl Schuster: * ber Erwin von Steinbachs Beziehungen zum Freiburger Münster.* In: *Freiburger M nsterbl tter* 5, 1909, S. 48.
- 32 Reinhard Liess: *Der Rahnsche Riß A des Freiburger Münsterturms und seine Straßburger Herkunft.* In: *Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft* 45, 1991, S. 7–66.
- 33 Johann Josef B ker und Anne-Christine Brehm: *Die gotischen Architekturzeichnungen des Freiburger Münsterturms.* In: *Das Freiburger Münster.* Regensburg 2011, S. 322–327.
- 34 Malachias Tschamser: *Annales oder Jahrs-Geschichten der Baarf seren oder Minderen Brüder S. Franc. ord. insgemein Conventualen genannt, zu Thann.* Colmar 1864, S. 173.
- 35 Anne-Christine Brehm: *Baumeister und Baugeschichte des Breisacher Münsters.* In: *Unser Münster Schriftenreihe des M nsterbauvereins Breisach.* Sonderheft 47, 2012, S. 2–23.
- 36 Burghard Lohrum und Stephan King: *Das 1292 errichtete Chordachwerk des Breisacher Münsters.* In: *Unser Münster. Schriftenreihe des M nsterbauvereins Breisach* 2, 2005, S. 4–9.
- 37 Peter Schmidt-Thomé: *Das Münster zu Breisach und seine Kunstschätze.* In *Badische Heimat* 51, 1971, S. 130–152; *Peter Schmidt-Thomé: St. Stephan in Breisach.* Dissertation Freiburg 1972.
- 38 Ulrich Knapp: *Der Hochchor des Breisacher Münsters.* In: *Unser Münster. Schriftenreihe des M nsterbauvereins Breisach* 1, 1995, S. 10–12.
- 39 Wolfgang Götz: *Zentralraum und Zentralraumtendenz in der gotischen Architektur.* Berlin 1968, S. 214.
- 40 Naumann, Helmut: *Kaiserstuhl – Die Herkunft eines Bergnamens.* In: *Alemannisches Jahrbuch* 1962/63, S. 65–99.
- 41 Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, Sign. Nr. RS HZ 38 18v.
- 42 Georg Dehio: *Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Rheinland-Pfalz,* bearb. von Hans Caspary, Wolfgang Götz und Eckart Klinge. München 1972, S. 40 f.
- 43 Alois Schmidt: *Zur Baugeschichte der Wernerkapelle in Bacharach.* In: *Rheinische Vierteljahrsbl tter* 19, 1954, S. 69.
- 44 Straßburg, *Musée de l’Euvre Notre Dame,* Inv. Nr. 6v.
- 45 Julian Hanschke: *Zwei mittelalterliche Baurisse der Wernerkapelle in Bacharach.* In: *Insitu – Zeitschrift für Architekturgeschichte* 3, 2011, S. 149–160.
- 46 Yves Gallet: *A medieval ground plan of the Wernerkapelle at Bacharach. Plan number 6 verso in the Musée de l’Euvre Notre-Dame at Strasbourg.* In: *Zo  Opa i  und Achim Timmermann (Hrsg.): Architecture, Liturgy and Identity. Liber Amicorum Paul Crossley.* Turnhout 2011, S. 147–155, hier S. 154 f.
- 47 Wien, Akademie der Bildenden Künste, Kupferstichkabinett, Inv. Nr. 16.832v.
- 48 Philippe-André Grandidier: *Essais historiques et topographiques sur l’ glise Cathédrale de Strasbourg.* Straßburg 1782, S. 41.
- 49 Marc Steinmann: *Die Westfassade des Kölner Domes. Der mittelalterliche Fassadenplan F (Forschungen zum Kölner Dom, Bd. 1).* Köln 2003.
- 50 Johann Josef B ker: *Michael von Savoyen und der Fassadenriss des Kölner Domes.* Köln 2018.
- 51 Johann Josef B ker: *Der Wiener Stephansdom. Ein Sinnbild des Hauses Österreich.* Salzburg 2007.

Offenburg und Straßburg – eine Nachbarschaft seit der Römerzeit: die Kinzigtalstraße des Kaisers Vespasians

Manfred Merker

Die ersten Beziehungen zwischen Offenburg und Straßburg datieren aus der frühen römischen Kaiserzeit: Auf Befehl des Kaisers Vespasian (68–79 n. Chr.) wurde eine Verbindungsstraße von der Römergarnison Argentorate (Straßburg) über (das spätere) Offenburg durch das Kinzigtal über den Schwarzwaldpass Brandsteig bis in die Donauprovinzen angelegt. Diese erste verkehrstechnisch wichtige Erschließung des



*Willkommen auf der römischen Kinzigstraße
von Straßburg bis nach Offenburg, der Stadt des
Silbermerkurs*

germanischen Feindeslandes rechts des Rheins ist belegt durch zwei bedeutende archäologische Funde: den römischen Meilenstein von Offenburg (gefunden 1843) und die römischen Holzfunde von der westlichen Hauptstraße von 1997. Vespasians Kinzigstraße aus dem ersten Jahrhundert nach Christus hat ihre Vorgeschichte in den Eroberungszügen Cäsars (100–44 v. Chr.) und seiner Nachfolger. Roms Armeen waren in dieser Zeit immer weiter nach Norden vorgestoßen, Cäsar hatte bei der Eroberung ganz Galliens in den Jahren 58–50 v. Chr. im südlichen Elsass oder in der Burgundischen Pforte die Sueben 58 v. Chr. unter ihrem Anführer Ariovist über den Oberrhein nach Osten zurückgedrängt. Mit seinen beiden Rheinübergängen wurden aber weitergehende römische Ansprüche jenseits des Grenzflusses markiert. Sein Nachfolger und Adoptivsohn Augustus (63 v.–14 n. Chr.) setzte diese Politik konsequent fort: Unter seinem Oberkommando wagten seine beiden Stiefsöhne Drusus und Tiberius in den Jahren 12–9 v. Chr. Vorstöße über die Alpen bis zur Donau und errichteten hier die beiden Römerprovinzen RAETIA und NORICUM. Drusus sicherte seine Feldzüge im Norden Germaniens durch zahlreiche Kastelle am Rhein, die „castella Drusiana“, darunter das Römerkastell Argentorate/Straßburg, das von seinem älteren Bruder Tiberius im Jahre 14 n. Chr. zu einem Legionslager

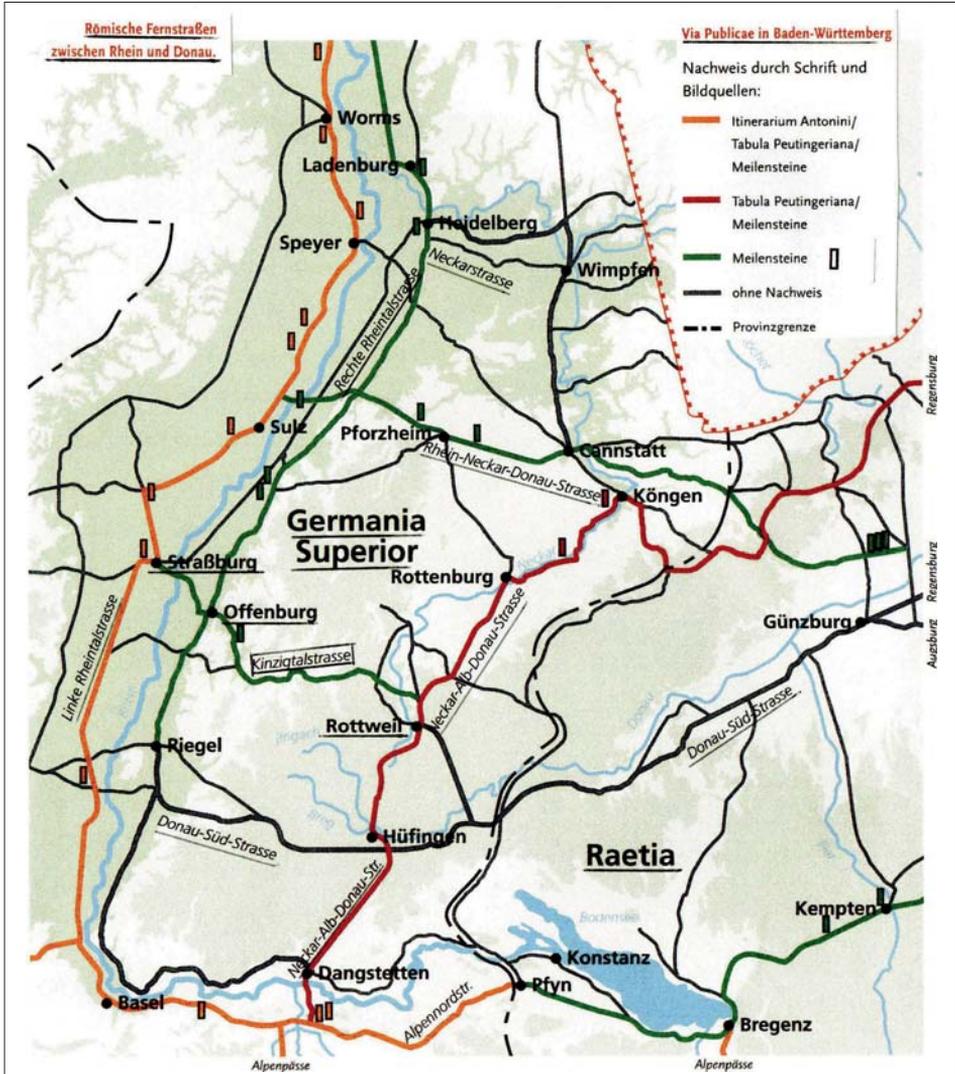


Abb. 1: Römische Fernstraßen zwischen Rhein und Donau im ersten Jahrhundert

ausgebaut wurde. Die militärischen Vorstöße bis zur Elbe wurden nach dem plötzlichen Tod des Drusus im Jahre 9 v. Chr. in den Jahren 4 n. Chr. von Tiberius erfolgreich fortgesetzt, sodass unter dem Statthalter Varus dann die Errichtung einer römischen Provinz GERMANIA zwischen Rhein und Elbe unmittelbar bevorstand. Die katastrophale Niederlage mit dem Verlust dreier römischer Legionen im Jahre 9 n. Chr. machte alle diesbezüglichen Pläne zunichte, sodass sich die römischen Truppen über den Rhein zurückziehen mussten. Kaiser Tiberius (14–37 n. Chr.) hielt sich an die von Augustus testameta-

risch verfügte Bestimmung, den Rhein nicht mehr zu überschreiten. Dafür wurden links des Flusses bis zur Mündung römische Kastelle angelegt, die sich später zu bedeutenden Städten entwickeln sollten.

Unter Tiberius' Nachfolgern Caligula und Claudius erfolgten dann doch einige römische Vorstöße gegen die Germanen am Mittel- und Niederrhein, das Oberrheingebiet blieb aber Feindesland. Aus dem bürgerkriegsähnlichen Vierkaiserjahr 68/69 nach Neros Tod ging als Sieger der Oberbefehlshaber im Jüdischen Krieg, Vespasian, hervor, der für unsere Region eine beachtliche Bedeutung bekommen sollte. Geboren im Jahr der Varusniederlage 9 n. Chr. als Sohn eines römischen Ritters wurde er als Senator im Jahre 29 Militärtribun in Thrakien, woher auch die römische Kohorte des Offenburger Römerlagers stammte, und nach seiner Prätur im Jahre 42 Legionslegat der **legio II Augusta** in Straßburg. Mit dieser Legion verdiente er sich im Britannienfeldzug des Kaisers Claudius in den Jahren 43–47 die Triumphalinsignien in Rom und erhielt 66 nach einer Konzertreise Kaiser Neros von ihm das Kommando im Jüdischen Aufstand, wo ihm schon von Flavius Josephus die Kaiserherrschaft vorhergesagt wurde.

Als Kaiser wurde Vespasian bereits im ersten Jahr seiner Herrschaft militärisch gefordert. Der gefährliche Aufstand der Bataver am Niederrhein anno 70 verlangte einen raschen Einsatz mehrerer Legionen. Dabei mussten die Truppen den langen Umweg aus den Alpenprovinzen zum Niederrhein über das Rheinknie bei Basel nehmen. Nach der Niederschlagung der Rebellen suchte der Stratege Vespasian nach einer kürzeren Verbindung in die germanischen Krisengebiete. Als ehemaliger ortskundiger Legionskommandant von Straßburg kannte er das germanische Vorland, die spätere Ortenau, jenseits des Rheins aus eigener Anschauung und plante im fünften Jahr seiner Herrschaft eine diagonale Trasse vom voralpinen Rätien ins Elsass über einen geeigneten Schwarzwaldpass, die Kinzigstraße. Ausgangspunkt für die Straßenbaupioniere der Legion war die Garnison Straßburg, Hilfe kam von zwei Legionen aus der Provinzhauptstadt Obergermaniens, Mainz.

Das Römerlager Argentorate/Straßburg war hervorgegangen aus einem der „castella Drusiana“, die der kaiserliche Feldherr Drusus im Jahre 12 v. Chr. zur Vorbereitung seiner Feldzüge gegen die rechtsrheinischen Germanen angelegt hatte. Der Ortsname Drusenheim 24 km nördlich von Straßburg mag daher seinen Namen haben. Stationiert war hier zunächst eine Reitertruppe der Treverer, deren Anwesenheit ein Weihestein von St. Pierre-le-Jeune bezeugt. Im Jahre 14 wurde Straßburg



Abb. 2: Münzbild Kaiser Vespasians

Abb. 3: Der Straßburger Drususbrunnen von Tomi Ungerer (2019 †), 1998

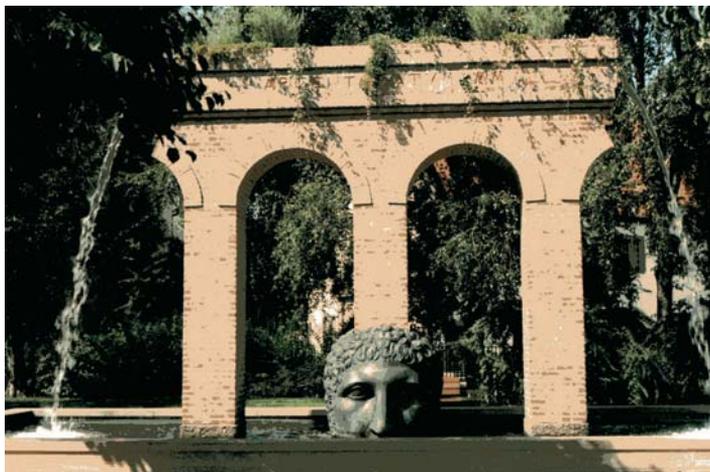


Abb. 4: Ziegelstempel der legio VIII Augusta

unter dem Augustusnachfolger Tiberius auf einer jetzt dreimal so großen Fläche von 550 × 335 m zum Legionslager der zweiten Legion mit ihren ca. 6000 Soldaten auf dem Gebiet der heutigen Altstadt. Erst im Jahre 70/71 kommt die **legio VIII Augusta** als Stammlegion nach Straßburg, wo sie 300 Jahre lang bleibt, immer wieder einmal nachgewiesen durch Ziegelstempel und andere Zeugnisse.

Sie hatte eine respektable Tradition: Bereits unter Cäsar an der Eroberung Galliens beteiligt, kam sie später auch auf dem Balkan zum Einsatz und ist 45 n. Chr. in Thrakien nachweisbar, woher auch die Offenburger Kohorte unter Zenturio Valerius Albinus stammte. Ihre Soldaten galten als besonders tapfer und zuverlässig. So wurden immer wieder Truppenteile, sog. „vexillationes“, zu besonderen Aufgaben in fast alle Gegenden des weltweiten Imperium Romanum delegiert. Ihre Einsätze für Sonderaufgaben sind für über 40 Standorte zwischen England, Sarajevo und Syrien, zwischen Nordafrika, Griechenland und Heidelberg dokumentiert. Diese permanenten Delegationen sind auch ein Beweis dafür, wie wenig diese Straßburger Legion noch militärische Aufgaben in unserem Grenzgebiet wahrnehmen musste, wieweit auch die Romanisierung in der globalen Pax Augusta im gallischen Elsass bereits verankert war. Vielleicht wurde von ihr auch die thrakische Kohorte unter Hauptmann Albinus in der Zeit Vespasians in das nahe Offenburger Römerlager jenseits des Rheins delegiert.

Unter der achten Legion erlebt Argentorate den Ausbau der Garnison mit steinernen Kasernen, einer Stadtmauer, Thermen und großen öffentlichen und sakralen Gebäuden. Die

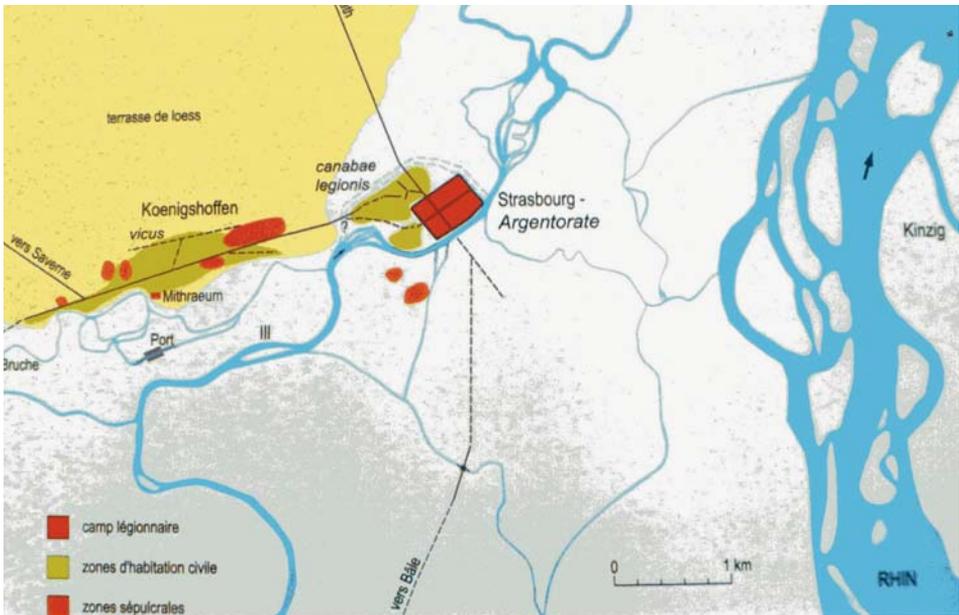


Abb. 5: Das Straßburger Legionärlager und der vicus von Koenigshofen



Abb. 6: Der Straßburger Grabstein des römischen Centurio Largennius

Stadt entwickelt sich zu einem Verkehrsknotenpunkt zwischen Süd und Nord und West und Ost und einem bedeutenden Wirtschaftszentrum. Außer dem Lagerdorf entstand nach Westen hin eine große Zivilsiedlung an der heutigen Rue Romain in Koenigshofen, wo auch heute noch immer wieder neue Funde aus dieser Zeit ans Tageslicht kommen. Handwerksbetriebe, Töpfereien, Ziegeleien, Holz-, Metall- und Textilverarbeitung führten zu einer weitreichenden Wirtschaftsblüte der gesamten Region, die auch zu einer imposanten religiösen und künstlerischen Entfaltung führte, deren Gestaltungen heute im Archäologischen Museum des Straßburger Rohanschlosses immer wieder ihre Bewunderer finden. Außer Keramik, Glas, Waffen und Gebrauchsgegenstände und den Exponaten des umfangreichen Lapidariums sind neben dem eindrucksvollen Mithräum gerade die zahlreiche Götterstatuetten vertreten, besonders häufig des Soldaten- und Handelsgotts Merkur, der auch heute noch Offenburg in besonderer Weise mit Straßburg verbindet. Selbst im Straß-

burger Münster finden wir Spuren aus dieser Glanzzeit der römischen Garnison: Unter der Laurentiuskapelle hat sich ein Mosaikfußboden mit feinen geometrischen Mustern erhalten.

Aus der Frühzeit des Straßburger Legionslagers ist uns der Grabstein eines jungen Hauptmanns der **legio II Augusta** aus Straßburg-Koenigshoffen erhalten, der ein eindrucksvolles Gegenstück zu seinem späteren Offenburger Kollegen Valerius Albinus darstellt (s. **Abb. 9**). Er diente also in der Legion, die der Legionslegat und später Kaiser Vespasian kommandierte, und wird vor dessen Aufbruch nach Britannien mit nur 37 Jahren anno 43 verstorben sein und sein Grab an der römischen Ausfallstraße nach Zabern, der heutigen Rue Romain, gefunden haben. Er stellt sich auf seinem Grabreliefstein folgendermaßen vor: Aus einer von zwei Rosetten flankierten, säulengestützten Rundbogennische mit einem reich mit Blumen verzierten Giebeldach blickt uns die Halbfigur eines römischen Offiziers mit kurzärmliger Tunika und Kapuzenmantel und angewinkelten Armen an. Sein Gesicht ist leider erheblich zerstört, verrät dennoch aber ein freundliches Aussehen unter seinem jugendlichen Lockenkopf. Sein Waffengürtel trägt links einen kräftigen Dolch, rechts das Schwert. Die Bauchpartie wird geschützt durch einen Schurz aus metallbeschlagenen

Lederriemen, die in den unteren Teil des Grabreliefs mit seiner fünfzeiligen Inschrift herunterhängen:

HIER RUHT GAIUS LARGENNIUS SOHN DES GAIUS VON DER TRIBUS FABIA SOLDAT DER ZWEITEN LEGION ZENTURIE SCAEVA ER WAR 37 JAHRE ALT UND HAT 18 JAHRE GEDIENT

Wo die Kinzigstraße Vespasians von Straßburg nach Offenburg den Rhein querte, ist nicht nachweisbar. Ein mögliche Holzbrücke, wie sie Cäsar zweimal über einen noch breiteren Rhein geschlagen hatte, südlich von Hundsfeld, bleibt eine Vermutung. Auch dass sie links der Kinzig über Eckartweiler – wo immerhin ein Merkurheiligtum gefunden wurde – Offenburg erreichte, ist wahrscheinlich, aber nicht gesichert. Erste gesicherte Spuren auf ihrem Weg ins Kinzigtal fanden sich erst spät, im Jahre 1997, unter der Offenburger Hauptstraße vor der Kreuzung mit der Kronenstraße. Bei einem unterirdischen Tunnelvortrieb stießen hier die Bauarbeiter unter der Straße im angeschwemmten Kiesschotter der Kinzig auf zahlreiche querliegende Rundhölzer, behauene Eichenbalken und sogar einige eiserne Pfostenschuhe, die dann das weitere Vorgehen blockierten. Die Hölzer wurden nach ihrer Entnahme von archäologischen Experten des Landesdenkmalamtes gesichert und in einer dendrochronologischen Analyse zeitlich eingeordnet. Das Ergebnis war eine kleine Sensation: Das Datum der Baumfällung, 74+/-10, deckte sich mit dem inschriftdatierten Hinweis auf dem Offenburger Meilenstein. Der als **römisches Holz** identifizierte Fund könnte Teil eines Brückenübergangs der



Abb. 7: Offenburger römisches Holz aus dem Kinzigschotter



Abb. 8: Der römische Meilenstein von Offenburg

Kinzigstraße Vespasians vor den Toren des römischen Offenburgs gewesen sein. Wahrscheinlich wurde das Eichenholz von römerzeitlichen Flößern auf der Kinzig herbeigeschafft.

An der wahrscheinlichen Trasse der Römerstraße längs der Kinzig von Straßburg über die Brücke bei Offenburg weiter in Richtung Ortenberg war 150 Jahre vorher ein römischer Meilenstein gefunden worden, der zu den ältesten datierbaren Steininschriften nördlich der Alpen zwischen Rhein, Main und Donau gehört und auch zum ersten Mal den lateinischen Namen ARGENTORATE für Straßburg erwähnt. Im Schulprogramm des Großherzoglichen Gymnasiums Offenburg von 1841 veröffentlichte der damalige Direktor Franz Weißgerber, ein hochgelehrter Altphilologe und Historiker, seine Entdeckung an der nahen Stadtmauer an der Grabenallee/Ecke Langestraße, dem ehemaligen Schwabhauser Tor zum Kinzigtal: Eine 1,50 m hohe längs gespaltene zylindrische Säule wies in lateinischer Sprache auf den Bau einer römischen Straße hin. Diese sei unter dem Kaiser Vespasian von seinem Legaten **Gnaeus Cornelius Pinarius Clemens** angelegt worden. Dieser General war im Jahre 74 (!) als Legatus Augusti Kommandeur des obergermanischen Heeres und erhielt danach inschriftlich nachgewiesen für seine Leistungen vom Kaiser in Rom die Triumphalinsignien verliehen. Der entscheidende Hinweis auf diesem fragmentierten Meilenstein erfolgt nach Nennung der erwähnten Namen der Erbauer am Ende der Inschrift: **ITER DERECTUM AB ARGENTORATE IN RAETIAM** (d. h. unter Vespasian und Cornelius Clemens) **ist eine Straße angelegt worden von Straßburg nach Rätien**. Eine Straßburger Lesart ergänzt **ET HELVETIAM**, was die weitere Ausrichtung der Straße Richtung Schweizer Alpenpässe betonen würde. Ganz unten könnten die Zeichen **MPXIII** gedeutet werden als „milia passuum quattuordecim“, d. h. 14 Meilen (von Straßburg), das entspräche in etwa der Entfernung Offenburg–Straßburg mit ca. 21 km.

Rätien war die oben erwähnte römische Voralpenprovinz (Oberschwaben). Die „angelegte Straße“ führte fast durch das ganze Kinzigtal über den Schwarzwaldpass Brandsteig nach Rottweil, wo sie dann im Anschluss an die Neckar-Alb-Donaustraße Richtung Hochrhein die römischen Alpenpässe erreichte. Damit war auch die Intention Vespasians nach einer kürzeren Verbindung von Norditalien in die germanischen Rheinprovinzen realisiert worden. Diese Erschließungsstraße von der römischen Metropole Straßburg in das rechtsrheinische germanische Feindesland schuf auch die Voraussetzungen für die Romanisierung der Ortenau und Südbadens. Sie hat

bereits kurz darauf, als hier die militärisch bedingten Römerlager längst wieder abgebaut werden konnten, zahlreiche Spuren hinterlassen: den Befund dreier Römerlager in Rammersweier, Zunsweier und Offenburg, die Straßenstationen von Niederschopfheim, Friesenheim/Schuttern und Lahr mit einem großen römischen Gewerbegebiet. Dazu kommen als Einzelzeugnisse der Grabstein des Valerius Albinus, der einzigartige, einst vergoldete Silbermerkur aus der Kinzig, neuerdings der Inschriftstein von Bühl/Dorf und zahlreiche Keramik- und Münzfunde, wie sie in der neu gestalteten Archäologieabteilung des Offenburger Museums zu bewundern sind.

Von besonderem Interesse für das römische Offenburg ist der Grabstein, der bereits 1778 von Fischern unter der Kinzigbrücke von Weier gefunden worden ist, ein fast baugleiches Gegenstück zum Largenniusstein von Straßburg (s. o. **Abb. 6!**). Dieser 172 × 68 cm große gut erhaltene Grabstein zeigt in einem schlichten dreifachen Rahmen einen schreitenden römischen Soldaten mit einem kurzen Mantel über der Tunika. In den angewinkelten Armen hält er rechts ein Schwert, links seinen Dolch. Das Reliefprofil ist durch Abrollung von seinem früheren Standort im Fluss leicht verwaschen und war früher sicher bunt, wie es die beigefügte Rekonstruktion zeigt. Im unteren Teil des Stein steht der identifizierende Steckbrief des Fremden:

LUCIUS VALERIUS ALBINUS, HAUPTMANN DER 1. KOHORTE DER THRAKER, AUS HISPALIS [Spanien], 65 JAHRE ALT, NACH 23 JAHREN DIENSTZEIT LIEGT ER HIER BEGRABEN.



Abb. 9: Offenburger Grabstein des römischen Centurio Valerius Albinus (mit Rekonstruktionsversuch)

Abb. 10: Das Römerbad von Rammersweier



Abb 11: Die Jupiter-säule von Gengenbach

Nach den neuesten Forschungen der letzten beiden Jahrzehnte dürfe Albinus der Kommandant des münzdatierten Offenburger Kohortenkastells gewesen sein. Es wurde 2002 beim Aushub einer zweistöckigen Tiefgarage unter dem Offenburger Marktplatz von Johann Schrempp und seinem Kollegen Mark Rauschkolb im Bereich des Bürgerhofs entdeckt. An dieses lang gesuchte Offenburger Kastell schloss sich danach im Norden in Richtung Okenstraße eine römische Zivilsiedlung mit Streifenhäusern an, die bis ins späte dritte nachchristliche Jahrhundert nachweisbar sind. Im Verlauf dieser damit nachgewiesenen Trajanstraße um das Jahr 100 fand Schrempp 2005 unter der Stadtmauer an der Wasserstraße auch deutliche Spuren dieser Fernstraße, die sich weiter nach Süden unterhalb des Kohortenkastells am Stadtbuckel mit der Kinzigstraße Vespasians gekreuzt haben muss.

Diese wichtige Straßenkreuzung an Offenburgs bedeutendstem strategischen Punkt wurde von Albinus und seiner thrakischen Kohorte genauso militärisch gesichert wie das unweit hölzerne Brückenkastell an der Kinzig. Symbolisch stellvertretend für diesen einstigen römischen Brennpunkt wacht heute hier an dieser Stelle die antikisierende Bronze des Künstlers Sandro Chia.

Welche Bedeutung das 1993 an der verlängerten Moltkestraße entdeckte kleine Kohortenkastell von Rammersweier hatte, ist nicht schlüssig erwiesen. Mit seiner kleinen rekonstruierten Offizierstherme ist es ein schmuckes Paradestück für die römische Präsenz in der Ortenau seit der Mitte des ersten Jahrhunderts. Es liegt nicht in der diagonalen kinzignahen Straßentrasse der westöstlichen Vespasianstraße von Straßburg nach Offenburg und sicherte wohl eher eine frühere nordsüdliche Nebenverbindung zur späteren Trajanstraße.

Von immenser Bedeutung für den Bau der Kinzigstraße, die bei Ortenberg zur Kinzigalstraße wird, ist dagegen das 1983 entdeckte große Römerlager von Zunsweier. Hier war genug Raum für die 600 Pioniere der Straßenbautrupps zweier Mainzer Legionen, die hierher verlegt wurden und von denen Ziegelstempel Zeugnis geben, der **legio I Adiutrix** (die hilfreiche) und der **legio XIII Gemina** (Zwilling). Neben den umfangreichen Lagergrundrissen konnten auch ein größeres Kastellbad und ein ziviles Lagerdorf mit bedeutenden Einzelfunden aus-



Abb. 13a: Der Sandsteinmerkur vom Brandsteig



Abb. 13b: Der Weihestein für die Göttin Abnoba vom Brandsteig an der Kinzigtalstraße

gegraben werden. Leider ist von dem gesamten sehr bedeutenden römischen Befund der Ortenau vor Ort keinerlei Spur mehr vorhanden. Nur ein geschichtsloser Hochacker ohne jeglichen Hinweis auf diese historische Stätte, von der einst der weitere Verlauf der antiken Straße mit Waffen gesichert wurde und heute wenigstens mit dem Auge verfolgt werden kann.

Sicher waren gegenüber, oberhalb von Schloss Ortenberg und auf dem Gengenbacher Kastelberg, wo Reste eines Heiligtums mit einer Jupitergigantensäule entdeckt wurden, Wachposten stationiert, ebenso im weiteren Verlauf auf den Bergkegeln und Burgbergen von Haslach, Hausach, Wolfach, Schiltach und Schenkenzell. Langjährige Bemühungen besonders durch Rolf Pfefferle machten an den Rändern des Kinzigtals einige Wegstücke namhaft, die zumindest als „auf der ehemaligen Römerstraße verlaufend“ verdächtig sind. Diese Teilstücke sind derzeit schwer zu datieren, wobei davon ausgegangen werden muss, dass der Straßenkörper nicht durchgehend mit Steinen gepflastert, sondern auf weite Strecken eher nur geschottert war. In Schiltach verließ die Straße das Kinzigtal zum Aufstieg auf den Schwarzwälder Brandsteigpass. Hier wird auch der Anfang einer möglichen Kinzigflößerei der römischen Bevölkerung vermutet, die bei dem immensen Holzverbrauch der Antike für Bauten, Heizung, Thermen und Schiffsbau, darüber hinaus als Werkstoff für Kästen, Truhen, Möbel, Fässer und Geräte, große Mengen von Holz beschaffen musste.

Am Ende des Kinzigtals stieg die Straße hinauf ins Gebirge. Hier wurden vielleicht Seilwinden zum Hinaufziehen der Pferde und Wagen installiert, wie wir sie von Römerstraßen in der Schweiz kennen. Spuren dieser Trasse und ihr genauer Verlauf wurden aber auch hier bisher nicht gefunden. Die Straße führte nach dem mühsamen und für die Legionen zeitraubenden Aufstieg auf 690 m weiter über Rötteln und das kleine Römerlager Waldmössingen hinab zum Neckar nach Rottweil, dem römischen „Municipium Arae Flaviae“ und weiter in die Römerprovinzen am Nordrand der Alpen. Diese imposante Gründung der flavischen Kaiser hatte sich bald zum größten und bedeutendsten militärischen und zivilen Zentrum der Römerzeit in Südwestdeutschland entwickelt. Am Brandsteig haben sich deutliche Zeugnisse der Kinzigtalstraße erhalten: Reste einer militärischen Straßenstation mit einem kleinen Merkurheiligtum, aus dem eine fast komplette Sandsteinstatue gefunden wurde, deren Replik heute im ehemaligen Eingang des Offenburger Museums im Ritterhaus bewundert werden kann.

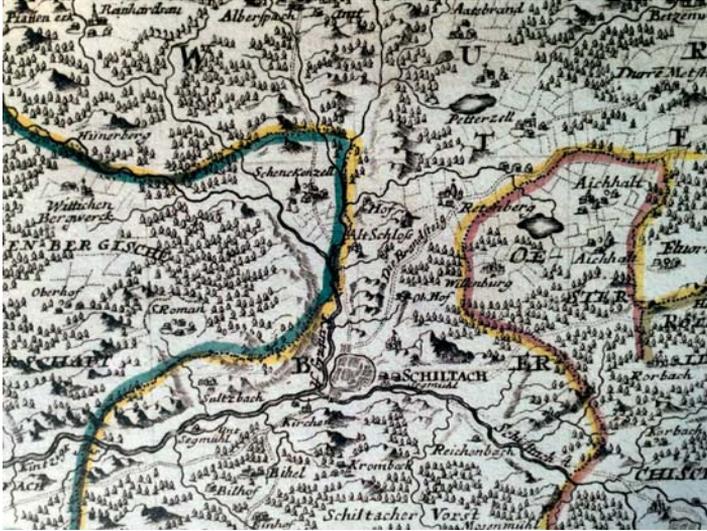


Abb. 14: Die „Brandsteige“ bei Schiltach (G. Bodenehr, um 1750), der wahrscheinliche Aufstieg der Römerstraße

Ein Bauer fand an der gleichen Stelle einen sehr gut erhaltenen Inschriftstein, dessen Inschrift uns Auskunft über einen nicht unbedeutenden Zenturio vor Ort gibt. Leider ist dieses wertvolle Zeugnis 1944 das Opfer eines Bombenangriffs auf das Lapidarium der Landeshauptstadt geworden. Die Weihinschrift des Hauptmanns Quintus Antonius Silo ist erhalten. Er war zur Zeit Domitians, des zweiten Sohns und zweiten Nachfolgers Vespasians, aus Mainz in den Schwarzwald abkommandiert, um auf dieser einsamen Höhenstation mit seiner Truppe für die Sicherheit der Kinzigtal-Schwarzwaldstraße zu sorgen. Silo zählt in seiner zehnzeiligen Inschrift auf, in welchen Legionen er bisher bereits gedient hat. Darunter ist auch die uns aus Straßburg bekannte **legio II Adiutrix**, die Vespasian als erste Legion im Straßburger Römerlager kommandiert hatte. Gewidmet hat Silo den oben mit Rosetten und einer kleinen Girlande verzierten Stein der ABNOBA, der Göttin des Schwarzwaldes und seiner römischen Straßen. Auch in Mühlenbach am Rande unserer Kinzigtalstraße wurde ein komplett erhaltener Weihstein des Cassianus für Abnoba aus dem Jahre 193 gefunden, der damit „frei und freudig“ sein Gelübde einlösen wollte. Ebenfalls wurde in der südlichen Ortenau, in der römischen Straßenstation von Friesenheim/Schuttern, der Abnoba ein kleiner Antentempel mit einer Statue und einem Altar gewidmet.



Abb. 15: Abschied von der römischen Kinzigtalstraße mit dem Offenburg Silbermerkur

Literatur

- Batzer, Ernst: Wo lag das Offenburger Kastell?, in: ZGO Heft 50 (89) 1937, 233–248
- Drack, Walter, und Fellmann, Rudolf: Die Schweiz zur Römerzeit, Zürich 1991
- Fündling, Jörg: Das goldene Zeitalter. Wie Augustus Rom neu erfand, Darmstadt 2013
- Heuss, Alfred: Römische Geschichte, Braunschweig 1960
- Jenisch, Bertram, und Gutmann, Andre: Offenburg. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, Band 33, Esslingen 2007
- Klein, Jean-Pierre: Strasbourg. Urbanisme et Architectures, Straßburg 1987
- Kotterba, Manfred: Diana Abnoba, Göttin des Schwarzwalds und seiner Straßen, in: Archäologische Nachrichten aus Baden, Heft 55, 1996, 6–14
- Leu, Walter (Hg.): Wege zur Schweiz. Römerwege. Ein römischer Reiseplaner, Bern 1992
- Merker, Manfred: Das Tiberiusbild bei Velleius Paterculus, Inauguraldissertation, Freiburg 1968
- ders.: Mit Merkur unterwegs – auf Römerstraßen in der Ortenau, in: Die Ortenau 96, 2016, 15–48
- ders.: Rezension der Magisterarbeit von J. Schremp (s. u.). in: Die Ortenau 96, 2016, 477
- Naudascher, Josef: Frühgeschichte der Ortenau, in: Die Ortenau, Sonderdruck, Offenburg 1976
- Nierhaus, Rolf: Römische Straßenverbindungen durch den Schwarzwald. In: Badische Fundberichte 23, 1967, 117–157
- Planck, Dieter (Hg.): Die Römer in Baden-Württemberg, Stuttgart 2005
- ders.: Imperium Romanum. Roms Provinzen an Neckar, Rhein und Donau (Katalog), Esslingen 2005
- Schnitzler, Bernadette: Musée archéologique Strasbourg, Straßburg 1992
- ders.: mit Schneider, Malou: Das archäologische Museum von Straßburg, Straßburg 1985
- Schremp, Johann: Das römische Lager und der vicus von Offenburg, Ortenaukreis, Magisterarbeit der Universität Freiburg, Freiburg 2012
- Ternes, Charles-Marie: Die Römer an Rhein und Mosel. Geschichte und Kultur, Stuttgart 1975
- Wagner, Heiko: Lange vor den Klöstern – das Kinzigtal von der Steinzeit bis zur Römerzeit. In: Die Ortenau 94, 2014, 425–442
- Yupanqui, Manuel: Die Römer in Offenburg. Eine archäologische Spurensuche, Offenburg 2000
- ders.: Auge in Auge mit einem römischen Offizier. Anmerkungen zur Rekonstruktion eines römischen Militärgabsteins aus Offenburg, in: Festschrift für Gerhard Fingerlin, Rahden 2002 45–49
- ders.: Die römischen Kastellbäder von Rammersweier und Zunsweier (Stadt Offenburg). Ungedruckte Magisterarbeit, Freiburg 1998

Der römische Meilenstein von Offenburg

Rolf Pfefferle

Die viele Jahre andauernde Erforschung der römischen Militärstraße von Straßburg nach Rottweil brachte es mit sich, dass der römische Meilenstein von Offenburg immer wieder einer eingehenden Betrachtung unterzogen wurde. Dieser ist das einzige schriftliche Dokument, das den Bau dieser Straße belegt.

Das stark beschädigte Fragment des Meilensteines wurde 1605 in der Kinzig bei Offenburg gefunden (**Abb. 1**). Es ist mittig der Länge nach leicht schräg gespalten. Der Abbruch geht mitten durch die lateinischen Schriftzeichen, sodass beidseitig nur wenige Buchstaben sichtbar sind.

Der erste Versuch, die verlorene Inschrift zu ergänzen, wurde in der ersten erhaltenen Zeile rechts durch die erhaltenen Buchstaben „NO“ mit VESPASIANO interpretiert. Ich erkannte jedoch bald, dass das nicht sein kann, denn der volle Namenszug, den Vespasian nach seinem Amtsantritt führte, lautete: *Imperator Caesar Vespasianus Augustus*. Weder das Wort Imperator noch das Wort Augustus sind an entsprechender Stelle eingefügt. Erst die spätere Erkenntnis, dass an dem Meilenstein mehrere Zeilen abgespalten wurden und das „NO“ als Name seines zweiten Sohnes DOMITIANO zu interpretieren ist, war einleuchtend. Auf dem Meilenstein stehen also die Namen von Vespasian und von seinen beiden Söhnen Titus und Domitian mit allen wichtigen Ämtern und Ehrennamen, die sie zum Zeitpunkt der Aufstellung des Meilensteines innehatten.

Der Stein steht heute im Magazin im Kellergeschoss des Badischen Landesmuseums Karlsruhe. Der frühere Leiter der Abteilung für Ur- und Frühgeschichte des Landesmuseums Herr Dr. B. Cämmerer hatte mir eine Besichtigung und Untersuchung des Steines ermöglicht. Anders als allgemein angenommen bin ich nicht der Meinung, dass der Stein in der Stadtmauer von Offenburg vermauert war, sondern dass er als Fundament für einen frei stehenden Holzpfeiler einer Überdachung verwendet worden war, und zwar mit der Inschrift nach unten. Meine Untersuchungen ergaben, dass an Farbunterschieden des gespaltenen Steines das für den Holzpfeiler eingemeißelte Loch noch erkennbar ist. Es muss Wasser an den

Pfosten gekommen sein, der mit seinem Quelldruck den Stein gespalten hat, und zwar in Richtung der unsichtbaren und schräg liegenden Schichten der Verwehungen des Wüstensandes. An der Bruchstelle sind keinerlei Spuren eines Meißels zu entdecken. Der Stein war unbrauchbar geworden und wurde in der Kinzig entsorgt.

Die Ergänzungen der verloren gegangenen Inschriften wurden in **Abbildung 2** weitgehend nach den Angaben in der Epigraphischen Datenbank Heidelberg aufgezeigt. Zwei weitere dort gefundene relativ gut erhaltene Meilensteine aus der Zeit des Vespasian zeigen, dass die Inschriften entsprechend gleich gegliedert sind, obwohl deren Fundorte in der Türkei und Portugal weit auseinanderliegen.

Dieser Bericht befasst sich mit dem Vergleich der drei Inschriften.



Abb. 1: Meilenstein von Offenburg (Archiv Pfefferle)

IMP CAESARE VESPASIANO AVG PONTIF MAX TRIB POT V IMP XIII P P COS V DESIG V IMP CAESARE AVG F TITO COS III DESIG IV		
<i>abgetrennt</i>		<i>abgetrennt</i>
CAESAR COS CN COR LEG ITER DE IN R A(B)	E AVG F DOMITIA II DESIG III PINARIO CLEMEN AVG PRO PRAET RECTVM AB ARGE AETIAM ´ ARGENTORATE M P ?? L ?? LEGIONIS III ? COHORTIS XII ? CIVITATIS ?	NO TE NTORATE
<i>sichtbar</i>	<i>fehlend</i>	<i>sichtbar</i>

Abb. 2: Sichtbare, abgetrennte und fehlende Inschrift.

Allgemein sind die Worte von lateinischen Inschriftsteinen aus Platzgründen gekürzt geschrieben und müssen für die Lesbarkeit ergänzt werden.

In **Abbildung 3** ist die Inschrift mit Ergänzungen angegeben.

Erläuterungen zu nachfolgenden Inschriften:

(-----) Wortergänzungen

[------] durch Beschädigungen fehlend

[[-----]] ausgemeißelt durch Bestrafung mit der Auslöschung aus dem Gedächtnis

1. [Imp(eratore) Caesare Vespasiano Aug(usto)]
2. [PONTIF(ice) MAX(imo) TRIB(unicia) POT(estate) V IMP(eratore) XIII]
3. [P(atre) P(atriae) CO(n)S(ule) V DESIGN(ato) VI]
4. [IMP(eratore) CAESARE AVG(usti) F(ilio) TITO]
5. [CO(n)S(ule) III DESIGN(ato) IV]
6. CAESAR[(e) AVG(usti) F(ilio) DOMITIA]NO
7. CO(n)S(ule) [II DESIGN(ato) III]
8. CN(aeo) COR[nelio PINARIO CLEMEN]TE
9. LEG(ato) [AVG(usti) PRO PR(aetore)]
10. ITER DE[RECTVM AB ARGE]NTORATE
11. IN R[AETIAM]
12. A(b) A[RGENTORATE]
13. [M(ilia) P(assuum) ? oder L(eugae) ?]
14. [LEGIONIS ?]
15. [COHORTIS ?]
16. [CIVITATES ?]

Abb. 3: Inschrift des Offenburger Meilensteines mit Wortergänzungen. Die Zeilennummern dienen den nachfolgenden Erläuterungen.

(Geweih)t dem Imperator Caesar Vespasian Augustus (der Erhabene)
 Pontifex Maximus, Inhaber der tribunischen Gewalt zum 5. Mal, Imperator
 zum 13. Mal
 Vater des Vaterlandes, Konsul zum 5. Mal, als Konsul Erwählter zum 6. Mal;
 dem Imperator Caesar, Sohn des Augustus, Titus
 Konsul zum 3. Mal, als Konsul Erwählter zum 4. Mal;
 dem Caesar, Sohn des Augustus, Domitian
 Konsul zum 2. Mal, als Konsul Erwählter zum 3. Mal;
 dem Cnaeus Cornelius Pinarius Clemens,
 Gesandter des Augustus als Praetor (*Statthalter*)
 auf direktem Reiseweg von Straßburg
 nach Raetien
 nach Straßburg
 ?? röm. Meilen (~ 1,45 km/MP) oder ?? keltische Leugen (~ 2,2 km/L)
 den am Bau beteiligten Legionen, Kohorten und Einwohnern

Abb. 4: Übersetzung der Inschrift des Offenburger Meilensteines.

Erläuterungen zur

1. Zeile:

Der Geburtsname war Titus Flavius Vespasianus, als Kaiser führte er den Namen Imperator Caesar Vespasianus Augustus.

2. Zeile:

Pontifex Maximus („oberster Brückenbauer“) war im römischen Reich der ranghöchste Priester. Dieser Titel ging später auf den Papst in Rom über.

Tribunícia Potestas bezeichnet, dass der Inhaber dieses Titels für ein Jahr die Amtsbefugnisse eines Volkstribunen besitzt. Damit hatte der Inhaber des Titels das Vetorecht gegen Beschlüsse des Senats. Jeder Kaiser erhielt diese Befugnisse beim Amtsantritt. Diese wurden jährlich automatisch verlängert. Diese Titelverlängerung ist ein wichtiges Indiz für die Datierung einer Urkunde.

Imperator war der Titel für einen militärischen Kommandeur, den seine Soldaten nach einem Sieg zum Imperator ausgerufen hatten. Dieser Ehrentitel erlosch, wenn der Imperator nach Rom zurückkehrte.

3. Zeile:

Pater Patriae („Vater des Vaterlandes“) ist ein Ehrentitel ohne juristische Macht und wurde vom Senat verliehen.

Konsul war das höchste zivile und militärische Amt. Vom römischen Volk wurden jährlich jeweils zwei Konsuln gewählt. Mit dem Beginn der Kaiserzeit verlor dieses Regierungsamt einen Großteil seiner politischen Macht.

Designatus (Auserwählter) besagt, dass der Genannte als Konsul auserwählt wurde, er aber seine Wahl aus ungenannten Gründen ausschlug.

4. Zeile:

Titus war der älteste Sohn des Vespasian.

5. Zeile:

vergl. 3. Zeile

6. Zeile:

Domitian war der zweite Sohn des Vespasian und hatte nach dessen Amtsantritt den Titel Caesar erhalten.

7. Zeile:

vergl. 3. Zeile.

8. Zeile:

Cnaeus Cornelius Pinarius Clemens war Befehlshaber der römischen Truppen, die das rechtsrheinische sog. Dekumatland militärisch besetzten. Für seine Erfolge wurde er mit den Triumphalinsignien ausgezeichnet. Von etwa 72 bis 75 war er Statthalter von Obergermanien (*Germania Superior*). Sein Name wird auf drei Inschriftsteinen und einem Militärdiplom genannt.

9. Zeile:

Legatus Augusti pro praetore ist der Titel eines Statthalters, der im Auftrag des Kaisers eine Provinz verwaltete, wozu auch das Kommando über die dort stationierten Truppen gehörte.

10. und 11. Zeile:

Ein namhafter Archäologe übersetzte das Wort „Iter“ mit Weg, der nur zu Fuß, für Reiter und von Lasttieren benutzt werden darf. Ein Nachschlag im Internetwörterbuch „Frag Caesar“ ergab folgende Übersetzungsmöglichkeiten: Weg, Marsch, Reise, Gehen, Straße und Tagesstrecke, selbst für einen Flusslauf wird das Wort „Iter“ benutzt. Ich bevorzuge die Übersetzung mit Reiseweg.

Als Reiseziel wird keine römische Stadt angegeben, sondern nur die Provinz Rätien. Meine Forschungen haben ergeben, dass die römische Militärstraße sich auf der Höhe des Brechsattels bei Wolfach in zwei Richtungen gabelt, einmal in Richtung Rottweil über Schramberg, zum anderen in Richtung Kastell Waldmössingen über Schiltach und die römische Straßenstation „Brandsteig“.

12. und 13. Zeile:

Es bestehen noch Zweifel ob die Richtungsangabe von oder nach Straßburg bedeutet. Ich plädiere für „nach“, da der Stein für Reisende nach Straßburg richtungsweisend war. Die Entfernungsangaben römische Meilen „MP“ oder keltische Leugen „L“ ist leider mit dem Steinabbruch verloren gegangen.

14. – 16. Zeile:

Auf den beiden Meilensteinen aus der Türkei und Portugal wurden zum Schluss die am Straßenbau beteiligten Legionen, Auxiliartruppen (Kohorten) und Gemeinden genannt.

Die Arbeit für den Straßenbau war bei den Soldaten nicht beliebt. Es ist ein Papyrusbrief eines Legionärs an seine Eltern erhalten, in dem er sich bei ihnen bedankt, dass sie ihn Lesen und Schreiben lernen ließen, so muss er als Schreiber seiner

Einheit nicht mit seinen Kameraden im Steinbruch (für den Straßenbau) arbeiten.

Römische Meilensteine zur Zeit Vespasians 69–79 n. Chr.

In der Epigraphischen Datenbank Heidelberg finden sich nur sieben Meilensteine aus der Regierungszeit des Kaisers Vespasian. Davon ist bei zwei Meilensteinen soviel Inschrift erhalten, dass diese für eine vergleichende Auswertung mit dem Offenburger Meilenstein infrage kommen.

Man kann davon ausgehen, dass Meilensteine zu dieser Zeit nur an Abzweigungen oder Kreuzungen von Straßen zur Information der Reisenden aufgestellt wurden. Der Offenburger Meilenstein war vermutlich dort aufgestellt, wo die Militärstraße von Straßburg nach Rätien sich mit der „römischen Bergstraße“ am Rande des Schwarzwaldes kreuzte. Damit müssten dort vier Meilensteine gestanden haben, um die Reisenden in die richtige Richtung zu weisen. Eine weitere Stelle in meinem Forschungsgebiet wäre die Abzweigung auf dem Brechsattel bei Wolfach mit drei Richtungen: Schramberg, Schiltach und Straßburg, wo demnach drei richtungsweisende Meilensteine gestanden haben müssten. Alle diese Meilensteine wurden bei der Durchführung der „*damnatio memoriae*“ von Domitian vermutlich genauso vergraben wie der Meilenstein von Offenburg. Vielleicht liegen noch welche „*in situ*“ unmittelbar vor Ort, denn auf dieser Passhöhe war der Abtrag des Geländes gering.



Meilenstein von Antakya am Orontes (Türkei)

Der antike Ortsname lautet *Antiochia ad Orontem* in der römischen Provinz *Syria*. Der Stein wird auf das Jahr 75 n. Chr. datiert und hat in der Epigraphische Datenbank Heidelberg die Nummer HD001499.

Abb. 5: Meilenstein von Antiochia (Syria) 75 n. Chr. Der heutige Name des antiken Antiochia (Syria) ist Antakya oder auch Kücüdalyan (Türkei). Die Straße an der dieser Stein aufgestellt wurde führte nach Chalkis (Syria). Diese Stadt ist heute ein Ruinenhügel bei der Ortschaft Al Eis.

Bildnachweis: Uni. Zürich; Historisches Seminar: Römische Meilensteine – CIL XVII Militaria Imperii Romani

IMP
 VESPASIANVS CAESAR
 AVGVSTVS PONTIF MAX
 TRIB POT VI IMP XII P P COS VI
 DESIG VII CENSOR
 IMP TITVS CAESAR AVGVSTI F
 PONTIF MAX TRIB POT IV
 [COS II]II DESIG V CENSOR
 [[DOMITIANVS]] CAESAR
 AVGVSTI F COS III
 M VLPPIO TRAIANO LEG
 AVG PRO PR DIPOTAMIAE
 FLVMINIS DVCTVM MILLIA
 PASSVS TRIA CVM PONTIBVS
 [PE]R MILITES LEGIONVM IIII
 [III GAL]L IV SCYT VI FERR -
 - XVI FLAVIAE
 [ITE]M COHORTIVM XX
 [ITEM] ANTIOCHENSIVM
 [FACIEN]DA CVRAVERVNT
 M P I

Abb. 6: Inschrift des Meilensteines von Antakya (Türkei)

1. Imp(erator)
2. Vespasianus Caesar
3. Augustus pontif(ex) max(imus)
4. trib(unicia) pot(estate) VI imp(erator) XII p(ater) p(atriae) co(n)s(ul) VI
5. desig(natus) VII censor
6. Imp(erator) Titus Caesar Augusti f(ilius)
7. pontif(ex) max(imus) trib(unicia) pot(estate) IV
8. [co(n)s(ul) II]II desig(natus) V censor
9. [[Domitianus]] Caesar
10. Augusti f(ilius) co(n)s(ul) III
11. M(arco) Ulpio Traiano leg(ato)
12. Aug(usti) pro pr(aetore) dipotamiae
13. fluminis ductum millia
14. passus tria cum pontibus
15. [pe]r milites legionum IIII
16. [III Gal]l(icae) IV Scyt(hicae) VI ferr(atae) XVI Flaviae
17. [ite]m cohortium XX
18. [item] Antiochensium
19. [facien]da(?) curaverunt
20. m(ille) p(assus) I

Abb. 7: Ergänzte Inschrift

Hinweise zur Übersetzung

Die Angaben zu Vespasian, Titus und Domitian stimmen mit denen auf dem Offenburger Meilenstein gut überein. Der Caesarstitel wird hier nach dem Namen angegeben. Der Name Domitianus ist im Gegensatz zum Offenburger Stein ausge-meißelt.

10. Zeile:

Es fehlt das Wort „*designatus*“ bei Domitian.

11. Zeile:

Der Statthalter der Provinz *Syria* Marco Ulpio Traiano war der Vater des späteren gleichnamigen Kaisers Trajan (Kaiser 89–117).

12. Zeile:

Es gab Übersetzungsschwierigkeiten für das Wort „*dipotamiae*“. Dieses Wort ist in keinem lateinischen Wörterbuch aufgeführt. *Dipotamia* oder *Potamia* sind Städte in Griechenland. Es ist unwahrscheinlich, dass der Statthalter der römischen Provinz *Syria* in Griechenland residierte. Durch Zufall habe ich in Erfahrung gebracht, dass *potamia* ein griechisches Wort ist und mit Fluss, Flussbett oder Flusslauf übersetzt werden kann. Dies passt dann zur nachfolgenden 13. Zeile. *dipotamia* kann also bedeuten, dass im Zuge des Straßenbaues der Fluss in ein anderes (di = zweites) Bett umgeleitet wurde.

15. bis 19. Zeile:

Zum Schluss werden die am Straßenbau beteiligten Legionen, Auxiliärtruppen (Kohorten) und Gemeinden genannt. Auxiliare sind Hilfstruppen, die aus den römischen Provinzen zusammengestellt wurden und den Provinznamen führten. Die Größe einer Auxiliarkohorte bestand aus sechs oder zehn Zenturien je 80 Fußsoldaten. Zum Straßenbau wurden nur Fußsoldaten abkommandiert. In den Kastellen blieb eine Stammesbesatzung zurück. Dieser Eintrag fehlt auf dem Offenburger Stein und ist wahrscheinlich der Steinspaltung zum Opfer gefallen.

20. Zeile:

Die Entfernungsangabe eine römische Meile (~1,45 km) bezieht sich sehr wahrscheinlich auf Antiochia, heute Antakya, weil der Stein in unmittelbarer Nähe dieser Stadt gefunden wurde.

Imperator
 Vespasian Caesar August (der Erhabene)
 Pontifex Maximus, Inhaber der tribunischen Gewalt zum
 5. Mal, Imperator zum 13. Mal,
 Vater des Vaterlandes, Konsul zum 5. Mal, als Konsul
 Erwählter zum 5. Mal.
 Imperator Titus Caesar, Sohn des Augustus,
 Konsul zum 3. Mal, als Konsul Erwählter zum 4. Mal.
 [[~~Domitianus~~]] Caesar
 Sohn des Augustus, Konsul zum 3. Mal.
 . M(arco) Ulpio Traiano Statthalter
 des Kaisers im Rang eines Praetors. Das Bett
 des Flusses (wurde auf eine Länge von) dreitausend
 Doppelschritte (3 röm. Meilen ~ 4,35 km) zusammen mit
 den Brücken verlegt.
 Die Fußsoldaten (Infanteristen) von 4 Legionen:
 die III Gallicae, die IV Scythicae, die VI ferratae die XVI
 Flavia;
 ebenso 20 Kohorten (Auxiliartruppen)
 ebenso Einwohner von Antiochia
 haben die Baumaßnahmen ausgeführt.
 Eine römische Meile (~ 1,45 km)

Abb. 8: Übersetzung der Inschrift des Meilensteines von Antakya (Türkei). Der Name des Domitian wurde nach seinem Tod wegen Verdammung aus dem Andenken ausgemeißelt



Abb. 9: Römerstraße von Antiochia (Syria) nach Chalkis (Syria), an der dieser Meilenstein aufgestellt wurde. Bildnachweis: Von Bernard Gagnon – Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0, (<https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=12045971>)



Abb. 10: Inschrift des Meilensteines mit vermutlich starkem Abrieb (rechts) durch Geschiebe des Flusses

Römischer Meilenstein von Chaves (Portugal)

Der antike Ortsname lautet *Aquae Flaviae*. Der Stein wird auf das Jahr 79 n. Chr. datiert und hat in der Epigraphische Datenbank Heidelberg die Nummer HD000478.

IMP CAES VE[---]
 MAX TRIB POT [---]
 IMP VESP CAES AV[---]
 VIII IMP XIII CO[---]
 [[-----]]
 [[-----]]
 G CALPETANO RA[---]
 VAL FESTO LEG A[---]
 D CORNELIO MA[---]
 L ARRVTIO MAX[---]
 LEG VII GEM [---]
 CIVITATES [---]
 AQVI FLAVIEN [---]
 BIBALI COEL[---]
 INTERAMIC[---]
 QVARQVE[---]NI TA[---]

Abb. 11: Kopie des Meilensteines von Chaves in Nordportugal mit abweichenden Ergänzungen

1. Imp(eratori) Caes(ari) Ve[sp(asiano) Aug(usto) pont(ifici)]
2. max(imo) trib(unicia) pot(estate) [X imp(eratori) XX p(atri) p(atriae) co(n)s(uli) IX]
3. Imp(eratori) Vesp(asiano) Caes(ari) Au[g(usti) f(ilio) pont(ifici) trib(unicia) pot(estate)]
4. VIII imp(eratori) XIII co(n)s(uli) VII?
5. [~~Domitiano~~ Caesari Aug(usti) f(ilio)]
6. [~~—ausgemeißelt~~]
7. G(aio) Calpetano Ra[ntio Quirinali]
8. Val(erio) Festo leg(ato) A[u(g)usti] pr(o) pr(aetore)]
9. D(ecimo) Cornelio Ma[eciano leg(ato) Aug(usti)]
10. L(ucio) Arruntio Max[imo proc(uratori) Aug(usti)]
11. leg(ionis) VII gem(inae) [fel(icis)]
12. civitates [X]
13. Aquiflavien[ses Aobrigenses]
14. Bibali Coel[rni Equaesii]
15. Interamicus Límicus Aebisocius
16. Quarque[]ni Ta[magan]

Abb. 12: Ergänzte Inschrift des Meilensteines von Chaves

Dem Imperator Caesar Vespasian Augustus; Pontifex
 Maximus; Inhaber der tribunischen Macht zum 10. Mal;
 Imperator zum 20. Mal;
 Vater des Vaterlandes; Konsul zum 21. Mal
 Imperator Vespasian (Titus), Sohn des Augustus; Pontifex; Inhaber der
 tribunischen Macht zum 8. Mal
 Imperator zum 14. Mal; Konsul zum 7. Mal
 [[---Domitiano Caesar Sohn des Augustus---]]
 [[-----Ämter u. Ehrentitel-----]]
 Gaius Calpetanus Rantius Quirinali
 Valerius Festus Statthalter (legatus Augusti pro praetore)
 Decimus Cornelius Maecianus, Gesandter des Augustus
 Lucius Arruntius Maximo, (persönlich beauftragter) Stellvertreter des Augustus
 (Am Bau der Straße waren beteiligt:)
 die 7. Legion gemina felix
 Zivilpersonen aus 10 Gemeinden:
 Aquiflaviens (Chaves) Aobrigens
 Bibali Coelemus Equesus
 Interamicus Límicus Aebisocius
 Quarquernus Tamaganus

Abb. 13: Übersetzung des Meilensteines von Chaves

Zur Datierung:

Gaius Valerius Festus starb 85 oder 86. Er war Statthalter der römischen Provinz Hispania Tarraconensis von 79 bis 81. Demnach kann der Meilenstein nur in diesen drei Jahren aufgestellt worden sein. Da Kaiser Vespasian im Jahr 79 verstarb, kommt für die Aufstellung des Steines nur dieses Jahr infrage. Eine zweite Kontrolle ist über *tribunicia potestate* möglich:

Auf dem Meilenstein von Antakya ist bei Vespasian für *tribunicia potestate* zum sechsten Mal angegeben und bei Titus zum vierten Mal. Beim Meilenstein von Chaves bei Titus zum achten Mal für *tribunicia potestate*. Für Vespasian ist dafür keine Inschrift erhalten. Das muss jetzt zum zehnten Mal sein, was mit dem Regierungsantritt 69 für das Aufstellungsjahr ebenfalls 79 n. Chr. ergibt.

3.Zeile:

Es ist ungewöhnlich, dass der Name Titus nicht genannt sein soll.



Abb. 14: Die römische Brücke über den Rio Tamega nach Chaves. Auf ihr stehen zwei Kopien des Meilensteines. Der Stein wurde 1980 in in der Nähe im Flussbett gefunden

5. u. 6. Zeile:

Nach der „*damnatio memoriae*“ wurden zwei Zeilen (Titel, Name und Ämter) von Domitian vollständig ausgehöhelt.

7. u. 8. Zeile:

Wie auf dem Meilenstein von Offenburg und Antakya wird hier als nächster der Statthalter genannt.

9. Zeile:

Decimo Cornelio Maeciano soll nach einer Literaturquelle 1. Legat der 7. Legion Gemina gewesen sein.

11. bis 15. Zeile:

Nennung der am Straßenbau Beteiligten: Abordnung der 7. Legion und Einwohner von zehn Gemeinden.

Zusammenfassung

Nur sieben römische Meilensteine aus der Zeit des Kaisers Vespasian sind bisher gefunden worden. Davon können hier drei vergleichend besprochen werden. Es wird aufgezeigt, dass der stark beschädigte römische Meilenstein von Offenburg im Aufbau mit der Inschrift von zwei Meilensteinen aus Antakya (Türkei) und Chaves (Portugal) verglichen werden kann.

Zunächst wird der amtierende Kaiser Vespasian, danach werden seine beiden Söhne Titus und Domitian mit allen Ehrentiteln sowie bedeutenden Ämtern bis zum Zeitpunkt der Aufstellung des Steines vorgestellt. Es ist bemerkenswert, dass der Familienname der Flavier von ihnen nicht benutzt wird. *Flavus* bedeutet blond, gelb oder goldgelb und ist vielleicht bei der Namensgebung aus einem Spitznamen entstanden. Den Vornamen erhielt man von den Eltern und der Familienname wurde von den Mitmenschen gegeben. Der Familienname kann von einem Beruf, Herkunftsort, Spitznamen usw. herkommen.

Danach wird der amtierende Statthalter der Provinz, in der die Straße gebaut wurde, genannt. Auf dem Meilenstein von Chaves werden hier nachfolgend zusätzlich zwei Legaten mit hohem Dienstgrad genannt.

Nun folgen in der Regel Entfernungsangaben zu einer Stadt oder wie auf dem Stein von Offenburg zu der Provinz Rätien.

Auf den beiden Meilensteinen von Antakya und Chaves werden die Abgeordneten von einer Legion, Auxiliärtruppe und Einwohner von benachbarten Ortschaften genannt, die für die Bauarbeiten eingesetzt wurden. Diese letzte Inschriftennennung ist auf dem Stein von Offenburg nicht mehr sichtbar und ist sehr wahrscheinlich der Steinspaltung zum Opfer gefallen.

Straßburger Fernverkehr – Straßenbau nach Verkehrschaos am Schwabweg

Peter Maile

1. Ein Gerichtstermin zur Fronbeteiligung und Baubeginn

Es ist der 31.3.1516: Die Landvogtei Ortenau ist zu gleichen Teilen an den Bischof von Straßburg und Graf Wilhelm von Fürstenberg verpfändet. Melchior von Schauenburg ist bischöflich-straußburgischer Amtmann in Oberkirch. Nach dem historischen Gerichtsprotokoll¹ sind die Vertreter der Fronpflichtigen aus Griesheim, Sand und Schweighausen² an diesem Tag nach Oberkirch geladen. Die Griesheimer hatten sich beim Bischof und beim Graf von Fürstenberg über die Anweisung des Schauenburgers beschwert, wonach sie beim Bau einer neuen Landstraße zwischen Sand und Urloffen mit zu fronen hätten. Die Trassenführung ist durch das westlich von Urloffen gelegene Eichwaldgebiet *Mechich* geplant. Die Griesheimer haben bisher die Arbeiten mit *stoltze, hochmutige, tratzige* und *verdriessige wort* boykottiert und bringen vor, dass die Fronverfügung des Amtmanns ungerecht sei. Griesheim sei schließlich an der neuen Straße nicht Anlieger. Es würden andere Gemeinden und Höfe viel näher an der geplanten Strecke liegen. Von dort solle man Fronpflichtige beiziehen.

Über diese *Supplication* [Beschwerde] soll nun Verhandlung geführt und die abschließende Entscheidung verkündet werden. Vertreter der Obrigkeit sind Jakob von Oberkirch, der Schaffner zu Sasbach und Amtmann Melchior von Schauenburg.

Sowohl die Beschwerdeführer als auch der Schauenburger bringen ihre Sicht der Dinge nochmals vor. Das Urteil ergeht: die Beschwerde wird abgelehnt. Zur Begründung wird ausgeführt:

- Die neue Straße werde von Fremden und Einheimischen benötigt.
- Die vorhandene Landstraße wird vom überörtlichen Verkehr gemieden. Die Fuhrleute suchten sich andere, aber für deren Transporte ungeeignete örtliche Wege. Für diese Beanspruchung seien diese Ortswege weder vorgesehen noch geeignet und würden *nidergelegt, dem gemeinen land zum nachteil*. Diejenigen, welche die Wege tatsächlich brauchen, könnten diese nur [noch] mit Problemen nutzen. Sie würden *an pferden und lyb schaden nemmen, wodurch vil böse schwür gethan, dodurch sich mancher sein lyb uns seel verdamt*.

- Zum Straßenneubau werden nicht nur die Beschwerdeführer, sondern auch die Fronpflichtigen aus Sand und Schweighausen, Windschlag, Ebersweier und Bohlsbach herangezogen. Die Griesheimer werden darauf hingewiesen, dass auch die Landstraße *von willstetten* [Willstätt] *durch ir dorf gon [nach] offenburg* verlaufe. Die Griesheimer würde ja auch Hilfe erwarten, wenn bei Arbeiten in ihrem Bann die Arbeitsleistung Dritter notwendig werde³.

Weil das Frühjahr bereits angebrochen ist, wurde auch vorgebracht, in der Landwirtschaft sei jetzt keine Zeit zu solchen Arbeiten. Auch da macht die Obrigkeit nicht mit: ein weiterer Aufschub des Straßenbaus wird nicht mehr geduldet. Es wird deutlich gedroht: Auch wegen Terminnot darf nicht gemurrt werden, jedes *verdriessige wort* eines Bauern ist dem Amtmann zu melden und soll bestraft werden. Fronarbeit für die neue Straße geht jeglicher Feldarbeit vor.

Aus der Lage der Ausweichstrecke kann geschlossen werden, dass Transport und Verkehr von und nach Straßburg Ursache der Ortenauer Verkehrsprobleme und des Straßenneubaus waren. Unmittelbarer Nutznießer der neuen Straße wäre auch der Straßburger Bischof, der seinen Sommersitz in Renchen nun schneller als bei der Fahrt über Offenburg erreichen würde. Manches bleibt aber unklar: Genauere Angaben dazu, wo sich denn konkret aus der Nutzung durch Überland-Transporte dem *gemeinen Land* zum *nachteil* ergab, fehlen in der Niederschrift. Auf den ersten Blick erscheint auch die Begründung der Griesheimer schlüssig: der Ort wie auch Bohlsbach, Windschlag und Ebersweier gehören zum Gericht Griesheim der Landvogtei. Die Arbeiten sollen aber in Sand beginnen – das ist „Ausland“ in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Der östliche Endpunkt der neuen Straße soll Urloffen sein – der Ort gehört zwar zur Landvogtei, aber im „Gericht Appenweier“ – und kein Mann aus jenem Verwaltungsbezirk soll fronen. Für heutige Betrachtung ergibt sich eine zusätzliche Frage: Wieso kam aus Bohlsbach, Windschlag und Ebersweier nicht auch ein Einspruch gegen den Fronbescheid? Diese Gemeinden waren „vom Bauort“ (wie Griesheim) für die damalige Zeit schließlich auch weit entfernt.

2. Ein Weg über den Kniebis und im Renchtal

Im Hochmittelalter ist in der Ortenau als überörtliches Straßennetz noch die Trassenführung der römischen Militärstraßen dominant. Kurz vor Offenburg⁴ kreuzt die rechtsrheinische römische Straße Riegel–Offenburg–Renchen–Ladenburg die

unter Kaiser Vespasian erbaute Kinzigtalstraße Straßburg–Rottweil. Diese Ost-West-Achse wurde 1391 aufgewertet durch die Inbetriebnahme der *Langen Bruck* von Straßburg über den Rhein nach Kehl. Das war über Jahrhunderte die nördlichste Brücke über den Fluss. Auf den über 700 restlichen Kilometern bis zur Mündung gab es (bis ca. 1850) keinen festen Übergang mehr. Ein Jahr nach Fertigstellung stellte der Kaiser das Bauwerk unter seinen Schutz. Die Brücke führte zu weiterer Bündelung des Verkehrs – nach Ost wie nach West. Dementsprechend ziehen sich die Kontakte der Straßburger Kaufleute von England über Paris im Westen zu Handelsplätzen im Osten: Augsburg, Nürnberg, Ulm. Von diesen Orten läuft der Verkehr weiter, u. a. nach Regensburg und Wien, Venedig oder Prag. Fünf wichtige Orte werden um 1500 in einem kurzen Gedicht zusammen genannt:

*Venediger Macht,
Augsburger Pracht,
Nürnberger Witz,
Straßburger Geschütz,
Ulmer Geld
regiert die Welt.*⁵

Je gradliniger eine Straßenverbindung, desto schneller ist man am Ziel, das galt auch schon im Mittelalter. Von Straßburg aus bedeutete aber der Weg durch das Kinzigtal zu den im Gedicht genannten Städten einen immensen Aufwand gegenüber einer direkteren Trasse, weil eine riesige Ecke (über Schramberg bzw. Rottweil) „ausgefahren“ werden musste. Vermutlich hatten schon die Römer ab und zu die Schwarzwaldhöhen vom Renchtal aus (auf dem Weg nach Rottenburg a. N.) überschritten. Um das Jahr 1200 entwickelt sich von Oppenau aus ein steiler Weg auf den Roßbühl und dann zum Kniebis⁶. Fremde brauchten zum Finden der richtigen Route einen Wegweiser⁷. Von dort kommt man weiter nach Dornstetten (Freudenstadt wird erst 1599 gegründet), über Rottenburg und Tübingen geht es nach Ulm.

Die „neue“ Trasse über den Kniebis war von Straßburg aus der kürzeste Transportweg zum schwäbischen Nachbarn und weiter nach Osten. Kaufmannshandel über den Kniebis ist ab ca. 1250 verbürgt, der Weg auf der Höhe ist da noch ein unbefestigter Fuß- und Reitpfad. Dieser Pfad bekommt im Jahr 1303 das Ziel als Namen: er wird nun *Swobeweg*⁸ genannt und wurde zum (für Anwohner dort fronpflichtigen⁸) Abschnitt der Handelsstraße Paris–Straßburg–Ulm. An der Grenze zwischen dem späteren



*Abb. 1: An der
Klosterruine in
Kniebis – Foto
Verfasser*

Baden und Württemberg entstand ein Hospiz und daraus ein Kloster als Raststätte und Zuflucht. Drei Jahre vor dem Gerichtstermin der Griesheimer ist das Kloster nun zum zweiten Mal abgebrannt. Die Landesherren beidseitig der Grenze erachten ein funktionierendes Kloster dort oben für notwendig, aber zum Wiederaufbau fehlt beiden Seiten ganz profan das Geld. Der Herzog von Württemberg und der Straßburger Bischof versenden deshalb Bettelbriefe, doch ohne ausreichende Wirkung. Der bald darauf ausbrechende Bauernkrieg verhindert auch den schnellen Wiederaufbau. Im Zug der Reformation wird dann das Kloster aufgelöst⁶. Die Ruine steht noch im Dorf Kniebis.

Im Renchtal hinab bis nahe der Landstraße aus Offenburg finden sich keine Hinweise auf den Schwabweg mehr. In Zimmern hat sich der Name des Weges an der Ortsstraße zum Nachbardorf erhalten. Das gesamte Gewann südlich der Straße Zimmern–Zusenhofen heißt nach der Gemarkungskarte (1859) ab der Landstraße [= B3] *Am Schwabweg*⁹. Der Schwabweg bzw. Abschnitte daraus sind „als Nebeneffekt“ bei Grundstücksgeschäften mit dokumentiert worden, da bei Änderungen oder Überprüfungen stets die Anstößer [= Eigner bzw. Nutzungsbe-

rechtiger angrenzender Grundstücke] benannt wurde. Im Urkundenverzeichnis der Altarpfründen der Offenburger Heiligkreuzkirche findet sich für Urloffen/Appenweier:

Erblehen [B2] in Appenweier vom 13. Novemember 1544
... stost oben auch auf des Stüelingers Hoffgut, unden uf den Schwabweg ... Item ein Jeuch Veldt Brachackher, ... mit einer seitten an Schwabweg, und deß ... Stüelingers Hoffgut, stost ... unden uf den Schwabweg ...

Kauf [B166] in Urloffen am 9. Februar 1426
Kaufurkunde Inhaltendt ... Item ein ackherlin am Schwabweg, einseit an Bartholomes[Name] ...¹⁰.

Auch in Urkunden zu den Schauenburgern gibt es Eintragungen zum Schwabweg. Hans von Schauenburg wird als Lehensmann im Saalbuch des Heinrich von Geroldseck aufgeführt. In der Eigentumsauflistung wird allerdings nicht Schwabweg, sondern nur die Schreibweise *Schwaweg* gebraucht.

(ca. 1400) hat Hans von Schauwenburg den man nennet Neúnecker zu Lehen ... Hof zu Appenwyler mit ... 3 Juch an dem Schwaweg, ein Strang an der Gasse ... und 1 Juch stößt auf den Schwaweg gegen einander ... 1/2 Juch zu Vrlauff Brucke an dem Schwaweg,¹¹

Doppelten Bezug hat ein Geschäft des Cunrat von Schawenburg zum Weg: Er veräußert seinen Hof am Schwabweg an Probst und Konvent des Klosters auf dem Kniebis.

(1331, Juni 23) Herr Cunrat von Schawenburg und seine Ehefrau ... verkaufen ... Ihren Hof in dem Dorf Zimbern ... gelegen an dem Schwabenweg ... an den Probst und Konvent des Gotteshaus ... auf dem Knibuz [= Kniebis] uf dem walde¹².

3. Der erste Teil des Schwabwegs

Der Swobeweg zum Kniebis beginnt an der alten Landstraße von Willstätt nach Offenburg, nachdem Griesheim passiert ist. Die Lage der alten Landstraße entspricht heute der Straße „am Kreuzweg“ in Griesheim, nur einige Schritte nach dem (heute) südlichsten Haus zweigt der *Schwabweg* nach Osten ab. Die Namensänderung von *Swobeweg* zu *Schwabweg* ist dabei keine Transkription ins Hochdeutsche: der „neu“ anmutende Name wurde schon 1557 bei einer Lehenserneuerung¹³ so geschrieben.

Mit hoher Sicherheit ist gegenüber 1516 der Wegverlauf auf den ersten ca. 250 Meter etwa parallel nach Norden versetzt und schwenkt an der folgenden Doppelkurve auf die alte Trasse zu-

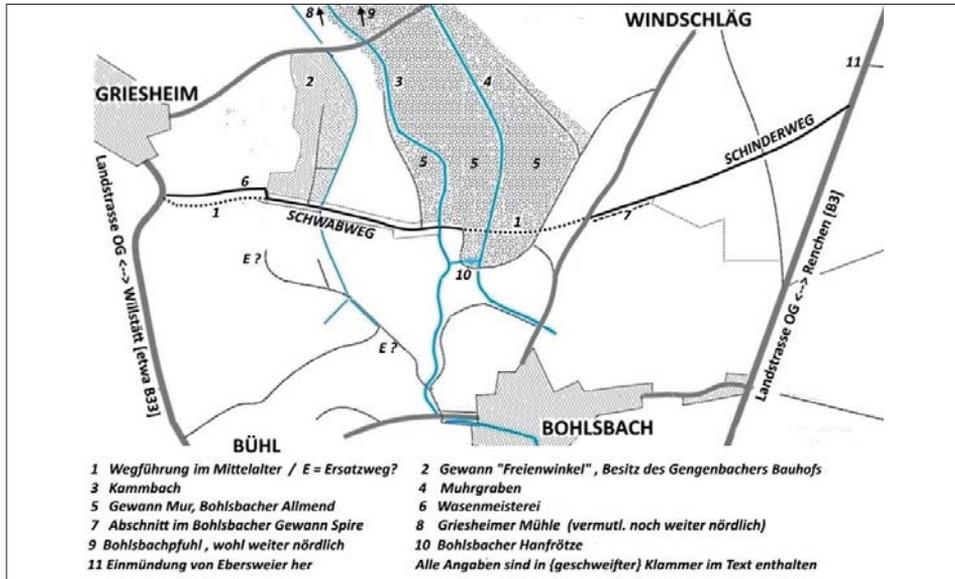


Abb. 2: Schwab- und Schinderweg ca. 1840 bei Griesheim/Bohlsbach/Windschlag – Verfasser

rück. Nah diesem Versatz befand sich über Jahrhunderte die Wasenmeisterei {6 = s. Kartenkennziffern}. Auf der Gemarkungskarte Griesheim (1858)¹⁴ ist das Gebäude noch verzeichnet. Weiter im Verlauf kommt man in die heutige Kammbachschenke, durchgängig die Allmend {5} von Bohlsbach. Dort lagen die *Muermatten* [Moormatten]. Die Sumpfwiesen-Landschaft um den Kammbach {3} und weitere größere und kleinere Zuflüsse wie der Muhrgraben {4} machten den Sumpfscharakter der Senke nach Norden hin immer ausgeprägter. Die Tieflage des natürlichen Geländes ist von der (jetzt in Dammlage geführten) Straße Griesheim–Windschlag (Teilstück oben im Plan) bei der Durchfahrt heute deutlich erlebbar. Irgendwo nördlich der Straße hatte der Bach im Moor einen See gebildet. Der war als *Bohlsbachpfuhl* {9} im Jahr 1242 Eckpunkt der Grenze des städtischen Offenburger Pfarrsprengels zur kirchlichen Versorgung „auf dem Land“ durchs Kloster Gengenbach. (Die Offenburger Stadtteile Rammersweier, Zell-Weierbach, Bühl wurden bei dieser Grenzziehung erstmals urkundlich genannt.) Im Mittelalter war die Sumpfszone höchstens bei längerer Trockenheit oder im Winter einigermaßen zu durchqueren. Noch im 19. Jahrhundert erklärt ein Militärbuch das Areal als im Grunde unpassierbar.¹⁵

Am Kammbach {3} knickt der Weg heute nach Süden ab und passierte 1840 die Hanfrötze {10}. Ein Blick auf die Karte zeigt, dass die bisherige Trassenlinie sich etwas entfernt mit den „Schinderweg“ fortsetzt. Der Wegname ist älter, im Jahr 1557 schreibt man *Shindwege*¹⁶.

Das heute fehlende, leicht gebogene alte Wegstück {1} zwischen Schwab- und Schinderweg ist durch andere, in späteren Zeiten sinnvollere Wege ersetzt worden. Schwabweg und Schinderweg werden außer durch die sanft geschwungen und dadurch fast modern wirkende Trasse auch durch die Namen verbunden: Alte Straßenverbindungen wurden nach der Richtung benannt, in der sie benutzt werden. Der Schwabweg ab Griesheim führt nach Ost zu den Schwaben, von Ost in Richtung West gesehen führt die Trasse zur Wasenmeisterei {6}, dem Standort der Abdeckers bzw. (mittelalterliche Bezeichnung) des „Schinders“. Schon wegen des Gestanks dort lag dieser Platz stets außerhalb von Siedlungen. So wird der Schwabweg – nach West gesehen – zum Schinderweg. Der Schwab/Schinderweg mündet (Richtung Ost/Nord) spitzwinklig auf die Landstraße aus Offenburg [B3]. Nur wenig weiter nach Norden versetzt befand sich, nach Nordosten abgehend, die Abzweigung {11} nach Ebersweier. Der Schwabweg (mit Fortsetzung Schinderweg) war damit Abkürzung zwischen zwei Landstraßen, er verringerte die Strecke von Griesheim nach Appenweier/Urloffen um etwa 3,5 km und umging die Grenze zwischen der Reichsstadt Offenburg und der Landvogtei. Das war für jeden Straßennutzer interessant – egal ob sein Ziel weiter im Norden (Renchen, Baden-Baden) oder hinter dem Kniebis bei einem Handelsplatz weiter im Osten lag.

4. Entwicklung des Teilstücks bei Bohlsbach

Auf Bohlsbacher Gemarkung lässt sich die Entwicklung des Schwabwegs vom „ab und zu benutzten Pfad“ über „örtlichen Weg“ zu einer „regionalen Wegeverbindung“ bis zur „Handelstrasse“ verfolgen.

- a) Nach dem Anstieg aus der Kammbachschenke läuft der Schwab-/Schinderweg durch eine Ecke im Bohlsbacher Gewann Spire {7} und setzt sich im Windschläger Gewann Wolfental fort. Üblich für Wege ist, dass sie auf eigenem Grundstück verlaufen (sonst wäre der Nachweis durch „Anstößer“ auch im Mittelalter sehr erschwert gewesen). Die Spire war wohl die erste landwirtschaftliche Feldfläche in Bohlsbach. Der Weg läuft hier nicht auf einem eigenständigen Grundstück, sondern quert per Überfahrtsrecht mittig die Äcker. Auf dem östlich anschließenden Windschläger Gelände setzt sich der Weg dann wie ein Rodungsweg auf eigenem (= öffentlichen) Grundstück fort. Kein Bauer lässt (insbesondere starken) Verkehr seinen Acker mittig queren.

Das gibt arbeitstechnisch weder heute noch früher Sinn, man muss faktisch zwei Teilgrundstücke bearbeiten und kann wegen des Wegs von einer Teilfläche nichts ernten. Deswegen lagen (und liegen) Überfahrtsrechte bei Äckern immer am Rand der Flurstücke, außer es existieren z. B. landschaftliche Besonderheiten. Das ist hier nicht der Fall. Daraus kann man schließen: Die Rodung und nachfolgende Nutzung des Ackerlandes auf der Spire erfolgten, bevor der mittige Weg existierte. Vermutlich ergab sich dort ein schmaler, zunächst wenig frequentierter Pfad. Die spätere Nutzungsvergrößerung hat sich in der Folge „eingeschliffen“. Bei der Urbarmachung in Windschlag blieb dort der Rodungsweg auch als Schinderweg im Allgemeineigentum.

- b) Abschnitte des Schwabwegs auf Bohlsbacher Gemarkung waren schon vor 1303 intensiv vom örtlichem Verkehr genutzt. Das ergibt sich aus der Hofgründung am Ort durch das Gengenbacher Kloster. Das Gut ist im Jahr 1287 in einem Privileg von Papst Nikolaus IV. als „Bauhof“ des Klosters genannt worden¹⁷. Ca. 60% seines Ackerlandes lag 1577 im heutigen Gewann „Freienwinkel“¹⁸. Der Bauhof musste vor Nutzung das Areal erst freimachen bzw. roden. Schon diese Arbeiten und der spätere Fruchtanbau im Gewann waren von Bohlsbach aus nur über den Schwabweg auszuführen – und vor 1287 erfolgt.
- c) 1351 wurde die Landvogtei Ortenau vom Kaiser an den Bischof von Straßburg verpfändet. Nach der Übernahme der Landvogtei verfügte der Bischof eine Verwaltungsreform, die erfolgreich war und deshalb über Jahrhunderte auch bei anderen „Landesherrn“ Bestand hatte. Das Gesamtareal der Landvogtei wurde in einzelne Bezirke gegliedert (die Gerichte) und welcher Ort Verwaltungs- und Rechtszentrum war. Ein Gericht war Griesheim zugeordnet und hatte außer dem Hauptort die Dörfer Waltersweier und Weier, Bühl, Bohlsbach, Unter-Rammersweier (mit dem später abgegangenen Schambach), Windschlag und Ebersweier.

Sinnvolle Infrastruktur brauchte auch nach mittelalterlichem Verständnis Straßenverbindungen, die möglichst effektiv (= kurz + kaum Kurven) waren und die, ohne Dritte einzubinden, ausreichend sicher funktionierten. Der Dritte, der nicht eingebunden werden sollte, war die Reichsstadt Offenburg. Und das war sichergestellt: Waltersweier, Weier und Bühl erreichten den Verwaltungsmittelpunkt Griesheim direkt, ohne den Offenburger Bann zu berühren. Der Kresenweg verband Unter-Rammersweier mit Schambach und Bühl und umging so die reichsstädtische Gemarkung. Auch

der Schwabweg tangiert den Offenburger Bann nicht. Für Bohlsbach, Windschlag und Ebersweier war die Trasse von Schwabweg und Schinderweg die wesentliche Verbindung nach Griesheim als Amtssitz, zum Schinder und auch zur Mühle. Nördlich vom Freienwinkel lag die Griesheimer Mühle [8]. Die war Bannmühle, hatte also Benutzungszwang für die zum Gericht gehörenden Dörfer. Der Schwabweg war regionale Verbindung geworden.

Verkehrstechnisch hätte das Konstrukt „Gericht Griesheim“ ohne die Trasse Schwabweg/Schinderweg eher schlecht als recht funktioniert. Das gibt markanten Bezug zum Protokoll der Verhandlung im Jahr 1516: Für Fronarbeit am Straßenneubau sind von den Amtsträgern genau die Gemeinden des Gerichts Griesheim verpflichtet worden, die innerhalb der Einheit „von Grenze zu Grenze“ (= von Grenze vor Sand bis zur Grenze zum Gericht Appenweier) vom Verkehrsfluss über Schwabweg/Schinderweg abhängig waren. Der „Abkürzungspfad“ war notwendiges infrastrukturelles Straßenelement geworden.

- d) Die Aufwertung des zuerst einfachen Verbindungspfades spiegelt sich auch in Einträgen im schon zitierten Saalbuch des Geroldseckers. Das um 1400 entstandene Verzeichnis nennt für Grundstücke in Bohlsbach Pächter, welche offenkundig bereits von ihren Vätern eingegangene Lebensverhältnisse weiterführen. Daraus ergibt sich, dass der Beschrieb der fraglichen Äcker mit seinen jeweiligen Anstößern (und damit auch des anstoßenden Abkürzungspfades) deutlich vor 1400, also zeitnah zur Schaffung des Gerichtsbezirkes, entstanden sind. Gesteigerter Verkehr aus der Existenz der *Langen Bruck* ist sicher nicht in die Liste eingeflossen. Trotzdem zeigt sich die weit gestiegene Bedeutung des Pfades für örtliche und regionale Angelegenheiten durch die dort genannte Fronpflicht zum Unterhalt der Trasse – der noch immer als Pfad bezeichnet wird.

Das Saalbuch nennt:

*Heinrich Mahler von Offenburg, Sohn des + Hans Mahler [leistet Abgaben für] 2 Juch Acker im Bann Bohlsbach an dem Fronpfad nach Cunz Borten ...*¹⁹

*Reinbold v. Ortenberg, Sohn des Bertold von Ortenberg [leistet Abgaben für] ... 1 Juch am Fronpfade nach des + Suselmann von Ortenberg und der Fruogen Gut, 1 Juch am Fronpfade nach des alten Schultheißen und der Fruogen Gut, 2 Juch an der Landstrasse abwärts.*²⁰

5. Chaos im Verkehr

Auf dem Schwabweg war mindestens bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts der überörtliche Handelsverkehr in erster Linie mit Reitern und ggf. mit Packpferden unterwegs. Wer den Weg nicht kannte, ließ sich von einem Griesheimer den Weg weisen. Reisende gingen zu Fuß. Aus der Nutzung mit Packpferden ergibt sich auch, dass Wege auch bei starken Steigungen geradlinig durchgingen – das ist mit Pferden machbar. Serpentinien sind im Mittelalter nicht bekannt.

Seltener waren einachsige Karren, gezogen von max. zwei Pferden, als Transportmittel. In diesen Fällen ging der Fuhrmann je nach Strecke nebenher oder saß auf. Die Räder waren immer groß, um Höhenunterschiede der unebenen Wege auszugleichen und nicht in den meist unbefestigten Untergrund einzusinken. Das hat bei steinigem oder trockenem Boden gut funktioniert. Die Karren waren wendig und wurden auch von Bauern z. B. beim Einbringen der Frucht genutzt.

Zweiachsige Wagen gab es nur sehr wenige. Wenn, dann waren auch hier die Räder alle gleich und möglichst groß. Wegen der starren Vorderachse war Lenkung nicht möglich und „Kurven fahren“ ein hartes Geschäft. Der Wagen musste u. U. dann um eine Ecke gewuchtet werden – was immer auch Straßenschäden verursachte. Sebastian Brandt zeichnet 1502 noch zweiachsige Transportwagen mit starrer Achse. Ab Ende des 15. Jahrhunderts begann, zunächst beim Militär, sich langsam technischer Fortschritt in Form des Drehschemels an der Vorderachse durchzusetzen. Diese Erfindung machte die Achse drehbar und erlaubt einerseits, Kurven zu fahren, und andererseits in der Kurve auch gute Zugkraftumsetzung.²¹ Schweres Geschütz verlangte pfleglicheren Transport. Die drehbare Vorderachse funktioniert umso besser, wenn die Vorderräder kleiner sind. Das ermöglicht einen größeren Einschlag und damit kleineren Wendekreis. Albrecht Dürer zeichnet 1518 „die große Kanone“ mit diesen technischen Details.²²

Die Belastung der Straßen ist auch aufgrund der militärtechnischen Entwicklung nach oben geschnellt. Markantes Beispiel dazu ist der Feldzug 1504 von Kaiser Maximilian I. im Krieg gegen Pfalzgraf Phillip. Letzterer verliert dabei sein hälftiges Pfandrecht an der Landvogtei an den Fürst von Fürstenberg. Maximilian leiht nicht nur Geschütze in Straßburg,⁵ sondern führt auch zumindest ein Geschütz mit, das bei der Belagerung der Burg Ortenberg eingesetzt wird. Der Villinger Chronist Hug beschreibt es als *eine schwere Büchse, die man mit 24 Pferden gen Gengenbach führte*. Sie wog 120 Zentner (ca. 6 Tonnen)²³.

Man kann sich die Beanspruchung der un- oder wenig befestigten Straßen bei Verkehr mit solchen Lasten vorstellen. Über den Schwabweg wäre von Westen her nicht einmal die Kamm-bachsenke erreicht worden. Im Vergleich dazu war ein örtlicher Ernte-Garbentransport mit dem einachsigen Wagen ein echtes Leichtgewicht.

Die meisten Verkehrswege waren in der Breite beschränkt und unbefestigt. Es gab durchaus Erfahrungsgrößen für Straßenbreiten, die sich einerseits nach den Verkehrsmitteln richteten, die auf der jeweiligen Trasse zu erwarten waren (z. B. mit oder ohne Viehtrieb) und andererseits nach der Beurteilung, ob „Gegenverkehr“ zu berücksichtigen war. Der Schwabweg ist aber als Pfad entstanden, da reichte zunächst eine Pferdebreite mit ca. 5 Fuß²⁴. Schon mit nur örtlichem Verkehr wurde der Pfad sicher zur Karrenbreite ausgedehnt, aber z. B. Landstraßenbreite wurde nie erreicht.

Das Kernproblem am Schwabweg war der unbefestigte Untergrund. Was für ein einzelnes Pferd auch bei dauerfeuchtem Boden noch ausreichte, war für den in der Masse immer stärker werdenden Verkehr mit Sicherheit nicht mehr ausreichend. Bindiger oder gar mooriger Boden lässt sich auch mit modernen Mitteln nicht straßentauglich verdichten. Auffüllen von Fahrinnen mit Erdreich bringt keine nachhaltige Verbesserung. Die Räder drückten sich in den weichen Grund u. U. bis zur Achse ein. Man darf dabei nicht vergessen, dass heute nur der „gute“ Teil des Schwabwegs sichtbar ist. Die Durchquerung des Gewanns Mur war noch schwieriger.

Die Zerstörung von unbefestigten Wegen und Straßen durch immer schwerere und mehr Transporte trat nicht nur beim



Abb. 3: Einachsiger Karrentransport – Anonymer Holzschnitt als Nachahmung einer Abbildung aus Heinrich Steinlöwel: *Aesopus Vita et Fabulae*, Verlag Johann Zainer, Ulm 1476 – Verfasser



Abb. 4: Zweiachsiger Wagen, nicht lenkbar – Ausschnitt aus Sebastian Brant: *Vergil Aeneis*, Strassburg 1502. gemeinfrei URL <<https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Frachtwagen.jpg>>

Schwabweg, sondern in vielen Gegenden Deutschlands auf.²⁶ Symptomatisch ist: Es wurden schlechte Wegabschnitte immer wieder umfahren, sodass schließlich mehrere Wagenspuren nebeneinander her liefen. Sumpfige Stellen (z. B. Mur) oder steilere Anstiege konnten die Fuhrwerke (ob örtlich oder Händler) sogar unter Umständen gar nicht (mehr) aus eigener Kraft überwinden und mussten Hilfe abwarten oder holen.

Es erscheint wahrscheinlich, dass aus den umliegenden Dörfern auch Hilfe kam.²⁶ Der Schwabweg verläuft westlich des Gewanns Mur {5} bis zum westlichen Ende des Gewanns Freiwinkel {2} nicht auf einem „normalen“ Straßengrundstück, sondern das Grundstück ist ein Streifen von 15 bis 25 m Breite.²⁷ Dieser Streifen ist wie das Gewann Mur {5} Gemeindegrund. In ihm spiegeln sich die Mehrfachspuren aus Befahrung des weichen Untergrunds.

Von der neuzeitlichen Doppelkurve bis einschließlich dem Gewann Mur war der Weg manchmal nur schwerst befahrbar. Dies machte auch das Gelände nördlich vom Schwabweg zur Nutzung unzugänglich, u. U. wurde auch der Zugang zur Griesheimer Bannmühle erheblich erschwert.

Es kann sein, dass von Fuhrleuten eine Ersatzroute {E} versucht wurde. Unterlagen darüber gibt es nicht. Eine Ersatzroute war/wäre aber mit Sicherheit nicht dauerhaft, weil zwar die „Mur“ umgangen wurde, aber zumindest vom Schwabweg bis zum nächsten Querweg Richtung der Landstraße Willstätt–Offenburg (das ist der Weg am Fuß des Gellertberges) die gleichen Probleme mit den Fahrrinnen nach kurzer Zeit aufgetreten sind oder wären. Und damit wäre ein weiterer Teil der Gemarkungsfläche von Bohlsbach nur schwer oder gar nicht zugänglich gewesen.

Als Zusammenfassung ergibt sich: Vielfacher Verkehr über den Schwabweg zwischen Landstraße Willstätt–Offenburg und dem Schinderweg war irgendwann bei Schlechtwetter oder gar Schlechtwetterperioden nicht mehr möglich, weil der Untergrund von Radspuren tiefgründig und komplett durchgepflügt war. Damit war nicht nur der überregionale Transport beeinträchtigt, sondern ganz massiv die Infrastruktur des Gerichtes Griesheim geschädigt.

Auf dem Kniebis drohte der Kollaps auf dem Pfad aus gleichartigen Gründen (Moore) um 1600, dort wurde 1605/06 eine Straße auf einem Knüppeldamm gebaut.²⁸ Aber dort war kaum regionaler Verkehr vorhanden.

Man kann sicher sein, dass die Grundeigentümer in Bohlsbach deutliche Klage beim Amtmann und z. B. beim Bischof führten. Melchior von Schauenburg kannte die Verhältnisse in

Bohlsbach und Sand: In beiden Orten gab es ein Gültgut der Schauenburger. Es spricht für „die Obrigkeit“, dass ein Straßenneubau als einzige Lösung gesehen und durchgesetzt wurde.

Es kann auch durchaus angenommen werden, dass die in der Verwaltungseinheit Griesheim hauptbetroffenen Gemeinden Windschlag, Bohlsbach und Ebersweier früh erkannt haben, dass die Fron für die neue Straße die effektivste Art von Selbsthilfe darstellte – und die Gemeinden deshalb auf einen Einspruch gegen die Fron von vorn herein verzichteten ... und (als Spekulation) die Fronbeteiligung von Griesheim schlicht als gerecht ansahen. Dort hatten sich die Fuhrleute vielleicht nach der Passage des Schwabwegs kurz erholt.

Anmerkungen und Quellen

- 1 Franz Josef Mone 1866, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 1866, Bd. 19, Artikel: Straßenbau vom 14. bis 16. Jahrhundert (S. 129ff) hier: 12) Die Landstrasse von Urloffen nach Sand in der Ortenau, S. 143f. URL <https://reader.digitalesammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10022250_00001.html>
- 2 Schweighausen wurde im 30-jährigen Krieg zerstört und nicht mehr aufgebaut.
- 3 Zur Zeit des Straßenbaus bestehen folgende Zugehörigkeiten: Schweighausen und Sand (als Ausgangsort der neuen Strasse) sind Eigentums der Grafen von Hanau –Lichtenberg. Der Gerichtsbezirk wird gebildet aus Altsand, Neusand und Schweighausen und ist dem Amt Willstätt der Grafen zugeordnet.
Griesheim, Bohlsbach, Windschlag und Ebersweier sind Teil der Landvogtei Ortenau im Gericht Griesheim. Zum Gericht Griesheim gehören ausserdem: Unterrammersweier, Waltersweier und Bühl, sowie das Untergericht Zunsweier mit Elgersweier und Schutterwald. Der östliche Endpunkt der neuen Straße liegt in Urloffen, also wieder in der Landvogtei, aber im Gericht Appenweier. Zum Gericht Appenweier gehören weiter Appenweier, Zimmern, Unternesselried, Zusenhofe und Nußbach (mit Weilern).
- 4 Die Abzweigung (heute Freiburger Platz) in Offenburg lag um 1500 fast 1 km vor der damaligen Stadtmauer.
- 5 Gedicht: URL <https://de.wikipedia.org/wiki/Ulmer_Münz>
In Ulm wurde einerseits mit dem Barchant-Handel Geld verdient (Handel damit geht bis nach England), anderseits werden in Ulm seit ca. Jahr 1100 Münzen geprägt. Nürnberg ist für mittelalterliche Geschützfabrikation bekannter als Straßburg. Straßburg hatte aber soviel Geschütze, dass Maximilian I. beim Feldzug 1504 (Landshuter Erbfolgekrieg) für die Belagerung u. a. von Offenburg und Burg Ortenberg von Straßburg erbittet ...*zwei Hauptstücke und sechs Schlangen zu leihen und die Geschütze mit... Kriegsvolk, das jetzt aus den Vorlanden heranzieht, in das Lager im Dorf Hofweiller zu schicken.* URL: http://www.regesta-imperii.de/id/1504-08-02_2_0_14_4_0_3302_19023
- 6 Kniebis: Stadt Oppenau, Archiv – Herr W. Brümmer, Rathausplatz 1, D-77728 Oppenau
- 7 Franz Josef Mone, 1866, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 1866, Bd. 19, Artikel: Straßenbau vom 14. bis 16. Jahrhundert (S. 129ff.) hier: ab S. 133 Route nach Augsburg. Wegweiser an der Straße mit Pfosten und Pfeil gab es nicht. Es wurden Einheimische für die Führung auf den richtigen Weg engagiert. Das war in Griesheim sicher genauso. Noch 1582 braucht ein Rat des Bischofs von Straßburg, mit dem Pferd nach Augsburg auf dem Weg, zwischen Oppenau und dem Kniebis einen einheimischen Führer.
- 8 Swobeweg + Fronpflicht: Stadt Oppenau, Archiv – Herr W. Brümmer, Rathausplatz 1, D-77728 Oppenau
- 9 Plan Urloffen von 1859: URL:< <http://www.landesarchiv-bw.de/plink/?f=4-469577-1>

- 10 Andre Gutmann 2013/14 für das Stadtarchiv Offenburg: (A) Kopial- und Zinsbuch (1583) und (B) Urkundenverzeichnis der Altarpfründen (um 1610/15), daraus B2/S. 320 und B166 [fol78v] S. 513
- 11 Dr. Christoph Bühler: Veröffentlichung: /ca. 1400/Saalebuch des Heinrich v. Geroldseck, Herrn zu Lahr, URL: <http://www.buehler-hd.de/reg/lehenbuch.pdf> hier: fol. 83v–85v auf S. 1
- 12 Otto Gartner: Die Regesten der Herren von Windeck von 1130–1349. In: Die Ortenau 49, 1969, hier 314.
- 13 Urkunde: Verzeichnis der Güter in Bollspacher Hof gehörig i. J. 1557, hier Absatz 20 *Item ... Matten vff den vnnnd Muehmatten ... stossen oben vff den Schwabweg...*
- 14 Karte URL <<http://www.landesarchiv-bw.de/plink/?f=4-468347-1>>
- 15 A.S. [Anonymer Verfasser] Der Rhein, Frankreich, Venetien. Militärische Skizzen. Wien 1861, Druck+Verlag: Typographisch-literarisch-artistische Verlagsanstalt. S. 34.
Die Stellung von Offenburg oder an der Kinzig hat ihren rechten Flügel am Austritt des Durbachs in das Rheinthal, und dehnt sich über Bolsbach bis Bühl. Der rechte Flügel ist durch die Höhen zwischen dem Bolsbach und Durbach bezeichnet, – die Fronte des linken Flügels wird durch die vorliegenden Versumpungen des Bolsbaches gedeckt.
- 16 wie 12, hier Absatz 14: ... *stost oben vff die Muergassen, vnnnd vndenn uff den Shind wege.*
- 17 ed. Lünig, das teutsche Reichsarchiv, hier Specilegium Ecclesiasticum Bd. 18 P.III S. 301–303: Bulla confirmationes alle Privilegien, Rechte und Freyheiten der Abteey Gengenbach v. Papst Nikolaus IV, Rom
- 18 wie 12. Der Hof hatte eine gesamt Ackerfläche (ohne Matten) von ca. 50 Juch. Der Name des Gewanns war 1577 noch *Abtsgrund*. Der spätere Bezeichnung Freienwinkel nimmt die Rechtsstellung der im Bauhof Wohnenden auf. Der Hof war – wie alle wesentlichen Gengenbacher Besitzungen – seit 1337 durch Dekret König Ludwigs von Bayern frei von Steuern und Diensten, nur der Vogt in Ortenberg erhielt pro Hof und Jahr als Abgabe ein Pfund Pfeffer.
- 19 wie 10, hier fol. 93v–94 auf S. 6
- 20 wie 10, hier fol. 101a–102 auf S. 8
- 21 Hans-Ulrich Schiedt in: Historisches Lexikon der Schweiz, hier: Wagen und Karren. URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D48993.php>
- 22 Dürer: <https://de.wikipedia.org/wiki/Feldschlange>
- 23 Der komplette Beschrieb ist: *Im gleichen Jahr kamen viele Geschütze von Innsbruck heraus, darunter auch eine schwere Büchse, die man mit 24 Pferden gen Gengenbach führte. Sie wog 120 Zentner (ca 6 Tonnen). Es war das hupsest stuck, das je ein Mensch gesehen hatte, und schoß eine Kugel aus Erz; sie war nicht sehr groß, aber man konnte sie nur mit aller Kraft bis an die Brust heben.* URI: http://www.regesta-imperii.de/id/1504-08-08_4_0_14_4_0_3321_19042
- 24 In Anm. 1 sind innerhalb des Artikels Beispiele zu Wegbreiten benannt. Die genannte Breite des Reitpfades wurde danach mit 1,6-facher Fußpfadbite = 5 Fuß insg. = ca, 1,5 m berechnet
- 25 Schon 1398 (!) wurde bei Mölln (zwischen Lübeck und Lüneburg) der Strecknitzkanal zum Transport des Lüneburgers Salzes gebaut. Die anschwellenden Salztransporte hatten die Straßenverbindungen so zerstört, dass der Transport per Schiff als einzige Lösung erschien und 350 Jahre so erfolgte. Die Beschreibung des Schadensablaufs ist fast identisch. Siehe auch der Straßenbau auf dem Kniebis 1605 in Anmerkung 28. Salztransporte: URL: <<http://www.rondeshagen.com/Kanalstart.html>>, dann: Strecknitzkanal von 1398–1900
- 26 Im Gerichtsprotokoll sind als einheimische Zugtiere ebenfalls nur Pferde genannt. Das ist ungewöhnlich, Ochsen/Kühe wurden eher häufiger in der Landwirtschaft eingesetzt. Pferde waren teurer. Auf jeden Fall waren dann genügend schnelle Zugtiere parat – und mit Vorspannhilfe ließ sich auch etwas verdienen.
- 27 Maße mit dem Lineal ermittelt. Gemessen im „Auszug aus der Grundkarte der Stadt Offenburg M 1 : 5000, Stand 1992.“
- 28 Knüppeldamm URL: <<https://www.kniebis.de/home/leben-im-dorf/geschichte>>, dann: Lebensader Kniebisstraße

250 Jahre Johann Andreas Silbermann-Orgel in Ettenheimmünster

Ein Beitrag über den Einfluss Straßburgs auf die Ortenau¹

Franz Michael Hecht

Die Verbindungen Straßburgs mit dem Gebiet der heutigen Ortenau waren und sind vielfältig. Neben den politischen Verknüpfungen – jahrhundertlang hatte das Hochstift Straßburg rechtsrheinisches Besitztum – ist insbesondere die kulturelle Ausstrahlung der Stadt nach Mittelbaden bedeutsam.

Beispielhaft wird hier an das Wirken der Straßburger Orgelbauer Andreas Silbermann und seines Sohnes Johann Andreas im 18. Jahrhundert erinnert.

Anlass dazu ist das 250-jährige Jubiläum der Johann Andreas Silbermann-Orgel in Ettenheimmünster in diesem Jahr.² Diese Orgel ist mit mehr als 4/5 Originalsubstanz die besterhaltene Silbermann-Orgel in Baden!

Vater und Sohn Silbermann hatten mit ihren Werken großen Einfluss auf den Orgelbau im Elsass sowie im benachbarten Baden. Sie bauten insgesamt 92 Orgeln,³ darunter zwölf Orgeln auf rechtsrheinischem Territorium – sechs davon auf dem Gebiet der heutigen Ortenau:⁴

1. Neuried-Altenheim – Evang. Kirche: Die einzige von Andreas Silbermann rechtsrheinisch gebaute Orgel, 1721/22. I/8, Kosten 1600 fl. Beim Kirchenneubau 1760 von Johann Andreas Silbermann ab- und wieder aufgebaut. 1811 von Blasius Schaxel, Herbolzheim, durch eine neue Orgel ersetzt.^{5,6}
2. Kehl – Dorfkirche: Erste rechtsrheinische Orgel von Johann Andreas Silbermann, 1758. I/9. 1796 während der Belagerung der Stadt zerstört.
3. Ettenheimmünster – Klosterkirche der Benediktinerabtei: 1769 erbaut.
4. Meißenheim – Evang. Kirche: 1776. I/13. 1800 fl. und 18 fl. „*drinck geld*“. 1787 ersetzte Conrad Sauer im Pedal das Register Prestant 4' durch ein Trompetenregister. 1894 erheblicher Umbau durch August Merklin, Freiburg (u. a. freistehender Spieltisch, II. Manual, Dezimierung des Pfeifenkontingents). 1962 Restaurierung und Erweiterung mit einem Positiv unter Beibehaltung des II. Manuals durch Ernest Muhleisen, Straßburg-Kronenburg.^{7,8}

5. Offenburg – Kirche des Franziskanerklosters: Erbaut 1779 unter Verwendung des Orgelgehäuses von 1702. II/17. Umbau 1895/96 durch Heinrich Koulen, Oppenau im Renchtal. 1922 Reparatur durch Carl Hess, Durlach. Rekonstruktion 1968 durch Johannes Klais, Bonn. Gehäuse, Prospekt Pfeifen und einzelne Register erhalten.
6. Lahr – Evang. Stiftskirche: Letzte Orgel von Johann Andreas Silbermann, nach seinem Tod von Johann Josias Silbermann und Conrad Sauer vollendet. Erbaut 1783 unter Verwendung des Orgelgehäuses von 1717 von Georg Friedrich Merckel. II/27. 4700 fl. Am 18. Juni 1877 auf dem Speicher der Lahrer Luisenschule verbrannt, wohin die Orgel wegen des Kirchturmbaus ausgelagert worden war.

Das Werkverzeichnis von Johann Andreas Silbermann umfasst 57 Orgeln über einen Zeitraum von 47 Jahren (1736 bis zu seinem Tod 1783) – davon 16 Orgeln in seinen letzten 15 Lebensjahren.

Studiert man J. A. Silbermanns Werkverzeichnis genauer, so fällt auf, dass er sein Tätigkeitsfeld zunehmend nach Baden verlagerte:

- 1734–1752 (Zeitraum 18 Jahre): 21 Orgeln erbaut, keine in Baden.
- 1752 (Villingen, erste Orgel in Baden) – 1769 (Zeitraum 16 Jahre): 20 Orgeln erbaut, davon fünf in Baden, darunter eine in der Ortenau, plus zwei vergebliche Verhandlungen (1762 St. Ulrich, 1763 Schopfheim).
- 1769 (Ettenheimmünster) –1783 (Zeitraum 14 Jahre): 16 Orgeln erbaut, davon sieben in Baden, darunter vier in der Ortenau, plus eine vergebliche Verhandlung in Schuttern (1775), wo man seinem preiswerteren ehemaligen Schüler Joseph Rabiny den Vorzug gab.⁹

Der Grund für die zunehmende Verlagerung des Arbeitsfeldes nach Baden: Die Aufträge für die teuren Silbermann-Instrumente kamen aus den damals überaus kunstsinnigen Benediktinerklöstern beziehungsweise aus Pfarreien, die in enger Beziehung zu Benediktinerklöstern standen: 1752 Benediktiner-Abteikirche Villingen, 1753/54 Stiftskirche Baden-Baden, 1758 Pfarrkirche Kehl, 1758 Benediktinerinnen-Klosterkirche Amtenhausen, 1769 Benediktiner-Abteikirche Ettenheimmünster, 1770 Pfarrkirche Riegel, 1772/75 Benediktiner-Abteikirche St. Blasien, 1776 Evang. Kirche Meißenheim, 1777 Augustiner-Stiftskirche St. Märgen, 1779 Franziskaner-Klosterkirche Offenburg, 1783 Evang. Stiftskirche Lahr.

Von den einstmals zwölf Silbermann-Orgeln in Baden sind heute nur noch vier Instrumente nachweisbar: Die weitgehend original erhaltene Orgel in Ettenheimmünster, eine Teilerhaltung in der Evang. Kirche in Meißenheim sowie Relikte in Karlsruhe-Bulach (ehemals Stiftskirche Baden-Baden) und Offenburg (Ehemalige Franziskanerkirche). Eine Sonderstellung hat die 1998–2002 von der Straßburger Orgelbaufirma Gaston Kern nach Originalplänen von Silbermann rekonstruierte und neu erbaute Orgel in der Kirche des ehemaligen Benediktinerklosters St. Georg in Villingen.^{10, 11, 12}

Andreas Silbermann wurde am 16. Mai 1678 in Kleinbobritzsch/Sachsen als vierter Sohn des Frauensteinischen „Hof- und Schlosszimmermanns“ Michael Silbermann geboren. Er war der Begründer der berühmten Orgelbauerfamilie Silbermann. 1691 bis 1694 erlernte Andreas das Tischlerhandwerk bei Georg Lampertius in Freiberg/Sachsen. Bei welchem Meister er die Ausbildung zum Orgelbauer erhielt, ist nicht bekannt. 1699 ist er erstmals im Elsass nachweisbar bei der Reparatur der 1668 von Johann Georg Baldner¹³ erbauten Orgel in Bouxwiller. Danach arbeitete er bei Orgelbauer Friedrich Ring in Straßburg. 1701 ließ er sich 23-jährig in Straßburg als Orgelbauer nieder und erhielt am 13. März 1702 das Bürgerrecht. Im gleichen Jahr kam sein fünf Jahre jüngerer Bruder Gottfried Silbermann zu ihm nach Straßburg und erlernte bei ihm den Orgelbau. 1704–1706 ging Andreas für zwei Jahre nach Paris zum Hoforgelbauer François Thierry, um sich „*im frantzöschten Orgel-Gousto noch mehr zu perfectioniren*“. Aus Paris zurückgekehrt, bauten Andreas und Gottfried Silbermann gemeinsam mehrere Werke. Am 13. Juni 1708 heiratete Andreas die Straßburger Bürgertochter Anna Maria Schmid; von ihren dreizehn Kindern starben acht Kinder als Säugling bzw. Kleinkind; eine Tochter und vier Söhne erreichten das Erwachsenenalter, die Söhne erlernten alle das Orgelbauerhandwerk. 1708/09 verließ Gottfried Silbermann Straßburg und kehrte, nach einem Zwischenaufenthalt in Frankreich, im Jahr 1710 in seine sächsische Heimat zurück, wo er zahlreiche bedeutende Orgelwerke errichtete. Andreas Silbermann führte die Orgelwerkstatt im Straßburger Stadtviertel Finkweiler allein weiter. Seit seinem Studienaufenthalt in Paris pflegte er den klassischen französischen Orgelbaustil und führte ihn zu höchster Vollendung. Als Andreas Silbermann am 16. März 1734 in Straßburg starb, hatte er insgesamt 35 Orgeln gebaut.



Abb. 1: Johann Andreas Silbermann. Porträt gezeichnet von Antoine Clément Daniche (Tanisch) oder dessen jüngerem Bruder Johann Tanisch. Kupferstich von Christophe Guérin (1758–1831). Straßburg, um 1780

Johann Andreas Silbermann (*24. Januar 1712 Straßburg, †11. Februar 1783 Straßburg) (Abb. 1) lernte das Orgelbauerhandwerk bei seinem Vater Andreas. Am Bau der letzten Andreas Silbermann-Orgel in Rosheim war er beteiligt. Als sein Vater 1734 starb, übernahm er im Alter von 22 Jahren das Geschäft und führte den Orgelbau im Sinne und in der Art seines Vaters weiter. Im Jahre 1741, nach Fertigstellung der Orgel in der St.-Thomas-Kirche in Straßburg, unternahm Johann Andreas eine sechsmonatige Studienreise durch Deutschland, die ihn insbesondere zu seinem Onkel Gottfried Silbermann nach Freiberg in Sachsen führte. Nach und nach entwickelte er einen eigenen Orgelstil, „eine Synthese zwischen französischer und deutscher Orgelbaukunst“.¹⁴ Johann Andreas war außerordentlich intelligent und in höchstem Grade kompetent. Wie schon sein Vater, hatte er feste Prinzipien und ließ sich durch niemanden davon abhalten, dieses Ideal und die eigene „Handschrift“ zu verwirklichen. Johann Andreas verwendete erstklassiges Material und strebte nach Perfektion in der Ausführung. Dies betraf sowohl die Funktionstüchtigkeit der Mechanik als auch die Qualität des Klanges. So hat Silbermann sich zeitlebens geschaut, ältere Orgelgehäuse (Ausnahmen: Franziskanerkirche Offenburg, Stiftskirche Lahr) oder gar ältere Pfeifen für seine Neubauten zu verwenden. Seine Orgelbauwerkstatt stand weithin in bestem Ruf. Als der „berühmte Meister Silbermann aus Straßburg“ wurde sein Urteil eingeholt und als maßgeblich erachtet. Silbermanns Orgeln wurden un-

Abb. 2: Johann Andreas Silbermann: „Ansicht der Benediktinerabtei Ettenheimmünster und der Wallfahrtskirche St. Landelin“. Zeichnung in Tinte und Bleistift, mit Erklärung für den Verleger Emanuel Büchel (1705–1775) aus Basel. Undatiert. Bibliothèque Nationale et Universitaire de Strasbourg, MS 1601



geachtet konfessioneller Schranken, er war Lutheraner, von den kunstbegeisterten Fürsten und Äbten bestellt und trotz hoher Kosten gerne bezahlt. Johann Andreas Silbermann war Mitglied des Großen Rats der Stadt Straßburg. Er war auch bekannt als Schriftsteller sowie Altertumsforscher und veröffentlichte die Bücher „Local-Geschichte der Stadt Strassburg“ (1775) sowie „Beschreibung von Hohenburg oder dem St. Otilienberg, samt umliegender Gegend“ (1781). Außerdem war er ein sehr guter Zeichner (u. a. einer Ansicht der Benediktinerabtei Ettenheimmünster, **Abb. 2**) und lieferte zahlreiche Vorlagen für Kupferstiche. Er starb als hoch angesehener Bürger der Stadt Straßburg.

Sein erst 18 Jahre alter Sohn Johann Josias (*17. Februar 1765) übernahm nach dem Tod des Vaters das Geschäft, starb aber schon drei Jahre später (†3. Juni 1786). Damit war die Silbermann-Ära zu Ende.

Drei Jahre später, 1789, führte die französische Revolution zu einer tiefgreifenden Zäsur in der Geschichte, auch in der Geschichte des Orgelbaues.

Die Silbermann-Werkstatt wurde zunächst von seinem ehemaligen Gesellen Conrad Sauer (1735–1802) weitergeführt, dann von dessen Sohn Johann Conrad Sauer (1775–1828). Die meisten Orgelbauer am Oberrhein pflegten eine Zeitlang noch einen an Silbermann angelehnten Orgelstil. Jedoch führte der neue Zeitgeist allmählich auch in der Musik zu starken Veränderungen: Der klassische wurde vom romantischen Orgelbau abgelöst.

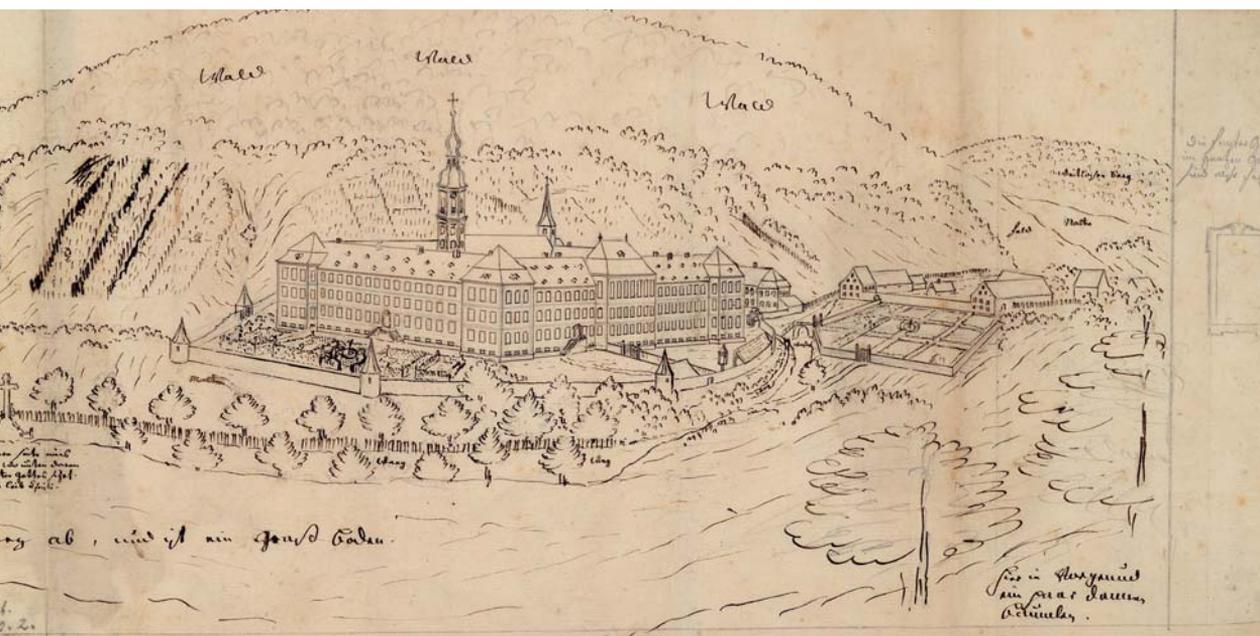




Abb. 3: Johann Andreas Silbermann-Orgel in St. Landelin Ettenheimmünster

Die Johann Andreas Silbermann-Orgel in Ettenheimmünster (Abb. 3) stand ursprünglich nicht an ihrem heutigen Platz in der Pfarr- und Wallfahrtskirche St. Landelin. Die Orgel wurde 1769 für die Klosterkirche der nur etwa einhundert Meter entfernt gelegenen Benediktinerabtei gefertigt.

Die ursprüngliche, mittelalterliche Abtei wurde 1719 bis 1734 durch eine mächtige und weitläufige barocke Klosteranlage ersetzt, im Wesentlichen ein Werk des bedeutenden Vorarlberger Baumeisters Peter Thumb, der u. a. die berühmte Wallfahrtskirche Birnau am Bodensee und die Stiftskirche St. Gallen geschaffen hat.

Die damaligen Äbte Johann Baptist Eck (1710–1740) und Augustin Dornblueth (1740–1774) waren kunstsinnig; die Musik besaß im Klosterleben ein besonderes Gewicht. Es gab eine stattliche Reihe Musikinstrumente spielender und gut singender Patres; Bedeutung erlangte unter ihnen P. Ildefons Haas, insbesondere als Komponist.

Ab 1766 führte Abt Augustin Dornblueth Verhandlungen mit Johann Andreas Silbermann bezüglich eines Orgelneu-

baus. Dieser hatte bis zu diesem Zeitpunkt bereits für verschiedene andere, begüterte Benediktinerabteien hervorragende Instrumente gefertigt und einen Ruf als besonders qualifizierter Orgelmacher erworben. Der Accord mit Silbermann, 1767 oder 1768 geschlossen, ist leider verschollen.

Im Juli und August 1769 wurde die Orgel in der Klosterkirche Ettenheimmünster aufgestellt. Silbermann fertigte die gesamte Orgel, d.h. Orgelpfeifen, Windladen usw. zu Hause in seiner Werkstatt in Straßburg. Nur das Orgelgehäuse ließ Silbermann von Schreinermeister Götz und die Verzierungen von dem Klosterbruder Egidius Butsch vor Ort in Ettenheimmünster fertigen. Silbermann notierte die Arbeiten in allen Einzelheiten (Silbermann-Archiv Band IV, Seite 118); daraus sei auszugsweise zitiert:

Einrichtung Intonnir – und Stimmung der Orgel zu Ettenheim Münster.

Das Corpus wurde nach meinem Gegebenen Risse vom Schreiner Meister Götz, und die Bildhauer-Arbeit vom Closterbruder Egidius im Closter gemacht. Ich ließ zuhauß nur das Clavir Kästel machen ...

Ao: 1769. ☾ (Montag) den 17. Julij mittags um 11. Uhr sind 3. Leiterwägen von Ettenheim Münster gekommen. Wir fiengen so gleich an zu laden, und waren damit um 4. Uhr fertig. Ich ließ durch 2. Decker die wägen decken. Sie fuhren noch fort, ich ließ 3. gesellen mit gehen, Sauer, Christian, Philipp.¹⁵

♁ (Dienstag) den 18. bin mit Daniel nach gefahrn. Nachmittag wurde noch alles ab geladen, und auf den Chor gethan. Arbeit.

♂ (Mittwoch) den 19. Fiengen wir an zu arbeiten ...

♃ (Donnerstag) den 3. August um 4. Uhr an der Intonation angefangen ...

So berichtete Silbermann Schritt für Schritt über die weiteren Fortschritte des Orgelbaues, bis er schließlich mitteilte:

♎ (Samstag) den 19. August mittags Gott sey danck fertig worden. Wann ich die Feyertäge abrechne, so habe an der Einrichtung zu thun gehabt ... zusammen 26 1/2 Täg. Von Morgens halb 6. biß meistentheils abends um 7. Uhr.

Der Kaufpreis der Orgel betrug 3000 fl. (= Französische Gulden). Nach der Errichtung der Orgel weilte Silbermann noch einmal 1776 in Ettenheimmünster. In der Folgezeit wurde die Orgel aber offenbar nicht mehr von ihm gewartet.

Ab 1785 führte der in Ettenheimmünster geborene Mathias Martin (1765–1825) die jährlichen Orgelstimmungen durch.

Martin war bei seinem Onkel Joseph Anton Onimus in Mainz als Orgelbauer ausgebildet worden und wirkte ab 1799 von Waldkirch aus.¹⁶

Im Jahre 1803 wurde die Benediktinerabtei Ettenheimmünster im Rahmen der Säkularisation aufgelöst. In den folgenden Jahrzehnten wurde die mächtige Klosteranlage nach diversen Nutzungen vollständig abgetragen und das gesamte Besitztum in alle Winde verstreut, vieles ist verschollen.

Nach der Aufhebung des Klosters wurde Pater Benedikt Stöber erster Pfarrer der neuen Kirchengemeinde. Sein ganzes Mühen galt zunächst, einen geordneten Gottesdienst durchzuführen, was mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden war: Der bisherige Klosterorganist wurde von der Obrigkeit entlassen. Daraufhin bat Pater Stöber die Kirchengemeinde um finanzielle Unterstützung für einen neuen Organisten; *„da aber die Sache für die Gemeinde kam, waren einige sogleich dawider mit Vermelden: man brauche keine Orgel, man solle den Rosenkranz bethen, so habe der Gottesdienst nur eher ein End“*.¹⁷ Die bisherige Wallfahrtskirche St. Landelin wurde Pfarrkirche, und Pater Stöber bemühte sich, aus dem Klosterinventar diverse Kultgegenstände für diese Kirche zu erhalten: Chorgitter, Beichtstühle, Chorgestühl, Kirchenbänke, Glocke – auch die Silbermann-Orgel. Die Orgel war jedoch zunächst von der Regierung für die Klosterkirche in Lichtenthal bei Baden-Baden vorgesehen,¹⁸ auch Elzach bemühte sich um die Orgel.¹⁹

Als am 23. April 1804 die Klostergebäude vom badischen Staat an die Compagnie Wunderlich und Herbst in Lahr vergeben wurden, ließ der fünf Tage zuvor (am 18. April 1804) als Nachfolger von Pater Stöber eingesetzte neue Pfarrer P. Peter Kleinhans in Windeseile die Silbermann-Orgel von dem Orgelbauer Mathias Martin²⁰ in die Pfarr- und Wallfahrtskirche St. Landelin übertragen und auf der Empore aufstellen, wo sie noch heute ihren Dienst versieht.

Pater Peter Kleinhans²¹ berichtete darüber in seinem Tagebuch:

„May. 11. Heute wurde mit der Versetzung der Silbermännischen Klosterorgel nach St. Landelin der Anfang gemacht. Am Pfingstsonntage war sie schon aufgestellt und wurde das erstemal gespielt. Ich nahm die Translokazion auf Anraten des H. Prälaten von Gengenbach auf meine Faust vor. Nachdem schon früher vom Geheimenraths Collegium die Versetzung derselben sowie der nöthigen Glocken bestimmt war. Ich sorgte aber doch dabei und gab den Münchweierer Vorstehern den Rath, die alte Landeliner Orgel nach Münchweier zu versetzen, damit in der Folge keine

mehr zur Aushilfe vorfindig wäre. Die Versetzungskosten trug die Gemeinde auf mein Anrathen freiwillig, weil man im Verzögerungsfalle fürchten mußte, alles zu verlieren. So wurden auch die Kirchenparamente und übrigen Kirchengeräthschaften, Taufstein etc., sogar das prächtige Chorgitter und messingene Leuchter transportiert“.²²

Mathias Martin benötigte für die Umsetzung der Silbermann-Orgel lediglich neun Tage!

In den nächsten Jahren und Jahrzehnten erfolgten Orgelstimmungen 1811 und 1813 durch Mathias Martin, und kleine Reparaturen 1826 durch Blasius Schaxel sowie 1840, 1854, 1858 durch Josef Schaxel aus Herbolzheim.

Im Laufe der folgenden Jahrzehnte wandelte sich der Musikgeschmack. Die Romantik konnte sich mit der klassischen französischen Disposition Silbermanns nicht mehr anfreunden. Deshalb erfolgte 1872 ein Umbau durch Johann Heinrich Schaefer aus Heilbronn. Er umfasste die Lieferung neuer Klaviaturen mit Elfenbeinbelag, den Einbau einer Pedalkegellade, sowie die Eliminierung der Aliquotregister und Manualzungenstimmen und Ersatz durch Streicherstimmen.

Zwischen 1890 und 1950 wurden die Orgelstimmungen durch die Firma Kiene in Waldkirch besorgt.

Glücklicherweise blieben Silbermanns unwiederbringliche Prospektpfeifen erhalten, als sie 1917 gegen Ende des 1. Weltkriegs für Rüstungszwecke konfisziert und eingeschmolzen werden sollten (**Abb. 4**).



Abb. 4: Prospektpfeifen mit Silbermanns Signaturen: „a m“ (= Ton a im Montre) bzw. „b m“ sind erkennbar (Aufnahme 1967)

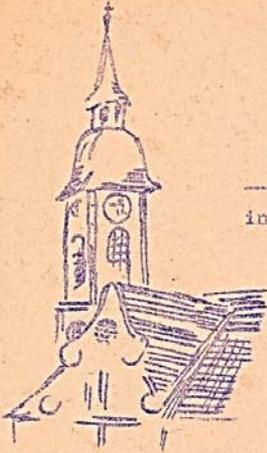
Nach dem 2. Weltkrieg hatte die Stadt Ettenheim das Glück, mit Bernd Sulzmann (1940–1999) einen bedeutenden Organologen als Bürger zu haben, der viele Jahre lang (seit 1965) Orgelsachverständiger des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg war. Schon 1954 nahm er den Bestand der Silbermann-Orgel auf.

1964 wurde die Orgel unter der Beratung von Pater Albert Hohn OSB, Stift Neuburg bei Heidelberg, sowie Bernd Sulzmann von der Orgelbauwerkstätte Ernest Muhleisen aus Strasbourg-Cronenbourg restauriert. Die Intonation lag in den Händen von Orgelbauer Emile Wolff, Illkirch-Graffenstaden. Zum Zeitpunkt der Restaurierung der Orgel in Ettenheimmünster 1964 war Muhleisen zweifelsfrei der Orgelbauer mit den größten Erfahrungen bezüglich Silbermann-Orgeln; er hatte bis zu diesem Zeitpunkt die Silbermann-Orgeln in Waselsonne (1942), Turckheim (1953), Marmoutier (1955), Niedermorschwihr (1961) und Meißenheim (1963) restauriert. Ziel der Restaurierung der Orgel in Ettenheimmünster war es, Schaefers Veränderungen von 1872 rückgängig zu machen und das Werk weitmöglichst wieder in seinen ursprünglichen Zustand zu versetzen. Silbermanns Originaldisposition wurde dabei lediglich um ein Pedalregister erweitert.

Das Einweihungskonzert nach der Restaurierung der Orgel wurde am 25. Oktober 1964 von Prof. Marc Schaefer gespielt, der seit 1962 Professor für Orgel am Conservatoire National de Région de Strasbourg und Organist der auf Johann Andreas Silbermann zurückgehenden Orgel von Saint-Pierre-le-Jeune in Straßburg war. Pater Albert Hohn OSB gab Erklärungen zur Orgelgeschichte und Restaurierung (**Abb. 5**).

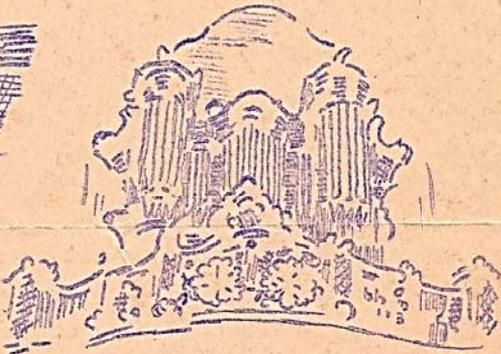
Seit der Restaurierung 1964 ist die Orgelbauwerkstatt Vier in Friesenheim-Oberweier mit der Jahrespflege beauftragt. Sie führte 1990 eine Ausreinigung durch und stimmt regelmäßig die Orgel. Ende des Jahres 2018 traten im Bereich der Gebläseanlage akute Verschleißerscheinungen auf. Deshalb wurde Anfang 2019 von der Orgelbaufirma Vier die Balganlage ausgebaut und in mehrwöchiger Arbeit in der Werkstatt die verschlissene Balgbelederung entfernt, der Doppelfaltenbalg neu mit Ia-Schafleder beledert; außerdem der alte Gebläsemotor durch einen neuen ersetzt. Das Instrument präsentiert sich in einem sehr guten Zustand.

Die Johann Andreas Silbermann-Orgel, wie sie heute zu hören ist, umfasst zwei Manuale und Pedal, 22 klingende Register (10 im Hauptwerk, 8 im Positiv und 4 im Pedal), Tremblant doux und Tremblant fort, Manualschiebekoppel Positiv/Hauptwerk, Pedalkoppel Positiv/Pedal.



EINWEIHUNG
der
SILBERMANNORGEL

in der Wallfahrtskirche St. Landelin
in Ettenheimmünster



An der Orgel: Professor Marc Schaefer, Straßburg
Es wirken mit: Die Kirchenchöre von Herbolzheim und Ettenheimmünster

1. Veni, Creator Spiritus	O. Jochum
2. Weihegebet	Dekan Daus
3. locus iste	A. Bruckner
4. Ansprache	P. Albert Hohn O.S.B., Stift Neuburg
5. Orgelstücke:	
a) Toccata und Fugen in E Dur	
b) Suite	Guilain
c) Flötenstücke	J. Haydn
6. Sanctus aus der Borromäusmesse	E. Filke
Aussetzung, Fürbitten und Vater unser	
7. Tantum ergo	O. Rahn
Segen	
8. Singt unserer Frau	Fr. Philipp
9. Agnus Dei	F. Couperin

Abb. 5: Programm des Einweihungskonzertes nach der Restaurierung der Orgel von Prof. Marc Schaefer, Straßburg, am 25.10.1964

Originaler Silbermann-Bestand sind 15½ Register, die Prospektpfeifen, das Orgelgehäuse, Manualladen und die Registertraktur.

Bezüglich des Positivs zeigt die Orgel in Ettenheimmünster eine Besonderheit: Üblicherweise baute Silbermann bei den zweimanualigen Orgeln ein Rückpositiv. Hier in Ettenheimmünster war das Positiv nicht in die Emporenbrüstung eingelassen, sondern es befand sich von jeher hinterständig zwischen den beiden Pedalladen. Silbermann muss mit dieser Anordnung eine wohlüberlegte, klanglich begründete Absicht verfolgt haben, anders ist dies nicht zu erklären. Es wird vermutet, dass die Orgel in der Abteikirche auf einem Lettner stand, sodass das Positiv den Chorraum, der den Konventualen vorbehalten war, klanglich füllen konnte, das Hauptwerk jedoch der Gemeinde zugewandt war. Leider gibt es keinen Plan der Abteikirche mehr, aus dem der frühere Orgelstandort ersichtlich ist.

Die Orgeln von Andreas und Johann Andreas Silbermann zeigen sowohl in klanglicher als auch in handwerklicher Qualität eine bis heute nicht übertroffene Meisterschaft. Viele Experten sprechen vom Vollkommensten, was der Orgelbau in seiner langen Geschichte hervorgebracht hat.

Dies war auch der Grund, das 250-jährige Bestehen der Silbermann-Orgel in St. Landelin Ettenheimmünster festlich zu begehen.

Das Jubiläumsprogramm beruhte auf zwei Leitideen:

Konzerte international bedeutender Musiker sollten die Schönheit und Bedeutung der Silbermann-Orgel zeigen.

Zweitens sollte das Jubiläum auch zukunftsweisend wirken: Die junge, nachwachsende Generation von Organisten sollte auf den „Schatz von Ettenheimmünster“ aufmerksam gemacht werden. Deshalb wurden die Studierenden der Musikhochschulen Freiburg und Straßburg von den Professoren der beiden Musikhochschulen, dem Freiburger Domorganist Prof. Mathias Maierhofer, Prof. David Franke und Prof. Daniel Maurer, sowie von dem aus Mulhouse/Elsass stammenden und in Paris (St. Sulpice) wirkenden Prof. Daniel Roth an der Silbermann-Orgel unterrichtet. „Grenzüberschreitend“ konnten die Studierenden aus Frankreich und Deutschland die Silbermann-Orgel spielen und untereinander neue Kontakte knüpfen.

Wie ein roter Faden durchzog die Auswahl der Künstler und der von ihnen gewählten Musikprogramme das Jubiläumsjahr: „Sachsen“ (woher Silbermann stammte) – „Straßburg“ (von wo aus Silbermann wirkte) – „Elsass“ (Schwerpunkt Silbermann'schen Wirkens) – „Paris“ (wo Silbermann wertvolle Anregungen im Orgelbau erhielt) – „Ettenheimmünster“.

Alle Musiker bemühten sich in der Auswahl der Musikstücke um einen Bezug zu Silbermann bzw. Ettenheimmünster: So erklangen u. a. Musikstücke von François Couperin, Louis Marchand, Nicolas de Grigny, Johann Sebastian Bach, Georg Muffat ...

Dem in Ettenheimmünster verehrten hl. Landelin erwiesen die Musiker ihre Reverenz: Prof. Claude Rippas (Zürich) komponierte für das Orgeljubiläum eine „Fantasie über St. Landelin für Barocktrompete und Orgel“, die ihre Uraufführung hatte. Orgelimprovisationen über die Legende des hl. Landelin spielten Prof. David Franke (geboren in Freiberg/Sachsen, lange Jahre Organist der von Johann Sebastian Bach mitkonzipierten Zacharias Hildebrandt-Orgel von St. Wenzel Naumburg [1746], seit 2018 Leiter des Instituts für Kirchenmusik an der Hochschule für Musik Freiburg), Prof. Daniel Maurer (Titularorganist an der J. A. Silbermann-Orgel der Straßburger St.-Thomas-Kirche und Professor für Orgel und Improvisation an der Académie Supérieure de Musique Strasbourg), Prof. Daniel Roth (St. Sulpice, Paris) sowie der Erzbischöfliche Musikdirektor Dr. Bernhard Klär (Offenburg). Dr. Klär spielte zudem u. a. Werke von Pater Ildefons Haas (1735–1791), der als Musiker im Kloster Ettenheimmünster wirkte.

Christian Brembeck (Berlin) brachte ein Werk von Johann Daniel Silbermann, einem Bruder des Johann Andreas, zu Gehör: „Le Moulinet“. Das Autograph wird in der Staatsbibliothek zu Berlin aufbewahrt.

Seit 250 Jahren übt der strahlende, helle Klang, welcher der Silbermann-Orgel in Ettenheimmünster eigentümlich ist, eine besondere Faszination aus. Dieser vollendete, strahlende Orgelklang und die wundervolle barocke Architektur der St.-Landelin-Kirche verbinden sich zu einer außergewöhnlichen Atmosphäre – und vermitteln jedem Zuhörer die Bedeutung eines von Albert Schweitzer überlieferten Zitats des berühmten Pariser Organisten Charles-Marie Widor:

„Orgelspielen heißt, einen mit dem Schauen der Ewigkeit erfüllten Willen offenbaren“

Disposition

Nummerierung und Registerbezeichnung wie am Spielschrank



Abb. 6: Spieltisch der Silbermann-Orgel

Hauptwerk (Grand Orgue) II (C-d3):linke Seite

1. Tremblant fort
2. Montre 8'
3. Cornet 5 f. ab c1
4. Nazard 2 2/3'
5. Tierce 1 3/5' (erneuert)
6. Sifflet 1' Bass bis h (ergänzt)
7. Basson 8' Bass bis d1 (erneuert)

rechte Seite

14. Tremblant doux
15. Prestant 4'
16. Bourdon 8'
17. Doublette 2'
18. Sifflet 1' Diskant ab c1 (erneuert)
19. Fourniture 3 f.
20. Trompette de Recit 8' Diskant ab dis1 (erneuert)

Positiv I (C-d3):

8. Flutte 4'
9. Nazard 2 2/3'
10. Tierce 1 3/5' (erneuert)
11. Cromorne 8' (erneuert)

21. Prestant 4'
22. Bourdon 8'
23. Doublette 2'
24. Cymbale 3 f. (erneuert)

Pedal (C-d1, ehem. C-d°):

12. Sub Bass 16'
13. Trompet Bass 8'

25. Tirasse I-P
26. Octav Bass 8'
27. Clairon Bass 4' (neu 1964)

Manualseiebekoppel I/II

Stimmtonhöhe a1 = 415 Hz; Temperatur ungleichstufig

Literatur

- Association Itinéraires des Orgues Silbermann d'Alsace: Orgues Silbermann d'Alsace et d'Ailleurs. AZ Imprimerie Brunstatt 2011
- Association Régionale pour le Développement de l'Action Musicale en Alsace: Orgues Silbermann d'Alsace. Strasbourg 1991
- Badisches Landesmuseum Karlsruhe und Franziskanermuseum Villingen-Schwenningen (Hrsg.): Silbermann. Geschichte und Legende einer Orgelbauerfamilie. Ostfildern: Jan Thorbecke 2006
- Hohn OSB, P. Albert: Die Orgel des Johann Andreas Silbermann in der Pfarr- und Wallfahrtskirche St. Landelin zu Ettenheimmünster. Instrumentenbau Zeitschrift 17 (1962/63) 392–407
- Hohn OSB, P. Albert: Die Orgeln Johann Andreas Silbermanns. Acta Organologica 4 (1970) 11–58
- Klär, Bernhard: Pater Ildefons Haas (1735–1791) aus Ettenheimmünster: Ein Beitrag zur Musikgeschichte eines süddeutschen Benediktinerklosters im 18. Jahrhundert. Heidelberg: Universität, Inaug.-Diss. 1971
- Mathias, Franz Xaver/Joseph Wörsching: Die Orgelbauer-Familie Silbermann Straßburg i. E. Aus dem Nachlass der Verfasser. Hrsg. von Paul Smets. Mainz: Rheingold-Verlag o. J. (1960)
- Musch, Hans (Hrsg.): Die Rekonstruktion der Johann-Andreas-Silbermann-Orgel von 1752 in der Benediktinerkirche Villingen. Villingen: Katholische Münsterpfarre 2002
- Schaefer, Marc: Recherches sur la famille et l'oeuvre des Silbermann en Alsace. Introduction aux „Archives Silbermann de Paris“. Thèse de Musicologie, Doctorat de IIIème cycle, Université des Sciences Humaines de Strasbourg 1984. Im Internet: http://www.walcker-stiftung.de/Downloads/Schaefer_Silbermann.pdf
- Schaefer, Marc (Hrsg.): Das Silbermann-Archiv: Der handschriftliche Nachlaß des Orgelmachers Johann Andreas Silbermann (1712–1783). Winterthur/Schweiz: Amadeus 1994
- Silbermann, Johann Andreas: Anmerkungen derer Auf meiner Sächsischen Reyße gesehenen Merckwürdigkeiten. Reisetagebuch 1741. Im Internet: <https://www.slub-dresden.de/sammlungen/musik/musik-spezialthemen/johann-andreas-silbermann/>
- Sulzmann, Bernd: Silbermann-Orgeln in der Ortenau. Badische Heimat 48, 1968, 196–208
- Sulzmann, Bernd: Historische Orgeln in Baden. München-Zürich: Schnell & Steiner 1980, S. 74–75
- Sulzmann, Bernd: Quellenbelege zur Orgelbaugeschichte des Ettenheimer Umlandes im 17., 18. und 19. Jahrhundert. In: Dieter Weis, St. Bartholomäus Ettenheim. München-Zürich: Schnell & Steiner 1982, S. 290–327
- Sulzmann, Bernd: Die Orgel Johann Andreas Silbermanns in Ettenheimmünster. In: Wallfahrtskirche St. Landelin Ettenheimmünster. Gemeinde Ettenheimmünster 1987, S. 32–48

Anmerkungen

- 1 Prof. Marc Schaefer, Straßburg, ehem. Professor für Orgel am Conservatoire National de Région de Strasbourg und Organist der Johann Andreas Silbermann-Orgel von Saint-Pierre-le-Jeune in Strasbourg, Experte der Straßburger Silbermann-Familie, zum 85. Geburtstag gewidmet.
- 2 Hecht, Franz Michael: Programmheft „250 Jahre Johann Andreas Silbermann-Orgel Pfarr- und Wallfahrtskirche St. Landelin Ettenheimmünster. Jahresprogramm 2019“. Kathol. Kirchengemeinde Ettenheim 2019
- 3 Werkverzeichnis bei: Badisches Landesmuseum Karlsruhe und Franziskanermuseum Villingen-Schwenningen (Hrsg.): Silbermann. Geschichte und Legende einer Orgelbauerfamilie. Ostfildern: Jan Thorbecke 2006
- 4 Sulzmann, Bernd: Silbermann-Orgeln in der Ortenau. Badische Heimat 48, 1968, 196–208
- 5 Marx, Wilhelm: Die Orgeln in der Altenheimer Kirche. Die Ortenau 65, 1985, 322–342
- 6 Kappus-Mulsow, Johanna: Die Altenheimer Silbermann-Orgel. Der Altvater – Heimatblätter der Lahrer Zeitung, 20. Jahrg., 19. Folge, 20. Oktober 1962, Seite 159
- 7 Hesselbacher, Martin: Die Silbermann-Orgel in Meißenheim. Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Organ der Staatlichen Ämter für Denkmalpflege, Bd. 9, Nr. 3–4, 1966, 69–76

- Hesselbacher, Martin: Die Silbermann-Orgel in der evangelischen Kirche Meissenheim. Geroldsecker Land 6, 1963/64, 63–70
- 8 Siehe Anmerkung 3, S. 154–159; Zepf, Markus: Johann Andreas Silbermann – Evangelische Kirche in Meißenheim.
- 9 Joseph Rabiny erbaute zusammen mit Louis Web(er) 1777/79 die Orgel. 1855 durch Brand vernichtet.
- 10 Rommelspacher, Stephan: Die Silbermann-Orgel der Benediktinerkirche zu Villingen. Geschichts- und Heimatverein Villingen e. V. Jahrg. XXI/1996–1997
- 11 Graf, Gerhard: Das Schicksal der Villingener Silbermannorgel von 1752. Geschichts- und Heimatverein Villingen e. V. Jahrg. XXVI/2003
- 12 Gerster, Wolfgang: Rekonstruktion der Silbermann-Orgel. Geschichts- und Heimatverein Villingen e. V. Jahrg. XXVI/2003
- 13 Johann Jacob Baldner (* 17.11.1606, † 3.2.1683) erbaute u. a. 1661 eine Orgel in Haslach im Kinzigtal. <http://decouverte.orgue.free.fr/orgues/bouxlege.htm>
- 14 Schaefer, Marc: Johann Andreas Silbermann. In: Anmerkung 3, S. 53
- 15 Gemeint sind: Conrad Sauer (1735–1802), Christian Kamm und Philipp Reeb.
- 16 Sulzmann, Bernd: Die Orgel Johann Andreas Silbermanns in Ettenheimmünster, 1987, S. 38
- 17 Pater Bernard Stöber OSB: Kurze historische Beschreibung der Pfarrey Münsterthal bey St: Landelin von dem siebenden Jahrhunderte nach Christi Geburt bis auf das Jahr 1804. Kapitel XXX, S. 204. Handschrift aufbewahrt im Pfarrarchiv Ettenheimmünster.
Siehe auch: Schmid, Hermann: Die Ettenheimmünsterschen Klostergeschichten des P. Bernard Stöber (1740–1817), Die Ortenau 63, 1983, 93–126
- 18 Bernd Sulzmann: Die Orgeln in Ettenheimmünster und in Ettenheim. In: Stadt Ettenheim (Hrsg.): Ettenheim – Geschichte einer Stadt in ihrer Landschaft. 1978, Seite 81–82
- 19 Siehe Anmerkung 16, S. 38
- 20 Mathias Martin, geb. 1765 in Ettenheimmünster, 1789/90 erster Orgelneubau in Schmieheim. 1790 Orgelwerkstatt in Münchweier, ab 1799 in Waldkirch. 1825 gestorben.
- 21 Pater Peter Kleinhans, weltliche Vornamen Landelin Sebastian, geb. 21.1.1776 in Schuttern, Neffe von P. Bernard Stöber, Geschichtsschreiber des Klosters. 1800 Profess in Ettenheimmünster, Professor im Kloster, seit 1804 Münstertäler Pfarrer. Zunehmend kränklich. Gest. 11.2.1818. Sein bruchstückhaftes Tagebuch (1803–1813; 30 Seiten) im Pfarrarchiv Ettenheimmünster.
- 22 Kewitz, Hubert: Aus dem Tag-Buch des Pfarrers Kleinhans zu St. Landelin. Geroldsecker Land 38, 1996, 188–193

Das Straßburger Priesterseminar im Exil in Ettenheimmünster, Schuttern und Allerheiligen während der Revolution

Louis Schlaefli

„Die Gegensätze der grossen Revolution, der Widerspruch zwischen der theoretischen Freiheitsphrase und der praktischen Gewissenstyranei spiegelte sich in den Geschicken des Strassburgers Priesterseminars während jener unruhigen Zeiten mit drastischer Deutlichkeit wider. Die praktische Folge war, dass die treugläubigen Professoren und Seminaristen in der Verbannung ein kümmerliches Dasein fristen mussten.“¹

Das Problem entstand, als am 21. Januar 1791 der Vorstand des Seminars, mit Ausnahme Franz Anton Brendels, Professor des Kirchenrechts, den Eid zur Zivilkonstitution des Klerus verweigerte. Nachdem Brendel, aus Lohr am Main (Unterfranken) gebürtig, am 6. März im Münster zum konstitutionellen Bischof gewählt worden war, wurde er am selben Tag von Regens Hirn und den Seminaristen nicht als Bischof anerkannt. Bald hernach mussten sie selbstverständlich dem konstitutionellen Seminar den Platz räumen.

Das konstitutionelle Seminar

Aus Deutschland eingewanderte Priester bildeten nun dessen Lehrkörper;² einige wurden durch Brendel zu bischöflichen Vikaren ernannt, um ihnen Mittel für ihre Subsistenz zu sichern:

- **Johann Jakob Kämmerer**, aus Wolmesheim, ehemaliger Professor in Mannheim, wurde Regens und übernahm den Lehrstuhl für Kirchengeschichte. Trotz seiner Stellung zum Schisma wurde er im Jahr 1794 eingekerkert. Als er am 24.09.1798 stirbt, wird er als „homme de lettres“ angegeben, da er *„Die neuesten Religionsbegebenheiten in Frankreich“* (1791–1792), eine *„Republikanische Kronik“* (1796), eine *„Rheinische Fama“* (1796), eine *„Rheinische Kronik“* (1796–1798) und mehrere andere Schriften über Theologie, Geschichte und Politik publiziert hatte.³
- **Eulogius Schneider**, der bekannteste unter ihnen, trug kanonisches Recht und geistliche Beredsamkeit vor. Er heiratete, wurde als öffentlicher Ankläger mehr als verhasst und endete auf der „guillotine“.⁴
- **Thaddäus Antonius Dereser**, aus Fahr bei Würzburg, wirkte als Professor der Exegese. Er wurde später auch im

Seminar eingekerkert (1793–1794), weil er dem Priestertum nicht abgeschworen hatte. Ab 1796 wirkte er wieder in Deutschland als Professor in Heidelberg, Gießen, Königsberg, Landshut, Freiburg (1807). Dann wurde er Pfarrer in Karlsruhe (1820), dozierte in Luzern (1810–1814), endlich in Breslau (1815; Rektor 1819–1820), wo er am 16.07.1827 starb.⁵ Seine Bibliografie zählt 14 exegetische, sieben asketische und homiletische und vier andere Schriften, darunter eine „*Rechenschaft über mein Betragen vor und in der Revolution*“ (1795).⁶

- **Anton Joseph Dorsch**, aus Heppenheim, der in Mainz, Paris und in England studiert hatte, war Professor der Philosophie in Mainz und gehörte auch dort dem Orden der Illuminaten an unter dem Namen Ptolemaeus Lathurus. In Straßburg lehrte er Philosophie und Moralthologie, ließ sich in den Jakobinerclub einschreiben (1792), trieb Politik, vermählte sich als „*vicaire épiscopal du Bas-Rhin*“, wurde sous-préfet in Clèves (1800) und starb in Paris im April 1819.⁷ Seine Bibliografie enthält 19 Titel, besonders Publikationen über die Philosophie (11), aber auch über Liturgie und Homiletik, endlich, zwischen 1791 und 1804, politische Schriften (5).⁸
- **Karl Friedrich Schwind**, aus Koblenz, ehemaliger Professor der Theologie in Trier, wurde Generalvikar, Professor der Dogmatik und Bibliothekar und dankte am 02.12.1793 ab. Endlich wirkte er als Richter in Speyer, wo er am 02.11.1848 starb.⁹ Seine Bibliografie enthält nur vier Werke aus dem Jahre 1792 mit maßgebenden Titeln: „*Rede über Gelübde, Ehelosigkeit der Geistlichen ...*“, „*Die Päpste in ihrer Blöße ...*“, „*Evangelium für katholische Hörnerträger und andere gekreuzigte Eheleute. Bei Gelegenheit der von der Nationalversammlung dekretierten Ehescheidung*“¹⁰.

Diesem „deutschen“ Priesterseminar, das nie recht lebensfähig gewesen war und wenige Theologen zählte, wurde der Todesstoß versetzt, als am 7. Januar 1793 alle staatliche Unterstützungen für die schismatische Kirche von der Regierung eingestellt wurde.

Das leerstehende Seminar sollte bald als Gefängnis für hunderte von „Verdächtigen“ dienen.

Das ungeschworene Seminar im Exil

Wie schon gesagt, mussten die eidweigernden Professoren und Seminaristen in die Ortenau – ins Ausland, aber immer noch im Bistum Straßburg – wandern, wohin sich ihr „ech-

ter“ Bischof, der Kardinal Louis René Edouard de Rohan, schon am 13. Juni 1790, mit einem Gefolge von 60 Personen, begeben hatte. „Fünf Monate hindurch – wohl bis zur Instandsetzung der bischöflichen Residenz in Ettenheim – wohnte er im nahen Benektinerkloster Ettenheimmünster, dessen Abt in hochherziger Weise die Pflicht christlicher Gastfreundschaft betätigte.“¹¹

In Ettenheimmünster

Dorthin flüchteten auch die Straßburger Professoren im Frühjahr 1791 und die Abtei sollte mehrere Jahre als Priesterseminar des Bistums Straßburgs dienen; außer zwölf Seminaristen fanden dort etliche frühere Professoren Aufnahme.¹²

Die Professoren

- **François-Antoine Denneville**, in Sélestat, am 09.09.1750, geboren, Dr. der Theologie, war zuerst Professor am Straßburger Collège Royal, dann an der Université Episcopale (1789–1790), in welcher die Seminaristen promovieren konnten,¹³ auch Kanonikus in Saint-Pierre-le-Jeune. In Ettenheimmünster war er Direktor des Seminars (1791–1799). Dann begab er sich nach Dresden, als Beichtvater und Prediger am dortigen Hof. Dort ist er am 1. November 1813 gestorben.¹⁴
- **François-Antoine Bigot de Saint-Quentin** waltete als Subregens. Auch in Sélestat, am 30.10.1760, geboren, wurde er Vikar in Landser (1785–1788), Professor im Priesterseminar (1788–1790),¹⁵ Subregens des Seminars in Ettenheim (1791), gestorben in St. Landelin bei Ettenheim am 20.02.1794.¹⁶ Sein Versuch, seinen ehemaligen Lehrer und Kollegen Brendel durch einen Brief zum Gehorsam gegen die Kirche zurückzuführen, erntete nur Spott und Hohn. Am 02.06.1793 hatte er die Trauerrede auf Landelin Fluem, den vorletzten Abt von Ettenheimmünster gehalten. Darin schilderte er diesen Wohltäter der Emigranten, „in dessen Herzen die ganze Kirche von Strassburg Zuflucht, Trost, häufige Unterstützung, von dem sie noch kurz vor seinem Tode einen Beweis seiner guttätigen Liebe empfangen habe“; er hatte nämlich für die ärmeren Geistlichen 1210 Florin beigesteuert.¹⁷
- **François Joseph Gerber**, als Sohn eines Schusters in Eichhoffen am 12.03.1745 geboren, Dr. der Theologie und in Kirchenrecht, wurde Professor der Philosophie, später der scholastischen Theologie an der Université Episcopale;¹⁸ er

war auch Kanonikus in Neuwiller-les-Saverne. Nach der Revolution dozierte er wieder im Straßburger Seminar und starb am 29.05.1805.¹⁹

- **Joseph Philippe Sauthier**, als Sohn eines Straßburger Sattlers am 11.07.1751 geboren, war auch Dr. der Theologie und lehrte zuerst die Physik (1785), später die Logik (1789) an der Université Episcopale, bevor er im Seminar dozierte. Er war auch Kanonikus in Saint-Pierre-le-Vieux. Im Jahr 1798 wird er auch als Hofkaplan des Kardinals von Rohan angegeben. Nach der Revolution dozierte er an der Université des Lettres in Straßburg (1809). Kaplan des Prinzen Gustave Maximilien Juste de Croÿ, welcher nur kurzfristig Bischof von Straßburg war (1820–1824) und dann Grand Aumônier de France (1821–1830), auch Kardinal, wurde (1825), starb in Paris im Jahre 1830.²⁰
- **Ignace Brixius**, auch in Sélestat am 17.02.1754 geboren, studierte in Molsheim, dann an der Université Episcopale und wirkte zuerst als Hauslehrer nach seiner Priesterweihe (1781), dann als Direktor im Priesterseminar (1784–1791) und auch als solcher im Exil, bevor er in die Diözese Augsburg zog. Nach der Revolution wurde er Dorfpfarrer und starb in Ohnenheim am 24.06.1843.²¹

Die zwei ersten bildeten, mit Hirn, ehemaliger Regens, und Abbé d'Eymar, Propst von Neuweiler, den bischöflichen Rat des Kardinals von Rohan.²²

„St Quentins Kollegen von Ettenheimmünster, A. Hirn und die beiden Dogmatiker Gerber und Sauthier, kehrten bei der Neuordnung der kichlichen Verhältnisse (1802) wieder nach Strassburg zurück und nahmen hie die durch die Revolution unterbrochene theologische Lehrtätigkeit neu auf.“²³

Die Seminaristen

Alle Quellen sprechen von zwölf Seminaristen in Ettenheimmünster, aber kein Zeitgenosse hat ihre Namen angegeben. Viel später gibt Frayhier²⁴ einige in seiner Liste der Priester, welche im Ausland geweiht wurden, an:

- **Joseph Brodman**, geboren in Ettingen (1773), in Ettenheim geweiht, vikarierte zuerst in den Diözesen Konstanz und Basel, und dann in Rixheim, bevor er Pfarrer in Widensohlen, Artzenheim und Ranspach wurde. † 1812 (Frayhier, S. 327).
- **Georges Jean François Louis Maimbourg**, geboren in Ri-beauvillé (1773), geweiht in Ettenheim, las seine erste Messe

in Einsiedeln (Frayhier, S. 328). In seiner Biografie meldet jedoch Schickelé,²⁵ dass er in Luzern, durch den Nuntius Petrus Gravina, geweiht worden war. Er wurde Sekretär von Mgr Zaepfel, Bischof von Liège, Generalsekretär des Bistums Straßburg (1803), Domherr (1804), Pfarrer von Obernai (1811) und von Kolmar (1814), wo er wie ein Bischof des Oberelsasses wirkte. † 1854 (Frayhier, S. 328).

- **Jean Georges Wild**, aus Otterswiller (1769), hatte seine Studien bei den Franziskanern in Saverne begonnen, kämpfte in der republikanischen Armee und brachte es bis zum „*capitaine*“. Da er verdächtig geworden war, musste er fliehen und diente dann unter den „*hussards de Rohan*“. Endlich kam er ins Seminar und wurde in Ettenheim geweiht. Er wirkte als Vikar in Marmoutier und als Pfarrer in Morsbronn, Gingsheim, Bernolsheim und Willgottheim. † 1847 (Frayhier, S. 330).

In der Abtei Schuttern

Jean Frédéric Bangratz hinterließ ein kleines Heft mit der Aufschrift „Verzeichnis der merkwürdigen Epochen und Begebenheiten meines Lebens“, welche J. Gass in der kleinen Studie „Der Emigrant Bangratz“²⁶ benutzte. Durch ihn erfahren wir, dass „1791 ein Teil des Straßburger Priesterseminars in das Benediktinerkloster Schuttern verlegt wurde. Dahin wandte sich zunächst der elsässische Benediktineremigrant Theobald Lienhart aus Marmoutier (P. Benedikt), der spätere Superior des Straßburger Priesterseminars, hielt bald in Schuttern Vorlesungen über Exegese, hebräische Sprache und Dogmatik. Der Aufenthalt der Straßburger Theologen in Schuttern scheint nicht von langer Dauer gewesen zu sein. War es aus Platzmangel, wollte man die Zersplitterung der Straßburger Theologiestudenten vermeiden, waren finanzielle Gründe maßgebend? Wir wissen es nicht.“ In Allerheiligen setzte Abbé Bangratz mit seinen elsässischen Kollegen die Studien fort.²⁷

Im Kloster Allerheiligen

In seiner „Geschichte des Klosters Allerheiligen im Schwarzwald“²⁸ hat Hugo Schneider die Anwesenheit der Straßburger Seminaristen in Allerheiligen erwähnt: „Inzwischen hatte man auch in Allerheiligen die Auswirkungen der Französischen Revolution zu spüren bekommen. Viele Geistliche, die den Eid auf die Verfassung verweigerten, verließen das Land und such-



Abb. 1: Errichtung eines Denkmals zu Ehren des Abts Felix Kemmerle durch die elsässischen Seminaristen

und stellt das Denkmal der Dankbarkeit, welches die Seminaristen – im Bild – für ihn errichtet hatten, eine Pyramide mit dem Bildnis des Abtes. Der Sockel des Denkmals trägt eine lateinische Inschrift zu Ehren des Abtes.³¹ Links davon steht der Direktor Beckmann und rechts Liebermann, der Theologe, welche das Bild mit einem Lorbeerkranz schmücken. Die Namen der Professoren und von neun Seminaristen figurieren auf dem Rückenkarton des Pastells, sind aber fast nicht mehr lesbar.

Auf einer Fotografie dieses Pastells werden sie in folgender Ordnung angegeben:

Beckmann (Denkmal) Liebermann
 Baegert
 Weiss (Miesch?) Mantz Pick
 Geiss
 Mantel
 Bangratz (?)
 (Muller?)

Die Professoren

– **François Joseph Beckmann**, Direktor. Geboren in Molsheim als Sohn eines Töpfers am 19.11.1753, fungierte er als

ten in dem Kloster vorübergehend Unterkunft. Unter ihnen waren auch die 12 Studenten des theologischen Seminars von Straßburg, die von 1794–96 dort unter der Leitung des Dogmatikers Bruno F.L. Liebermann, des späteren Generalvikars von Straßburg, ihre Studien weiterführten.“

Chanoine Joseph Gass, ehemaliger Bibliothekar des Grand Séminaire, hatte schon früher in seiner Studie „Das Strassburger Priesterseminar während der Revolutionszeit“²⁹ darauf hingewiesen und auch schon das erste der zwei Pastellbilder³⁰ aus der Zeit (s. **Abb. 1 u. 2**) publiziert. Wir entnehmen aus dieser Studie das Wichtigste.

Das Pastellgemälde wurde von dem Theologen Geiss, der rechts unten im Bild die Zeichnung zeigt, zum Namensfest des Abts im Jahr 1795 entworfen

Vikar in Obersteinbach (1780) und Rumersheim (1782–1788), dann als Sonntags- und Festprediger im Münster, zugleich Direktor im Seminar. Während des Exils wurde er Direktor des Seminars in Allerheiligen. Nach der Revolution wirkte er als Pfarrer in Birkenwald (1791), Ernolsheim (1801), Zeinheim (1803) und Behlenheim (1811), wo er am 19.01. 1827 verstarb.³²

- **François Léopold Bruno Liebermann**, Professor, auch in Molsheim geboren (1750), ist in der Fachliteratur als Theologe und Generalvikar sehr bekannt. Er war Superior des Seminars von Mainz (1805–1824) und hatte dort als Schüler den späteren Bischof Raess. Seine „*Institutiones theologiae*“ wurden in zehn Ausgaben verbreitet und in mehrere Sprachen übersetzt; sie wurden in etlichen Seminaren benutzt. Nebenbei sei erwähnt, dass er im Jahr 1804 verhaftet worden war, weil man ihn verdächtigte, in die „*conjuratiōn du duc d’Enghien*“ verwickelt zu sein.³³

Die Seminaristen

Einige von ihnen werden auch von Frayhier angegeben.

- **Jean-Philippe Baegert (Boegert)**, aus Obernai (1770), beendete seine Studien unter der Direktion Liebermanns, vikarierte zuerst in der Umgegend und dann in der Diözese Augsburg. Im Elsass fungierte er als Vikar in Soultz-les-Bains, endlich als Pfarrer in Dahlenheim (1803). † 1818 (Frayhier, S. 327). Der Name seines Bruders Nicolas figuriert auf dem Arc de Triomphe in Paris: er hat sich schon in den Kämpfen in Valmy ausgezeichnet und später, als General, in Austerlitz, Eylau, Essling und wurde auch „*Pair de France*“.³⁴
- **Jean Frédéric Bangratz**, aus Kuttolsheim (1768), studierte in Schuttern, empfing am 17. Dezember 1791 die Subdiakonsweihe in Gengenbach, bevor er in Allerheiligen weiterstudierte, und wurde im Jahr 1795 zum Priester geweiht. Am 1. Juni 1795 kehrte er als Professor nach Schuttern zurück. Im Sommer 1796, als die republikanischen Truppen auf der rechten Rheinseite vorrückten, floh er in die Diözese Augsburg, wo er fast vier Jahre in Holtzheim bei Dillingen als Kooperator wirkte und dann später als Vikar in Soultz-les-Bains (1801), als Pfarrer in Ittlenheim, Lupstein, Brumath und Erstein. † 1847 (Gass, *Der Emigrant ...*, passim; Frayhier, S. 327).
- **François Ignace Boehler**, aus Molsheim (1768), beendete seine Studien in Allerheiligen, wurde im Jahr 1792 zum

- Priester geweiht und wirkte in Ettenheim und Altorf (1793), dann während fünf Jahren in der Diözese Regensburg. Er kehrte auf die rechte Seite des Rheins zurück. Ab 1797 wirkte er in Graufthal, dann in Obersteigen und Wangenbourg, endlich in Engenthal. † 1808³⁵.
- **Georges Jacques Geiss**, aus Wangen (1768), beendete seine Studien in Allerheiligen, wurde im Jahr 1795 in Konstanz geweiht und vikarierte zuert in Hofweier, bevor er in die Diözese Augsburg zog. Im Elsass wurde er Vikar in Wasselonne und Pfarrer in Haegen, Durningen, Rumersheim und Marmoutier. † 1844 (BGS Ms 2063; Frayhier, S. 328).
 - **Frédéric Michel Mantel (Mandel)**, aus Pfettisheim (1770), hatte sich im Jahr 1792, mit Jean-Jacques Weiss aus dem selben Ort, seine Pässe von der Munizipalität ausstellen lassen, um über den Rhein zu gehen. Eine Urkunde, ausgestellt am 4. Pluviose 5. Jahres der Republik (1796), besagt, dass er bis auf den Tag der Deportation sich im Hause seines Vaters, Johann Mandel, aufgehalten hat. Am 21.10.1799 hat er, wie auch Weiss, als Priester den verlangten Akt der Treue gegen die Constitution in Pfettisheim unterschrieben.³⁶ Er wurde später Vikar in Obernai (1802), wo er schon am 5. Oktober 1803 verstarb (BGS Ms 2063).
 - **Jean Georges Mantz**, geboren anno 1770, wurde nach der Revolution Pfarrer in Wolfisheim, Neuhof, Kuttolsheim und Saint Martin. † 1836 (Frayhier, S. 328).
 - **Jean-Baptiste Miesch**, aus Masevaux (1761), war schon Seminarist, als er emigrierte. Er wirkte zuerst in der Diözese Konstanz, später wurde er Pfarrer in Dornach, Magstatt-le-Bas und Wittelsheim. † 1852 (Frayhier, S. 328).
 - **Jean-George Paulus**, geboren in der Wantzenau (1774), der noch nicht Seminarist war, als er emigrierte, erledigte seine Philosophie- und Theologiestudien in Allerheiligen. Am 25.07.1798 wurde er von Weihbischof Lantz zum Priester geweiht (BGS Ms 2063). Er wirkte zuerst in Nordrach, dann in Offendorf im Elsass. Nach dem *Concordat* wurde er Vikar in Schleithal und Pfarrer in Kilstett, in der Wantzenau, dann in Wissembourg, endlich auch Ehrendomherr. † 1832 (Frayhier, S. 329).
 - **Ruquet oder (Pick?)**, aus Straßburg. Leider ist in der Literatur nichts unter diesem Namen zu finden.
 - **Jean-Jacques Weiss**, aus Pfettisheim (1769), hat sich einen Pass im Jahr 1792 ausstellen lassen, um über den Rhein zu gehen. Nach der Revolution wurde er Vikar in Andlau und Landau, dann Pfarrer in Kienheim, Wingersheim, Matzenheim und Truchtersheim. † 1824 (Frayhier, S. 330).

Ein zweites Pastellbild, von Françoise Anstett signiert, stellt denselben Abt Kemmerle dar, welcher elsässische Flüchtlinge aufnimmt. Tausende von Elsässern flüchteten nämlich über den Rhein, besonders zur Zeit der „Grande fuite“ (Dezember 1793).³⁷ Im Himmel verwendet sich der hl. Norbert, Gründer der Prämonstratenser, bei Gott für sie.

Diese wenige Seminaristen, welche in der Ortenau und auch in Wolfsau ausgebildet wurden, bildeten den Grundstock der jungen Generation von Priestern, welche mit den Veteranen aus dem Weltklerus oder aus den verschiedensten Orden, ob sie geschworen hatten oder nicht, nach den Bedrängnissen der Revolution, das Christentum im Elsass wieder beleben mussten.



Abb. 2: *Emigrés alsaciens au couvent d'Allerheiligen (1795)*

Anmerkungen

- 1 GASS Joseph, Das Strassburger Priesterseminar während der Revolutionszeit, Straßburg, Le Roux, 1914, Vorwort.
- 2 Siehe: GASS Joseph, Konstitutionelle Professoren am Strassburger Priesterseminar, Straßburg, Le Roux, 1916. Werdegang und Publikationen von Dereser, Dorsch, Kaemmerer und Schwind werden darin behandelt.
- 3 KAMMERER Louis, Le clergé constitutionnel en Alsace 1791–1802, Straßburg, 1987 (unediert), N° 229; GASS Joseph, Konstitutionelle Professoren ..., S. 94–96.
- 4 KAMMERER Louis, Le clergé constitutionnel, N° 392, mit wichtiger Bibliografie.
- 5 KAMMERER Louis, Le clergé constitutionnel, N° 98.
- 6 GASS Joseph, Konstitutionelle Professoren ..., S. 89–91.
- 7 KAMMERER Louis, Le clergé constitutionnel, N° 108.
- 8 GASS Joseph, Konstitutionelle Professoren ..., S. 91–94.
- 9 KAMMERER Louis, Le clergé constitutionnel, N° 403.
- 10 GASS Joseph, Konstitutionelle Professoren ..., S. 96–97.
- 11 SAINT-QUENTIN Franziskus, Trauerrede auf Landelinus (Fluem) Abten zu Ettenheimmünster, Benedictiner Ordens, gehalten in der Stiftskirche daselbst ... den 11. Brachmonat 1793, Freyburg im Breisgau, mit Satron'schen Schriften, s. d. (1793), S. 34.
- 12 GASS, Das Strassburger Priesterseminar ..., S. 37.
- 13 S.: GASS Joseph, Strassburger Theologen im Aufklärungszeitalter (1766–1790), Straßburg, 1917, S. 131–136, 266.
- 14 KAMMERER Louis, Répertoire du clergé d'Alsace sous l'Ancien Régime (1648–1792), Straßburg, 1983, N° 1025 (unediert)

- 15 GASS Joseph, *Strassburger Theologen ...*, S. 242, 256.
- 16 KAMMERER Louis, op. cit., N° 4321.
- 17 GASS Joseph, *Strassburger Theologen ...*, S. 256.
- 18 GASS Joseph, *Strassburger Theologen ...*, S. 7, 65, 257.
- 19 KAMMERER Louis, op. cit., N° 1736.
- 20 KAMMERER Louis, op. cit., N° 4365.
- 21 KAMMERER Louis, op. cit., N° 606.
- 22 GUERBER Joseph, Bruno Leopold Liebermann, Freiburg i. Br., 1880, S. 114.
- 23 GASS Joseph, *Strassburger Theologen ...*, S. 257.
- 24 F(RAYHIER) C.-A., *Histoire du clergé catholique d'Alsace avant, pendant et après la Grande Révolution*, Colmar, Hoffmann, 1876, S. 327–330.
- 25 SCHICKELE Modeste, *Le curé L. Maimbourg 1773–1854*, Strasbourg, Le Roux, 1912.
- 26 Straßburg, Le Roux, s. d.
- 27 GASS, *Der Emigrant Bangratz ...*, S. 5–6.
- 28 In: MÜLLER Wolfgang, *Die Klöster der Ortenau*, Kehl, s. d., S. 379
- 29 Straßburg, Le Roux, 1914.
- 30 Sie gehörten zuerst dem Abbé Jean-Pierre Bangraatz, dann seinem Neffen, Aloys Bangratz, Pfarrer in Fessenheim, bevor sie dem Seminar vermacht wurden. Sie befinden sich jetzt in der „Galerie des portraits“ im Grand Séminaire.
Sie wurden im Jahr 1996 in Oberkirch ausgestellt und auch im Katalog der Ausstellung abgebildet: *800 Jahre Kloster Allerheiligen und seine Wirkung...*, Oberkirch, 1996, S. 29.
- 31 *„Dem ehrwürdigen und wohlgeneigten Herrn Felix Kemmerle, Prämonstratenser und würdigen Abt zu Allerheiligen, zum ewigen Zeichen der Dankbarkeit haben dieses Denkmal errichtet der Professor, der Direktor und die Schüler des Strassburger Priesterseminars, die der edle Mann als Verbannte gastfreundlich aufnahm und länger als vier Jahre mit väterlicher Liebe pflegte.“* (Übersetzung von J. Gass).
- 32 KAMMERER Louis, op. cit., N° 288.
- 33 GERBER Joseph, Bruno Franz Leopold Liebermann. Freiburg i. Br., 1880; LENHART Ludwig, *Die erste Mainzer Theologenschule des 19. Jahrhunderts. (1805–1830)*, Mainz, 1956; EPP René, *Biografische Notiz*, in: *Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne*, S. 2362–2364, mit Bibliografie.
- 34 S.: *Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne*, S. 856
- 35 *Bibliothèque du Grand Séminaire (BGS)*, Ms 2063: SCHICKELE Modeste, *Biographies ecclésiastiques*.
- 36 SATTLER Joseph, *Pfettisheim einst und heute*, Straßburg, Le Roux, 1918, S. 39–40.
- 37 S.: REUSS Rodophe, *La grande fuite de décembre 1793 et la situation politique et religieuse du Bas-Rhin de 1794 à 1799*, Paris/Straßburg, Istra, 1924 (339 Seiten). Er erwähnt den Fall von Joseph Dehaille aus Saverne, welcher sich im Juli 1791 nach Allerheiligen zum Zweck der Studien begeben hatte. Er wurde aus der „Liste des émigrés“ radiert, weil er inzwischen in die „armée Sambre et Meuse“ gezogen ist (S. 110).

Der letzte Kardinal de Rohan und die Ortenau (1789–1803)

Claude Muller

Geboren am 25. September 1734, als drittes Kind von Hercule Mériadec de Rohan, Prinz von Montbazou, und Louise Gabrielle Julie de Rohan, wird Louis de Rohan am 20. April 1743 im Alter von neun Jahren zum Kanoniker der Kathedrale in Straßburg ernannt. Im Alter von 25 Jahren, am 22. November 1759, wird er zum Stellvertreter mit Nachfolgerecht des Straßburger Bischofs gewählt, der sein Onkel Constantin de Rohan ist. Als sein Onkel zum Beginn des Jahres 1779 stirbt, wird Louis de Rohan unvermeidlich zum Fürst-Bischof von Straßburg.¹ Wie die Baronin von Oberkirch es bemerkt „war er schon ein sehr großer Herr, für den die Besitztümer des Bistums in Frankreich, wie in Deutschland nur ein Ring, so pflegte er zu sagen, an einem seiner Finger waren“².

Louis de Rohan ist in die Halsbandaffäre der Königin³ verwickelt. Er wird, bis zum Tag des Urteilsspruchs, in die Bastille gesperrt.⁴ Obwohl das Parlament ihn für unschuldig erklärt, wird er von Ludwig XIV. ins Exil in die Nähe von Tours geschickt. Während dieses Exils, das allgemein für Unrecht gehalten wird, erreichen zahlreiche Petitionen, die seine Freilassung verlangen, den Hof von Versailles. Eine davon, aufgestellt am 23. Dezember 1788, möchten wir hier zitieren, weil sie von seinen Gläubigen aus Renchen⁵ in der Ortenau stammt: „Europa, ja vielleicht sogar das ganze Universum, ist empört über das Verhalten, dass man Msgr dem Kardinal von Rohan entgegen bringt. Diese Wut und Rache, die schon so lange ausgeübt werden, vergrämen die Untertanen der Landen des Bistums Straßburg so sehr, dass sie zu extremen Mitten greifen werden, um alle Prinzen des Reiches auf ihr Anliegen und das ihres Herrn aufmerksam zu machen“.

Die Rückkehr des Kardinals ins Elsass

Die Petition kommt der guten Nachricht nur kurz zuvor, denn am 24. Dezember 1788, an dem Tag, an dem das Heilige Kind gefeiert wird, wird Louis de Rohan aus seinem Exil entlassen. Es werden sofort Befehle erteilt, um die Rückkehr Seiner Eminenz vorzubereiten. Diese wird, wie es sich gebührt und

entgegen dem, was man hätte erwarten können, ein wahrer Triumphzug. Am Mittwoch, dem 21. Januar 1789, trifft er in Pfalzburg ein und kurz danach in Zabern. Trotz der entsetzlichen Kälte, die zu diesem Zeitpunkt herrscht, wird der Empfang bombastisch: Triumphbögen, Ehrerweisungen der Honoratioren und des Volkes, Beleuchtungen, Austeilungen von Fleisch und Wein. Am Sonntag, den 25. Januar hält der Kardinal persönlich die Messe in der Zaberner Pfarrkirche, „eine Geste, die großen Eindruck bei dem Bürgertum hinterlässt“.

Fast zur gleichen Zeit wird ein Fest zu Ehren der Rückkehr des Kardinals in Ettenheim gefeiert, jedoch ohne seine Anwesenheit. Der Chirurg Johann Conrad Machleid schreibt in seinem Tagebuch: „1789, den ersten Hornung (Februar), ist allhier ein groß Jubelfest in der Kirchen und allerorden in der Stadt wegen unserem gnädigsten Landfürsten gehalten worden, mit einem Hochamt mit zwei Leviten, in der Kirchen und Absingung deß Te Deum Laudamus.“

Louis de Rohan unternimmt dann eine große Rundreise, um sich seinen Untertanen zu zeigen. Er beginnt sie in Straßburg am Mittwoch, dem 4. Februar 1789. Der Einzug ist feierlich, aber der Prälat befindet sich nicht auf seinem Hoheitsgebiet, auch wenn der Bischofspalast direkt neben dem Münster liegt. Nach einigen Tagen in Straßburg, begibt sich der Kardinal nach Benfeld. Seine Anwesenheit ist zumindest am Samstag, den 7. Februar 1789 belegt. Er trifft hier mit dem ersten Präsidenten des Conseil souverain d'Alsace (souveräner Rat des Elsass) in Colmar zusammen. Er will von ihm und vom Rat Unterstützung erhalten gegen Francois de Mayerhoffen, der 1788 zum Syndikus der neuen Verwaltung gewählt worden war und der in Konflikt mit dem ehemaligen Magistrat von Zabern steht.⁶ Daher rühren die heftigen Worte, die er in Flachslanden von sich gibt und die seine Feindseligkeit gegen Rohan nicht mehr verbergen: „Er ist ein hochmütiger Narr. Ich schätze ihn nicht, ich fürchte ihn nicht. Ich werde ihm mehr als eine Unannehmlichkeit bereiten“, schreibt er an de Dietrich.⁷ In Colmar hingegen stellen die Ratsmitglieder fest, dass Jean Georges Horrer Komplimente vom Fürstbischof erhalten hat.⁸ Am Mittwoch, den 11. Februar verlässt Louis de Rohan Colmar und geht nach Ruffach, das, obwohl im Oberelsass liegend, noch Teil des Besitzes des Bistums ist. Schlechtes Wetter verhindert hier wie woanders auch die Beleuchtung. Da es regnet, zieht er nach zwei Stunden weiter nach Mutzig. Ein junger Pole, der dort verweilt, bezeichnet ihn als „Fabel von Frankreich und vielleicht von ganz Europa“.⁹ Der Kardinal

verlässt Mutzig Richtung Zabern am Morgen des Freitags, den 13. Februar 1789. Von dieser Rundreise, die als eine triumphale Rückkehr inszeniert wird, wird kein Aufenthalt in der Ortenau erwähnt.

Zurück in Zabern empfängt Louis de Rohan Jean-Georges Horrer, der von seinem Amt im souveränen Rat des Elsass zurückgetreten war, um das des Präsidenten der Schatzkammer von Zabern anzutreten, zu dem er am 25. März 1789 ernannt worden war. Horrer nimmt sofort Kontakt auf zu seinem Schwager Baron Brudern, Landvogt der Vogteien von Oberkirch und Ettenheim.¹⁰ Diese verwandtschaftliche Beziehung erleichtert die Vorbereitungsvorkehrungen für Horrer, der mit Brudern eine Fahrt des Kardinals für den 5. bis 7. Juli 1789 zur Besichtigung der rechtsrheinischen Vogteien des Bistums Straßburg vorbereitet.

Eine erste Reise des Kardinals in die Ortenau

Die Briefe von Horrer ermöglichen es, diese Reise nachzuvollziehen. Der kleine bischöfliche Hof, immerhin etwa vierzig Personen, verlässt Zabern, um am Freitag, dem 10. Juli, in Straßburg zu übernachten. Samstag geht es dann um ein Uhr am Nachmittag los, für eine geplante Ankunft gegen fünf Uhr. Es müssen 22 Pferde gefunden werden, die vor Karossen und Wagen gespannt werden sollen. Der Abt der Benediktiner-Abtei von Mauersmünster reist selbstständig und übernachtet in Renchen. Am 14. Juli 1789, zu dem Zeitpunkt, als in Paris die Bastille erstürmt wird, wovon der Kardinal nichts wissen kann, reist Louis de Rohan aus Frankreichs Grenzen hinaus. Was dann folgt, ist bekannt, auch wenn manche Angaben aus den verschiedenen Quellen in ihrer Chronologie nicht miteinander übereinstimmen.

Der Chirurg Johann Conrad Machleid erwähnt in seiner Chronik die Ankunft Louis de Rohans in Ettenheim.¹¹ Am 15. Juli 1789, abends gegen fünf Uhr, „ist unser Herr für das allererste Mal in Ettenheim eingetroffen“ mit sechs Wagen, aus Friesenheim bei Lahr kommend. Vierzig Mann zu Pferd und sechshunddreißig zu Fuß erwarten ihn, um ihn zu eskortieren. Junge Bürger auf prächtigen Rössern tragen einen roten Mantel mit blauer Borte, weiße Hosen und Hemden.¹² Die Prinzen werden mit Kreuz und Banner empfangen. Dem Kardinal kommen vier Mitglieder des Ettenheimer Rates entgegen, die den tragbaren Baldachin anheben, dessen Enden von vier Bediensteten gehalten werden. Louis de Rohan stellt sich darunter.

Die Prozession beginnt an der Brücke, die man Dürnle nennt, wo ein kurzlebiger Triumphbogen aufgestellt ist. Sie schreitet in die Kirche ein und weiter zum Hochaltar, wo ein fester Baldachin aufgebaut ist. Betstuhl, Betbänke und das Kissen, auf dem der Fürstbischof niederkniet, sind scharlachrot bezogen. Louis de Rohan trägt eine rote Mütze und einen roten Umhang. Die Gemeinde, durch Musik begleitet, stimmt den Te Deum Laudanus an. Gleichzeitig ertönt lautes Glockengeläut. Nach der Großen Messe beginnt das Volksfest.

Es findet ein unvergessliches Fest statt. Sechs Maß von „gutem Wein“, das heißt drei Hektoliter, fließen reichlich auf dem Rathausplatz. Salven werden auf dem Platz abgefeuert. Am Abend, gegen sieben Uhr, verlassen der Kardinal und sein Hof Ettenheim in Richtung Ettenheimmünster. Sie werden untergebracht und versorgt im dortigen Benediktinerkloster. Vierzig Reiter bilden die Eskorte und halten abwechselnd die ganze Nacht Wache. Sie werden mit Fleisch und Wein von den Geistlichen belohnt. Der Prälat bleibt nicht lange vor Ort. Am 17. Juli, neun Uhr morgens, verlässt er Ettenheim, zurück über die Dürnle-Brücke, Richtung Kappel am Rhein, wo er diesen überquert, möglicherweise auf der Höhe von Rhinau. Sechs Wagen befördern die „Herren des Hofes“, die Zimmermädchen und Dienstboten. Reiter aus der Ortenau begleiten ihn bis zum Fluss. Der Chirurg Johann Conrad stellt weiter fest, dass Seine Bischöfliche Hoheit allen seine Freude über den erhaltenen Empfang kundtut und sich zu seinem „Schloss“ in Benfeld begibt.

In einem Brief vom 22. Juli bestätigt Horrer die Rückkehr des Fürstbischofs von diesem Ausflug nach Zabern. Er erwähnt, dass Rohan in Renchen und Ettenheimmünster war. Er fügt hinzu, dass der Kardinal in Oppenau gesagt hätte, er würde Truppen erheben, damit sie auf Zabern marschieren. Am 17. Dezember 1789 meldet Horrer wiederholt aufrührerische Zustände und dass Brudern nicht genug tun würde, um einen „zweiten Aufstand“ in der Großvogtei Oberkirch zu unterdrücken.

Das Pariser Zwischenspiel und die schwierige Rückkehr

Von Zabern aus schreibt Louis de Rohan am 1. August 1789 an den Abbé Grégoire,¹⁵ weil er erfahren hat, dass er die Erlaubnis erhalten hatte, vor der Nationalversammlung auftreten zu dürfen. Im zweiten Absatz des Briefes, in dem der Prälat sich in seinem überschwänglichen Stil bedankt, dringt seine Unwissenheit über die Ereignisse durch, die sich in Versailles wäh-

rend seiner Abwesenheit abgespielt haben. In Versailles erhält Louis de Rohan am 8. Oktober 1789 einen Brief von Frédéric de Dietrich, der ihm seine Ehrerbietung bezeugt. Von Versailles aus richtet sich Rohan am 19. Februar 1790 auch an Jean-Georges Horrer:¹⁶ „Ich bestätige meiner Rechenkammer, dass sie auf die Einkünfte von der anderen Seite des Rheins das nötige Darlehen zur Besoldung der Truppen aufnehmen soll. Wenn wir sehen, dass alles wieder zur Ruhe und Ordnung kommt, können wir ein Teil dieser Truppe entlassen und nur das, was für meine Garde nötig ist, mir erhalten. Ich habe mit Freude erfahren, dass Sie mein Archiv in Sicherheit gebracht haben.“

Am 6. April wird ein Darlehen von 80000 Pfund erwähnt und „die Notwendigkeit, den Aufstand in der Großvogtei Oberkirch mit Erfolg zu Ende zu bringen“¹⁷.

Kaum ist Frédéric de Dietrich in sein Amt eingeführt, geht auch schon das Gerücht von der Rückkehr des Louis de Rohan um. Am 7. April 1790 schreibt Joseph André Horrer an seinen Schwager, dass er nicht weiß, ob „der Prinz am 13. ankommen würde“. Er vermutet, dass dieser nicht erscheinen wird, bevor er nicht den Widerstand in der Gemeinde von Zabern gebrochen hat.¹⁸ Seinerseits schreibt am 9. April Abt Pronsal, der Hauslehrer des Prinzen von Rochefort, der sich in Molsheim aufhält, dass der Prälat beabsichtigt, am Pfingstfest anwesend zu sein.¹⁹ Die Ankunft des Kardinals scheint die Sache für de Dietrich wesentlich zu komplizieren, denn er schreibt am 1. Mai 1790 an La Rochefoucauld, dass Zaiguelius, „das Individuum, das am meisten gegen die Revolution ankämpft“, sich in Zabern beim Prälaten befindet.²⁰

Am 29. Mai kündigt de Dietrich seinem Briefpartner die Ankunft des Kardinals am gleichen Abend an. „Er schlägt vor, sagt man, der Zelebrierung von Fronleichnam vorzustehen.“²¹ Aber der Bürgermeister befürchtet, dass er die Absicht hat, die Feierlichkeiten der Konföderation zu präsidieren. „Die Patrioten machen sich Sorgen“, schließt er ab. De Dietrich macht noch am gleichen Tag Etienne Schwendt genauere Angaben über das Kommen von de Rohan.²² „Er bleibt bis Fronleichnam.“ Er fügt hinzu, dass der Fürstbischof über Bouxwiller gereist ist, um dort den Landgrafen von Darmstadt zu treffen, dass sich in Straßburg 300 Männer einer Wachmannschaft versammelt haben, die eine schwarze Kokarde tragen, und dass die Katholiken eine Petition für eine Spende umhergehen lassen, um für eine Ehrengarde für den Kardinal aufzukommen.

Die Feierlichkeiten zu Fronleichnam finden unter dem Vorsitz von Louis de Rohan statt, aber die Spendenaktion für eine Ehrengarde wird auf Betreiben von de Dietrich zum Misserfolg. Doch die Meinungsmache zugunsten eines Vorstehens des Kardinals bei der Messe am Fest der Föderation nimmt zu. Zur gleichen Zeit wird bekannt, dass es in Zukunft nur noch einen (verfassungstreuen) Bischof pro Département geben wird.²³ Ein Treffen zwischen de Dietrich und Louis de Rohan findet nun doch statt. Der Bürgermeister erwähnt es in seinem Schreiben an Schwendt am 9. Juni 1790.²⁴ Er behauptet, dem Kardinal gegenüber standhaft geblieben zu sein, dass dieser sich nicht traut, einen Streit zu entfachen und aus Angst Straßburg auf die Schnelle verlässt. Schwendt meint, er sei nach Mutzig zurückgekehrt.²⁵ Während de Dietrich mit der Organisation des Festes der Föderation²⁶ beschäftigt ist, entscheidet Louis de Rohan, Zabern – wo er hingegangen war, und nicht Mutzig, wie Schwendt es vermutet hatte – zu verlassen.

Der Kardinal lässt sich definitiv in der Ortenau nieder

Am 14. Juli 1790, am Tag des Festes der Föderation, wendet sich Frédéric de Dietrich an die Kreisleitung. Er informiert sie, dass der Kardinal de Rohan ihn in Kenntnis gesetzt hat, dass er sich für einige Zeit nach Ettenheim, Reichsgebiet, begeben wird und dass er vorhat, einige Möbel „über Wasser und per Kutsche“ dahin transportieren zu lassen. Er sagt weiter, dass er die Erlaubnis zu dieser Reise und für den Umzug erteilt hat: „Ich werde meine Zustimmung zum Transport von Möbeln geben, aber nicht zu dem von Silberwaren.“ Weiß eigentlich der Straßburger Bürgermeister, wo sich Louis de Rohan zu dem Zeitpunkt befindet?

Die Antwort erhalten wir von dem Chirurg Jean Conrad Machleid, der auf das Datum vom 13. Juli die Ankunft „unseres Herrn“ in Ettenheim festhält. Der Kardinal ist gegen acht Uhr mit seinem Hof eingetroffen, von Benfeld kommend, und nicht über Kehl, das wahrscheinlich für zu gefährlich gehalten wurde. Er ist dann weiter nach Ettenheimmünster gezogen, „obwohl eine für ihn eingerichtete Wohnung auf ihn hier gewartet hätte“. Der Tagebuchschreiber fügt hinzu, dass Louis de Rohan regelmäßig nach Ettenheim kommt. So am 23. Juli 1790, wo er bemerkt, dass dieser mit 16 Personen in einem großen langen Wagen, gezogen durch acht Pferde, ankam.

Er besichtigt die für ihn vorgesehene Wohnung. Er trägt eine rote Robe und einen schwarzen Mantel und gibt jedem Mann der Garde ein Trinkgeld von fünf Schilling.²⁷

Der Wegzug von de Rohan aus dem Elsass löst allerhand Spekulationen und Gerüchte aus. Schwendt behauptet von Paris aus, dass ein Wagen in Châlon angehalten worden sei, in dem sich ein Reisender befand, der aus dem Gefängnis vom Châtelet fliehen konnte. „Er trug bei sich Briefe des Abtes von Eymar an den Kardinal de Rohan.“²⁸ Horrer trifft Louis de Rohan in Ettenheimmünster am 3. August 1790, um ihm über die Lage zu berichten. Schwendt setzt das unwahre Gerücht in Umlauf, der Kardinal hätte die Ernennung eines Koadjutors verlangt, was de Dietrich dementiert. In der Buchhaltung der Regentschaft in Zabern erscheint am 16. August ein Posten für die Bereitstellung von „Wagen für das Überführen von mehreren Ausstattungsgegenständen für seine Eminenz auf die andere Seite des Rheins“³¹.

Die Nominierung von Francois Antoine Brendel zum Verfassungstreuen Bischof des Département Bas-Rhin (Unterelsass) ändert radikal den Status des „Emigranten Rohan“. Wie wird nun sein Leben in Ettenheim aussehen? Aus den Memoiren seines Jagdhüters kann man folgende Beschreibung entnehmen: „Viele empfanden keine Schande, auf Kosten des Kardinals zu leben und zu seinen Lasten Schulden zu machen. Um zu überleben und nicht in den Ruin getrieben zu werden, wurde dieser schließlich gezwungen, dem Treiben dieser Parasiten ein Ende zu setzen. Sie verhielten sich in allem, was sie taten, als sei die Stellung eines Emigranten eine Art von Martyrium, ein Titel, dem die Bewunderung und die Gastfreundschaft des ganzen Universums zustand.“³² Eine Bestandsaufnahme des 13. Februar 1794 listet etwa zwanzig Personen auf, die im Dienste des abgesetzten Fürstbischofs standen, dazu zwei Mediziner, der Forstaufseher Simonaire, der Friseur Ignace Rock, der Diener Claude Rock, Pierre Masson, Raumausstatter aus Zabern. Der bischöfliche Lebensstil war maßgeblich eingeschränkt worden.

Beschäftigen wir uns zum Schluss mit einer Serie von Schreiben, die der Kardinal von Ettenheim aus verschickt. Sie drücken die Verwirrung aus, in der sich ein Mann befindet, der vom Sturm der Ereignisse gänzlich überfordert ist, aber auch die Beständigkeit seines unentschlossenen Charakters. Eine schwierige und ständig wechselnde Wirklichkeit findet ihren Ausdruck in einem Brief des 30. Juni 1795: „Sie haben Recht getan, Herr Großvogt, über die Requirierungen des Husarenka-

pitäns von Erdeley zu berichten. Es muss eine Klage erhoben werden wegen dieser schändlichen Beschlagnahme gegen Leute in meinen Diensten.“³⁵ In einem Brief vom 12. Juli 1795, auch an den Großvogt, bittet er um Nachrichten über den Grafen von Koenigsegg und drückt seine Besorgnis aus über die Beschlagnahme von dem Zehnt, die im Namen des Großen Kapitels stattgefunden hat.³⁶ Diese Ratlosigkeit plagt ihn auch in einem Brief des 26. Juli 1796: „Ich befinde mich in einer grausamen Ungewissheit, was das Schicksal meiner Untertanen betrifft. Bitte antworten Sie mir per Kurier mit so viel wie möglichen Details.“³⁷

Am 29. August schreibt er dem Vogt von Renchen über die „komplette Niederlage der Franzosen“ in Italien. Er fügt hinzu: „Man berichtet mir, dass Sie in Ettenheim immer noch die gleiche Ruhe genießen. Ich bin entzückt.“³⁸ Allerletztes Schreiben vom 5. Mai 1798, in Schwarzach verfasst: „Ich erteile eine wohlwollende Wichtigkeit jedem Mittel an Versöhnungsbestreben, der Einladung, die Buonaparte in Koblenz gemacht hat, nach Rastatt zurückzukehren. Ich weiß nicht, ob ich richtig überlege, aber es erscheint mir, dass ich richtig denke.“³⁹

Das Konkordat, das Napoleon Bonaparte und Papst Pius VII. unterzeichnen – letztendlich die Rücktrittserklärung, die von den ehemaligen Bischöfen am 6. November 1801 verlangt wird –, beendet, ohne Aussicht auf Rückkehr, die alte Ordnung. Am 29. April 1802 wird Jean Pierre Saurine zum neuen Bischof in Straßburg ernannt. Seine Diözese wird neu gestaltet. Von nun an bildet der Rhein ihre östliche Grenze. Nichtsdestotrotz verwaltet Kardinal de Rohan weiterhin das rechte Rheinufer bis zu seinem Tod am 16. Februar 1803.

Er soll an diesem Tag, kurz vor seinem Ableben in Ettenheim, sein Testament diktiert haben. Nachdem er seinem Herrn seine Seele anvertraut hat, setzt er als Erbin „seine liebe Nichte“, die Prinzessin Charlotte Dorothée de Rohan Rochefort, Gemahlin des Herzogs von Enghien, der am 15. März 1804 ermordet wird, ein. Er hinterlässt den Armen von Ettenheim 25 Louis d'or und 600 Gulden der Großvogtei von Oberkirch; hundert Taler gehen an die Schwestern der Barmherzigkeit und verschiedene Geldstücke an die Dienerschaft, darunter Joseph Diss, sein Jagdhüter.

Anmerkungen

- 1 Claude MULLER, *Le siècle des Rohan. Une dynastie de cardinaux en Alsace au XVIII^e siècle*, Editions de la Nuée Bleue, Strasbourg, Seite 446 und „Louis de Rohan entre faste et frasques“ in *Annuaire de la Société d’Histoire de Mutzig*. A.35, 2012 S. 5–24
- 2 Suzanne BURCKARD, *Mémoires de la Baronne d’Oberkirch*, Mercure de France, 2000, 781 Seiten, (siehe Inhaltsverzeichnis).
- 3 Evelyne LEVER, *Marie Antoinette. Correspondance 1770–1793*, Editions Tallandier, 2005 (911 Seiten), siehe Inhaltsverzeichnis.
- 4 A. M. Strasbourg, AA 1698, *Lettre à l’occasion de la détention de Son Altesse Eminentissime à la Bastille*, 1785 24 S.
- 5 Archives Départementales du Bas-Rhin [= ADBR], 1 V 2
- 6 Henri HEITZ, „Mayerhoffen“ *N.D.B.A.* n°26, 1995, S. 2577
- 7 Rodolphe REUSS „Correspondance adressée à Frédéric de Dietrich“, *Revue d’Alsace*, 1922, S. 346, Note 23
- 8 Archives municipales de Haguenau, JJ 182, f. 182
- 9 Emile LONGIN, „Souvenirs d’un étudiant de l’université de Strasbourg (1783–1789)“, *Revue catholique d’Alsace*, 1921, S. 390
- 10 A. D. B. R., 1 V 2. 25 erhaltene Briefe.
- 11 Philipp HARDENRAUCH, „Die Tagebücher des Johahn Conrad Machleid“, Geroldsecker Land, 9, 1966–1967, 154–166, besonders 161–163
- 12 Die Livree der Rohan wird beschrieben in Stéphane XAYSOMPHANG, *La Maison du Cardinal Armand Gaston de Rohan, officiers, domestiques et courtisans (1704–1749)*, Strasbourg, 2014, 253 Seiten
- 13 ADBR, 1 V 2.
- 14 ADBR, 1 V 2.
- 15 Bibliothèque de Port royal à Paris, GR 1467.
- 16 ADBR, G 2176 bis
- 17 ADBR, G 2176 bis
- 18 ADBR, 1 V 2.
- 19 ADBR, G E 41/208
- 20 Archives de Dietrich in Reichshoffen [A. D. D.], 64/I/2 S. 141
- 21 A. D. D., 64/I/2 S. 160–161
- 22 A. D. D., 64/I/2 S. 159
- 23 A. D. D., 62a 3/195
- 24 A. D. D., 63a 429
- 25 A. D. D., 63a 432 Gesamte Akte in Claude MULLER, „Un bras de fer. Frédéric de Dietrich, Louis de Rohan et la fête de la Fédération à Strasbourg en 1790“ in *Annuaire des Amis du Vieux Strasbourg*, T35, 2010, S. 65–78.
- 26 Siehe auch M. TOCHA „Ein zahlreicher Pöbel machte mein Pferd scheu. Die Französische Revolution im Elsass in Schilderung ausländischer Schriftsteller“, *Das Markgräflerland*, 2, 1989, S. 85–102 (Bericht von Franz Xaver Bronner zu diesem Fest)
- 27 Wie Note 1
- 28 A. D. D., 62a 196
- 29 ADBR, 1 V 2.
- 30 A. D. D., 64 I 2, S. 255
- 31 ADBR, G 2176 bis
- 32 Léonard FISCHER, „Mémoires d’un garde-chasse du prince-cardinal Louis de Rohan“, in *Revue catholique d’Alsace*, 1892, S. 415–416
- 33 Generallandesarchiv Karlsruhe, 229/27026.
- 34 Staatsarchiv Litomerice, Decin, Tchechei. Eine Kopie ist im National Archiv [= A. N.] Paris vorhanden, 273 AP Mappe 8a als Mikrofilm Nr. 286 Mi 2/1–3.
- 35 A. N., 273 AP, carton 20, f. 229
- 36 idem, f. 224

37 idem, f. 248

38 idem, f. 226

39 GLA Karlsruhe, 229/27 186 Siehe Ernst BALTZER: Testament und Hinterlassenschaft des Kardinals Rohan, in *Die Ortenau*, 10, 1923, 28–30. Die Gräfin von Marsan, Schwester von Armand de Rohan, Kusine von Louis de Rohan, dem Kardinal, diktiert ihr Testament in Linz, Österreich, am 5. Oktober 1802, siehe Musée Condé in Chantilly, 1 A carton 50.

Claude Muller ist Professor an der Universität Straßburg, Direktor des Instituts für Elsässische Geschichte (Übers.: René Siegrist).

Scharfrichter und Wasenmeister im alten Straßburg

Verwandschaftliche und herrschaftsübergreifende Beziehungen
der Nachrichter und Abdecker über den Rhein vom 16. bis zum 18. Jahrhundert

Klaus G. Kaufmann

Der Scharfrichter, der mit der Schärfe des Schwertes richtet, wird, da er nach dem Spruch des „Hohen Gerichts“ richtet, auch als Nachrichter bezeichnet. Die lateinische Bezeichnung für ihn ist: „carnifex“.

Für das „Römische Reich deutscher Nation“ gilt als früheste Nennung eines „professionellen Scharfrichters“ das Jahr 1276 für die Stadt Augsburg. Just in diese Zeit fällt auch die Loslösung der Straßburger Bürger von der bischöflichen Herrschaft des Straßburger Bischofs Walther von Geroldseck, ausgelöst durch die Schlacht bei Hausbergen im Jahre 1262. Damit kann man davon ausgehen, dass in der Folge mit diesem Jahr nicht nur die Reichsunmittelbarkeit, sondern auch der Blutbann verliehen worden ist. Wer die „Hohe Gerichtsbarkeit“ innehat, ist rechtlich befugt, einen Scharf- oder Nachrichter in seinen Dienst zu stellen. Der Straßburger Scharfrichter tritt im Jahre 1286 ans Licht der Geschichte. Für dieses Jahr wird der Henkers- oder Diebsturm erstmals genannt, ganz in der Nähe der ehemaligen Bigger- oder Pickergasse gelegen, zeitweise auch Büchergasse oder rue du Glade (Schwertstraße) genannt. Heute heißt sie „rue Adolphe Seyboth“. Dem Namensgeber dieser Straße verdanken wir eine umfangreiche Sammlung aus Urkunden und Chroniken in „Das alte Straßburg vom 13. Jahrhundert bis zum Jahre 1870“. Leider hat er es meist unterlassen, seine Angaben mit Quellenangaben zu untermauern. Seine Leistung bleibt dennoch bemerkens- und bewundernswert. Bei Seyboth können wir entnehmen, dass der Henkers- oder Diebsturm an die Biggergasse stieß. Dort steht er auch heute noch. Diese Gasse war wiederum dafür bekannt, dass dort „die veilen Frauen“ ihrem Gewerbe nachgingen. Der Scharfrichter diente zumindest bis zum Ende des 15. Jahrhunderts als Aufsicht für die Dirnen, wie auch für ein Spiel, dem „Scholdern“ (vermutlich ein Kegelspiel). Von beidem bezog er Einnahmen. Es ist anzunehmen, dass der Scharfrichter auch dort seine Wohnung genommen hat.

Aus dem Ratsprotokoll

Als im Jahre 1487 ein Wechsel im Scharfrichteramt ansteht, lesen wir im Ratsprotokoll:¹

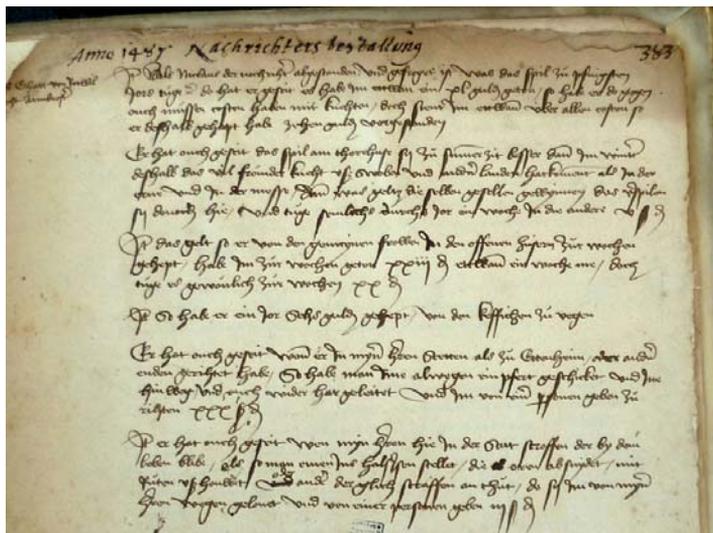
„It(em) als Niclus der nachricht(er) abgestanden und gefroget ist was das Spiel zu Pffingsten Jors tügt u(nd) da hat er geseit es habe Im etwan ein XI guld(en) geton, so habe er do gegen auch müssen costen haben mit Knechten, doch stont Im ettwan über allen costen so er deshalb gehapt zehen gulden vorgestanden.

Er hat auch geseit das Spil am Thorhause si zu summer zit besser dann im wintt(er) deshalb das vil frembt knecht usz swoben und anderen landen harkomment als in der ernt und in der mess dan was geltz die selben gesellen gewinnen das verspiln si dennoch hie und tüge semlichs durchs Jor ein Woche in der andere v β 3

It(em) das Gelt so er von den gemeynen frowen In den offenen Husern zur Wochen geton xxiii 3 ettwan ein wochen me doch tüge es gewönlich zur Wochen xx 3

It(em) so habe er ein Jor sechs guld(en) gehept von den Keffigen zu vegen. Er hat auch geseit wan er in meyn Hern Stetten als zu Ettenheim, oder anderen Enden gerichtet habe, so habe man ime alwegen ein pfert geschicket und Ine hinweg und auch wider her geleitet und Im von vier (?) psonen geben zu richten XXX β 3

It(em) er hat ouch geseit won myn Hern hie in der Stat stroffen der by dem leben bliebe, als so man ainen ins Halseisen stellet, die oren absnydet, mit ruten ußhouwet als auch der glychen straffen anthut, do sy im von myn Hern wegen gelonet und von einer personen geben III β 3“



In eine heutige Sprache übertragen heißt dies sinngemäß:
„Beim Spiel zu Pfingsten habe er etwa 11 Gulden erlöst, aber auch Kosten mit Knechten gehabt, sodass er 10 Gulden erzielt habe. Das Spiel am Torhause laufe Sommer besser wie im Winter, da viele fremde Knechte, vor allem aus Schwaben [hier sind alle jenseits des Rheins gemeint, nicht die Württemberger], kämen und was sie gewannen, verspielten sie sowieso wieder. Also pro Woche fünf Schilling Pfennige. Aus dem Bordellbetrieb erlöse er in der Woche 20 Pfennige. Im Jahr erhielt er sechs Gulden für die Gefängnisse zu reinigen.“

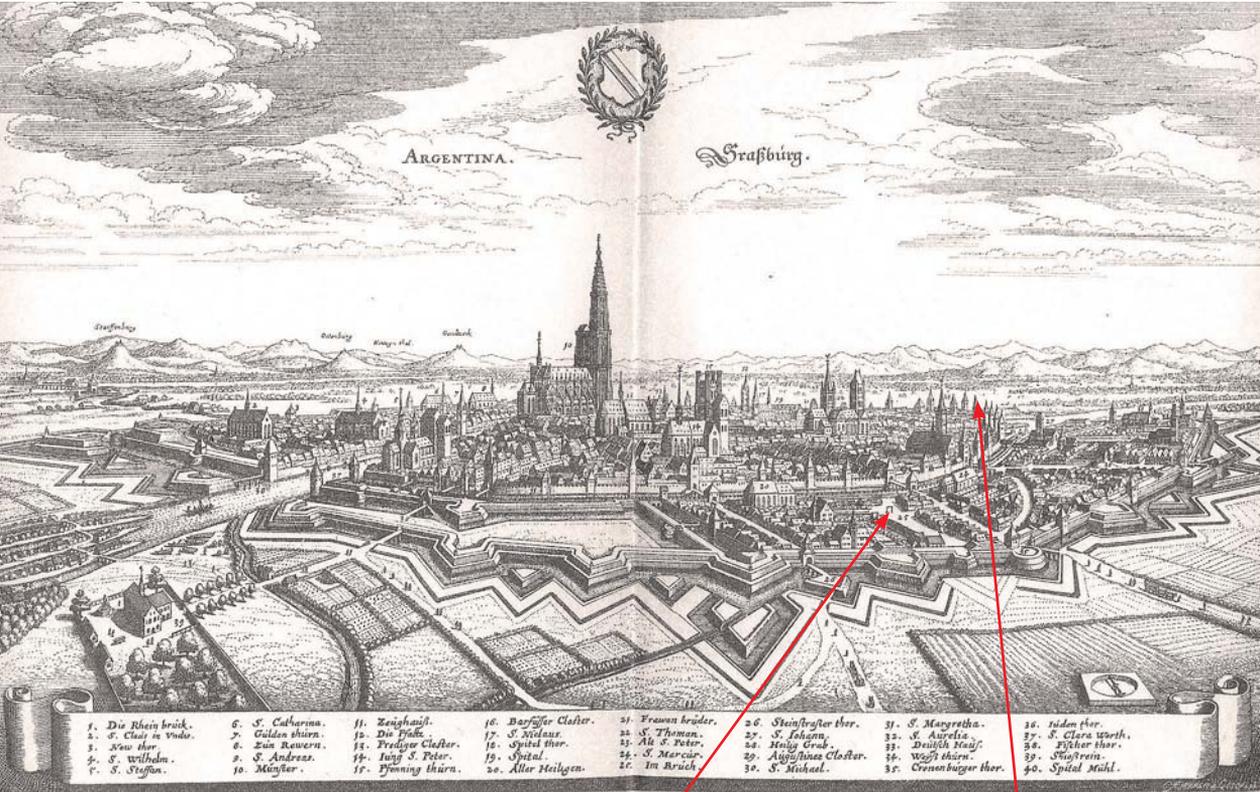
Strafvollzug in Straßburg

In einer Abhandlung von Franz Neumann: „Vom Strafvollzug im alten Straßburg“ erfahren wir über Straßburg und seine Scharfrichter folgendes: „Das dauernde Wachstum der Stadt und ihrer Einwohnerzahl, sowie die unruhigen Zeiten brachten auch eine Zunahme der Kriminalfälle, sodass neben der Galgenstätte bei der ‚Galgenschanz‘ wieder im Grünbruch an der Ausmündung der Allerheiligengasse (beim alten Bahnhof) im Jahre 1552 eine zweite Richtstätte eröffnet wurde, die in erster Linie dem Strafvollzug gegen die städtischen Söldner diente, wo auch häufig Leibesstrafen gegen Zivilpersonen Anwendung fanden. Sie lag in unmittelbarer Nähe des ‚Hundshofes‘, wo der Scharfrichter wohnte, der gleichzeitig Abdecker war und die kranken Tiere, besonders tollwütige Hunde, dort abschlachtete. Unter einer alten Linde waren für die Richter der Militärjustiz ein Tisch und Bänke aufgestellt, an denen die zur Prügelstrafe verurteilten Landsknechte angebunden und sofort nach Urteilsfällung abgestraft wurden. Denn zur Aufrechterhaltung der Disziplin unter einer zusammengewürfelten Mannschaft von Abenteurern, Plünderern und Taugenichtsen aus aller Herren Länder [...] war eine rasche und strenge Justiz geboten.“



Der Henkers- oder Diebsturm, lt. Inschrift vom 12. bis zum 14. Jahrhundert im Gebrauch





- | | | | | | | | |
|-----------------------|--------------------|----------------------|----------------------|--------------------|-------------------------|------------------------|---------------------|
| 1. Die Rhein brück. | 6. S. Catharina. | 11. Zeughaus. | 16. Bayffer Closter. | 21. Frauen brüder. | 26. Steinstrasser ther. | 31. S. Margreth. | 36. Juden ther. |
| 2. S. Claus in Vndel. | 7. Cäcilien thürm. | 12. Die Brücke. | 17. S. Nicolaus. | 22. S. Thomen. | 27. S. Johann. | 32. S. Aurelia. | 37. S. Clara spith. |
| 3. Newe thür. | 8. Ein Rowerth. | 13. Freyger Closter. | 18. Spital thür. | 23. Ala S. Peter. | 28. Heilig Grab. | 33. Deülich Heuß. | 38. Fischer thür. |
| 4. S. Wilhelm. | 9. S. Andreas. | 14. Jung S. Peter. | 19. Spital. | 24. J. Marcar. | 29. Augustines Closter. | 34. Weiß thürm. | 39. Scharfrim. |
| 5. S. Stephan. | 10. Möncher. | 15. Pfenning thürm. | 20. Aller Heiligen. | 25. Im Bruch. | 30. S. Michael. | 35. Cronenburger thür. | 40. Spital Mühl. |

Ansicht von Straßburg: Faksimile eines Kupferstiches von Mattheaus Merian 1593–1650

Im Bruch, bzw. im grünen Bruch stand der Hundshof, die Wohnung des Wasenmeisters, offensichtlich auch des Scharfrichters (ab 1552)

Beim Henkers- oder Diebsturm, (Tour du bourreau) befand sich ursprünglich die Wohnung des Scharfrichters (1286)

In drei Pfarreien waren in Straßburg die Scharfrichter und Wasenmeister seelsorgerisch betreut: In den protestantischen Pfarreien „St. Pierre le Vieux“, „St. Pierre le Jeune“ und in der katholischen Pfarrei „St. Marc et St. Jean“. Alle Pfarreien waren in der Nähe der Stadtmauer zu suchen und bestätigen so auch das weit verbreitete Vorurteil, dass Scharfrichter und Abdecker eher am Rande der menschlichen Gesellschaft ihre Wohnung hatten.

In der heutigen Darstellung in der Literatur kommt der Scharfrichter meist schlecht weg, vom Abdecker oder Wasenmeister ist schon gar nicht die Rede. Er gilt als blutrünstig, grob, geldgierig und lüstern und das „Volk“ will nichts mit ihm zu tun haben. Man erzählt oder schreibt, dass die Pfarrer sich geweigert hätten, sie zu trauen, zu taufen und zu beerdigen. Es

gab tatsächlich Vorfälle dieser Art, es waren allerdings Einzelfälle und nicht auf den Klerus bezogen.

Kirchenbucheinträge in Jung St. Peter

Aus den Kirchenbucheinträgen erfahren wir häufig die Herkunft der Paten oder später auch der Trauzeugen. Für die damalige Zeit eine weite Reise. Aufgezählt werden nur die Vorgänge, für die man über den Rhein anreisen musste. Die Texte wurden leicht standardisiert und möglichst im originalen Wortlaut wiedergegeben. Betreffende Orte werden in der heutigen Schreibweise ergänzt. Bereits zum Jahre 1561 erfahren wir aus dem evangelischen Taufbuch der Pfarrei Jung St. Peter, dass am

2. Juli ein Wasenmeister **Hans Ketz** und seine Frau **Apollonia** einen Sohn **Hans Adolf** haben taufen lassen.

Gevattern oder Paten: Claus Siebereich aus Markgrafen Baden, also vermutlich aus Durlach, der Wasenmeister Steffan Weber und Apollonia, Meister Bernhards des Nachrichters Hausfrau.

1562 [DMCA² 3. post epiphan.] (3. Sonntag nach der Erscheinung des Herrn; Dreikönig) **Othman Hiede** Wasenmeister und **Catharina**

eine Barbara

Gevattern oder Paten: Steffan Weber, Barbara von Dambach, **Magdalen Hanß Ketz** fraw (Entweder hat Hans Ketz wieder geheiratet oder es gibt einen Namensvetter bzw. einen Sohn)

1563 [DOMINICA QUINQUAGESIMÆ] (50 Tage vor Ostern oder 7. Sontag v. Ostern)

Paulus Müller und **Otilia**

einen Hans

Gevattern oder Paten: Jacob von Rench(en) Wasenmeister, Hans Ketz (Keck?) von Kalb. (vermutlich Calw?) Apollonia Mathis von Zabern fraw

1566 [DOMINICA IIII. TRINIT:] (4. Sonntag nach Trinitatis, Dreifaltigkeitssonntag)

Hans Schwingsmesser Wasenmeister vo(n) Wurms (Worms) und **Barbara**

einen Hans

Gevattern oder Paten: **Hans Sachs** von Eßlingen, **Gall Halter** von Weÿhersen zu(m) Thurn (Weiersheim zum hohen Turm), **Barbara Balthasar derstlings** fraw

1570 [DOMINICA XXV TRI:] (25. Sonntag nach Trinitatis)
Melchior Mertz Waßenmeister und **Margreth** von Burckhaußen
Gemellæ (also Zwillinge) Elisabeth und Martha
Gevattern oder Paten: **Hans Richl** von paßweiler, **Michel Graff**
von Moltz(en) (Molsheim), **Agnes** Meister **Mathisen** fraw von
Margraffen Baden, Apolonia Wislerin vo(n) Erstein, **Otilia** Wa-
ßenmeisterin von Geispützen (Geispolsheim), Margreth Kieffe-
rin vo(n) Spÿr (Speyer)

1582 [DOMINICA JUDICA]
Hans Burckart Wasenmeister und **Anna**
eine Margaretha
Gevattern oder Paten: **Folzen Hans** Meister von Weÿerse (Wei-
ersheim zum hohen Turm), **Margaretha Gerg Volmars** des
Meisters fraw von Rappoltsweiher, **Catharina**, Meister **Clades**
fraw von Margraff Bade (vermutlich gemeint: Der Meister des
Schwerts, also der Scharfrichter)

1596 [DOMINICA V post Trinitatis]
Am Zinstag hernach hernach den 13. Julÿ
Caspar Emion Wasemeister und **Margaretha**
einen Caspar
Gevattern oder Paten: **Hans Ginntner** Wasemeister, **Hans**
Ostertag Meister zu Lohr (Lahr), **Katharina**, **Hans Halters** des
Wasemeisters fraw

[DOMINICA VII post Trinitatis]
Hans Keck³ Wasemeister und **Katharina**
eine Susanna
Gevattern oder Paten: **Hans Laubeck** wasemeister, **Susanna**
Gerg Volmars des nachrichters fraw, **Susanna** des meisters
fraw von Brumbd (Brumath)

1603 [24^d d(en) 3 februaryÿ]
Caspar Immion und **Margareta**
eine Anna Margareta
Gevattern oder Paten: **Hans Waltz**⁵ zu freiburg, **Anna Hans**
Ginters fraw Ursula Hans Huberling fraw

1605 [DOICA 4 post Trin: 23 Junÿ]
Caspar Immion d(er) wasenmeister und **Margareta Mentzin**
eine Utilia
Gevattern oder Paten: **Hans Keck** d(er) Wasenmeister zu
Geng(en)bach, **Anna**, **Hans Günter** des Wasenmeister fraw,
Catharina, **Hans Halters** des meisters hind(er)lassene wittwe

1609 [σ⁶ d(en) 20 Julij]

Caspar Immion Wasenmeister und **Margareta**
eine Catharina

Gevattern oder Paten: **Michel fürst** zu ober Ehenheim (Obernai) wasen ..., **Catharina Volmarin Andres Erlinger** Wasen ... fraw, **Jacobe Matthes Burckhard** Wasenmeister zu lichten aw (Lichtenau?) tochter

1621 erfahren wir am [21.8. Novem.] erstmals aus dem Taufbuch den Wohnplatz des Wasenmeisters, dass **Anna Maria** deß Wasenmeister tochter im Hundshoff (also vom Hundshof stammt).

1622 [D. 7. Januar]

Caspar Immion d(er) Kleemeister und **Elisabeth**
ein namentlich nicht genanntes Kind

Gevattern oder Paten: **Jerg Friedrich** d(er) Kleemeister zu Deningen (Heidenreich zu Teningen), **Hans Halter** d(er) Kleemeister, **Jacobe Schweitzer Hansen** tochter

[21 18. Aprilis.]

Hans Jörg Volmar der Nachrichten und **Anna Margaretha**
einen Johannes

Gevattern oder Paten: **Hans Heinrich Burckhardten** Ein Meister zu Brumat, **Matheis Burckhardt** ein Meister zu Offenburg, **Otilia Emmionin Hans Halter** des Cleemeisters fraw



1624 [Dom. Quinquagesima 8. Feb.]

Hans Halter der Cleemeister und **Otilia Emionin**

ein Hans

Gevattern oder Paten: **Caspar Emion** der Cleemeister, **Niclaus N. der Meister** zu Renchen

Anna Maria Halterin Hans Halters hinderlaßene Tochter

[σ 27. Julÿ.]

Caspar Emion der Kleemeister und **Elisabeth**

ein Johannes

Gevattern oder Paten: **Hans N. der Meister** von Hochfelden, **Hans Günthner** od(er) **Schweitzerhans**⁷, **Appolonia** des Meisters Fraw von Benfelden

1625 [DOM. X. TRINIT. 13. Aug.]

Hans Halter d(er) Kleemetziger und **Otilia**

ein Hanß Jörg

Gevattern oder Paten: **Caspar Immion** d(er) Kleemetziger alhie, **Niclauß Wyel** Scharffrichter zu Ren(chen) (?) **Anna Maria Jörg Heidenreich** geweßener Scharffrichter alhie nachgelaßene Wittwe

1627 [31. Maÿ.]

Hanß Gindner d(er) Kleemetziger, sonst **Schweitzer Hanß** genannt und **Lucia**

ein Hanß Jörg

Gevattern oder Paten: **Hanß Halter**, d(er) Kleemetziger, **Hanß Scheppele**, Knecht des **Schweitzer Hansen** u. **Appolonia Matthis Ostertags** des Kleemetzigers zu Neumühl Hausfr.

1628 [DOM. IUDICA 30. Martÿ]

Hanß Schild Wasenmeister Knecht und **Margareta**

eine Anna Maria

Gevattern oder Paten: **Hanß Halter** d(er) Wasenmeister; **Appolonia Matthis Ostertag** des Wasenmeisters zu Neumühl fr. u. **Margareta Hanß Jerg Volmars** des Nachrichters fr.

[DOM. XIV. TRINIT. 14. Septembr.]

Hanß Halter d(er) Kleemeister und **Otilia**

eine Anna Maria

Gevattern oder Paten: **Caspar Emmion** d(er) Kleemeister, **Anna Maria Georg xxxxx Friedrich** des Scharpfrichters Wittwe u. **Maria Niclauß Wehl**, des Scharffrichters zu Rench(en) (?) fr.

1630 [16. Martÿ]

Christian Burckhard d(er) Kleemeister und **Lucia**

eine Anna Barbara

Gevattern oder Paten: **Matthis Burckhard** d(er) Kleemeister zu Husen im Kintziger Thal (Hausach); **Barbara Caspar Emmion** des Kleemeisters fr. u. **Agatha Heinrich Ostertag** des Kleemeisters zu Gengenbach fr.⁸

1631 [2. Jan:]

Hans Halter d(er) Kleemeister **und Otilia**

ein Christianus

Gevattern oder Paten: **Niclauß Weyl** d(er) Scharfrichter zu Rench(en), **Caspar Emmion** d(er) Kleemeister alhie; u. **Anna Margareta Hanß Fürsten** des Kleemeisters zu Ober Ehenheim fr. (Obernai)

1632 [DOM. REMINISCERE: 26: Febrj.] (2. Fastensonntag)

Hans Halter Kleemeister **und Otilia**

ein Hanß Heinrich

Gevattern oder Paten: **Caspar Emmion** d(er) Kleemeister, **Niclauß Weyl** d(er) Kleemeister zu Rench(en) (?), **Anna Margareta Hanß Fürsten** des Scharfrichters zu Ober-Ehenh(eim) fr.

1633 [DOM. REMINISCERE 17. Martÿ]

Christian Burckhard d(er) Scharfrichter **und Lucia**

eine Anna Ursula

Gevattern oder Paten: **Hanß Elchinger** Scharfrichter zu Neumühl; Anna Maria Hanß Schmidt des Salpetersieders Wittwe; Maria Hanß Wolffgrubers des Maurers fr.

1638 [♁ 17. Julÿ]

Thomas Burckhard der Wasenmeister **und Jacobea Schepplerin**

ein Hannß Michael

Gevattern oder Paten: **Christian Burckhard** der nachrichter. **Georgius** N. der meister von Neumühl, **Magdalena Georgÿ Meckels** des Wasenmeisters fr.

1646 [♀⁹ d. 7. Augusti]

Hannß Elchinger¹⁰ der Wasenmeister **und Barbara Schweitzerin**

ein Hannß Mail ... (?)

Gevattern oder Paten: **Hannß Halter** der Meister in Ober Ehenheim (Obernai); **Georg Stückling** der Meister zu Geisspitzen (Geispolsheim); **Anna Maria Christian Gilg** (?) deß Meisters Unnder dem Regiment von Offenburg Tochter

1652 [Dminica Palmarum d 11t Aprilis]

Hanß Georgius Burckhard der Scharfrichter unndt **Jacobea Jedingerin** sein uxor

eine Anna Margaretha

Gevattern oder Paten: **Hanß Michael Großholtz** der Kleemeyster, **Jacobea Michaël Bengel** des Meysters zu Lohr Haußfraw Jungfr. **Katharina Melchior Günthners** des Waß(en) meisters filia

[Dominica VI Trinit. d(en) 22 (?) July]

Hanß Michael Großholtz der Kleemeister und **Anna Ursula Burckhartin** uxor

eine Maria Magdalena

Gevattern oder Paten: **Christian Burckhart Christian Burckharts** des Nachrichters Sohn, **Eva**, **Christian Burckhart** des Nachrichters uxor, **Jacobea Hanß Georg Burckharts** des Kleemeisters uxor

1653 [¶den 8ten decembris]

Hanß Georg Burckhart der Kleemeister undt **Jacobea Spenglerin** uxor

eine Eva

Gevattern oder Paten: **Michael Bengel** der Nachrichten zu Lohr (Lahr), **Anna Ursula Michael Großholtz** Haußfraw des Kleemeisters **Anna Katharina Christian Burckharts** des Kleemeisters fraw

1656 [¶d(en) 19ten Juny]

Hanß Michael Großholtz der Kleemeister **Anna Ursula Burckharts** uxor

einen Melchior

Gevattern oder Paten: **Christian Burckhart** der Nachrichten alhie, **Hanß Ulrich Burckart** des Nachrichters Sohn **Katharina Christian Burckhart** des Kleemeisters zu Kork uxor

[d(en) 31t(en) octobris]

Hanß Georg Burckart des nachrichters fili(us) u. **Jacobea Jedingerin** sein uxor

eine Maria Ursula

Gevattern oder Paten: **Michael Bengel** der Nachrichten von Lohr (Lahr), Susanna, Ulrich Schäufeleins des Zimmermanns Haußfraw., Jungfrau Anna Ursula Hanß Baschen Merken des Schneiders filia

1658 [21 d 2ten Septembris]

Hanß Georg Burckhart d nachrichter u. **Jacobea Jedingerin**
sein uxor

ein Hanß Michael

Gevattern oder Paten: **Michael Bengel** der Nachrichten von
Lohr (Lahr), **Hanß Michael Großholtz** der Kleemeister alhie,
Anna Katharina Christian Burckharts des Kleemeisters uxor

1663 [11 23. February]

Hanß Michael Großholtz der Kleemeister und **Anna Ursula
Burckhardin**

einen Christophorus

Gevattern oder Paten: **Hanß Görg Burckhard** der Kleemeister,
Christoph Burckhard, **Christian Burckhard**, deß Meisters
Sohn undt **Jacobe Michäel Bengel**, Meisters von Lahr, uxor

1672 [9 19. January]

Hans Michael Großholtz, der Kleemeister und **Anna Ursula
Burckhartin**

eine Maria-Eva

Gevattern oder Paten: **Christoph Burckhard**, **Christian
Burckhardt**, alten Nachrichters Sohn, **Maria Magdalena
Ostertagin**, **Görg Heÿdenreich**, Meisters zu Laahr, uxor

1676 [9 20. 8bris]

Melchior Burckardt, Scharpfrichter zu Endingen u. Anna
Maria Ostertagin

eine Maria Ursula

Gevattern oder Paten: Hanß Michel Großholtz, Kleemeister,
Anna Ursula, Hanß Melchior Großholtz, Kleemeisters fr. undt
Jfr. Maria Ursula, Georg Burckhardts Kleemeisters, filia

1681 [21 26. Maÿ.]

Hans Michael Großholtz d(.) Kleemeister zu Kippenheim Und
Maria Catharina Güntherin ux

eine Anna Ursula

Gevattern oder Paten: **Georg Friedrich Günther**, von Basel.
Anna Cathrina Großholtzin Kleemeister uxor, Jfr. **Maria Ur-
sula Burckhardin**, deß hießigen Kleemeisters filia

1684 [21 10. Febr:]

Hans Melchior Großholtz der Junge Kleemeister Und **Anna
Cathrina Güntherin** Uxor

Gemelli (Zwillinge)

ein Johann Melchior

Gevattern oder Paten: Hr. Johann Garttner, der Schuhmeister
in d(er) prediger Kirch

Johann Michael Burckhardt d(er) Kleemeister; **Maria Cathrina, Hans Michael Großholtz**

deß Scharfrichter zu Kippenheim Uxor

ein Johann Michael

Gevattern oder Paten: **Hans Adam Türck**, d(er) Scharfrichter
zu Weyersheim zum Hohen thurn. **Hans Georg Wäeß** d(.)
Scharfrichter zu Brumat; **Anna Maria Heÿdenraichin**, deß
hießigen scharfrichters Uxor

[28. Febr.]

Johann Michael Burckhardt d(er) Kleemeister Undt **Maria Magdalena Heÿderichin** Uxor

eine Anna Maria

Gevattern oder Paten: **Georg Adolph Heÿdereich** der Scharfrichter
zu Döningen (Teningen); **Christian Burckhardt** d(er)
Meister zu Westhoffen; **Maria Magdalena Ostertagin**, deß
Meisters Uxor zu Lohr (Lahr)

1685 [ŷ¹² 12. 7bris]

Hans Michael Burckhardt der Kleemeister und **Maria Magdalena Heÿdrichin** Uxor

ein Georgius Adolphus

Gevattern oder Paten: **Georg Adolph Heÿdenreich**, der Scharfrichter
zu Töningen (Teningen), **Christian Burckhardt**, d(er)
scharfrichter zu Westhoffen; **Anna Maria**, weyl: N. **Heÿdenreichs**
deß Scharfrichters zu Hagen (Lörrach) vidua.

1687 [Eod. 15. Jan:]

Hans Melchior Großholtz, d(er) Scharfrichter, und **Anna Catharina Güntherin**, Uxor

Gemelli (Zwillinge)

ein Christianus

Gevattern oder Paten: **Hans Michael Großholtz** d(er) Kleemeister,
Hans Georg Burghardt d(er) Kleemeister, **Anna Maria, Georg Fridrich Heÿdenreichs**
des Scharfrichters uxor ein Georg Fridrich

Gevattern oder Paten: **Hans Michael Burckhardt** d(er) Kleemeister,
Johannes Großholtz d(er) ledig Scharfrichter, Jfr. **Maria Elisabetha Heÿdenreichin**,
Kleemeisters tochter von Tönning (Teningen)

[ŷ 11 Februarÿ]

Hans Michael Burckhardt, der Kleemeister und **Maria Magdalena Heÿdenreichin**, uxor.

eine Maria Eva

Gevattern oder Paten: **Hans Melchior Großholtz**, der Scharfrichter, **Anna Maria**, **Georg Fridrich Heÿdenreichs** deß Scharfrichters Uxor. **Anna Cathrina**, **Christian Burckhardt** deß Meisters zu Westhoffen Uxor, **Georg Adolph Heÿdenreich** der Scharfrichter zu Tönnigen (Teningen), Jfr. **Anna Maria**, **Georg Adolph Heÿdenreichs**, deß Scharfrichters zu Colmar filia.

1690 [ÿd(en) 24. May]

Johann Michael Burckhardt, dem scharfrichter alhier und **Maria Magdalena Heÿdenreichin**
ein **Johann Michael**

Gevattern oder Paten: **Georg Fridrich Heÿdenreich**, der scharfrichter alhier, **Christoph Großholtz**, der scharfrichter zu Heilbronn, **Anna Cathrina**, **Christian Burckhardt** deß Scharfrichters zu Westhoffen Uxor

1700 [a d(en) 22 April:]

Joh: Michael Großholtz, dem Hießigen Scharfrichter, und **Maria Cathrina Widtmänin**
eine **Maria Elisabeth**

Gevattern oder Paten: **Johann Großholtz**, d(er) Scharfrichter zu Bad(en), **Anna Cathrina**, **Georg Franck** deß Scharfrichters alhier, uxor. **Maria Magdalena**, **Hanß Michael Burckhardt**, deß Scharfrichters uxor

1709 [Mittwoch d(en) 27t(en) Martÿ]

Johann Dietrich Beringer dem Scharfrichter von Nürnberg und Fr. **Magdalena** gebohrene **Großholtzin** beeden Eheleuthen ein Söhnlein mit Nahmen

Johann Friederich getauffet worden.

Gevattern oder Paten: H... Vogel Barbierer, Wundartz und Burger allhier; H. Jonas Bentz der Gastgeber und Burger allhier. Fr.^{x)} **Johann Michael Burckhardt**, deß Scharfrichters allhier eh1. Haußfraw. ^{x) vermutlich} **Anna Maria Magdalena Burckharttin** alls göttel

1710 [Freÿtag d(en) 26t(en) Decembr.]

Johann Jacob Günther dem Scharfrichter, und **Annæ Mariæ Belzin** beeden Eheleuthen
ein **Johann Jacob**

Gevattern oder Paten: **Johann Michael Groß** (vermutlich: Großholtz) der Scharfrichter; **Johann Conrad Näyer** der ledige Scharfrichter von Stuttgart; Fr. **Anna Maria Magdalena** weyl.

Michael Burckhardt gewesenen Scharfrichters allhier nachgel. Wittib; Fr. **Anna Catharina Peter** deß Scharfrichters zu Weißenburg ehl. Haußfraw.

1720 [☾ d(en) 12. Aug. nachmittag um 1 uhr, ♀ d(en) 14. ejusd. getaufft]

Johann Georg Franck dem Scharfrichter u. Burger alhier u. Fr. **Catharinæ Susannæ** geb. **Großholtzin**, beeden Eheleuthen ein **Georg Adolph**

Gevattern oder Paten: Hr. Johann Heinrich Rang, Controlleur im alhießigen Saltzhauß u. Burg.

alhier; Hr. **Georg Adolph Franck** Scharfrichter zu Emme(n)dingen in der Marggraftschafft Hachberg u. fr. **Anna Salome** geb. Oberlinin, **Georg Friedrich Tag** deß basteten=becks u. Burg. alhier ehl. Haußfr.

1721 [h¹³ d(en) 18. Octobr., ☾ d(en) 20. ejusd. getaufft]

Johann Georg Franck, dem burger u. Scharfrichter alhier u. fr. **Catharina Susanna** geb. **Großholtzin**, eine **Maria Catharina**

Gevattern oder Paten: Hr. **Georg Adolph Franck**, burg. u. Scharfrichter zu Tänningen (Teningen) Emmedinger Herrschafft. Fr. **Anna Maria** geb. **Franckin**, Hr. **Johannes Großholtz**, burg. u. Scharfrichters zu Baden=Baden ehl. Hausfr. und fr. **Maria Anna** geb. **Großholtzin**, **Johann Dietrich Mäger**, burg. u. substituirten Scharfrichters alhie ehl. Haußfr.

[♀ d(en) 31. Octobr. abends um 6. Uhr, ☉ d(en) 2. Novembr. getaufft]

Samuel Bickel dem MeisterKnecht im allhiesigen so genannten Hunds=Hoff u. **Anna Catharina**, geb. Langin eine **Susanna Catharina**

Gevattern oder Paten: **Johann Georg Franck**, der ledige Scharfrichter, Hr. **Johann Niclaus Franck** deß Scharfrichters zu Durlach ehl. Sohn. Fr. **Maria Anna** geb. **Großholtzin**, H. **Johann Dietrich Mäger**, deß Substituirten Scharfrichters alhier ehl. Haußfr. u. Jgfr. **Sabina**, **Johannis Wieng**, deß schirmers u. Fuhrmann in Stuttgart ehl. Tochter.

1723 [☾ d(en) 28. Junij in der nacht zwischen 11. u. 12. Uhr ☿ d(en) 1. Julij getaufft]

Johann Georg Franck, dem alhießigen Scharfrichter u. fr. **Catharina Susanna**, geb. **Großholtzin**, ein **Joann Friderich**

Gevattern oder Paten: Hr. Johann Ludwig Ohlhaußen, Wohlbestallter Rechnungs Rath, u. Einnehmer, in der Baaden Durla-

chischen Herrschafft Hochburg. Hr. Johannes Stamm, der Dreÿer Knecht u. burg. alhier. und fr. **Anna Catharina Ostagin**, Hr. **Georg Adolph Franck**, deß Scharfrichters in gedachter Herrschafft Hochburg Ehl. Haußfr.

1725 [᠗ d(en) 27. Decembr. Vormittag um 10 uhr ḡd(en) 29. Ejusd. getaufft]

Johann Dietrich Mägert, dem Verordnneten Scharfrichter alhier, u. fr. **Maria Anna** geb. **Großholtzin**
eine **Anna Magdalena**

Gevattern oder Paten: Hr. **Johannes Großholtz**, verordneter Scharfrichter in Marggraff = Baden=Baden; fr. **Anna Margaretha** geb. **Burgertin**, weyl. Hr. **Johann Michael Großholtz**, geweiß. Scharfrichters alhier nachgelaß. Wittib. u. fr. **Anna Catharina**, geb. **Großholtzin**, Hr. **Johann Georg Franck** deß Scharfrichters alhie ehl. Haußfr.

1727 [᠔d(en) 5. Martÿ Vormittag umb 6. Uhr, ᠗d(en) 6. Ejusd. getaufft]

Samuel Bickel dem Meister Knecht im alhießigen So genandten Hunds Hoff, u. **Anna Catharina** geb. **Langin**
ein **Samuel**

Gevattern oder Paten: Hannß Georg Kueffer, Holzknecht aus dem Lux Hoff u. burg. alhier;

Johann Niclauß Franck der ledige Scharfrichter, Hr. **Johann Niclauß Franck** deß verordnneten Scharfrichters in Durlach ehel. Sohn u. Jgfr. **Anna Margaretha**, weyl. Hannß Georg Schenck geweiß Siegristen zu St. Wilhelm nachgelaß. Ehel. Tochter.

1732 [᠙¹⁴ d(en) 20. April Vormittag zwischen 8. u. 9. Uhr, ᠙ d(en) 21. Ejusd. getaufft]

Johann Georg Belitz, dem Knecht im Hundshoff u. **Sabina** geb. **Wengin**,
ein **Georg Friderich**

Gevattern oder Paten: Hr. **Johann Georg Franck**, der Scharfrichter alhier. **Johann Philipp Großholtz**, Scharfrichter zu Grieß(en) (Grießheim bei Offenburg), u. fr. **Maria Anna** geb. **Großholtzin**, Hr. **Johann Dieterich Mägert**, des Scharfrichters alhier ehel. Haußfrau.

1735 [᠘ d(en) 10. Octobris nachmittag zwischen 6. u. 7. uhr, ᠔d(en) 12. Ejusd.] getaufft

Johann Dietrich Mäger, alhießigen verordnneten Scharfrichter u. burger alhier u. fr. **Maria Anna** geb. **Großholtzin**,

eine **Johanna Catharina**

Gevattern oder Paten: **Johann Friederich Großholtz**, verordneter Scharfrichter zu Baden-Baden, weyl. Hr. **Johannis Großholtz**, geweßenen Scharfrichters alda nachgelaßener Ehel. Sohn, beÿ deßen Abweßenheit das heil. Werck verlihen wurde Johann Daniel Jung, Fischer u. burger alhier. Fr. **Anna Catharina** geb. **Großholtzin**, Hr. **Johann Georg Franck**, des Scharfrichters u. burgers alhier ehel. Haußfr. u. fr. Anna Margretha geb. Bergerin, weyl. Hr. **Johann Michael Großholtz**, geweßenen Scharfrichters u. burgers alhier nachgelaßener Wittib.

1736 [♀ d(en) 27. Januar in der nacht zw. 10. u. 11. uhr
 ♂ d(en) 29. Ejusd. getaufft]

Johann Martin Weidenkeller dem Waaßen Knecht in alhießigem Hundshoff u. Fr. Anna Maria geb. Waltherin
 ein **Johann Niclaus**

Gevattern oder Paten: **Johann Niclaus Franck**, der Waasenknecht von Durlach. Johann Jacob Schott der ledige Haußknecht von Schiltigheim, Johann Jacob Schott deß Gastgebers u. burgers daselbsten ehel. Sohn u. Jgfr. **Maria Catharina**, Hr. **Johann Georg Franck**, deß Scharfrichters alhier ehel. Tochter.

[♂ d(en) 13. Februar. nachmittag um 4. Uhr, ♂d(en) 15. Ejusd. getaufft]

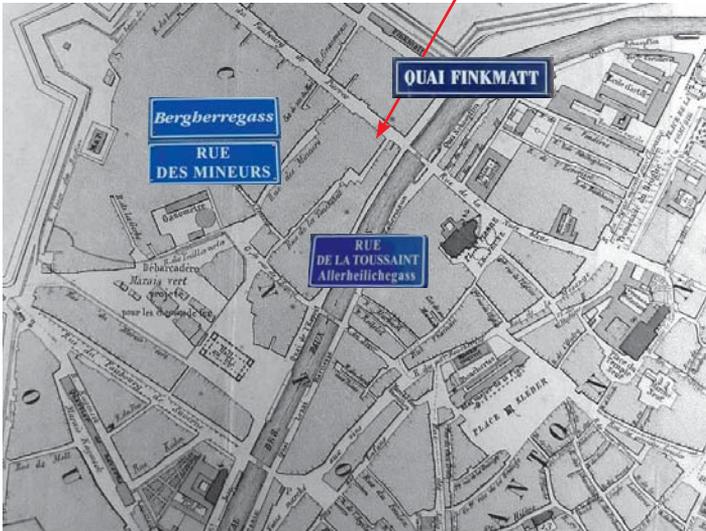
Johann Georg Franck verordneten Scharfrichter u. burger alhier u. fr. **Catharina Susanna** geb. **Großholtzin**,
 eine **Johanna Maria**

Gevattern oder Paten: Hr. **Georg Friederich Großholtz** verordneter Scharfrichter zu Baden Baden, Fr. **Johanna Christina**, geb. **Großholtzin**, Hr. **Jacob Christoph Neher** verordneten Scharfrichters zu Stuttgart ehel. Haußfr. Ahne dero stell das heil. Werk verrichten wird Fr. Salome Ohlhaußin u. fr. **Maria Anna**, geb. **Großholtzin**, Hr. **Johann Dieterich Mäger**, deß verordneten Scharfrichters u. burgers alhier ehel. Haußfrau.

1738 [♀ d(en) 2. März gleich nach Mitter nacht, ♂ d(en) 3. ejusd.]

Johann Georg Franck, dem Wasen=Knecht, u. fr. **Maria Elisabetha**, geb. **Großholtzin**,
 eine Catharina Margaretha.

Gevattern oder Paten: **Johann Phillipp Großholtz** Scharfrichter zu Grießheim. Jgfr. **Maria Catharina**, Hr. **Joh. Georg Franck**, des Scharfrichters alhier ehel. Tochter u. Jgfr. **Catharina Margaretha**, Hr. **Joh. Dieterich Mäger**, deß Scharfrichters alhier ehel. Tochter.



*Generalplan von
 Straßburg aus dem
 Jahre 1842 und
 vermutlicher Standort
 des Hundshofes, der
 1845 abgebrochen
 wurde.*

[© d(en) 7. Sept. in der nacht gegen 12. Uhr ♂ d(en) 21. ejusd. getauft]

Johann Martin Weidenkeller, dem Waßen Knecht auf alhie-
 ßigem Hunds Hoff u. Fr. Anna Maria geb. Waltherin,
 eine **Catharina Elisabetha** [Randbemerkung: † d. 18. 8br.
 1758]

Gevattern oder Paten: **Johann Christoph Beltle**, der ledige
 Scharfrichter zu Lehnbacher Lehnberg (Leonberg) **Ottmann
 Beltle**, deß Scharfrichters daselbsten ehel. Sohn. Jg fr. **Maria
 Eva Elisabetha** geb. **Großholtzin**, **Johann Georg Franck** deß
 Waasen Knechts ehel. Haußfr. u. Jgfr. **Maria Catharina**, Hr.
Johann Georg Franck, deß Scharfrichters u. burgers alhier
 ehel. Tochter

[♀ d(en) 17. Octobr. frühmorgens um 4 uhr ♀ d(en) 18. Ejusd.
 getauft]

Johann Georg Franck, dem Scharfrichter u. Bürger alhier, u. fr.
Catharina Susanna geb. **Großholtzin**, ein **Georg Friederich**

Gevattern oder Paten: Herr Diebold von Friedolsheim, E.E. Großen Rath's alter Beysitzer u. Gartner alhier, Herr Johann Jacob Jung, der Müller, Fischhändler u. burger alhier. Fr. **Johanna Christina** geb. **Großholtzin**, Hr. **Jacob Christoph Neher**, des Scharfrichters zu Stuttgart, ehel. Hausfrau. Wegen dero Abwesenheit hat an ihrer stell das heilige werk verrichtet fr. Anna Margaritha, geb. Beringerin, weyl. Hr. **Johann Michael Großholtz**, gweßenen Scharfrichters u. burgers alhier nachgelaßenen Wittib.

1740 [♀ d(en) 22. Aprilis i. d. nacht zwischen 9. u. 10. uhr ♂♂ d(en) 23. ejusd. getaufft]

Johann Georg Franck dem alhießigen verordneten Scharfrichter u. burger alhier u. fr. **Catharina Susanna** geb. **Großholtzin**,
ein **Georg Adolph**

Gevattern oder Paten: **Niclaus Adolph Franck** verordneter Scharfrichter zu Durlach, nachgelaßener ehel. Sohn. **Johann Georg Franck** lediger Scharfrichter von hier. Herrn **Johann Georg Franck** deß verordneten Scharfrichters alhier ehel. Sohn, und Jgfr. **Catharina Margaretha**, Herr **Johann Dieterich Mägert**, deß verordneten Scharfrichters alhier ehel. Tochter.

1741 [♂d. 15. Febr. Nachmittag nach 3 uhr ♀ d. 16. Ejusdem getaufft]

Johann Georg Franck, der bey Hrn. **Franck**, dem hießigen Scharfrichter in diensten ist u. Fr. **Maria Elisabetha**, geb. **Großholtzin**,
eine **Maria Magdalena**

Gevattern oder Paten: **Johann Georg Franck** der ledige Scharfrichter, Hrn. **Joh: Georg Franck**, des hiesigen Scharfrichters ehel. Sohn, fr. **Anna Catharina**, weyl. **Joh: Martin Hirschfeld**, gew. Scharfrichters zu Franckenthal wittwe, Jgfr. **Catharina Margaretha**, Hrn. **Johann Dieterich Megert**, Scharfrichter allhier ehl. Tochter

1743 [♂d. 25. Januarii ... h.8. matut. .♂ d(en) 26. ej(us)dem]

Joh. Georg Franck, Scharfrichters b. h. l. Fr. **Catharina Susanna** geb. **Großholtzin**
eine **Johanna Christina**

Gevattern oder Paten: H. **Joh: Georg Franck** der ledige Scharfrichter h.l. obgemeldet(er) Sohn. Jgfr. **Johanna Christina** Hr. **Jacob Christoph Neher**, Scharfrichters zu Stuttgart ehl. Tochter. Fr. **Maria Catharina**, Hrn. **Joh. Peter Steinmeyer** Scharfrichters zu Croweißenburg (?) ehfr. geb. **Franckin**.

1753 [(Donner)stag d. 30 Aug. h. ½3 matut. ist gebohr(en),
u. d. 3. 7br. getaufft]

Joh. Ludwig Franck, Scharfrichters u. Fr. **Johanna Augusta Näherin**

ein **Georg Ludwig**

Gevattern oder Paten: H. **Joh. Peter Steinmeyer**, Scharfrichter zu Langen Kandel; Hr. **Nicolaus Adolph Franck** Scharfrichter zu Durlach; Fr. **Cathar. Sus. Franckin**, geb. **Großholtzin**, avia Filioli, Hn. **Joh. Georg Franck**, Scharfrichters h.l. uxor, av(us) Filioli | NB die Mutter des Kindes ist eine geb. **Näherin** v. Stuttgart

1755 [(Sonnt)ag d. 14. 7bris h. 5 mat. ist gebohren, d. 15. ej(us) dem getaufft]

(Johann) Friederich Großholtz Scharfrichter zu Griesß(en) (Griesheim bei Offenburg) u. **Catharina Elisabetha Bickelin** eine **Catharina Margaretha**

Gevattern oder Paten: **Joh. Dieterich Mägert** Scharfrichter u. b.h.l.; Fr. **Catharina** gebo. **Großholtz ... Franck** sen. Scharfrichters u. b.h.l. Ehefr.; Fr. A. Marg. Küsselbachin, Joh. Georg Vischers ... (be)dienten auf hiesigem Lux Hoff u. b.h.l. Ehefr.

1764 Anno Ein tausend Siebenhundert sechzig und vier Freÿtags den siebenden Decembris nachmittag zwischen zweÿ und dreÿ uhr ist gebohren, und samstag darauff als den achten ejusdem nachmittags um ein uhr getaufft worden

Ludwig Franck Scharfrichter und burger allhier und Frau **Johanna Augusta** gebohrene **Neherin** (Näher, Nejer, Neuer) ein **Friederich Wilhelm**

Gevattern oder Paten: He. **Georg Friederich Steinmeÿer** Medicinæ Doctor und Practicus in Weißburg (vermutl. Weissenburg, heute Wissembourg), He. **Johann Wilhelm Volmar** Medicinæ Candidatus des He. **Georg Michael Vollmars** Scharfrichters und burgers in Colmar ehelicher Sohn und Frau **Maria Elisabetha Franckin** gebohrene **Franckin** des He. **Nicolaus Adolphus Francken** Scharfrichters und burgers in Durlach Ehefrau, in deren Abwesenheit aber hat das liebe Kind aus der heiligen Tauff gehoben fr. Maria Magdalena gebohrene Froschhammerin des He. **Georg Peter Steinmeÿers** Chirurgi und burger allhier Ehefrau.

Auch in Jung St. Peter geschlossene Ehen zeigen, dass Straßburg eine große Anziehung besaß. Außerdem war es protestantisch, obwohl nicht alle Ehen damit zu erklären sind.

1562 Am Sonntag nach dem Winachttag. [28.12.1561]
Hans Ketz Waßenmeister unnd **Magdalena** Zimmer Hansen
dochter von Besenfeldt.
Ingeseget uff den 6. Tag Januarii 1562 h. 9.

1565 [DOMINICA II POST Epiphan:]
Hans Steinmeyer von Freyburg Uß Jechtland. Unnd **Anna
Pauli Volmar** von Weÿssenburgs nachgelassene Wittfrau.
Sind Ingeseget uff den 7 tag February

1576 [DOMINICA VOCEM IUCUNDITATIS]
Dieboldt Jost von Weiherheim Zum Hohen Thurn der Wasen-
meister, und **Appolonia, Stoffel Fürsten** des waßenmeisters
tochter von Obernehen (Obernai)
Eingeseget am Montag den 4 Juni hora 9

...
Martin Kun von Weschobeuren im Würteberger land der Wasen-
meister, und **Barbara Veltin Klein**, des Wasenmeisters
nachgelassener wittwe,
eingeseget am Montag hora 9, den 4 Junÿ

1578 [DOMINICA X]
Andres Groß von Rottenburgk am Necker ein Wasenmeister,
unnd Anna Rein... Distelzweigs von Offenburg nachgelassene
tochter.
Eingeseget Montag den 11 Augusti

1585 [VOCEM IUCUNDIT...]
Gerg Nagel von Wilsig ... ein Wasenmeister und Sigmund Wol-
phen von Reitlingen (Reutlingen) hinterlassene Wittwe
Züstag den 24 Maÿ im frügebett eingeseget

1587 ...
Simon Stal von B...sen ein Wasenmeister ud Barbara Jacob von
...bingen des Wasenmeisters hinterlassene Wittwe Diese beide
famuli nach der ersten ausruffung da... ge Zogen und nit wie-
der kommen/

1594 [DOMINICA XX post Trinitatis]
Melchior Gindner von Lauffenburgk ein Wasenmeister, unnd
Maria, **Claus Laubeneckers** des Wasenmeisters hinterlaßene
Wittwe
Eingeseget Montag den 18 october

1595 [Dominica XVI]

...

Hans Keck von Hagnaw ein Waßenmeister und **Katharina, Hans Burgkharts** des Waßenmeisters von Wiersen Zum thurn hinterlassene tochter

Eingesegnet Montag den 20 octobris

1597 [DOMINICA VIII POST Trinitatis]

Stoffel Burckartt von Offenburg des Nachrichters sohn ein Wasenmeister und Barbara, Jacob Haffners von Wolfbach hinterlassene tochter.

Eingesegnet Montag den 1 Augusti

1617 [Domi. 8 post Trin. 10. Augusti]

...

Caspar Immion ein Wasenmeister **C(as)pari Immions** des Wasenmeisters hin(ter)lassener Sohn. Elisabeth Balthasari verstenfelders des pf...fen (?) Zu Haslach im Kinzigerthal hin(d)lassene Tochter

Eingesegnet zu Eckbolzheim 26 Aug.

1639 [Domin: XIII Trinit: 8. 7brs]

Christian Burckhard der Scharpfrichter U. **Eva Hannß Burckard** deß Nachrichters von Ending(en) n. Wittib.

Eingesegnet c d(en) 16. 7bris.

1645 ΣβV θ€ω (imitiert; vermutl. griechisch!)

ANNUS M.D.C. XXXXV

[Domin. 1. Post Epiph: 12 Januarÿ]

Hannß Elchinger der Kleemeister und burger allhie Unndt Jungfr. **Barbara Heinrich Schweitzers** des Scharffrichters von Brum..... Eheliche Tochter./.

Copulirt 20. Januarÿ

1648 [Doica XII Trinit.]

Georg Seÿfert d(er) Wasenmeister Knecht von Eisingen im Frankenland **Georg Seÿfert** des Scharpfrichters daselbst nachgel. Sohn: und Jgf. **Anna Christophori Burckard** des Scharpfrichters zu Wiersheim (Weiersheim zum hohen Turm) nachgel. Tochter.

Copulirt den 4. Septemb. J. S. P.

1649 [In festo Pentecostes] (Pfungstfest)

... Eod.

Matthies burckard d(er) Meister von Offenburg, **Matthies burckard** deß Meister daselbst nachgel

Sohn: Unnd Jgfr. **Anna Barbara Christian burckard** deß Scharfrichters alhie eheliche tochter.

1676 [C. 31. Januarÿ]

Hab ich in **Christiani Burckhard**, des alten Scharfrichters Hauß Copulirt, **Hanß Melchior Großholtz**, **Hanß Michael Großholtz**, des Kleemeisters Sohn. Undt Jfr. **Annam Ursulam**, **Christian Burckhard**, gewesenen Scharfrichters zu Mühlhausen, nachgel. ehl. Tochter.

[C. 1. Maj. Nach vorher gegangener Zweÿmaliger Proclamation]

Zu Westhoffen vericht, undt privatim im Hauß Zusammen gegeben u. Copulirt worden. **Christian Burckhardt**, Scharfrichter Zu Westhoffen, Hoch. Gräffl. Hanauischer Herrschaft. **Hannß Geörg Burckhart**, des Kleemeisters Ehl. Sohn undt Jfr. **Anna Catharina** Weÿl. **Gerg Friedrich Heÿdenreich** gewes. Scharfrichters zu Denningen (Teningen), im Ampt Hochburg, in der Oberen Marg Graffschafft nachgel. ehl. Tochter.

1692 [Montags d(en)12. Maÿ]

seindt ex permissione Dni. Consulis, Zu Hauß copuliret undt eingesegnet word(en) **Johann georgius Franck** der Scharfrichter, **Niclaus Francken**, deß Scharfrichters Zu Durlach ehl. Sohn, undt **Anna Catharina** Weÿl. **Melchior Großholtz**, deß Scharfrichters alhier, nachgelassene Wittwe, die Copulation ist geschehen durch mich Jak: Heüpelium. Past: Neopetr...

[d(en) 21. 7bris]

wurd... Zu Hauß ex indulte Consulari, copulirt, **Hans Michael Burckhardt**, der Kleemeister alhier. u. Jgfr. **Anna Magdalena Heÿderichin**, deß Scharfrichters tochter, von thönningen (Teningen).

1695 [Donnerstags d(en) 27 10bris]

Seindt Zu Hauß ex pmissione Dni Consulis, ab facta proclamatione, copuliret Undt Eingesegnet word(en) **Johann Heinrich Moltzer** der Scharfrichter von grossen genau (Großgerau) fürstl. Darmstättischer Herrschaft Undt Jfr. **Anna Cartharina** weyl. **Joh. Melchior großholtz** deß Hießigen Scharfrichters nachgel. ehel. tochter, durch mich Johannem Heüpelium, Past: Neopetr...

1698 [ANNO 1698 ... d(en) 6 Januarÿ]

Seindt auß bewilligung regierend(er) Hrn Ammeister Zu Hauß copuliret u. eingesegnet worden **Johann Dietrich Carlen**, Jo-

hann Dietrich Carlen, deß Scharfrichters zu Landau ehel. Sohn, undt **Maria Eva Weyl. Hans Michael großholtz** gewesenen Scharfrichters alhier nachgel. ehl. Tochter.

Copulati sunt durch mich Joh. Heüpelium. Past: Neopetrin..

1702 [Dom: XI et XII Trin. Proclamati sunt Mittwoch d(en) 27t. Septembr.]

Seind Zu Hauß ex permissione Dni Consulis ohne außruuffung eingesegnet worden Ehelich **Johann Christoph Belitz** Oberkleemeister allhier weyl. **Heinrich Belitz**, gewesenen Kleemeisters allhier nachgelaßener Ehel. Sohn und Maria Magdalena Weyl. Johann Georg Friedrich gewesen bürger Zu Kippenheim nachgelaßener Tochter.

Copulati sunt (?) d(en) 27. Sept. durch mich M. Johann David Bütter, Diaconum Neopetrinum.

1711 [Dominica Jubilate et Cantate proclamati sunt, Mittwoch den 6t(en) Maji]

... sind auß Erlaubniß deß Regierenden H. Ammeisters Zu Hauße ehelich eingesegnet word(en) **Johann Jacob Großholtz** der ledige Scharfrichter, weyland H. **Johann Melchior Großholtz** gewesenen Scharfrichters allhie nachgel. ehel. Sohn, und Jfr. **Maria Elisabeth Michael Vollmar** deß Scharfrichters Zu Weißenburg ehel. Tochter

M. Johann David Büttner Pastor Neo-Petrin(us) hat diesen Actum Verrichtet.

1714 [Montag d(en) 22t(en) October]

seind auß Erlaubnis deß Regierenden H. Ammeisters Zu Hauß ehelich eingesegnet worden **Johann Jacob Großholtz** der Scharfrichter Zu Brechlingen, und Jfr. **Elisabetha Barbara H. Johann Fuchsen** deß Scharfrichters Zu Regensburg eheliche Tochter.

M. Johann David Büttner Pastor Neo Petrin(us) hat dießen Actum verrichtet.

1717 [Dominica V J VI post Trinit proclamati sunt]

H. **Johann Niclauß Großholtz** Medicinæ Doctor et Practicus
H. **Johann Großholtz** HochFürstlichen Margräffischen Bürgers zu Baden Ehel. Sohn und und Jfr. Anna Catarina, H. Johann Bach, deß Weinhändlers und Bürgers allhier eheliche Tochter

1719 [Dominic. Jubilate et Cantate proclamati sunt]

Johann Jacob Fuchs des Johannis Fuchs burg. u. Nachrichters in der Keyserl. Freyen Reichsstadt Regensburg Ehel. Sohn. u.

Jgfr. Maria Elisabetha, Johann Michael Großholtz burg. u. Nachrichters alhier Ehel. Tochter Copulati sunt auß Zulaßung deß Regierenden H... Ammeisters(?) d(en) 10. Maÿ Zu Hauß durch mich M. Joh. Jacob Hirschel Past. Neop.

1739 [Dominica Septuagesima et Sexagesima proclamati sunt:]

Herr **Johann Peter Steinmeyer** der ledige Scharfrichter Zu Weißenburg am Rhein, weyl. Herrn **Peter Steinmeyer** gewesenen Scharfrichters daselbsten Hinterlaßener ehel. Sohn: u. Jgfr. Maria Catharina Herrn **Johann Georg Francken**, deß Scharfrichters allhier ehel. Tochter
Copulati sunt 2 d(en) Februar. Durch mich M Johann Jacob Hirschel, Pastorem NeoPetrinum.

1751 [ÿ d. 6. Julii]

sind ohne Proclamation allhier zu Stuttgart copulirt worden
H. **Joh. Ludwig Franck**, lediger Scharfrichter h.l. Hrn **Joh. Georg Franck** hiesigem Scharfrichters Sohn u. Jgfr **Johanna Augusta**, Hrn **Jacob Christoph Neher** Scharfrichters zu Stuttgart ehel. Tochter

1776 In dießem Eintausend siebenhundert sechß und siebenzigsten Jahr

sind nach erlaubniß Regirenden Herrn Ammeister Dominica Quadragesima zum I. und II. mal Zugleich proclamirt und Dienstag darauf den sieben und Zwanzigsten Februarÿ morgens um ÿlf uhren Zur Ehe eingesegnet worden
Georg Adolph Bickel der ledige Scharfrichter zu Speyr (Speyer) weyl: **Adam Bickel** gewesenen Scharfrichters Zu Speyr hinterlaßener ehel. Sohn mit Jgfr: **Maria Margaretha Bickelin Johann Christoph Bickel** Scharfrichters Knecht alhier ehel. Tochter.

Kirchenbucheinträge in Alt St. Peter

Erst beim genaueren Hinsehen fällt auf, dass in den Anfängen der Kirchenbücher in Straßburg die Wasenmeister ihre Kinder in Jung St. Peter, die Scharf- oder Nachrichten in Alt St. Peter zur Taufe bringen. Gründe sind keine bekannt. Schon vor Ende des Dreißigjährigen Krieges finden alle kirchlichen Akte in St. Pierre Le Jeune statt.

Aus dem Taufbuch von St. Pierre le Vieux

1592 [22.10.] Eodem

Jörg Heidenreich Nachrichten und Ottilia
Gertrud

Wendling Zorn Nachrichten zue Kentzingen, **Jacobe Hartman Burckardt** nachrichter tochter von Offenb(urg) Katharina Meister Hansen Wasenmeisters tochter

1625 [02.01.] Eodem die

Georg Heydenreich, der Nachrichten Anna Maria
Anna Catharina

Hannß Ostertag des Meist(ers) zu Kentzing(en), **Ottilia, Hannß Halters**, des Wasenmeisters fraw, Susanna; Philipp Meissner, des Krä... Haußfraw

Es bleibt bei diesen beiden Geburtseinträgen, die Personen jenseits des Rheins betreffen. Allerdings finden wir nur wenig mehr Kontakte bei den Eheeinträgen:

1591 [14.06.]

Jörg Heidenreich Nachrichten zu Endingen

Ottilia M. Michel Graffen des Nachrichters zu Strasburg Hinderlassene Wittwe

1616 9 April

Matthias Burkhardt d(es) Nachricht(ers) zu Offenburg
J. **Elisabeth, Jerg Volmar** deß Nachrichters Tochter

1623 [29.09.] Dominica XIV post Trinit:

Hanß Burckhard d(er) Nachrichten Zue Winschle (Windschlag) bei Offenburg. J. **Eva Hanß Immion** deß Nachrichters Zue Offenburg nachgelas. Tochter 29 7bris im frühgeb.

1638 [26.04.]

Hanß Ostertag d(er) Scharffrichter Zue Brumat **Agnes Hanß Görg Stuntzen** deß Scharffrichters Zue St. Gallen im Schweitzerland nachgelaßene Wittib. 26. Apr.

Kirchenbucheinträge St. Marc und St. Jean

Nachdem das zuvor relativ selbstständige Straßburg 1681 von Frankreich besetzt wurde, wurde aber auch die Ausübung katholischer Religion intensiv gefördert, aber der Protestantismus geduldet. So erscheinen die ersten Geburtseinträge nach katholischem Ritus nach 1696 in der Pfarrkirche von St. Markus und St. Johann.

1703 [5.8.] Die Vero quinta Mensis augusti
Joannis Georgy Heydereich Lictoris vel carnificis argent... et
Mariæ Elisabeth Ostertagin Mannehemensis (Mannheim)
Maria Elisabeth
 Gevattern oder Paten: **Joannes Theobaldus Stöckel** Carnifex
 Geispolshemiensis. Matrina Vero Susanna uxor Nicolai Leib
 und guet civis Argent...

1704 [31.7.] Die Vero trigesima prima Julij
Joannis Petri Franck ex Langen Candel (Langenkandel) inquilini argent... et **Annæ Catharinæ Burghardin**
Franciscus Petrus
 Gevattern oder Paten: **Franciscus Antonius Grornold** ... ad
 telonium (?) civis Argent... Matrina vero pudica virgo Anna
 Barbara Müllerin Badensis

1714 [22.11.] Die vero Vigesima Secunda Novembris
Joannis Machaëlis Mengis apparitoris, et Maria Ursula Öxelin
 inquilinorum Argentinensiu(m) (Straßburg) Legitimi thori filius,
 vigesima hujus circa tertiam verspertinam natus,
 Gevattern oder Paten: **Joannes Jacobus Vollmer** Spiculator
 Ettenhemensis (Ettenheim), et Maria Magdalena Vollmar argent...
 Joannes Jacobus

Ein umfangreicher Hochzeitseintrag im katholischen Kirchenbuch zeigt gewisse Unterschiede in den Formalitäten der Konfessionen auf. Er zeigt aber auch, dass die Ämter der Wasenmeister und Scharfrichter in Straßburg vorwiegend in protestantischer Hand waren und, dass die Verbindungen über den Rhein nach 1689 doch nachließen.

1752 [25.01.]
 Hodie **vigesimo quinto** mensis **Januarii** Anni millesimi Septingentesimi quinquagesimi Secundi horâ quintâ matutinâ
 Nullâ omnino facta ex dispensatione Perillustrissimi ac Reve-

rendissimi Dni Dni Viacrii Generalis proclamatione factâ pront Nobis per litteras permissorales ab Rdißimi vicario

Generali datas ac penés nos remanentes Constit, Nulloque detecto impedimento a me infra scripto parochio huius ecclesia recepto prævié mutuo Consensu Sacro Matrimonii vincula in facie ecclesia Conjuncti fuerunt **Joannes Georgius Franck Joannis Georgius Franck** carnificis Argent... et **Annæ Mariæ Ostertagin** Conjugum lutheranorum in nostrâ parochia commorantium filius legitimus Neoconvertus ad fidem catholicam parochianus noster Et **Maria Eva Lohrin** oriunda ex bergzabern diöcesis Spirensis defuncti **Michaelis Lohr** carnificis in dicto bergzabern et **Ursula Benglerin** Conjugum filia soluta ab octo Annis parochiana nostra. Præsentes adfuerunt testes Bonifacius Gath inquilinus Argent... Joannes Petrus Stös Joannis Jacobi Stös civis Argent... et Mariæ Elisabethæ Fahlmännin Conjugum in Parochiâ Sti Petri Senioris Commorantium filius R.R. Dni. Contendatoris Argent... Cubicularius Antonius Nancé præbiter ac vicarius nostræ ecclesiæ et Martinus Schéck adituus nostræ parochiæ qui omnes Solâ exceptâ Sponsâ ignarâ Scribendi unâ mecum Subscripsere, ille vero Notam Suam opposuit

Heißt sinngemäß:

Heute am 25. Januar des Jahres 1752 nach Dispens usw. sind im Angesicht der Kirche verbunden worden:

Johann Georg Franck, Konvertit, Sohn des nach lutherischem Ritus verehelichten Scharfrichters **Johann Georg Franck** und der **Anna Maria Ostertag** und **Maria Eva Lohr**, geboren in Bergzabern, Diözese Speyer, Tochter des verstorbenen Bergzaberner Scharfrichters **Michael Lohr** und der **Ursula Bengel**.

Schlussbemerkung

Verhältnismäßigkeiten wurden keine untersucht. So kann nicht gesagt werden, ob im Vergleich zur übrigen Bevölkerung die Beziehungen der Wasen- oder Kleemeister besonders hoch oder niedrig waren. Die Auflistung belegt, dass es offensichtlich viele Kontakte gab und, das muss man auch feststellen, dass mit dem vermehrten Einfluss Frankreichs auch die persönlichen Kontakte abnahmen. Außerdem war die Berufsgruppe mit dem Ende des 18. Jahrhunderts einem besonderen Wandel unterworfen. Nicht nur die Hinrichtungen wurden weniger, das Ansehen stieg, wenn auch langsam, die Tätigkeit des Abdeckers oder Wasenmeisters ging in die Tierkörperver-

wertung über und die tiermedizinische Versorgung wurde staatlicherseits neu geregelt.

Die mit scharfrichterlichen und wasenmeisterlichen Tätigkeiten in Verbindung gebrachten Familiennamen sind hüben wie drüben größtenteils dieselben, sodass bei jedem Genealogen, der sich mit dieser Personengruppe befasst, gleich Hoffnungen aufkeimen, neue Verbindungen zu entdecken oder „tote Punkte“ überwinden zu können.

Anmerkungen

- 1 Archive Municipale Strasbourg (AMS) 1 MR 28
- 2 DMCA = Dominica = Tag des Herrn = Sonntag
- 3 Hans Keck mit Frau Katharina finden wir mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit in Gengenbach als Wasenmeister wieder. Er muss dort vor 1617 verstorben sein.
Siehe: Kaufmann, Klaus G.: Heinrich Ostertag, Scharfrichter der freien Reichstadt Gengenbach. In: Die Ortenau, 91, 2011, 367 ff. Die Witwe Katharina wurde vermutlich Heinrich Ostertags Ehefrau und verstarb am 23.11.1626.
- 4 Symbol für Jupiters Blitz oder Adler; Zinn > Donnerstag
- 5 Hans Waltz findet sich im Ehebuch der Wiehre (Freiburg) 1596 als von Hausen im Kinzigertal kommend, ebenso im Jahre 1604, als Scharfrichter Freiburgs im Breisgau, als er Ottilia Graf aus Straßburg heiratet, wieder
- 6 Symbol für Schild und Speer des Mars; Eisen > Dienstag
- 7 Aus diesem Eintrag ist ersichtlich, dass Hans Ginter (Güntner) auch Schweizer genannt wurde.
- 8 Kaufmann, Klaus G.: Heinrich Ostertag, Scharfrichter der freien Reichstadt Gengenbach. In: Die Ortenau, 91, 2011, 367 ff.
- 9 Symbol für den Handspiegel der Venus; Kupfer > Freitag
- 10 Hans Elchinger und Barbara Schweitzer lassen 1651 in Breisach eine Tochter Barbara taufen. Er ist dort Scharfrichter geworden.
- 11 Symbol für zunehmenden Mond; Silber > Montag
- 12 Symbol für Flügelhelm und Hermesstab > Mittwoch
- 13 Symbol für Saturns Sichel oder Sense; Blei > Samstag
- 14 Symbol für Sonne; Gold > Sonntag

Näher an Offenburg – Hitlers fatales „Y“ für ein „Neues Straßburg“ 1940

Manfred Merker

I. Das Neue Straßburg: Hitlers Architektenwettbewerb

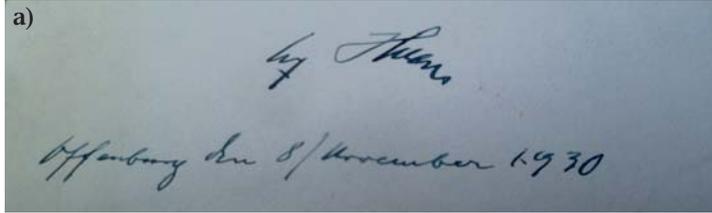
Ein monströser städtebaulicher Entwurf, der zum Glück nur eine kurze Episode geblieben ist, sollte vor 80 Jahren Straßburg näher an Offenburg heranrücken: Hitlers Pläne zur Neugestaltung Straßburgs als Hauptstadt des neuen Doppelgaus Baden-Elsass am Oberrhein nach dem deutschen Sieg über Frankreich im Jahre 1940.

Hitler hatte am 10. Mai 1940, nach der Besetzung Polens im Herbst 1939, mit seinem Angriff an der Westfront in einem atemberaubenden „Blitzkrieg“ unter Einsatz massiver Panzerverbände und der Luftwaffe die neutralen Benelux-Länder und die französischen Grenzen im Norden überrannt. Bereits sechs Wochen später, am 14. Juni, zogen deutsche Truppen in Paris ein, darunter das traditionsreiche Offenburger Jägerbataillon. Am 21. Juni unterzeichnete Hitler in Compiègne den Waffenstillstand. Er hatte dazu den Salonwagen herbeischaffen lassen, in dem am 11. November 1918 der Waffenstillstand des Ersten Weltkriegs unterzeichnet worden war, den Hitler jetzt rückgängig gemacht zu haben glaubte. Er sah damit jetzt die „Schande des Versailler Vertrages getilgt“, was eines seiner erfolgreichsten Wahlkampfversprechen gewesen war. Generalfeldmarschall W. Keitel, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht und bis zu seiner Kapitulationsunterzeichnung 1945 in Reims treuer Gefolgsmann Hitlers, rühmte ihn nach dem in ganz Deutschland umjubelten Sieg im Westen als „größten Feldherrn aller Zeiten“. In diesem Siegesgefühl fuhr Hitler auf der Rückfahrt zu den geplanten groß inszenierten Siegesfeiern nach Berlin, zunächst durch die Schlachtfelder des Ersten Weltkriegs, auf denen er erst vor 22 Jahren selbst als einfacher Soldat gekämpft hatte, und weiter durch das Elsass. Dies Gebiet am Rande des großen Westfeldzuges war erst am 19. Juni von der Wehrmacht zurückerobert worden, was auch in Offenburg genauso wie der rasche Sieg im Westen begeistert bejubelt und gefeiert wurde. Hitler und sein militärisches Gefolge erreichten am 29. Juni das linksrheinische Straßburg. Das nahe Offenburg rechts des Rheins hatte er bereits zwei Jahre zuvor im Sommer 1938 besucht, um den Westwall zu besichtigen.



Abb. 1: Hitler in
Offenburg 1930 und
1938

a) Im Gasthaus
„SONNE“ (Gästebuch)
b) Auf der Fahrt zur
Maginotlinie



Die Stadt war damals eine menschenleere Geisterstadt, weil sie als Grenzstadt schon bei Kriegsbeginn evakuiert worden war: 100 000 Franzosen waren in den Südwesten Frankreichs, in die Dordogne und nach Limoges, umgesiedelt worden. Die Universität und ihre Bibliothek wurden nach Clermont-Ferrand ins Zentralmassiv evakuiert. Hitler konnte ohne Publikum seinen kleinen Rundgang durch die Stadt machen und in aller Ruhe das Straßburger Münster besichtigen, das dann für mehrere Jahre für Gottdienste geschlossen blieb. Von seinem Aufenthalt im durch Flakartillerie und Bunker gut gesicherten Schwarzwälder Führerhauptquartier „Tannenberg“ am Kniebis vom 27. Juni bis zum 05. Juli machte Hitler über die Ortenau (Offenburg?) mehrere Abstecher ins Elsaß, zur Maginotlinie und nach Straßburg, um dort mit seinem Statthalter die Weichen für das quasi annektierte neue „Bundesland“ aus den Regierungsbezirken Freiburg, Karlsruhe und Straßburg zu stellen.

Folgenreich wurde der Besuch des deutschen Reichskanzlers im seit 20 Jahren französischen Straßburg durch seine Initiative zur radikalen Umwandlung der Elsaßmetropole in eine nationalsozialistische deutsche Stadt. Das sollte auf drei Ebenen erfolgen:

1. Eine gewaltige, ja gewaltsame architektonische Anstrengung zur städtebaulichen Erweiterung des bisher mittelalterlich geprägten Stadtgebietes bis zum Rhein nach Kehl als



*Abb 2: Hitler vor dem
Straßburger Münster
1940*

- das „Neue Straßburg“, wodurch auch Offenburg wesentlich näher an Straßburg heranrücken sollte.
2. Eine verwaltungsmäßige Neuausrichtung der ehemaligen Freien Reichsstadt als Hauptstadt des neu geschaffenen Super-NS-Gaus „Oberrhein“, der die bisherigen Gaue Baden und Elsass vereinen sollte. Auch dazu war die, in 1. skizzierte, städtebauliche Neukonzeption als Grundlage nach Meinung der Eroberer und Besatzer erforderlich.
 3. Eine ideologische Neuausrichtung Straßburgs und des gesamten Elsass' im Sinne einer „Rermanisierung“ des durch die angeblich jahrelange Fremdherrschaft „verwelschten“ Landes unter Gauleiter und Chef der Zivilverwaltung Elsass, CZWE Roland Wagner.

Hitler (oder ein Zeichner nach dessen Anweisung) hatte bei seinem Besuch in Straßburg auf einer Stadtkarte im Maßstab 1:10000 von der östlichen Altstadt bis nach Kehl ein weitausladendes „Y“ eingetragen, an dessen drei Achsen das „Neue Straßburg“ entstehen sollte. Auf dieser Grundlage, als „Plan-skizze 2 mit den eingezeichneten Gedanken des Führers“, wurde ein halbes Jahr später auf Initiative Hitlers am 01. Januar 1941 ein Architektenwettbewerb ausgeschrieben, an dem acht Architekten und Städteplaner teilnahmen, sechs aus den Regierungsbezirken Freiburg und Karlsruhe, zwei aus dem Elsass. Sie sollten unter höchster Geheimhaltung bis Jahresfrist ihre Pläne und Modelle für das „Neue Straßburg“ vorlegen. Trotz Geheimhaltung gab es aus dem Reich zahlreiche interessierte Anfragen zu diesem offensichtlich sehr attraktiven Objekt. Es fand eine Vorbesprechung mit Reichsminister Albert Speer statt, der verantwortlich das Verfahren leitete, obwohl es aus dem Etat der

Reichskanzlei finanziert wurde und dadurch weisungsabhängig war. Hitler wollte sich die letzte Entscheidung vorbehalten, wenn die Pläne später in einer geplanten Ausstellung der Öffentlichkeit bekannt gemacht worden wären. Bereits 1937 war ein „Gesetz zur Neugestaltung deutscher Städte“ nach Kriegsende erlassen worden, in dem neben den „Führerstädten“ Berlin, Hamburg, Wien, München und Linz auch Nürnberg und Straßburg eine besondere Rolle spielten. Heidelberg sollte dabei zu einem „Kleingermania“ umgestaltet werden, Berlin als „GERMANIA“ zur „Welthauptstadt des 1000-jährigen Dritten Reiches“. Speers Entwürfe hierzu geben eine Vorstellung dieser bombastischen Pläne, wie sie ähnlich auch für Straßburg vorgesehen waren. Wie hier das Brandenburger Tor winzig klein erscheint, so auch das Straßburger Münster vor den monströsen Kulissen des nationalsozialistischen Straßburgs. Hitlers Zielsetzung verdeutlicht ein Zitat aus seinen nicht enden wollenden Monologen im FHQ Wolfsschanze in Rastenburg/Ostpreußen aus dieser Zeit: *„Berlin wird als Welthauptstadt mit dem alten Ägypten, Babylon oder Rom vergleichbar sein. Was ist London, was ist Paris dagegen?“*

Die Pläne aus dem Wettbewerb zur Neugestaltung und Erweiterung Straßburgs zum „Neuen Straßburg“ sind zum Teil im Straßburger Stadtarchiv, dem dortigen Historischen Museum und dem Stadtarchiv von Freiburg erhalten geblieben. Sie wurden vor wenigen Jahren gründlich erforscht und publiziert (siehe die Literaturliste) und sollen hier zunächst im Überblick, danach im Einzelnen vorgestellt werden.

Auf Hitlers Plan waren von den 42 geplanten Positionen der immensen Stadterweiterung nach Westen folgende Vorhaben eingezeichnet: Im Achsenschnittpunkt sollte ein amtliches Gelände als Politisches Forum um einen groß dimensionierten Platz entstehen, an der Nordachse im Anschluss an die Altstadt ein Kulturzentrum mit Beamtenwohnstadt, im Süden ein Kasernengelände mit Sportanlagen. An der Westachse Richtung Rhein war beiderseits ein Ausstellungsgelände vorgesehen, am Ende des gigantischen Brückenbaus über den Rhein nach Deutschland finden sich an der vorgesehenen neuen Straße zwei deutliche Fragezeichen.

Einer der NS-Planer, Richard Beblo (1905–1993), Stadtbau- und Direktor von Straßburg, wollte für das Ausstellungsgelände das Bassin Vauban aus 500 m Länge in Richtung Stadt erweitern zu einem Park mit Uferpromenade. Er plädierte gegen alle weitergehenden planerischen Vorstöße für eine Schonung der Altstadt, genauso wie sein Kollege Dr. Joseph Schlippe (1885–1970), Leiter der städtischen Bauverwaltung und Denkmalpflege

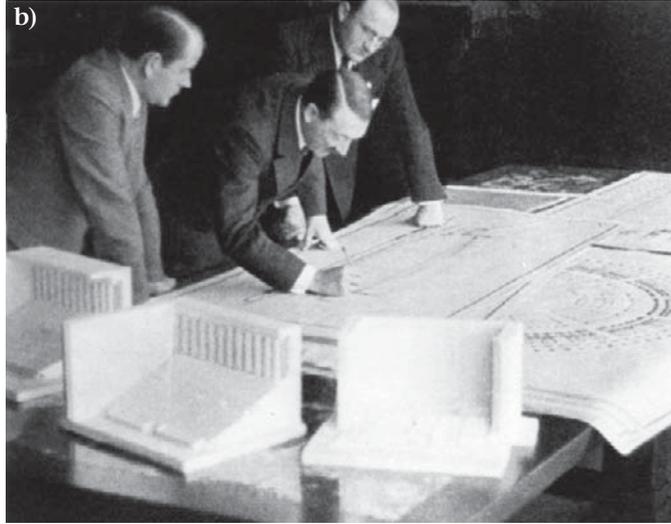


Abb. 3: a) Berlin als Germania, neue Welthauptstadt des 1000-jährigen Reiches
b) Adolf Hitler und Albert Speer am Planungstisch



Abb. 4: Hitlers Straßburger „Y“ 1940 (in der Umsetzung durch das Straßburger Stadtbauamt)

in Freiburg, der in seinem, im Freiburger Stadtarchiv erhaltenen handschriftlich hinterlassenen Exposé betont: „Der Müns-terturm duldet eigentlich keinen Nebenbuhler, er muss Wahrzeichen der Stadt bleiben.“ Seiner Meinung nach sollten entgegen der vorgeschriebenen Hochgeschossigkeit seine Gebäude lediglich zwei bis drei Stockwerke hoch aufragen. Auf der anderen Seite plante er aber dann im Zentrum auf dem „Platz der Befreiung“ einen großen Triumphbogen.

Schlippe hatte ein Übersichtsmodell, zwei Einzelmodelle und 29 große Pläne abgeliefert. Für die Schnittpunkte der vier Grobentwürfe zur Neugestaltung des „Neuen Straßburg“, der Gauhauptstadt des neuen Gaus Oberrhein, nämlich politisches Forum im Achsenschnittpunkt, Kulturforum im Norden, Militärgelände im Süden und Ausstellungsbereich im Westen, waren im Einzelnen z. T. 13-stöckige Gebäude vorgesehen. Zwischen den geplanten Hochbauten waren in einigen Entwürfen Grünflächen, Wasserbecken, Plätze mit Monumenten und

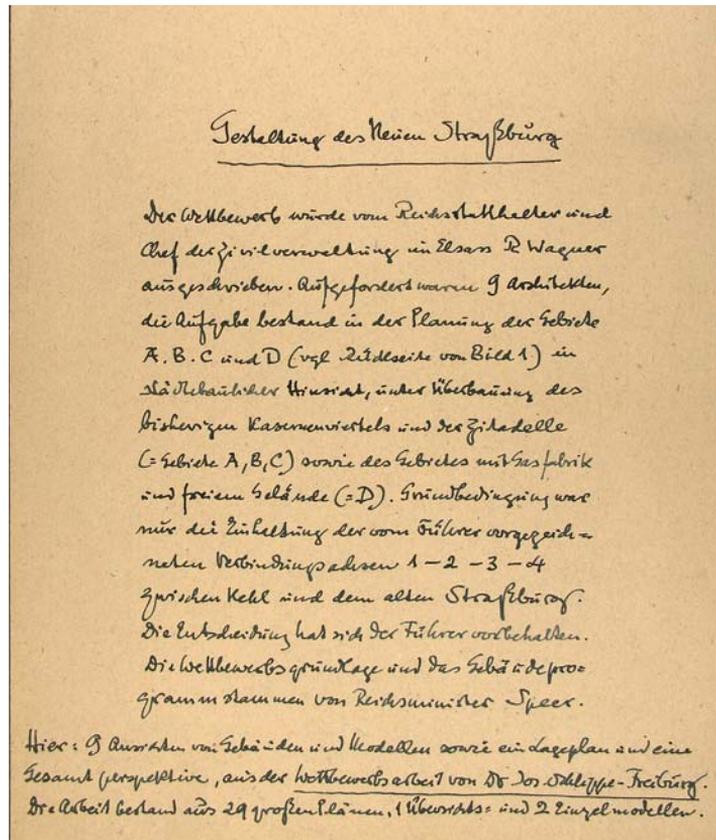


Abb. 5: Architekt
 Schlippe's hand-
 schriftliches Erläute-
 rungsschreiben

meist heroischen Statuen eingezeichnet. Das gesamte Neuplanungsgebiet war leicht verfügbar, weil es im Besitz des Staates, der Stadt oder der Hafenverwaltung war. Trotzdem wurden zur zukünftigen Realisierung der gewaltigen Planungen schon einmal acht linksrheinische Gemeinden eingemeindet.

Politisches Forum:

Gau- und Kreisleitung mit Reichsarbeitsdienst, Reichsnährstand, Gauhallen, Versicherungen, Handelskammer, Oberlandesgericht, Oberfinanzpräsidium, Finanzamt, Rathaus, Reichsbahndirektion, Staatsarchiv, Pressezentrum, Kulturabteilung, Abteilung des Inneren, Polizei, Gestapo, Luftgaukommando, Wehrkreisgeneralkommando.

Kulturforum:

Oper, Schauspiel, Konzertsaal, Rundfunkhaus, Kunsthalle, Hotels, mathematische, naturwissenschaftliche, juristische und philosophische Fakultät, Sportanlagen und Gemeinschaftsanlagen, Kinos, Museen



Abb. 6: a) Vogelperspektive der neuen Gaumetropole
b) Gesamtansicht der neuen Gaumetropole
(beide von Hermann Alker)

Militärgelände:

Kasernen, Exerzierplätze, Sportanlagen und Wehrkreis-kommando

Ausstellungsgelände:

Ausstellungshallen und Freigelände, Uferpromenade, Brückenbauten und Türme über den Rhein. Dazu plante man eine Verlegung der bisherigen Eisenbahnstrecke, eine neue Straßen-trasse und die Umsiedlung von Lagergebäuden und Industrieanlagen.

Insgesamt sollte das gigantische Projekt eine architektonische Demonstration für die Größe und Macht des neuen großdeutschen Reiches sein, ein grenzüberschreitendes Siegesdenkmal für eine Generation heroischer Menschen in einer neuen großen Zeit. So wurde sie auch von den anderen zeitgenössischen Diktatoren in ihren Hauptstädten und ideologisch herausgehobenen Orten gestaltet, in Rom, Madrid und Moskau. Hitler und Mussolini, Stalin und Franco fanden stets Nachahmer bis in unsere Zeit. Für Straßburg ist es erstaunlich, dass sich für dieses städtebauliche Großprojekt angesehene und namhafte Architekten bereitgefunden haben, wie Richard Beblo, Hermann Alker, Wolfdietrich Panther, Josef Schlippe und Paul Schmitt-henner. Was mag sie bewogen haben, sich hier zu engagieren? Einige von ihnen haben am Ende Abstand genommen und das Ganze als eine Utopie charakterisiert, die keinerlei Chance habe, je realisiert zu werden. Also nur ein böses Spiel?

Der früh terminierte Abgabetermin am 01. August 1941 wurde um ein halbes Jahr auf den 01. Januar 1942 verschoben, drei am Wettbewerb teilnehmende Architekten gaben auch fristgemäß ab. Im Sommer dann sollten die Pläne und Modelle in einer Ausstellung für einen Besuch des Reichsministers Speer vorgestellt werden. Aber weder Speer noch Hitler kamen nach Straßburg: Hitler war mit dem Vormarsch auf Stalingrad beschäftigt, wo sich bereits der Umschwung des Krieges ankündigte. Speer hatte zahlreiche neue Aufgaben übernommen als Reichsminister für Bewaffnung und Munition („Rüstungsminister“), General- und Planungsminister für die Reichshauptstadt und Generalinspektor für Straßen- und Festungsbau, Wasser und Energie. Wegen der weiteren Kriegsereignisse zeigten beide auch in Zukunft keinerlei Interesse mehr an den von ihnen initiierten Planungsentwürfen für ihr „Neues Straßburg“, die dann auch nie zur Ausführung kamen. Als sich im Herbst die alliierten Bombenangriffe auf Straßburg häuften, ließ Gauleiter Robert Wagner das gesamte Material außerhalb Straßburgs



Abb. 7: Das Rheintor bei Kehl



Abb. 8: Parteiforum mit Gauhalle

in die Keller der Hotelfachschule in Scharrachbergheim in Sicherheit bringen. Beim Transport kamen einige Entwürfe beschädigt und bruchstückhaft an. Trotzdem konnte ein Teil des Materials gerettet werden und steht an den oben genannten Orten für die Forschung in Straßburg und Freiburg zur Verfügung. Im November wurde Straßburg von den Alliierten zurückerobert. Die französische Exilregierung kehrte zurück und machte umgehend die Eingemeindungen von 1941 rückgängig.

Die erhaltenen Planungsunterlagen zur NS-Metrople Straßburg zeigen in erschreckender Weise die gigantischen Ausmaße des von Hitler, Speer und ihren beauftragten Architekten entworfenen Projekts einer politischen Vision. Der enorme Flächenverbrauch für Plätze, Paraden und geplante rituelle Aufmärsche und andere Demonstrationen der Machthaber

überstieg die Ausmaße der Straßburger Altstadt. Ohne Rücksicht auf historisch gewachsene Strukturen, ohne die Berücksichtigung humaner Grundbedürfnisse nach ästhetischer Akzeptanz und Harmonie präsentiert sich hier ein menschenverachtendes Regime, das in den Folgejahren noch zu ganz anderen Auswüchsen politischer Demonstrationen fähig sein sollte. Winzig klein machen sich die in den Plänen eingezeichneten Menschen aus, Statisten in einer fiktiven unbelebten Umgebung, sollte doch eine humane Urbanität bewusst ausgespart werden. Auch die figürlichen Kunstobjekte wie Adler und Pferdestatuen ohne Reiter sind nur ein schüchterner Zierat neben dem dominanten Hakenkreuz, das auch in der übrigen Stadt allgegenwärtig sein musste. Die gigantomanische Kulissenhaftigkeit dieser Repräsentationsbauten strahlt einen eiskalten Machtwillen aus, eine monströse Einschüchterungsarchitektur, wie sie auch spätere Diktaturen bis in unsere Tage ihrem Volk zugemutet haben. Erklären lässt sich dieser ideologiebasierte Größenwahn nur aus der persönlichkeitsverankerten Charakterstruktur der Selbstüberhöhung aller ehemaligen und noch lebenden Autokraten, „aus kleinen Anfängen hoch hinaus“. Aus der Psychopathologie ungehemmten und unkontrollierten Machtstrebens entstand in den Plänen für ein „Neues Straßburg“ mitten in einem wahnsinnigen Krieg eine gewalttätige Architektur ohne Anmut und Würde, eine aggressive und abstoßende Burgen- und Bunkerarchitektur, wie sie selbst in den Ruinen der nicht wegzuspargenden Wolfsschanze noch

Abb. 9: Gauforum mit Amtssitz des Gauleiters Robert Wagner (CZVE)



heute erschreckend lebendig ist. Im Straßburger Historischen Museum ist ein Ausspruch Hitlers, der einmal das Christentum als Humanitätsduselei bezeichnet haben soll, überliefert, der die Grundlage dessen illustriert, was hier Architektur werden sollte: *„So wie wir mitleidlos hart gewesen sind im Kampf um die Macht, so werden wir genauso mitleidlos und hart sein im Kampf um die Erhaltung unseres Volkes.“* Wie diese Zielsetzung in Straßburg gleichzeitig mit der städtebaulichen Neuplanung umgesetzt wurde, zeigt die brutale Regermanisierungspolitik, wie sie dann von einem der treuesten und schlimmsten Mitarbeiter Hitlers im Elsass praktiziert wurde.

II. Das „Neue Straßburg“: Robert Wagners Regermanisierungspolitik

Während die Straßburger Baupläne von Hitlers Architekten in der zweiten Kriegshälfte wegen der nach Stalingrad sich immer mehr abzeichnenden bevorstehenden Niederlage auf Eis gelegt und dann nicht mehr realisiert wurden, sorgte Hitlers Statthalter, der doppelte Gauleiter und Chef der Zivilverwaltung im Elsass (CZVE), Robert Wagner, mit seiner rabiaten Regermanisierungspolitik für eine umfassende Umsetzung der NS-Politik nicht nur in Straßburg, sondern auch im gesamten jetzt quasi annektierten Elsass. Seine ungeheure Machtfülle, die ihm das ohne Einschränkungen und irgendeine Kontrolle ermöglichte, erklärt sich aus seiner Biografie und der Nähe zu seinem ehemaligen Kampfgefährten Adolf Hitler, dem er hier direkt unterstellt war. Geboren 1895, dem Geburtsjahr vieler junger Wehrpflichtigen und Kriegsfreiwilligen des Ersten Weltkriegs, wurde er in Lindach am Neckar. Ab 1914 nahm er, bald als Leutnant verwundet und hochdekoriert, an den Schlachten des Krieges teil und wurde nach Kriegsende 1919 als Offizier in das 100000-Mann-Heer der Reichswehr übernommen. In München setzte er seine Offiziersausbildung fort und freundete sich mit dem Stiefsohn Ludendorffs an, der ihn mit Hitler bekanntmachte und mit der Mannschaft seiner Infanterieschule zur Teilnahme am Hitlerputsch am 09. November 1923 anstiftete. Wie Hitler verhaftet und im Prozess 1924 zu 15 Monaten Festungshaft in Landsberg verurteilt, wurde er nach der Haftstrafe aus der Reichswehr entlassen, trat in die NSDAP ein und organisierte 1925 den NS-Gau Baden.

1927 für die Partei in den badischen Landtag gewählt, wurde er dann nur wegen seiner Immunität nicht für seine üblen Straftaten bei Schlägereien verurteilt. 1932 konnte er in



Abb. 10: Robert Wagner (rechts außen) mit Hitler und Ludendorff nach dem Hitlerputsch 1924

Berlin verschiedene wichtige Funktionen in der Reichsleitung wahrnehmen, als Stellvertreter Robert Leys und im Stab des „Führerstellvertreters“ Rudolf Heß. Nach Hitlers Machtübernahme 1933 bildete Wagner eine provisorische Regierung in Karlsruhe mit sich als Präsidenten. Er ließ politische Gegner wie Mitglieder der KPD ins KZ bringen und als fanatischer Antisemit den jüdischen Fraktionsvorsitzenden der SPD, Ludwig Marum, ermorden. Inzwischen zum Gauleiter und Reichsstatthalter von Baden avanciert, unterstützte er 1938 in Karlsruhe die Novemberpogrome.

Dieser Teil der Biografie des inzwischen 43-Jährigen mag einen Vorgeschmack geben auf das, was die Zivilgesellschaft von ihm mit gesteigerter Machtfülle im Elsass zu erwarten hatte. Seine Parteigenossen hielten ihn schon damals für einen ausgewiesenen Psychopathen, im Elsass galt er bald als fanatisch und dumm. Wagner wurde nach dem Sieg über Frankreich im Sommer 1940 Gauleiter und Reichsstatthalter im eroberten Elsass mit Verwaltungssitz im ehemals deutschen Straßburg. Für ihn war die französische Zeit von 1919 bis 1940 nur eine Zwischenzeit der Fremdherrschaft, die es gründlich und rasch zu revidieren galt. Wagner wollte zunächst aus dem jetzt wieder deutschen Elsass einen kulturellen Mustergau machen. Er förderte Theater, Oper, Musik und Museen und beseitigte zur Freude des Landes anfänglich die erheblichen Kriegsschäden in der Infrastruktur. Bald darauf aber begann die Umsetzung des von Hitler diktierten Zehnjahresplans, den Wagner auf fünf Jahre verkürzen wollte: massive Nazifizierung des gesamten öffentlichen Lebens durch „Regermanisierung“, „Entwelschung“ und Durchführung des Rassenprogramms. Wagner hatte sich,



unabhängig von der Realisierung des von Hitler und seinen Architekten in der Planung befindlichen neuen NS-Straßburg, bereits in der bestehenden Altstadt durch forcierte Enteignung von meist repräsentativen Gebäuden fest etabliert. An mindestens 15 Orten, meist im Nordwesten des Zentrums, dem wilhelminisch-deutschen Viertel, zeigt ein Plan im Historischen Museum der Stadt deutlich: Hier arbeiteten die deutschen Dienststellen. Folgende Verwaltungs- und Kommandostellen sind verzeichnet: Gaubau mit den wichtigsten NS-Organisationen (1, ESCA-Gebäude), Gauleiter und Reichsstatthalter (2, Präfektur), Militärkommandatur (3, Hotel d'Andlau), Gestapo (4a–c), SA (5a–b), Hitlerjugend (6 a–b Universität), NS-Fliegerkorps (8 a–b), NS-Kraftfahrkorps (9a–b).

Abb. 11: Der Sitz der NS-Organisationen in Straßburgs 1942

Zu seinen antifranzösischen und antijüdischen Maßnahmen erklärte Wagner bereits am 16. Juli 1940: „Das Elsass muss von allen Elementen, die der deutschen Rasse fremd sind, gereinigt werden!“ Das galt auch für Baden und Lothringen, mit dessen Gauleiter Josef Bürckel er sein radikales Programm schonungslos durchführte: Alle nach den Pogromen von 1933 und 1938 noch im Land verbliebenen Juden, 6500 in Baden, 22000 in der Pfalz, wurden am 20. Oktober 1940 bei Nacht und Nebel zusammengetrieben, in Offenburg in der Turnhalle des Schiller-Gymnasiums, und in ein Sammellager nach Gurs in den Pyrenäen verschleppt. In dieser Vorhölle von Auschwitz überlebten nur 750 der badischen Juden, 200 wurden im polnischen Auschwitz ermordet. Stolz meldete Wagner an seinen alten Kampfgefährten Adolf Hitler nach Berlin, das Elsass und Baden seien „judenfrei“. Nach der „Entjudung“ folgte die „Entwelschung“: 150000 nach 1919 ins Elsass zugezogene Fran-

zosen wurden ausgewiesen, ausgewiesene Deutsche wieder zurückgeholt. Danach wurden 17000 Elsässer in den Reichsarbeitsdienst zwangsverpflichtet, 100000 zur deutschen Wehrmacht eingezogen, manche Jahrgänge auch zur Waffen-SS, „malgré nous“, gegen ihren Willen. Verweigerer wurden von Wagners neuen Sondergerichten zum Tode verurteilt oder in sein Sicherungs-KZ in Schirmeck verbannt, das von ihm neben dem nahen SS-KZ Struthof/Natzweiler in den Hochvogesen betrieben wurde. Diese Terrorjustiz wurde immer mehr zum gefürchtetsten Merkmal von Wagners Naziherrschaft im Elsass. Die französische Sprache wurde von Amts wegen als Umgangssprache bei Strafe verboten und musste bei Vornamen, Straßennamen und selbst auf Wasserhähnen und Salzstreuern überall durch die zwingend dekretierte deutsche Amtssprache ersetzt werden. Bei den Sonnenwendfeiern 1941 brannten auf den Scheiterhaufen überall im Elsass die verbotenen französischen Bücher, selbst deren Übersetzungen. Auf das Tragen der franzosentypischen Baskenmütze folgte eine Gefängnisstrafe, alle französischen Denkmäler, wie z. B. auf dem Kleberplatz, wurden entfernt oder zerstört. Anstelle der alten Straßburger Universität wurde eine hochdotierte und mit Spitzenkräften aus dem Reich besetzte „Deutsche Reichsuniversität“ gegründet, deren Anatomie auch konkrete Rassenforschungen in Verbindung mit Struthof und Auschwitz nicht ausschloss.

Für das Schulwesen galten die Lehrpläne deutscher Knaben- und Volksschulen und Gymnasien, deren Umsetzung von den umfangreich ins Elsass delegierten, linientreuen Lehrkräften aus dem Reich, besonders aus dem angrenzenden Baden, loyal umgesetzt wurden. Diese gut bezahlten Stellen waren äußerst begehrt, weil ein Auslandsaufenthalt die spätere Karriere förderte und man im Elsass bis zum Kriegsende noch ohne Lebensmittelpass gut einkaufen konnte.

Von Offenburg wurden u. a. auch drei in der Stadt als „stramme Nazis“ bekannte Pädagogen des Grimmelshausen-Gymnasiums delegiert: dessen Chef, der Philologe Albert Hiß, der als NS-Kreisleiter bei einem Durchmarsch durch die Stadt mit dabei war (Abb. 13), der SA-Pädagoge Dr. Otto Müller und der Sport- und Chemielehrer Studienrat Ludwig Zind, der noch 1957 durch massive antisemitische Äußerungen seine Schule und seine Stadt in Verruf bringen sollte. Sie alle mussten sich laut Stellenausschreibung qualifizieren durch *„politische Zuverlässigkeit, weltanschauliche Festigkeit, fachliches Können und keine konfessionelle Bindung“*. Wagners Gewaltherrschaft im Elsass und besonders in Straßburg, das ja durch den Architekten-

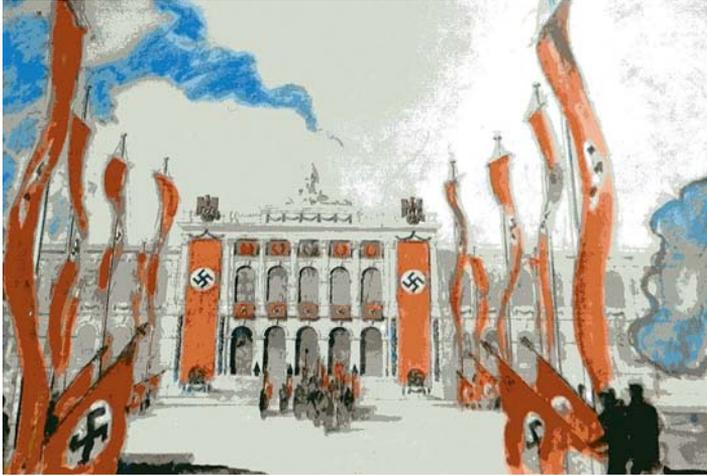


Abb. 12: Hakenkreuzbeflaggung der Deutschen Reichsuniversität in Straßburg



Abb. 13.: Durchmarsch der Politischen Leiter

wettbewerb den nötigen Rahmen dafür liefern sollte, zeigte sich auch in einer typischen Besonderheit des Naziregimes hier und im übrigen Deutschland, den Aufmärschen, Paraden und der öffentlichen Massenmobilisierung bei den staatlich verordneten Festen und nationalen Feiertagen. So wurde alljährlich am 20. April „Führers Geburtstag“ und am 25. Juni sein Sieg über Frankreich durch private und amtliche Beflaggung, Paraden, Ansprachen und Lieder öffentlich großartig gefeiert. Beim ersten Kreistag der NSDAP am 12. Oktober 1941 auf dem in Karl-Ross-Platz umbenannten Kleberplatz, ohne sein Denkmal, wurden 6000 SA-Männer auf Führer und Reich vereidigt.

Das Hakenkreuz als fatale Chiffre einer unverblühten Gewaltherrschaft war allgegenwärtig präsent, ebenso wie die anderen Symbole einer verkappten Militärdiktatur, die damit die Welt beglücken wollte.



Abb. 14: Die SA-Verdigung auf dem ehemaligen Kleberplatz

Am 23. November 1944 besetzte General Leclerc mit seiner starken Panzertruppe Straßburg, das vorher schon durch alliierte Luftangriffe im Elsass einen Vorgeschmack vom Ende des Krieges und der Nazi Herrschaft bekommen hatte. Hitlers Architekten, seine Pädagogen und Beamten hatten sich längst über die noch intakte Rheinbrücke ins Reich gerettet, in dem der Krieg erst ein halbes Jahr später zu Ende gehen sollte.

Robert Wagner hatte nach seiner überstürzten Flucht vergeblich noch einen massiven Widerstand mit mobilisierten Volksturmtruppen organisiert. Seine weiteren wirren Fluchtversuche in sein Heimatdorf am Neckar und nach Bodman am Bodensee endeten in Stuttgart, wo er im Juli 1945 den Amerikanern in die Hände fiel. Sie lieferten ihn an die Franzosen in Straßburg aus, wo er in einem kurzen Prozess vom 23. April bis 03. Mai 1946 zum Tode verurteilt wurde. Vorher hatte er noch eine Nachricht vom elenden Tod seiner Frau in Paris erhalten, die auf schreckliche Weise stellvertretend für die Untaten ihres Mannes büßen musste. Wagner zeigte sich bis zum Schluss noch vor seiner Erschießung uneinsichtig, fanatisch und ohne Reue. Er wurde am 18. August 1945 im Fort Ney bei Belfort hingerichtet.

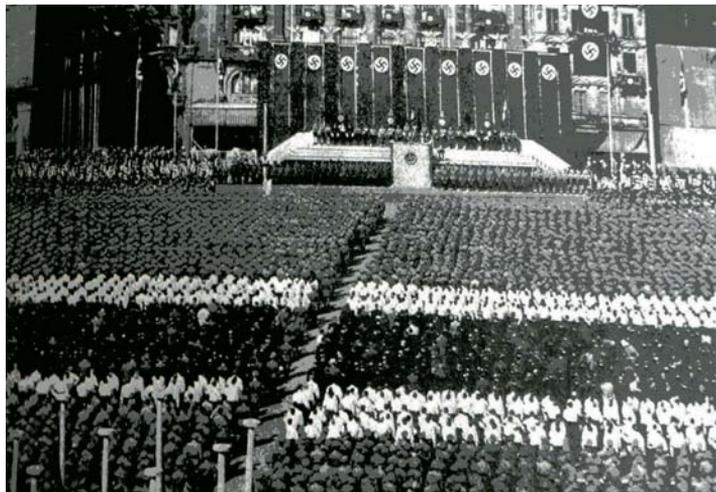


Abb. 15: Straßburg unter dem Hakenkreuz, hier bei einem Aufmarsch 1942



Abb. 16: Straßburg bleibt Straßburg

III. Das neue Straßburg – eine Europametropole in Offenburgs Nachbarschaft

Durch den totalen Zusammenbruch der Naziherrschaft im Elsass wurde zum Glück aus dem alten geliebten Straßburg nicht das menschenverachtende nationalsozialistische „Neue Straßburg“, wie es Hitlers und Speers Architekten mit ihren martialisches Entwürfen geplant hatten. Das wirklich neue Straßburg wurde nach einem verheerenden Zweiten Weltkrieg ein anderes, nämlich ein europäisches Straßburg auf der Basis deutsch-französischer Freundschaft, der Völkerverständigung, der Menschenrechte und des Friedens. Diese Werte hatte man in der neuen NS-Gauhauptstadt Oberrhein dermaßen mit Füßen getreten, dass man heute noch von Entsetzen erfüllt wird, wenn man in vollem Umfang und in allen Einzelheiten dessen gewahr wird, was nach 1945 an unvorstellbarem Unrecht, Gewalt, Verbrechen und Entmenschlichung im deutschen Namen in Straßburg und im Elsass zum Vorschein gekommen ist.

Heute ist Straßburg auf ganz andere Weise Offenburg näher gekommen als vor 80 Jahren geplant. Als Europastadt vier Jahre nach Hitlers verheerendem Zweiten Weltkrieg völlig neu konzipiert, ist es heute Sitz wichtiger europäischer Institutionen, die uns auch in Offenburg direkt betreffen: dem Europarat und seinem Europaparlament von 1949 mit dem angeschlossenen Schülerparlament Euroscola, dem Europäischen Parlament von 1992, dessen 751 Vertreter von allen Bürgern der 28 Länder der Europäischen Union alle fünf Jahre gewählt werden, dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte

von 1998 und über einem Dutzend weiterer europäischer Institutionen. Die Architekten dieser neuen Europastadt, Henri Bernard, Richard Rogers, René Cassin und die Herren des Architecture Studios verraten trotz Stockwerkshöhen von 17 Etagen und z. T. 60 m hohen Türmen einen ganz anderen Geist als die dagegen dumpf wirkenden Gebäude von Hitlers „Neuem Straßburg“. Besonders der Riesenkomplex des Europaparlaments mit langen Glas- und Metallfassaden entlang der sanft geschwungenen Uferpromenade, dem Halbkreis des Pultdaches und der feinziselierten Kuppel des lichtdurchfluteten Plenarsaals bietet mit Sicht auf die gegenüberliegenden halbrunden Gebädefassaden einen ästhetisch beeindruckenden und wohl-



Abb. 17: Das Europäische Parlament in Straßburg

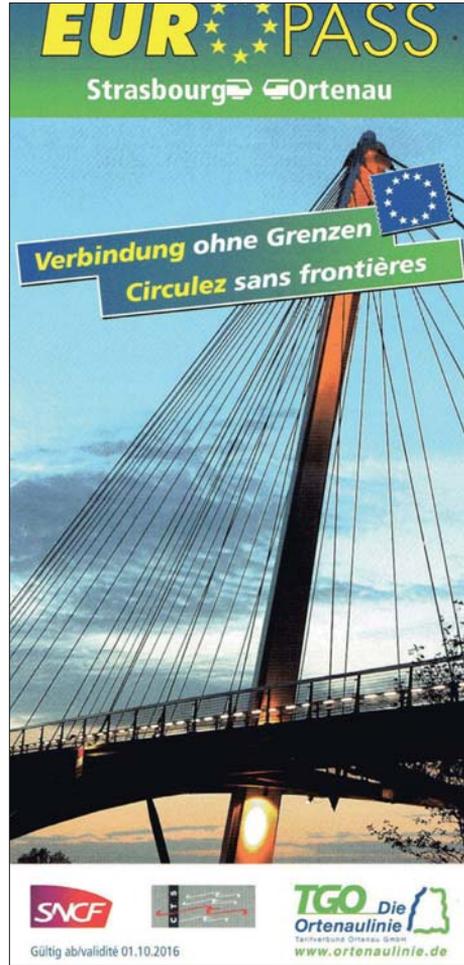


Abb. 18: Der EUROPASS Offenburg–Straßburg

tuenden Anblick für das Auge. Dieses luzide und moderne Gebäuderarrangement steht im krassen Gegensatz zu den desaströsen und mittelalterlich anmutenden Fehlplanungen von Hitlers NS-Architekten.

Für Offenburg ist Straßburg von Jahr zu Jahr näher gerückt und leichter zu erreichen: Durch neue Brücken wie die feingeschwungene Mimrambrücke aus einer gemeinsamen Bundesgartenschau Straßburg/Kehl, die ganz neue Rheinbrücke für die Straßenbahnverbindung der überaus häufig frequentierten modernen Linie D vom Rathaus Kehl zum Gare Central in Straßburg. Die halbstündige Bahnverbindung der SWEG ermöglicht mit dem EUROPASS für Einzelpersonen und Familien einen preiswerten Kurzbesuch der Eurometropole ohne Pass und Zollkontrolle – ohne den Anblick der den ehemaligen Erbfeinden zugemuteten NS-Bauten aus der Zeit von Feindschaft, Hass und menschenverachtendem Rassedünkel.

Ein besonderer Dank geht an Frau Schimpf vom Offenburger „Hotel Sonne“, wo Hitler im November 1930 übernachtete und sich ins Gästebuch des Hauses eingetragen hat

Mein Dank geht wieder an Herrn Boomers vom Stadtarchiv Offenburg für seine stets hilfsbereite und freundliche Materialbeschaffung und seine Mithilfe bei Herrn Klettners Einscannen der Abbildungen sowie Herrn Strittmatter für die gesamte Bildbearbeitung zu den Texten

Literatur

Fest, Joachim C.: Hitler. Eine Biographie, Frankfurt 1973

Hauer, Wolfram: Das Elsaß als Erziehungsproblem. Zur Umgestaltung des Schulwesens und der Lehrerbildung jenseits des Rheins nach badischem Vorbild 1940–1944. In: Krimm, Konrad (Hg.) NS-Kulturpolitik und Gesellschaft am Oberrhein 1940–1945. In: Oberrheinische Studien, Band 27, 161–260, Ostfildern 2013

Kißner, Michael und Scholtyseck, Joachim: Die Führer der Provinz. NS-Biographien aus Baden-Württemberg, Konstanz 1997

Krimm, Konrad (Hg.): NS-Kulturpolitik und Gesellschaft am Oberrhein 1940–1945 in: Oberrheinische Studien Band 27, Ostfildern 2013

Mehrgardt, Dietrich: Der Fall des Offenburger Studienrats Ludwig Zind. In: Festschrift des Grimmelshausen-Gymnasiums Offenburg, 237–242, Offenburg 2010

Merker, Manfred: Vom Regimentskommandanten im Ersten Weltkrieg zum Offenburger Gymnasiumsleiter in der NS-Zeit: Albert Hiß (1884–1964). In: Die Ortenau 98, 2018, 173–214

Roos, Dorothea: Der städtebauliche Wettbewerb für das „Neue Straßburg“ 1940–42. Zur Edition der Planmaterialien, 103–112, in: Krimm, Konrad (Hg.) s. o.!

dies.: Inventar zu den Plänen und Modellen zum Wettbewerb für das „Neue Straßburg“ (mit CD), 113–129, in: Krimm, Wolfram s. o.!

Sternberger, Dolf und Storz, Gerhard und Süskind, W.E.: Aus dem Wörterbuch des Unmenschen, Frankfurt 1989

Voigt, Wolfgang: Deutsche Architekten im Elsass 1940–1944. Planen und Bauen im annektierten Grenzland, Tübingen 2012

Wiedemer, Gottfried: Streiflichter aus dem „Tausendjährigen Reich“. In: Festschrift des Grimmels-hausen-Gymnasiums Offenburg, 231–233, Offenburg 2010

Wikipedia: Eurostadt Straßburg; Germania; Speer, Albert; Wagner, Robert

Zduniak, Jan: Wolfsschanze und Hitlers andere Kriegshauptquartiere, 242–247, Ketrzyn 2014

Bildnachweis

Abb. 3a: Bundesarchiv, Bild 146-1971-016-31/CC-BY-SA 3.0, CC BY-SA 3.0 de, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=5482586>

Abb. 3b: Bundesarchiv_Bild_146III-373,_Modell_der_Neugestaltung_Berlins_(,Germania').jpg

Abb. 10: Bundesarchiv, Bild 102-00344A/Heinrich Hoffmann/CC-BY-SA 3.0, CC BY-SA 3.0 de, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=5583009>

Alle übrigen nach Fotos des Verfassers (diverse Vorlagen, besonders im Historischen Museum in Straßburg)

Straßburg und Bad Rippoldsau

Ralf Bernd Herden

Bad Rippoldsau lag und liegt idyllisch und recht abgeschieden, heute in einer Art Dornröschenschlaf – trotzdem dass der Ort noch lange deutlich vom Nachruhm der großen „Goeringer-Zeit“ (vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts) zehren konnte. Und zwischenzeitlich durch die „Schwestern der Liebe vom kostbaren Blut“ und die zur Zeit ihres Bestehens erfolgreiche Klinik Bad Rippoldsau das medizinische Bäderwesen bis zur Gesundheitsreform in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts in hoher Blüte stand.

Für die Fürsten zu Fürstenberg waren in ihrer Zeit als Landesherren stets Zimmer bereitzuhalten gewesen. Hier waren seit der Erhebung zum Großherzogtum die Landesherren zu Gast, hier wurde durch Großherzog Ludwig 1821 der Grundstein für die Vereinigte Evangelisch-Protestantische Landeskirche in Baden gelegt.¹ Obwohl Bad Rippoldsau traditionell ein bedeutender, katholischer Wallfahrtsort ist: Noch heute genießt das Gnadenbild der Gottesmutter in der Wallfahrtskirche Mater Dolorosa in Bad Rippoldsau nicht nur an den traditionellen Wallfahrtstagen höchste Verehrung.²

Baden und das Elsass verbindet traditionell mehr als nur der Rhein,³ und diese Verbindung der Landschaft zwischen Schwarzwald und Vogesen geht weiter zurück als bis zur Eheschließung des späteren Großherzogs Karl Friedrich Ludwig mit Stépanie de Beauharnais, Kaiserliche Hoheit, Fille de France und Adoptivtochter Napoleons.

Die Goeringers, Bad Rippoldsau und Straßburg

Otto Goeringer sen. (1853–1920), Leutnant der Reserve mit früherem Standort in Colmar,⁴ hat Straßburg sicherlich besser gekannt als nur hinsichtlich des möglichen Durchreiseortes. Vermutlich hat er auch die Affäre um den Postillion von Straßburg mitbekommen⁵ – den liebeskranken, ehemaligen Zahlmeister-Aspiraten Wolters als „Hauptmann von Köpenick“ im Großmaßstab, der mehr als eine Garnison erfolgreich auf Trab brachte. Otto Goeringer, begeisterter Patriot und kultivierter, internationaler Gastgeber, hatte für solche, aus seiner Sicht völlig unangebrachten und unnützen Scherze sicherlich kein Verständnis.

Als Patriot mit internationalen Beziehungen hat ihn vermutlich auch die „Zaberner Affäre“ um die primitiven Entgleisungen eines jungen Leutnants gegenüber den Elsässern und Frankreich im Jahr 1913 mit Grausen erfüllt: Sowas war schließlich schlecht für das Geschäft.⁶ Man hatte ja internationale Gäste, u. a. den französischen Botschafter Vinzenz Graf Benedetti. Der war als französischer Botschafter am preußischen Hof 1870 von Bad Rippoldsau nach Bad Ems befohlen worden, wo er die berühmte Emser Depesche zu übergeben hatte, welche den vordergründigen Anlass für den deutsch-französischen Krieg geben sollte.⁷

In seinem „Fremdenblatt für Bad Rippoldsau“⁸ lässt Otto Goeringer vor dem Ersten Weltkrieg auch eifrig für Straßburg werben.

Hier einige Beispiele:

- Für das Restaurant „Sorg“ (Fasanengasse 4 in Straßburg im Elsass)
- Für das Hotel „Christoph“ (Ruhige Lage am Bahnhof, vornehmes Restaurant)
- Für das „Palast-Hotel Rotes Haus“ (Vornehmes Restaurant mit großer, offener Terrasse nach dem Kleber-Platz – Telefon in sämtlichen Zimmern und Salons)
- Hof-Weingroßhandlung A. & E. Kuhff & Co. (eigener Zollkeller, Lieferanten S.M. des Königs von Preußen, Hoflieferanten S.K.H. des Prinzen Waldemar von Preußen, S.D. des Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst, S.D. des Fürsten von Hohenlohe-Langenburg – Kaiserlicher Staathalter von Elsass-Lothringen)

Neben mehreren, täglichen Konzerten der eigenen Kurkapelle und wöchentlich mehreren Biographen-Theater(Kino)-Vorstellungen bot Bad Rippoldsau auch medizinisch etwas ganz Besonderes: Zumindest im Jahr 1912 neben der Radiumbehandlung auch ein Röntgenkabinett. Einer der bekanntesten Balneologen und Radiologen seiner Zeit war Prof. Dr. Heinrich Kraft, damals außerplanmäßiger Professor an der Kaiser-Wilhelm-Universität zu Straßburg. Auf seine Verbindung zu Bad Rippoldsau kommen wir später noch zurück.

Auch die Zahl der Gäste aus Straßburg und dem Elsass war durchaus bemerkenswert, wobei bedacht werden muss: Man war ja vom Mainzer Frieden 1871 bis zum Versailler Vertrag 1919 auf einer Inlandsreise.

Der Umbruch nach dem Ersten Weltkrieg war für den Patrioten Otto Goeringer ein brutaler Umsturz. Auch wenn Revolutionen in Bad Rippoldsau bewährt zurückhaltend verliefen.⁹

Und auf Deutschland bezogen: Ganz bestimmt hätte er viel lieber den Prinzen Max von Baden als Reichsverweser, als den Untergang der Monarchie, gesehen.¹⁰ Der Untergang der Monarchie war aus seiner Sicht schlecht fürs Vaterland und schlecht fürs Geschäft ...

Otto Goeringer sen. ahnte vermutlich nicht nur, dass dieser Umsturz seinem, bereits seit dem Bau der Villa „Sommerberg“ 1908 wackelnden¹¹ Hotelimperium den Todesstoß versetzen würde. Und mit seinem Tod 1920 war es nicht nur für die Familie Goeringer, sondern auch für Bad Rippoldsau insgesamt endgültig aus und vorbei mit der guten, alten Zeit. Der verarmte Sohn Otto Goeringer jun., obwohl mit bester Ausbildung und ebensolchen Referenzen im Hotelgewerbe, wanderte aus.¹²

Otto Goeringer jun. schiffte sich am 23. August 1923 in Hamburg auf der „Westphalia“, einem Schiff der Hamburg-Amerika-Linie, in deren 3. Klasse nach Amerika ein.¹³ Er wurde am 17. März 1901 in Bad Rippoldsau geboren, verstarb am 22. Januar 1996 im US-Staat Illinois, in Belle Ville, County of St. Clair.

Im April 1939 lebte Otto Goeringer in New York. Er erhielt dort einen Brief von seinem alten Freund Rudolf Bacher. 1895 in Pforzheim geboren, war Bacher während des Zweiten Weltkrieges Oberst der Reserve und stellvertretend mit der Führung der 77. Infanterie-Division beauftragt, hochdekoriertes Träger des Deutschen Kreuzes in Gold und des Ritterkreuzes mit Eichenlaub. Bacher schreibt damals an Otto Goeringer: „Unsere Dörfer sind wieder sauberer geworden. In den wenigen Jahren hat sich dort die Kultur gewaltig gehoben, [...] dabei werden die alten Trachten und Sitten gepflegt. [...] Im vergangenen Jahr waren wir zum 1. Mal seit der Entjudung dieses schönen Fleckchens Erde wieder vier Wochen zur Kur in Bad Rippoldsau. Es war ausgezeichnet und bombenvoll.“¹⁴

Die Gemeinde Bad Rippoldsau ist eine der waldreichsten, wenn nicht gar die waldreichste im Land: Über 90% der Gemarkung der heutigen Gemeinde Bad Rippoldsau-Schapbach ist bewaldet.¹⁵ Zwar ist diese massive Zunahme erst seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges eingetreten, jedoch waren sicherlich auch schon um 1945 mindestens 70% der Gemeinde bewaldet. Die Waldstruktur war bereits damals so interessant, dass anlässlich der Tagung des „Deutschen Forstvereins“ 1937 in Freiburg am 02. September 1937 eine Lehrfahrt nach Bad Rippoldsau stattfand, wobei die Kaffeestunde im Anwesen der Bad Rippoldsau AG stattfand, und natürlich besuchten die Forstleute auch das Lager der beim Waldwegebau eingesetzten RAD-Brigade „Johann Peter Hebel“, welche im Lager „Hans Thoma“ in Bad Rippoldsau ihren Standort hatte.¹⁶

Die Straßenzufahrten waren und sind überschaubar: Im „Klösterle“ kreuzt sich die Landesstraße von Wolfach über Schapbach kommend mit der von Freudenstadt über Zwieselberg kommend, talaufwärts gibt es einzig den Straßenzugang über Freudenstadt-Kniebis. Diese Überschaubarkeit ermöglicht im Ernstfall auch eine leichte Kontrolle und Überwachung der wesentlichen Zugänge. Die vom RAD ausgebauten und auch später stets nachhaltig verbesserten Waldwege sind nur sehr ortskundigen Einheimischen zu empfehlen.

Straßburg als Literaturzentrum für Bad Rippoldsau

Straßburg war zur Mitte des 19. Jahrhunderts das „Literaturzentrum“ für Bad Rippoldsau. Viele der bedeutenden Schriften, sowohl in französischer als auch in deutscher Sprache, über das seit 1777 im Besitz der Familie Goeringer befindliche Bad erschienen in Straßburg, u. a. bei Gustav Silbermann – der sowohl Rechtsanwalt als auch Drucker und Verleger war. Beispielhaft für die Publikationen, welche Bad Rippoldsau mit Straßburg verbinden, seien genannt:

- 1577 Dr. Ulrich Geiger, Stadtarzt zu Straßburg, verfasst mit seiner „Fontigraphia“, die vermutlich erste Wasseranalyse von Bad Rippoldsau, er wiederholt die Untersuchungen 1589 und 1592. Das zwölf Seiten umfassende Büchlein erschien 1591.¹⁷
- 1762 Medizinische Dissertation des Johann (von) Boeckler (auch: Boecler): *Historia et analysis fontis Rippolsaviensis* (Geschichte und Analyse der Quelle von Rippoldsau) an der Universität Straßburg. Präses der am 30. Januar 1762 abgehaltenen Disputation war Jacob Reinhold Spielmann. Universitäts-Druckerei des Johann Heinrich Heitz in Straßburg.
- 1840 *„Rippoldsau et ses sources minérales“* aus der Feder von Dr. G. A. Rehmann, mit Anmerkungen des Dr. Sauerbeck, Badearzt in Bad Rippoldsau, erscheint bei G. Silbermann in Straßburg.
- 1850 *„Notice topographique, pittoresque et médicale sur les eaux minérales de Rippoldsau, dans le Grand-Duché de Bade“*, von einem unbekanntem Autor, aber unter Verwendung der Aufzeichnungen von Badearzt Dr. Sauerbeck in Bad Rippoldsau, wird bei G. Silbermann in Straßburg veröffentlicht.
- 1857 *„Rippoldsau und seine Heilquellen“*, dargestellt von Fr. Feyerlin, Großherzoglicher Assistenz- und Badearzt „dasselbst“, erscheint bei G. Silbermann in Straßburg.
- 1862 Im Verlag G. Silbermann in Straßburg erscheint das Werk *„Rippoldsau (Forêt-Noire) et ses sources minérales“* von

Dr. A. Robert (Chefredakteur der französischen Zeitschrift für medizinische Hydrologie) und Dr. Fr. Feyerlin (Großherzoglicher Assistenz- und Badearzt in Bad Rippoldsau).

Der Verlag G. Silbermann in Straßburg war übrigens 1846/47 auch der Verlag der „Erwinia – Feuille de correspondance maçonnique – Maurerisches Korrespondenz-Blatt“, der einzigen zweisprachigen freimaurerischen Zeitschrift ihrer Zeit, welche noch heute als seltenes historisches Dokument größte Bedeutung besitzt. Silbermann, mit vollem Namen Henri Rodolphe Gustave Silbermann (Straßburg 1801–Paris 1876), Stadtrat und gewählter Bataillonskommandeur der Nationalgarde, war selbst ein bekennender und bekannter Freimaurer, schon früh aufgenommen in die Loge „Aux cœurs fidèles“. Er gehörte seit 1841 der Loge „Les frères Réunis“ an und war dort Stuhlmeister (Vorsitzender Logenmeister).¹⁸ Silbermann ging nach Paris ins Exil, als das Elsass nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 wieder an Deutschland fiel. Auf diese mögliche freimaurerische Verbindung zu Bad Rippoldsau wird später noch zurückzukommen sein.

Reiseziel Bad Rippoldsau von Straßburg aus

Rainer Maria Rilke, Gast in Bad Rippoldsau in den Jahren 1909 und 1913,¹⁹ reiste zumindest 1909 von Paris her kommend über Straßburg an.²⁰ Straßburg war nicht nur seit eh und je der Hauptdurchgangsort für Gäste aus Frankreich, welche sich auf den Weg nach Bad Rippoldsau machten. Zumindest von der Zeit um die Jahrhundertwende 19./20. Jahrhundert bis vor dem Ersten Weltkrieg kamen auch zahlreiche Gäste aus Straßburg nach Bad Rippoldsau. Straßburg war ja damals Teil des Reichslandes Elsass-Lothringen, sodass der Besuch des höchstgelegenen Mineral- und Moorbades im Schwarzwald keine Auslandsreise war. Was übrigens damals gerade für kultivierte und gut situierte Kreise kein Problem war: Als der französische Geograf André Siegfried um die Welt reiste, genügte ihm die persönliche Visitenkarte zur Identifikation.²¹

Hinzu kommt, dass man mit einer eigenen Omnibuslinie Wolfach–Bad Rippoldsau zur Anbindung an die Bahn zumindest während der Saison für die Gäste Verkehrsverhältnisse geschaffen hat, welche schon vor 100 Jahren nicht viel schlechter waren als die heutigen Verkehrsverbindungen.

Der Anteil der Gäste aus Straßburg sank deshalb merklich nach dem Ersten Weltkrieg, als das Elsass wieder nach Frankreich heimgekehrt war. Das Bad hatte im Jahre 1923 immerhin

rund 400 Betten in sechs verschiedenen Gebäuden aufzuweisen, und mit Ferdinand Huse, Initiator der Gründung des Schwarzwaldvereins Bad Rippoldsau 1923 und ab 1932 Eigentümer des Kurhauses Sand bei Baden-Baden, einen renommierten Direktor, der als Hotelier Weltruf besaß und an den Katarakten des Nils genauso daheim war wie auf den Höhen des Schwarzwaldes.²²

In den 1930er Jahren verzeichnet Bad Rippoldsau z. B. mehr Gäste aus London als aus Straßburg.

Die Zeiten hatten sich spürbar geändert, was man auch deutlich am Programm der Kurkapelle ablesen konnte: Märche prägten die Unterhaltungskonzerte, vor allem auch solche, welche dem Publikumsgeschmack jener Zeit entsprachen.

Auch in Bad Rippoldsau wurden Gäste der NS-Organisation „Kraft durch Freude“ (heute würden wir sagen: *Ein Unternehmen der „Deutschen Arbeitsfront“* ...) untergebracht. Bei den Wirten war diese Besuchergruppe nicht besonders beliebt, weil die Preise (selbst für eine Tasse Kaffee ...) staatlicherseits festgesetzt wurden. „KdF“ wurde umgangssprachlich in vielen Kurorten die wenig schmeichelhafte Bezeichnung „Kotz durchs Fenster“ beigelegt ...

Der Straßburger Radiologe Prof. Dr. Heinrich Kraft Chefarzt in Bad Rippoldsau

Professor Dr. med. Heinrich Kraft (1867–1945) studierte in Tübingen und Straßburg, promovierte dort 1891, habilitierte 1901 in Straßburg für Röntgenologie, wo er 1908 außerplanmäßiger Professor wurde. Chefarzt u. a. am Lungensanatorium in Gröbersdorf, dem „schlesischen Davos“. Tätig u. a. in Dresden (Weißer Hirsch, Lahmannsches Institut), Baden-Baden, Meersburg und 1920–22 Chefarzt auch in Bad Rippoldsau – bei der von Otto Goeringer geschäftsführend geleiteten Bad AG. Heinrich Kraft war 1919 für den ersten sächsischen Landtagswahlkreis (Dresden-Stadt) gewählt worden. Er gehörte der Deutschen Demokratischen Partei an, der gleichen Partei wie sein Freimaurerbruder, der spätere Reichsbankpräsident Dr. Hjalmar Schacht, legte sein sächsisches Landtagsmandat jedoch bereits 1919 wieder nieder.²³

Kraft war Mitglied und Stuhlmeister der Straßburger Freimaurerloge „An Erwins Dom“²⁴, ein bedeutender Vorkämpfer für den Gedanken der deutsch-französischen Verständigung und Motor zahlreicher Veranstaltungen zur Förderung nicht nur freimaurerischer deutsch-französischer Kontakte. Kraft war Ehrenmitglied der Lahrer Freimaurerloge „Allvater zum freien Gedanken“ und der Basler Freimaurerloge „Zur Freund-

schaft und Beständigkeit“. Bemerkenswert an der Persönlichkeit Heinrich Krafts ist sein herausragendes Engagement als Freimaurer: Er war meist deutscher Hauptredner bei vielen internationalen, freimaurerischen Kongressen.

Arbeitsdienstlager „Hans Thoma“ – Zwangsaufenthalt auch für Elsässer?

Bad Rippoldsau beherbergte ab 1935 im Lager „Hans Thoma“,²⁵ welches sich am Standort des heutigen Kurhauses auf der „Großen Talwiese“ befand, auch die Arbeitsdienstbrigade „Johann Peter Hebel“.²⁶ Die Brigade 2/273 (der Gruppe „Ortenau“ mit Sitz in Offenburg des Arbeitsgauen Baden mit Sitz in Karlsruhe) des RAD, welche ihren Ursprung auf das 1932 gegründete Lager „Rheinschanzinsel“ zurückführt, fand ihren Weg u.a. über Philippsburg und Bretten und wurde am 1. Oktober 1935 nach Bad Rippoldsau verlegt, sie hatte bis zum 1. April 1937 als Brigade 5/271 zur Gruppe „Mittelbaden“ mit Sitz in Baden-Baden gehört.²⁷ Spätestens seit dem Sommer 1941 sind unter den „Arbeitsmänner“ genannten Dienstpflchtigen in Bad Rippoldsau auch Elsässer zu vermuten, hatte Gauleiter Wagner seine Landeskinder doch mit der Einführung der Arbeitsdienstpflcht beglückt.²⁸

Hitler fuhr vom Kniebis nach Straßburg

Das Führerhauptquartier Tannenberg auf dem Kniebis, welches Adolf Hitler nach dem Sieg über Frankreich nur wenige Tage im Juni/Juli 1940 bewohnt hatte, liegt nur wenige Kilometer von Bad Rippoldsau entfernt. Tannenberg wurde jedoch bereits kurz vor Kriegsende von deutschen Pionieren gesprengt.²⁹ Hitler hielt dort 1940 durchaus respektabel Hof,³⁰ fuhr auch durch das obere Wolfstal. Am 28. Juni 1940 hatte Hitler von Tannenberg aus das Elsass besucht.³¹ Bereits 1937 hatte man die „Ehrengäste des Führers“ – ausländische Diplomaten, welche am Nürnberger Reichsparteitag teilgenommen hatten – anlässlich einer für damalige Zeiten recht pompösen Schwarzwaldfahrt in Bad Rippoldsau empfangen.³²

Lehrerbildungsanstalt Straßburg in Bad Rippoldsau

Der Badische Staat hatte 1940 die Gebäude der ehemaligen Bad Rippoldsau AG gekauft.³³ Am 9./10. August 1941 verkündete die „Badische Presse“ die Absicht, in Bad Rippoldsau eine Lehrerbildungsanstalt einzurichten, am 30. Oktober 1941 meldete

die „Badische Presse“ in Karlsruhe die Eröffnung der Lehrerbildungsanstalt im „ehemaligen Bad Rippoldsau“. Aufgenommen würden dort vor allem junge Elsässerinnen, deren Berufsziel Lehrerin sei. Am 25. November 1941 erfolgt in der „Badischen Presse“ nochmals ein Bericht, wonach die Lehrerbildungsanstalt Bad Rippoldsau für Mädchen vorgesehen sei. Die fünf Jahre dauernde Ausbildung in den Lehrerbildungsanstalten sei kostenlos. Die Geschichte der Lehrerbildungsanstalt Straßburg, die in Bad Rippoldsau von 1941 ab ihren Standort fand, sowie die damit verbundenen Fakten und Histörchen hat Adolf Schmid in seiner Arbeit „Lehrerbildung im Kurbad“ umfassend und erschöpfend dargestellt.³⁴

Reichsuniversität Straßburg tagt in Bad Rippoldsau

Die „Straßburger Neuesten Nachrichten“ meldeten am 9. Juni 1942, der Rektor der Reichsuniversität Straßburg habe den gesamten Lehrkörper zu einem „Wissenschaftslager“ in die Lehrerbildungsanstalt Bad Rippoldsau „einberufen“. Einen der Höhepunkte des Lagers bildete ein Kameradschaftsabend, zu dem auch Reichserziehungsminister Rust überraschend erschienen sei. Eine weitere solche „wissenschaftliche Tagung der vereinigten Fakultäten der Reichsuniversität Straßburg“ fand wohl im Frühjahr 1944 in Bad Rippoldsau statt.³⁵ Hieran, und an seine Teilnahme dabei, erinnert sich jedenfalls Ehrensenator Dr. Robert Ernst – der erste, einzige und letzte Ehrensenator der deutschen Reichsuniversität in Straßburg. Ernst hatte den Titel 1941 bei der Eröffnung der Reichsuniversität verliehen bekommen.

Die Gauleitung der NSDAP Baden-Elsass in Karlsruhe, Straßburg, Bad Rippoldsau ...

Mit der nationalsozialistischen Machtübernahme 1933 wurde Karlsruhe die Hauptstadt des am 25. März 1925 von Gauleiter Robert Wagner gegründeten NSDAP-Gaus Baden. Bei Kriegsende war jedoch Bad Rippoldsau zumindest für einige Tage Ausweichquartier und damit wohl auch eine Art „Gauhauptstadt“. Und sogar Sitz der Spitze der Stadtverwaltung von Straßburg. Ein bis heute unbekanntes, doch nachweisbares und durchaus nachvollziehbares Geheimnis.

Die Stadt Karlsruhe nannte sich seit 1934 Gau- und Grenzlandhauptstadt. Wie andere Gauhauptstädte sollte sie nach den Vorstellungen der neuen Machthaber mit pompösen Bauwerken und Plätzen ausgebaut werden, die Stärke und Macht der

Partei und des Systems demonstrieren sollten. Alle Planungen traten aber in den Hintergrund und wurden vergessen, als Robert Wagner nach der Niederlage Frankreichs im Juni 1940 beschloss, die Gauhauptstadt nach Straßburg in das wieder deutsch verwaltete Elsass zu verlegen. Aber auch diese Pläne wurden nur ansatzweise realisiert, bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs waren außer den Parteidienststellen nur wenige Behörden nach Straßburg umgezogen.³⁶ Straßburg war zwar Sitz der Gauleitung der Partei, verwaltungsrechtlich war das Elsass dem badischen Gauleiter Wagner in seiner Eigenschaft als „Chef der Zivilverwaltung“ unterstellt, aber es war nicht Teil des Deutschen Reiches.

Gauleiter Robert Wagner in Bad Rippoldsau

Gauleiter Robert Wagner war wie viele seiner NS-Zeitgenossen gegen Kriegsende geradezu ein Multifunktionär, er bekleidete u. a. folgende Ämter

- Gauleiter Baden-Elsass der NSDAP³⁷
- Reichsstatthalter für Baden³⁸
- Chef der Zivilverwaltung³⁹ im Elsass
- Reichsverteidigungskommissar⁴⁰ für Baden-Elsaß

Bad Rippoldsau verfügte damals mit Karl Hauger über einen Forstamtsleiter (wenn auch mit Amtssitz in Wolfach), der nicht nur als begeisterter Jäger ein hervorragender Kenner aller Winkel und Stege im Tal war, sondern auch ein mehr als überzeugter Parteigänger der NSDAP. Der SS- und SD-Führer Hauger war zeitweise NSDAP-Ortsgruppenleiter in Wolfach, Kreis- und Gauredner der Partei, Inhaber des SS-Totenkopfringes, des SS-Ehrendegens und des „Julleuchters“ – er sollte in den letzten Kriegstagen, am Karsamstag 1945, dem 31. März 1945, in Bad Rippoldsau sogar noch zum Mörder werden.

Interessant ist auch, dass Karl Hauger einige Zeit als Amtsverweser für elsässische Forstämter eingesetzt war und auch zeitweise als „Kommandeur der Ordnungspolizei“ irgendwo in Ostfrankreich diente.⁴¹ Sowie der Bericht, dass Forstmeister Hauger versucht haben soll, im Wolftal drei Werwolfgruppen aufzuziehen.⁴²

Die Abgeschiedenheit des Schwarzwaldes nutzte bekanntlich ja auch der Reichsführer SS Heinrich Himmler 1944/45, der mit seinem Sonderzug zeitweise in Triberg in einem Reichsbahntunnel Schutz suchte.⁴³

Im Gegensatz dazu hat das obere Wolftal keinen Bahnanschluss, den man sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts so sehnte.

süchtig gewünscht hatte.⁴⁴ Allerdings sind noch heute verschiedene ehemalige Bergwerksstollen im Gemeindegebiet vorhanden, welche durchaus als Rückzugsorte und Schlupfwinkel nutzbar gewesen wären. Im Bereich des Badhotels befand sich ein ausgebauter Luftschutzstollen.

Zwar gab es im oberen Wolfstal auf dem Gebiet der heutigen Gemarkung Bad Rippoldsau-Schapbach während des Zweiten Weltkrieges mindestens drei Flugzeugabstürze, u. a. im Wildschapbach,⁴⁵ in der Sulz (Schapbach) und an der „Grünen Sitzbank“ in Bad Rippoldsau, sowie einen Luftangriff auf Schapbach am 19. März 1945, bei dem vier Gebäude zerstört wurden,⁴⁶ und mindestens die Zerstörung eines Tagelöhnerhauses durch einen Luftangriff in Bad Rippoldsau.⁴⁷ Die Feuerwehr in Bad Rippoldsau und Schapbach war kriegsbedingt dünn besetzt, die Feuerwehr Schapbach musste trotzdem 1943 zur Überlandhilfe nach Straßburg ausrücken.⁴⁸

Das obere Wolfstal blieb jedoch (im Vergleich zur Kreisstadt Wolfach) sonst von Luftangriffen weitgehend verschont. Man kann es als für damalige Verhältnisse nahezu „luftsicher“ bezeichnen, was den führenden Köpfen der Zeit keinesfalls entgangen sein dürfte.

Man muss auch bedenken: Die Gebäude des ehemaligen Goeringer-Bades, allen voran die luxuriöse Villa Sommerberg, der Fürstenbau und der Badbau mit seinen Nebengebäuden lagen in der engen, kurvenreichen Tallage Rippoldsau zumindest vor direkten Luftangriffen nahezu sicher. Die Luftkriegstechnik war zwar bereits damals mehr als grausam und unmenschlich, jedoch noch nicht zu so präzisen und punktgenauen Schlägen wie heute in der Lage. Neben der topographisch-morphologischen Lage verfügen die massiven Gebäude mit über tiefe und stabile Keller, welche mit hoher Wahrscheinlichkeit nach den Regeln des Reichsluftschutzbundes ertüchtigt worden waren. Und der Wald bot ebenfalls Tarnung und Schutz.

Man hatte also Bad Rippoldsau durchaus sicher ganz bewusst in gutem Zustand gehalten. Die Rückzugabsicht entstand sicherlich nicht völlig spontan, sondern war zumindest einmal eingeplant oder auch vorbereitet, vor der Bevölkerung jedoch bestimmt fast völlig geheim gehalten worden.

Teilweise wird glaubhaft berichtet, die Gauleitung und Gauleiter Robert Wagner hätten sich in Bad Rippoldsau aufgehalten,⁴⁹ und zwar rund vierzehn Tage.⁵⁰

Gauleiter Robert Wagner selbst soll sich nach einer anderen Quelle nur zwei Tage in Bad Rippoldsau aufgehalten haben, bevor er sich schleunigst vor den vorrückenden Alliierten auf

die Flucht gemacht habe.⁵¹ Wagner habe sich mit seinem Stab schon früher in den Schwarzwald zurückziehen wollen, allein ein Anruf Bormanns habe ihn davon abgehalten: Wagner solle gefälligst den Werwolf organisieren. Wagner zog danach weiter nach Schönwald, wo er Quartier auf der Katharinenhöhe (ursprünglich „Reichskinderheilstätte Ludwig-Frank-Heim der Arbeiterwohlfahrt“, damals Heim der „Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt“) bezog, um dann am 29. April 1945 in Bodmann am Bodensee seine letzten „Mitstreiter“ zu entlassen und unterzutauchen.⁵²

Innenminister Karl Pflaumer soll sich zumindest in Wolfach aufgehalten haben.⁵³ Karl Pflaumer (1896–1971), ursprünglich (1920–1929) Oberleutnant der Badischen Polizei, war eine durchaus janusköpfige Gestalt: Badischer Innenminister seit 1933, Statist in Uniform 1933–1945 als Mitglied des Reichstages, Leiter der Verwaltungs- und Polizeiabteilung beim Chef der Zivilverwaltung in Straßburg, SS-Brigadeführer (entspricht dem Rang eines Generalmajors der Wehrmacht) ab 1940, aber auch zumindest zeitweise Gegner der Volkstumspolitik Robert Wagners im Elsass. Nach dem Krieg konnte Pflaumer durch stetige Gnadengesuche erreichen, dass ihm die gesamte Dienstzeit als Polizeibeamter und die halbe Dienstzeit als Innenminister auf sein Ruhegehalt angerechnet wurde.⁵⁴

Der Straßburger Oberstadtkommissar Dr. Robert Ernst in Bad Rippoldsau

Dr. Robert Ernst war von Gauleiter Robert Wagner ab dem 21. Juni 1940 zum ehrenamtlichen „Generalreferent beim Chef der Zivilverwaltung“ im Elsass ernannt worden. Als „Oberstadtkommissar“ war Ernst vom 5. März 1941 bis zum 23. November 1944, mit einer Unterbrechung durch seinen Wehrmachtsdienst im Jahre 1943, Chef der Stadtverwaltung von Straßburg. Am 28. Januar 1942 übernahm Ernst auch die Geschäfte in Kehl, dessen Bürgermeister Alfred Reuter wurde sein Stellvertreter. Das Amt des Chefs der Kehler Stadtverwaltung wurde von dem in der braunen Parteiuniform der politischen Leiter steckenden Dr. Alfred Reuter an den in der schwarzen SS-Uniform steckenden Dr. Robert Ernst weitergereicht.⁵⁵ Dass Dr. Robert Ernst in Bad Rippoldsau alle Elsässer sammeln wolle,⁵⁶ verbreitete sich gegen Kriegsende 1945 wohl recht schnell unter den im Laufe der deutschen Besatzung zwar immer weniger gewordenen, reichstreuen Elsässern, welche vor dem Vormarsch der Franzosen die Flucht ergriffen hatten.

In Bad Rippoldsau im ehemaligen Arbeitsdienstlager fanden elsässische Zivilflüchtlinge Unterschlupf,⁵⁷ im nicht weit entfernt liegenden Klösterle-Heim (dem heutigen Haus St. Vinzenz, jetzt Alten- und Pflegeheim) lag vorwiegend auch elsässischer Volkssturm.⁵⁸

Die letzten Kriegstage – das war jene Zeit, in der sich die meisten statt Marschstiefel sehr gerne Siebenmeilenstiefel⁵⁹ gewünscht hätten, in der das zuvor vielgeliebte „Goldene Parteiabzeichen“ gerne gegen das Neutralitätsabzeichen des „Roten Kreuzes“ vertauscht wurde.⁶⁰

Die höheren NS-Führer waren fast inkognito, jedenfalls ziemlich still und leise nach Bad Rippoldsau gekommen. So wie sie gekommen waren, verschwanden sie auch. Zurück blieb die Angst vor dem Werwolf, welche wohl nicht immer ganz unbegründet war. Der Verfasser ist überzeugt, dass irgendwann einmal auch Bodenfunde auftauchen werden, die im Zusammenhang mit diesem Rückzugsort und dieser Rückzugsart stehen: Restbestände an Waffen sind vielleicht genauso vergraben worden wie bestimmte Unterlagen oder Aktenstücke. Sofern diese nicht im Kesselhaus des Bades Rippoldsau einer thermischen Verwertung zugeführt worden sind.

Als Bad Rippoldsau von den Franzosen besetzt wurde, war vom kurzen Spuk der „Gauhauptstadt“ jedenfalls wohl nichts mehr auffindbar. Bad Rippoldsau blieb noch eine Weile Lehrerbildungsanstalt.

Die Badgebäude waren beschädigt, unbrauchbar und ausgeplündert. Der Deutsche Caritas-Verband pachtete die Gebäude 1947. Als 1948 dann die „Schwestern der Liebe vom kostbaren Blut“ (ihr Stammhaus ist in Holland) nach Bad Rippoldsau kamen, mussten die Ordensfrauen den Wiederaufbau bei „Null“ beginnen.⁶¹ Sie bleiben bis 2012.⁶²

Ganz so schlecht muss es in Bad Rippoldsau, zumindest in den Erinnerungen einiger Nazi-Führer, trotz allem auch in schwierigen Zeiten nicht gewesen sein: August Kramer, geboren 1900 in Lahr und von seiner Ursprungsprofession her Lehrer, kam auch nach dem Zweiten Weltkrieg wieder nach Bad Rippoldsau und starb hier bei einem Kuraufenthalt 1979. Kramer, als Statist in Uniform Mitglied des Reichstages 1933–1945,⁶³ seit 1925 „NSDAP-Parteibeamter“, war hauptamtlicher Gauinspekteur und Gauorganisationsleiter der Partei in Karlsruhe sowie seit 1937 Standartenführer (der einem Oberst der Wehrmacht entsprechende Rang) der SA. Er gehörte also sicherlich zur unmittelbaren Entourage des Gauleiters ...

Anmerkungen

- 1 Ralf Bernd Herden: Bad Rippoldsau und die badische Konsensunion. In: Die Ortenau, 85, 2005, 135–142.
- 2 Ralf Bernd Herden: Geschichte und Bedeutung der schmerzhaften Gottesmutter von Bad Rippoldsau. In: Freudenstädter Heimatblätter 35, 2004/2, 4
- 3 Ralf Bernd Herden: Licht und Schatten gemeinsamer Geschichte: Mit badischen Augen gesehen. In: Badische Heimat 81, 2001/1, 81
- 4 Militärische Personalakte Otto Goeringer sen., Landesarchiv Baden-Württemberg, Generallandesarchiv Karlsruhe, dort Bestand 456 E Nr. 3690 und 11746. Kopie im Privatarchiv des Verfassers.
- 5 Ralf Bernd Herden: „... Straßburg, für das ich immer besondere Sympathie empfand“ – Straßburger Kaisertage, Kaiser Wilhelm II. und der Hauptmann von Köpenick einmal anders. In: Die Ortenau, 83, 2003, 217–220
- 6 Statt aller anderen Literatur sind besonders zu empfehlen: Hermann Wendel M.d.R.: Zabern! Militär-anarchie und Militärjustiz, Buchhandlung Volksstimme, Maier Co., Frankfurt am Main 1914, sowie Pierre Vonau: L’Affaire de Saverne 1913. Societé d’Histoire et d’Archeologie de Saverne et Environs, Saverne 1993
- 7 Ralf Bernd Herden: Schwarzwälder Heimatgeschichten – Von Kniebis, Wolf und Kinzig. Verlag Moritz Schauenburg Lahr 1996. Dort insbesondere S. 45
- 8 Fremdenblatt von Bad Rippoldsau, Schriftleitung H.J. Zeller in Freudenstadt, folgende Ausgaben:
 - 5. Jahrgang Nr. 4 vom 25. Juni 1911
 - 6. Jahrgang Nr. 6 vom 14. Juli 1912
 - 7. Jahrgang Nr. 7 vom 20. Juli 1913
 Sämtliche in Kopie im Archiv des Verfassers sowie im Kreisarchiv Freudenstadt, welches dem Verfasser die Ausgaben 1911 und 1913 zugänglich gemacht hat.
- 9 Adolf Schmid: Reformen, ja – aber Revolution?: das obere Wolfstal war 1848/49 kein potentieller Brandherd. In Die Ortenau, 79, 1999, 341–370. Der Verfasser dankt Oberstudiendirektor Adolf Schmid für vielfache Förderung und wertvollen Austausch hinsichtlich heimatgeschichtlicher Fakten. Ohne das Lebenswerk von Adolf Schmid wäre das obere Wolfstal heimatgeschichtlich ein „weißer Fleck“ auf der Landkarte geblieben.
- 10 Lothar Machtan: Kaisersturz – Vom Scheitern im Herzen der Macht. WBG Theiss Darmstadt 2018, dort insbesondere S. 151 und 252
- 11 Handschriftlicher Vermerk des Ludwig Krieger, letztes Vorstandsmitglied der Bad Rippoldsau AG, in Bezug auf den Bau der „Villa Sommerberg“: „Ursache des finanziellen Zusammenbruchs“ in Robert Volz: Bad Rippoldsau in Vergangenheit und Gegenwart – Ein Heimatbuch. Herausgegeben im Auftrage der Ortsgruppe Rippoldsau des badischen Schwarzwaldvereins. Ohne Ortsangabe, ohne Verlagsangabe, Vorwort „Berlin/Karlsruhe im April 1928“. Dort S. 62, Exemplar im Privatarchiv des Verfassers.
- 12 Robert Volz: Bad Rippoldsau in Vergangenheit und Gegenwart – Ein Heimatbuch. Herausgegeben im Auftrage der Ortsgruppe Rippoldsau des badischen Schwarzwaldvereins. Ohne Ortsangabe, ohne Verlagsangabe, Vorwort „Berlin/Karlsruhe im April 1928“, Exemplar aus dem Nachlass von Otto Goeringer mit handschriftlicher Widmung der Mutter und Schwester, Juni 1928. Privatarchiv des Verfassers.
- 13 Otto Goeringer jun. telefonierte fast auf den Tag genau 70 Jahre später mit dem Verfasser dieses Beitrages. Der Testamentsvollstrecker Otto Goeringers in den USA übersandte im Jahre 2012 einen großen Teil der Nachlassdokumente Otto Goeringers an den Verfasser. Privatarchiv des Verfassers. Es ist geplant, in den kommenden Jahren eine Biografie Otto Goeringers zu erstellen. Die Biographie seiner Halbschwester Irma (Ralf Bernd Herden: Irma Goeringer – Die vergessene Literatin von Bad Rippoldsau. In: Die Ortenau, 93, 2013, 195–216; gekürzt in: Freudenstädter Heimatblätter, 46, 2015/1, 1–4) erscheint überarbeitet und nochmals deutlich erweitert 2019 als Vorwort zu Irma Goeringers Buch „Schlingpflanzen“ in Neuauflage im Belleville-Verlag Dr. Michael Farin in München.

- 14 Brief im Privatarchiv des Verfassers.
- 15 Zur Problematik der Nachhaltigkeit und Offenhaltung der Landschaft vgl. Ralf Bernd Herden: Nachhaltigkeit in Naturschutz und Landschaftspflege. In: Kegelman/Martens (Hrsg.), Kommunale Nachhaltigkeit – Jubiläumsband zum 40-jährigen Bestehen der Hochschule Kehl und des Ortenaukreises. Nomos, Baden-Baden 2013, S. 120–129.
- 16 Dr. Binder (Forstmeister): Lehrausflug in das Badische Forstamt Wolfach. In: Jahresbericht des Deutschen Forstvereins 1937. Reichsnährstands-Verlagsgesellschaft, Abteilung „Der Deutsche Forstwirt“, Berlin 1937, S. 507ff.
- 17 Adolf Schmid: Bad Rippoldsau – Geschichte eines Schwarzwälder Kurtales. Selbstverlag der Gemeinde Bad Rippoldsau-Schapbach 1979. Dort insbesondere S. 14ff. (16)
- 18 Les Frères Réunis: La franc-maçonnerie à Strasbourg aux XIXe et XXe siècles. No. 69/année 2012 Institut d'études et de recherches maçonniques, Paris. Impression: Conform édition, Paris, 2012, dort insbesondere auf S. 93.
- 19 Adolf Schmid: Rilke in Rippoldsau: 1909 und 1913. Sympathische Seiten im Gästebuch des verlässlichen Kurtales. Verlag Karl Schillinger, Freiburg im Breisgau 1984, S. 14ff. (17)
- 20 Adolf Schmid: Rilke in Rippoldsau: 1909 und 1913. Sympathische Seiten des verlässlichen Kurtales. Eigenverlag Adolf Schmid Freiburg 1984, dort insbesondere S. 14, sowie Adolf Schmid: Rilkes Aufenthalte in Rippoldsau 1909 und 1913: „über Straßburg hierher zu d. alten Heilquellen ...“. In: Die Ortenau, 68, 1988, 469–488
- 21 David Fromkin: Europas letzter Sommer. Die scheinbar friedlichen Wochen vor dem ersten Weltkrieg. 1. Auflage, Verlag Karl Blessing GmbH München 2005
- 22 Ferdinand Huse: Scheinwerfer in das Hotelgewerbe. Selbstverlag Bühl/Baden 1948.
- 23 Zur medizinischen Vita Heinrich Krafts vgl. Volker Klimpel: „Ärzte als Mitglieder des Sächsischen Landtages 1832 bis 1952“. In: Ärzteblatt Sachsen 6/2008, S. 257ff. (260). Zur freimaurerischen Vita vergleiche Lennhoff/Posener/Binder: Internationales Freimaurerlexikon, überarbeitete und erweiterte Neuauflage 2000 der Auflage 1932, F.A. Herbig Verlag München 2000, dort S. 480, Artikel „Kraft, Heinrich“. Der Artikel im Freimaurerlexikon ist jedoch hinsichtlich des vermeintlichen Todesjahres 1928 falsch und hinsichtlich des Lebenslaufs 1928 bis 1945 selbstverständlich unvollständig. Der Verfasser beabsichtigt in den kommenden Jahren einen eingehenden Lebenslauf von Professor Dr. Heinrich Kraft zu veröffentlichen. Auf weitere Literaturhinweise wird hier deshalb verzichtet.
- 24 „Freimaurerlogen in und um Mittelbaden“. In: Die Ortenau, 98, 2018, 479–486; „Fragmente oberrheinischer freimaurerischer Geschichte: Zur Geschichte nicht nur der badischen Freimaurerei“, BoD Norderstedt 2016; „Freimaurer in der Ortenau: aus der Geschichte (nicht nur) der Lahrer Freimaurerloge „Allvater zum freien Gedanken“. In: Die Ortenau, 84, 2004, 395–426; „Vereinigte Brüder – oder nicht? Aber doch!“. In: „Humanität – Das Deutsche Freimaurer-Magazin“, Herausgegeben von der Großloge der Alten Freien und Angenommenen Maurer in Berlin, 39. Jahrgang, 2014, S. 10ff.; „Im erhabenen Licht des Münsters: Deutsche Freimaurerlogen in Straßburg 1871–1919“. In: Die Ortenau, 94, 2014, 229ff.
- 25 Hierzu: Abschied vom Spaten. In: Badische Presse vom 26. September 1936.
- 26 Rudi Franz: Das ehemalige Reichsarbeitsdienstlager in Bad Rippoldsau. In: Jahrbuch für den Landkreis Freudenstadt, 2019, 150–155, bringt zahlreiches, einmaliges und wertvolles Bildmaterial. Der Text zu den Aktivitäten und Strukturen im RAD ist jedoch recht zurückhaltend, enthält aber auch einige Erinnerungen ehemaliger RAD-Angehöriger.
- 27 Dipl.-Ing. Eduard Helff (Generalarbeitsführer des Arbeitsgaues XXVII Baden): Grenzland Baden – Spaten zur Hand/Vom Werden und Schaffen des Arbeitsgaues XXVII Baden. 7. Auflage, C.F. Müller Verlag Karlsruhe, 1939, dort insbesondere die S. 50/89/129 (134).
- 28 Verordnung über die Arbeitsdienstpflicht im Elsaß vom 08. Mai 1941, VOBICdZ Elsaß, 1941, S. 362
- 29 Hierzu Ralf Bernd Herden: Das „Führerhauptquartier Tannenberg“ auf dem Kniebis. In: Die Ortenau, 82, 2002, 681–684.
- 30 Ralf Bernd Herden: Der Hofstaat des Führerhauptquartiers. In: Die Ortenau, 93, 2013, 443–452.
- 31 Hierzu Ralf Bernd Herden: Das „Führerhauptquartier Tannenberg“ auf dem Kniebis. In: Die Ortenau, 82, 2002, 681ff., dort 683

- 32 Ralf Bernd Herden: Diplomatenausflug anno 1937: „Ehregäste des Führers“ im Wolfstal. In: Jahrbuch für den Landkreis Freudenstadt, 2004, 161–162.
- 33 Handschriftlicher Vermerk des Ludwig Krieger, letztes Vorstandsmitglied der Bad Rippoldsau AG: „Ursache des finanziellen Zusammenbruchs“, in: Robert Volz: Bad Rippoldsau in Vergangenheit und Gegenwart – Ein Heimatbuch. Herausgegeben im Auftrage der Ortsgruppe Rippoldsau des badischen Schwarzwaldvereins. Ohne Ortsangabe, ohne Verlagsangabe, Vorwort „Berlin/Karlsruhe im April 1928“. Dort S. 62, Exemplar im Privatarchiv des Verfassers.
- 34 Zur Lehrerbildungsanstalt Bad Rippoldsau ausführlich Adolf Schmid: Lehrerbildung im Kurbad – 1941–1947: Turbulente Jahre in Bad Rippoldsau. In: Die Ortenau, 77, 1997, 559 ff. – eine umfassende und erschöpfende Darstellung dieses hochinteressanten Themas.
- 35 Dr. Robert Ernst: Rechenschaftsbericht eines Elsässers. Verlag Bernhard und Graefe Berlin 1954, S. 333
- 36 Nach Ernst Otto Bräunche (2015) in <https://stadtdlexikon.karlsruhe.de/index.php/De:Lexikon:ereig-0107>, abgerufen am 14. Februar 2019, mit weiteren Hinweisen auf die nachfolgende Literatur: Ernst Otto Bräunche: Gauhauptstadt auf Widerruf – Karlsruhe im Zweiten Weltkrieg, in: NS-Kulturpolitik und Gesellschaft am Oberrhein 1940–1945, hrsg. von Konrad Krimm, Ostfildern 2013, S. 81–95 (= Oberrheinische Studien Bd. 27); Ernst Otto Bräunche: Die Gauhauptstadt Karlsruhe, in: Atlas Karlsruhe. 300 Jahre Stadtgeschichte in Karten und Bildern, hrsg. von Ernst Otto Bräunche/Karoline Kramer/Peter Ludäscher/Dorothea Wiktorin/Angelika Zibat, Köln 2014, S. 62–65.
- 37 Ein Parteiamt der NSDAP. Das „Gesetz zur Sicherung der Einheit von Partei und Staat“ (RGBl. 1933 I S. 1016) war ein von der deutschen Reichsregierung am 1. Dezember 1933 beschlossenes Gesetz, welches in seinem § 1 der NSDAP den Status einer „Körperschaft des öffentlichen Rechts“ verlieh.
- 38 Der Reichsstatthalter ist nach § 1 des „Reichsstatthaltergesetzes“ vom 30. Januar 1935 (RGBl. 1935 I, S. 65) in seinem Amtsbezirk der ständige Vertreter der Reichsregierung.
- 39 Der Chef der Zivilverwaltung leitete im Auftrag des Oberbefehlshabers des Heeres die zivile Verwaltung in besetzten Gebieten, die in diesem Fall wie deutsches Reichsgebiet behandelt wurden, aber völkerrechtlich nicht annektiert waren.
- 40 „Verordnung über die Bestellung von Reichsverteidigungskommissaren“ vom 1. September 1939 (RGBl. 1939 I, S. 1565 f.), hier in der Fassung der „Verordnung über die Reichsverteidigungskommissare und die Vereinheitlichung der Wirtschaftsverwaltung“ vom 16. November 1942 (RGBl. 1942 I, S. 649).
- 41 Ralf Bernd Herden: Der Karsamstagsmord von 1945 in Bad Rippoldsau. In: Die Ortenau, 92, 2012, 173–198.
- 42 Pfarramtsberichte im Erzbischöflichen Archiv Freiburg, EAF B2-35-148. Kopie im Privatarchiv des Verfassers. Hier insbesondere: Pfarrbericht Wolfach vom 10. November 1945, dort Seite 3. Dank gilt dem Herrn Erzbischöflichen Archivdirektor Dr. Schmider für den unkomplizierten Zugang zu den Unterlagen.
- 43 Karl Volk: „Gell, seller B’suech!“: Heinrich Himmler in Triberg. In: Die Ortenau. 77. Jahressband 1997. – S. 509–538 sowie Nachtrag zu „Gell, seller B’suech!“: Heinrich Himmler in Triberg. In: Die Ortenau, 79, 1999, 651–660.
- 44 Hierzu Ralf Bernd Herden: Anmerkungen zur Verkehrsgeschichte des Wolfstaales. In: Die Ortenau, 76, 1996, 661–664
- 45 Ralf Bernd Herden: Lancaster-Absturz in Wildschapbach: Ehrung nach 50 Jahren für ehemalige Kriegsgegner. In: Jahrbuch für den Landkreis Freudenstadt, 1994/95, 164–167
- 46 Adolf Schmid: Schapbach – Chronik einer Schwarzwaldgemeinde. Eigenverlag der Gemeinde Bad Rippoldsau-Schapbach 1989, dort S. 130
- 47 Pfarramtsberichte im Erzbischöflichen Archiv Freiburg, EAF B2-35-148. Kopie im Privatarchiv des Verfassers. Hier insbesondere: Pfarrbericht Bad Rippoldsau vom 01. August 1945, dort S. 1. Dank gilt dem Herrn Erzbischöflichen Archivdirektor Dr. Schmider für den unkomplizierten Zugang zu den Unterlagen.
- 48 Reinhard Neef in: Adolf Schmid: Schapbach – Chronik einer Schwarzwaldgemeinde. Eigenverlag der Gemeinde Bad Rippoldsau-Schapbach 1989, dort S. 130

- 49 Pfarramtsberichte im Erzbischöflichen Archiv Freiburg, EAF B2-35-148. Kopie im Privatarchiv des Verfassers. Hier insbesondere: Pfarrbericht Wolfach vom 10. November 1945, dort S. 4. Dank gilt dem Herrn Erzbischöflichen Archivdirektor Dr. Schmider für den unkomplizierten Zugang zu den Unterlagen.
- 50 Pfarramtsberichte im Erzbischöflichen Archiv Freiburg, EAF B2-35-148. Kopie im Privatarchiv des Verfassers. Hier insbesondere: Pfarrbericht Bad Rippoldsau vom 1. August 1945, dort S. 1. Dank gilt dem Herrn Erzbischöflichen Archivdirektor Dr. Schmider für den unkomplizierten Zugang zu den Unterlagen.
- 51 Jean-Laurent Vonau: *Le Gauleiter Wagner – Le borreau de l’alsace*. Verlag La Nuée Bleue/Les Derniers Nouvelles d’Alsace, Strasbourg 2011, dort insbesondere S. 124 : rester à Rupelsau ... deux jours.
- 52 Horst Ferdinand: *Die Misere der totalen Dienstbarkeit: Robert Wagner (1895–1946), NSDAP-Gauleiter, Reichsstatthalter von Baden, Chef der Zivilverwaltung im Elsaß*. Eberbacher Geschichtsblatt 1992 mit Nachtrag 1993. Dort insbesondere 1992, S. 151
- 53 Pfarramtsberichte im Erzbischöflichen Archiv Freiburg, EAF B2-35-148. Kopie im Privatarchiv des Verfassers. Hier insbesondere: Pfarrbericht Wolfach vom 10. November 1945, dort S. 4. Dank gilt dem Herrn Erzbischöflichen Archivdirektor Dr. Schmider für den unkomplizierten Zugang zu den Unterlagen.
- 54 Ernst Klee: *Personenlexikon zum Dritten Reich*. S. Fischer Verlag in der Lizenzausgabe der Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main 2003, dort Artikel „Pflaumer, Karl“, S. 459 f.
- 55 Hartmut Stüwe: *Kehl im Dritten Reich. Stadtgeschichte 1933–1945*. Im Verlag des Stadtarchivs Kehl am Rhein. Kehl am Rhein 1997, dort insbesondere die S. 151
- 56 Josef Stroebel: *Erinnerungen eines Kollaborateurs*. Im Kommissions-Verlag Dietrich Pfaehler, Neustadt an der Saale 1983, S. 65
- 57 Rudi Franz: *Das ehemalige Reichsarbeitsdienstlager in Bad Rippoldsau*. In: *Jahrbuch für den Landkreis Freudenstadt*, 2019, 150–155
- 58 Ralf Bernd Herden: *Der Karsamstagsmord von 1945 in Bad Rippoldsau*. In: *Die Ortenau*, 92, 2012, 173–198.
- 59 Ralf Bernd Herden: *Meldungen aus dem Reich – Meldungen aus Baden*. In: *Die Ortenau*, 70, 1990, 504–527, dort S. 522
- 60 Hierzu z. B. Ralf Bernd Herden: „*Roter Hahn und Rotes Kreuz*“, Band 2004/2 der Diskussionspapiere der Hochschule für öffentliche Verwaltung in Kehl am Rhein. BoD Norderstedt 2004, dort insbesondere S. 270
- 61 Schwester Pia Straub: *Schwestern der Liebe vom kostbaren Blut. Chronik der Deutschen Provinz 1947–1995*. Eigen-Verlag der Provinz der Schwestern der Liebe vom kostbaren Blut, Würselen 1995.
- 62 Franz Schmid: „*Bad-Schwestern ziehen davon*“, *Offenburger Tageblatt/Ausgabe Kinzigtal* vom 27. Juni 2012
- 63 Joachim Lilla et al.: *Statisten in Uniform: Die Mitglieder des Reichstags 1933–1945. Ein biographisches Handbuch*. Droste-Verlag, Düsseldorf, 2004.

Dr. Paul Wolff (1887–1951): Fotograf von Alt-Straßburg und der Landschaft am Oberrhein

Martin Ruch/Thomas Sommer

Im Jahr vor seinem Tod schrieb der Fotograf und Arzt Dr. Wolff seine Autobiografie,¹ in der er sich vor allem seinem Leben mit der Kamera, besonders der legendären Leica, widmete, die ihn berühmt und erfolgreich gemacht hatte. Industrielle, Politiker, Arbeiter und Kinder – alle hatte er mit seinen Objektiven in typischen Posen erfasst und auf Celluloid (früher auf Glasplatten) gebannt. Seinen Rückblick auf ein abenteuerliches, arbeitsreiches Leben begann er mit der Schilderung seiner Kindheit in Lothringen, das damals zum deutschen Kaiserreich gehört hatte, und der anschließenden Jugendzeit in Straßburg.



Um das Jahr 1901 hatte er vom Vater eine einfache Kamera erhalten, die sein vier Jahre älterer Bruder vorher geschenkt bekommen hatte, der aber mit dieser nichts anzufangen wusste. Die chemischen und physikalischen Prozesse rund um die Fotografie ließen ihn seither nicht mehr los, er entdeckte seinen Lebensinhalt:

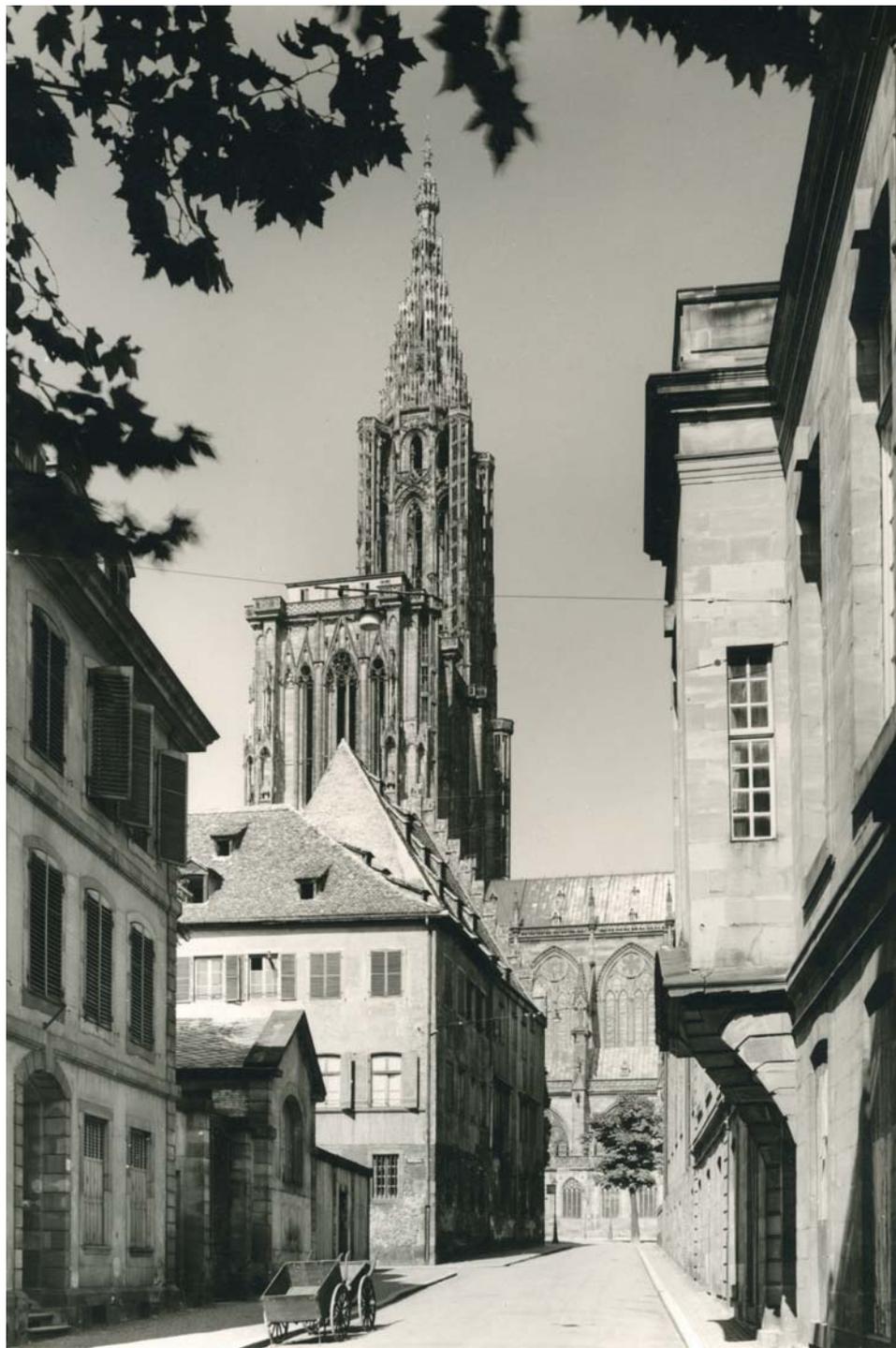
„Damals wohnten wir in Montigny, etwa 4,5 km von der alten Stadt Metz entfernt, in einem schönen alt-französischen Landhaus. In Metz ging ich zur Schule. Einen Weg durfte ich mit der Pferdebahn fahren – oft durfte ich neben dem Kutscher stehen, selber kutschieren – zurück musste ich gehen. Die Fahrt mit der Pferdebahn kostete einen Groschen, und ich weiß, dass ich manchmal zu Fuß lief, um Groschen zu Groschen zu legen für Platten und Chemikalien. Ich wurde ein guter Kunde in dem ersten Photogeschäft, das sich in Metz aufgetan hatte. Flaschen und Platten steckte ich dann in meinen Schulranzen und eilte nach Hause, den langen Weg am Rhein-Marne-Kanal entlang. [...] Nun ging ich unter die ‚freien Künstler‘ und wurde mit meinen 13 Jahren Landschaftler. Mit meinem Klein-Apparat fotografierte ich Wasserspiegelungen am Kanal, lange Pappelreihen am Ufer der Mosel, und ich bat auch einmal einen Fischer, einige Sekunden stillzustehen. [...]“

Es erfolgte nun unsere Umsiedlung aus dem schönen alten Landhaus in Lothringen mit seinen wundervollen Gewächshäusern, meinen Terrarien, dem großen Garten, in ein kleineres helles Haus nach Bischheim, einem Vorort von Straßburg,

wo die große Fabrik lag, die mein Vater² zu leiten hatte. Von Bischheim nach Straßburg zu kommen, war viel einfacher als von Montigny nach Metz mit der Pferdebahn. Hier gab es schon eine ‚Elektrische‘, und während durch das lothringische Montigny nur ab und zu einmal mit lautem Getöse und unter grenzenlosem Staunen der Dorfbewohner ein Auto fuhr, sah man in Straßburg schon viele Wagen. Wenn die großen Automobilrennen ausgetragen wurden und die Herrenfahrer in ihren weißen Staubmänteln und mit riesengroßen Schutzbrillen vor den Augen über die Kehler Brücke fauchten, die das elsässische Ufer des Rheins mit dem badischen Ufer verbindet, dann herrschte ein unbeschreiblicher Tumult und Jubel. Auch ich war einmal mit meiner Magazin-Kamera an der Kehler Brücke, um die ankommenden Wagen mit ihren tollkühnen Fahrern zu photographieren. [...]

Ich hatte bereits angefangen, kleine naturwissenschaftliche Artikel zu schreiben. Der ‚Kosmos‘, jene ausgezeichnete populär-wissenschaftliche Zeitschrift, nahm mir schon als Sekundärer Artikel ab, die ich sorgfältig illustrierte. Mein Vater hielt den Atem an, als eines Tages ganze einhundert Goldmark für eine Arbeit in der Leipziger Illustrierten Zeitung bei ‚Herrn Paul Wolff‘ in Bischheim eintrafen. Er freute sich und freute sich nicht, denn meine Schulleistungen auf dem von dem berühmten Humanisten Jakob Sturm gegründeten Gymnasium in Straßburg blieben bedenklich zurück. Ich blieb sitzen, und dann später noch einmal – aber mit dem aus meiner literarischen Arbeit selbst verdienten Geld wurde eine Spiegelreflexkamera gekauft. [...] Aber das auf Jakob Sturms Gymnasium verlangte klassische Latein eines Cicero zu schreiben und gar zu sprechen – damit haperte es. Ebenso haperte es mit der Arithmetik und Algebra. Wie gesagt: Mit der Schule war es schlimm. [...] Längst hatte ich mir vorgenommen, aus Liebe zu den Naturwissenschaften Medizin zu studieren, weil mein Vater den Beruf des Photographen unter keinen Umständen als standesgemäß ansehen wollte, ja, ihn als eine Marotte bezeichnete. Ich war kreuzunglücklich auf dem Gymnasium, verlor den Glauben an mich, verlor mein ganzes Selbstbewusstsein. Mein Vater sah den Jammer. ‚Du wirst jetzt ein halbes Jahr aussetzen. Denk dieses halbe Jahr nicht an die Schule. Ich weiß, Du schaffst es, photographiere, beschäftige dich mit deinen literarischen Arbeiten, und dann, mein Junge, beginnen wir ein neues Leben!‘ Alles wurde so, wie er es vorausgesagt hatte! [...]

Der Herbst kam, und die Schulglocke im Badischen,³ in dem Zichorienstädtchen Lahr, wurde geschwungen. Ich hatte meinen Endspurt auf dem Gymnasium unter den Augen von Leh-



ren zu machen, die menschlich waren; und wenn sie, wie unser Direktor, den ich tief verehrte, auch streng waren, diese Lehrer hatten das Herz auf dem rechten Fleck. Eines Tages erschien der Direktor im Klassenzimmer mit einem großen Stoß von Heften unterm Arm. Es war in der Oberprima. Bisher war alles gut gegangen in der neuen Schule. Ich hörte aber mein Herz bis zum Hals schlagen, als ich sah, dass der rothaarige Direktor, der an jenem Morgen eine strenge Mine aufgesetzt hatte, Veröffentlichungen aus meiner Feder unterm Arm trug. Er kam auf mich zu: ‚Haben Sie diese Aufsätze verfasst und die Bilder dazu angefertigt? Hier unten steht: Paul Wolff, Bischheim.‘ ‚Ja, Herr Direktor.‘ ‚Schön, sehr schön, ich freue mich, wenn meine Primaner sich mit den Wundern der Natur befassen, statt mit Mädchen in den Wald zu gehen oder in der Kneipe Bier zu trinken. Sie werden die Abiturientenrede halten, das Thema stelle ich Ihnen frei.‘ Schmetterlinge fing ich in dieser Zeit keine mehr, dafür aber – Mädchen. Ich ging mit ihnen – mit einer weißen Piqué-Weste angetan und mit geradem Scheitel, auf dem ein funkelnagelneuer Strohhut saß – im Wald spazieren. Unser Direktor hat mich nie gesehen oder auch nicht sehen wollen; er hat ein Auge zugeedrückt. Ich machte Abitur, hielt die Abschlussrede, ‚Goethe als Naturforscher‘, nahm dankbaren Herzens Abschied vom Gymnasium und kehrte nach Hause zurück, zu meinen Apparaten, zu meinen Schmetterlingen.

Ich studierte Medizin in Straßburg, später in München. Die Kliniken Straßburgs lagen inmitten eines großen Hospitalterrains am Rande der Altstadt, über deren spitzgiebeligen, altertümlichen Häusern und Häuschen das Wahrzeichen der Stadt, das Straßburger Münster, stand. Es wuchs mir immer mehr ans Herz. Ich sah es in den frühen Morgenstunden, wenn ich zur Anatomie ging, und am Abend, wenn ich aus dem Mikroskopierkurs kam, oft brennend rot von der abendlichen Sonne getroffen, in seinem aus rotem Vogesensandstein gebauten feinen Filigran in den verdämmernden Himmel ragen. Ich machte mein Physikum, ich bestand mein Staatsexamen, ich wurde vom mündlichen Doktorexamen befreit, eines Tages hatte ich den Dokortitel 1914. Die Jugend war vorbei. Ich wurde Praktikant in der medizinischen Klinik. Viel freie Zeit hatte ich nun nicht mehr, aber die wenigen Mußstunden benutzte ich, um mich in allen Kopiertechniken nach meinen Negativen zu vervollkommen. [...] Mit meiner 13 × 18-Kamera machte ich viele Aufnahmen im alten Straßburg und in den Vogesen, lernte meine Aufnahmen mit der Spiegelreflexkamera auf Brom-Silber-Papier vergrößern, das damals immer beliebter

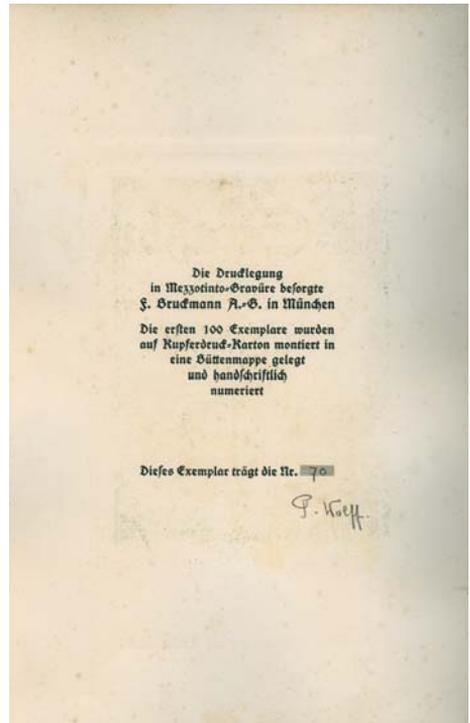
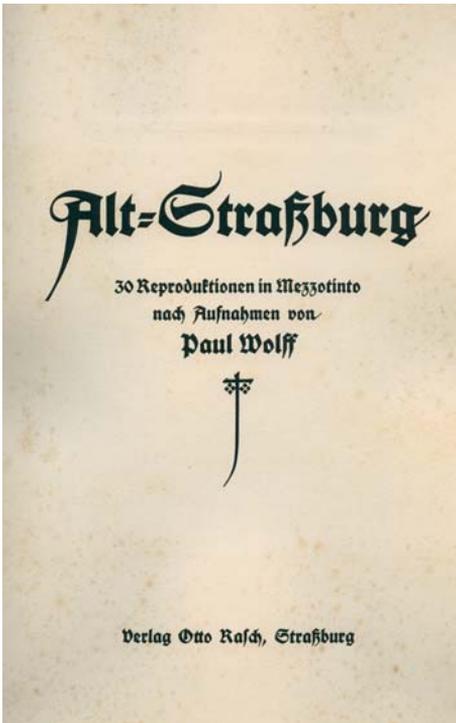




wurde. Ich hatte mich von meinem kleinen hochglanzpolierten Kästchen emporgearbeitet zum Photographen, dem kein Gebiet mehr fremd war. In dieser Zeit erhielt ich die Berechtigung, eine Assistenzarztstelle zu übernehmen, und ich kam in der medizinischen Poliklinik zu Professor Erich Mayer, dort war ich ungefähr ein Jahr, als der Erste Weltkrieg ausbrach. Auch ich wurde eingezogen und zunächst wie ein gemeiner Soldat mit Knobelbechern an den Füßen in den Straßburger Kasematten ausgebildet, bis mich mein Chef, der die Leitung eines Lazarets für innere Krankheiten leitete, dorthin berief. Man schickte mich in den Graben bei St. Quentin. Das war im Jahr 1916. Für meine photographischen Passionen nahm ich eine kleine Ica Bébé 4,5 × 6 mit ins Feld. Nicht gerne erzähle ich vom Krieg. Grausiges könnte ich berichten, denn ein Arzt erlebt den Krieg anders als der Soldat. Es genügt zu sagen, dass ich versuchte, meine Pflicht und Gutes zu tun an Freund und Feind. In Frankreich hatte ich so gut wie gar nicht photographiert: wozu auch Trümmer und Grausen im Bilde festhalten? [...]



Der Krieg war verloren. Als ich mich, von Berlin kommend, Straßburg mit der Bahn näherte, da schien es mir, als habe der Soldatenrat die rote Fahne der Revolution auch auf der höchsten Spitze des Münsters gehisst. Auf dem Bahnhofplatz begegneten mir die ersten französischen Soldaten und auf der Spitze des Münsters flatterte die Trikolore vor dem wolkigen Himmel. Ich wusste, ich würde eines Tages meine Heimat, in der ich geboren und glücklich gewesen war, verlieren. Als Deutscher durfte ich nicht mehr praktizieren. Womit sollte ich mir meinen Lebensunterhalt jetzt verdienen? Im Schmerz des nahenden Abschieds von diesem schönen Land photographierte ich, photographierte das elsässische Volk in seinen schönen Trachten, die Mädchen im geschnürten Mieder und schwarzseidenen Schlupfkappen – kurz, ich photographierte alles. Die geliebte Stadt Straßburg hatte ich bereits systematisch durchphotographiert, genau wie das schöne Bergland der Vogesen. Die Negative lagen da und warteten auf ihre Verwendung.

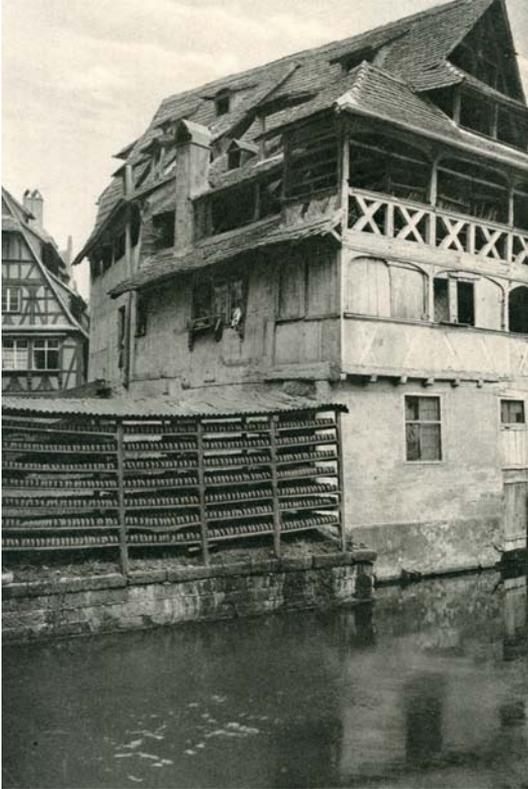






Ich fand einen elsässischen Verleger, der meine Situation als Deutscher nicht ausnutzte. Ich gab ihm die Negative und auf nicht ganz korrekten Umwegen wurden daraus in den graphischen Kunstanstalten F. Bruckmann AG in München in bestem Kupfertiefdruck drei Bücher gedruckt: *Le vieux Strasbourg I*, *Le vieux Strasbourg II*, *Les Vosges*. Erst im November 1919 wurde ich ausgewiesen. [...]

In Karlsruhe ging ich zur Bank und verlangte mein Geld, das ich in französischen Franken hatte herüberbringen lassen. Der Schalterbeamte brachte mir ein Bündel deutschen Geldes, das kaum noch Kaufkraft besaß. Aus war es mit meinen Träumen von Ross und Wagen! Wie so viele Familienväter im niedergebrochenen Deutschland war ich arbeitslos. Zur Not hätte ich eine Praxis eröffnen können; doch ich hatte kein Geld, um mir das notwendige Instrumentarium selbst der einfachsten Art anzuschaffen, geschweige denn die erforderlichen Räume zu mieten. Ich verzichtete und ging auf Arbeitssuche. Kreuz und quer reiste ich durch Deutschland und suchte, meine pho-



tographischen Kenntnisse an den Mann zu bringen. Dutzende von Ateliers besuchte ich. Es gelang mir nicht einmal, als Laborant in einer chemographischen Anstalt unterzukommen [...]“

In Frankfurt arbeitete Wolff schließlich zunächst als Laborant, Filmkopierer und Kinooperator in einer Werbefilmfirma, die Dokumentar- und Industriefilme herstellte. Nebenbei veröffentlichte er weitere Bildbände über Städte und Landschaften wie Heidelberg (1922) und die Vogesen (1924). Nach der Pleite seines bisherigen Arbeitgebers gründete Wolff 1924 eine eigene Firma (bis 1936 „Paul Wolff Verlag“, daneben seit 1926 „Wolff-Film, Film- und Photoaufnahmen“). Mit dem Unternehmen spezialisierte er sich bald auf Industrierwerbung und Buchillustration, wobei er sich mehr und mehr auf die Fotografie konzentrierte und den Film aufgab; außerdem betrieb er eine Bild- und zunächst auch Filmagentur (von 1933 bis 1936 unter der Firma „Dr. Paul Wolff & Co. Lichtbildvertrieb OHG“).

Wohl im Jahr 1927 stellte Wolff den Fotografen und gebürtigen Offenburger Alfred Tritschler (1905–1970), seinen späteren Kompagnon, in das rasch expandierende Unternehmen ein. Kurz zuvor hatte Wolff seine erste Leica bekommen, die damals erstmals auf der Leipziger Frühjahrmesse 1925 vorgestellt worden war. Insbesondere auf seinen Fotoreisen begann er, mit dieser handlichen Kleinbildkamera zu experimentieren, wodurch er bald zur „bewegten“, lebendigen Reportagefotografie im Gegensatz zur eher statischen Fotografie mit der starren und schweren Plattenkamera fand. Auch in der Industrie- und Architekturfotografie setzte er, neben der weiterhin von ihm genutzten klassischen Großformatkamera, ab 1927 die kompakte und dadurch dynamischer zu handhabende Leica ein. Sein erstmals 1934 erschienenes Buch „Meine Erfahrungen mit der Leica“ wurde zum Ratgeber für eine ganze Generation von Fotoamateuren.

In den 1930er Jahren war Wolff einer der berühmtesten und erfolgreichsten Fotografen in Deutschland. 1934 nahm er seinen bisherigen Mitarbeiter Alfred Tritschler als Teilhaber in sein Unternehmen auf, das künftig unter der Firma „Dr. Paul Wolff & Tritschler – Lichtbildvertrieb OHG“ (seit 1937) insbesondere auf dem Gebiet der Industrie- und Werbefotografie deutschlandweit führend war. Insgesamt beschäftigte der Betrieb rund 20 Mitarbeiter. Etwa ab 1936 traten auch nationalsozialistische Stellen und die Rüstungsindustrie mit Aufträgen an den prominenten Fotografen heran. Bereits im März 1936 erhielt die Firma vom Reichspropagandaministerium den Auftrag, Hitlers Auftritt in der Frankfurter Festhalle zu fotografieren. Durch Vorträge für das Reichspropagandaministerium unterrichtete Wolff ab 1937 zahlreiche Pressefotografen in ganz Deutschland im Umgang mit der Kleinbildkamera.

Bei den Märzangriffen 1944 brannte auch Wolffs Haus Nr. 5 mit Firma und Archiv in der Frankfurter Miquelallee aus. Gerechtet wurde lediglich das Kleinbild-Negativarchiv, das in einem Brauereikeller ausgelagert war. Spätestens ab Ende 1945 versuchte er, nach Frankfurt zurückzukehren, zumal er ab Frühjahr 1946 in städtischem Auftrag das zerstörte Frankfurt für Archivzwecke fotografisch dokumentieren sollte. Auch im Auftrag der amerikanischen Besatzungsmacht fotografierte er bald wieder deutsche Städte. Er konnte aber nicht mehr an seine früheren Erfolge anknüpfen. Nach längerer Krankheit starb er 1951 in einem Sachsenhausener Krankenhaus.

Nach dem Tod von Paul Wolff führte Alfred Tritschler die Firma erfolgreich weiter. Sein Neffe Robert Sommer übernahm die Firma als Alleininhaber. Er bereiste über neun Jahre hinweg



Deutschland und Europa und versorgte das Bildarchiv mit Aufnahmen. 1972 verlegte er das Unternehmen in seine Heimatstadt Offenburg. 1979 übernahm Thomas Sommer dieses bedeutende Bildarchiv von seinem Vater. Er führte das Historische Bildarchiv „Dr. Paul Wolff und Tritschler e. Kfm.“ erfolgreich weiter und übergab es zum 1. Januar 2018 an seinen Sohn Stephan Sommer. Bis heute steht der Senior seinem Sohn mit Rat und Tat zur Seite. Das Archiv umfasst einen Zeitraum von 1927 bis 1970 und hat einen Negativbestand von ca. 500000 Aufnahmen.⁴

Eine Ausstellung bei der Firma Leica Camera AG im neu eröffneten Ernst-Leitz-Museum in Wetzlar stellt ab dem 27. Juni 2019 bis zum 26. Januar 2020 den Fotografen Paul Wolff in einer großen Retrospektive umfassend vor. Erhältlich dazu ist auch der Band „Dr. Paul Wolff & Tritschler – Licht und Schatten, Fotografien 1920–1950“ in deutscher und englischer Ausgabe.⁵

Anmerkungen

- 1 Dr. Paul Wolff: Mein Weg als Photograph. Masch.schr. Mskpt. Im Archiv Dr. Wolff-Trischler, Offenburg.
- 2 Der Vater war Geheimer Baurat Emil Wolff.
- 3 Paul Wolff besuchte im Schuljahr 1906/1907 die Unterprima und 1907/1908 die Oberprima am Großherzoglichen Gymnasium in Lahr und bestand dort 1908 das Abitur.
- 4 Siehe auch: <https://drwolffundtritschler.de.tl/Bildarchiv.htm>
- 5 Koetzle, Hans-Michael (Hrsg.): „Dr. Paul Wolff und Tritschler – Licht und Schatten, Fotografien 1920–1950“, Festeinband, 464 Seiten, Heidelberg, Kehrer Verlag 2019.

Alle Aufnahmen aus dem Archiv: „Dr. Paul Wolff & Tritschler – Licht und Schatten, Fotografien 1920–1950“ in deutscher und englischer Ausgabe.

„Unser Anteil am Westen“

Straßburg, wie Wilhelm Hausenstein es sah

Johannes Werner

*Wie schön erschien mir Straßburg, verglichen mit Berlin!
Jeder Gang durch die Straßen war ein Genuß.*

Elly Heuß-Knapp, Ausblick vom Münsterturm.
Erlebtes aus dem Elsaß und dem Reich (1934)

Am Ende seines Lebens konnte Wilhelm Hausenstein, der 1882 in Hornberg geboren worden war, von sich sagen, er habe „seit Kindesbeinen von meiner schwabwäldischen Heimat her immer nach dem Elsaß auf die natürlichste und nächste Weise hinübergelebt“¹. Der Blick ging talabwärts, den Bächen und Flüssen nach, hin zum Rhein, ins Offene, Weite. Und nicht von ungefähr folgte dieser Blick dem Weg, den einst die Flößer genommen hatten, unter ihnen einer der Urgroßväter Hausensteins, der legendäre Johann Armbruster aus Wolfach.² Er folgte zugleich der alten Poststraße, die von jeher Wien mit Paris verband. – Dagegen hat Hausenstein „oft erzählt, wie die Hornberger Schulbuben zur nahegelegenen Staatsgrenze, nach Schramberg zu, hinaufstiegen und den jenseits vermuteten württembergischen Bundesbrüdern ins Blaue hinein Beschimpfungen zuriefen“³. Es war klar, wem die Sympathien galten, und wem nicht.

Vorspiel

Die erste Begegnung mit dem jenseitigen Nachbarland stand freilich unter keinem guten Stern, auch wenn sie vorerst nur eine musikalische war. Kaum dass der achtjährige Wilhelm in seiner neuen Schule, in Hornberg, Platz genommen hatte, ließ der strenge Lehrer ein Lied anstimmen, das der Neuling nicht kannte: „Zu Straßburg auf der Schanz“. Die erste Zeile hatte er ja verstanden, aber wie lautete die zweite? „Da ging ein Trauermann“? Oder „ein grauer Mann“? Oder „ein Trauerhahn“? Nein, die Lösung musste wohl heißen: „Da ging ein Trauer-

hans“. Das war es dann, was er voller Überzeugung sang, und was ihm den Zorn des Lehrers – und eine Prügelstrafe – zuzog. Nach den Regeln der Poetik war Hausenstein im Recht; erst spät sah er ein, „daß das Rührend-Ungefähr im Gleichklang der Endsilbe viel mehr zu sein vermag als das Genaue“⁴, und dass sich das Leid nicht ohne weiteres in schöne Reime fassen lässt, sondern sich ihnen verweigert.



Abb. 1:
Postkarte, 1908

Exkurs: Die Stadt im Lied

Das Lied, das unter dem Titel „Der Schweizer“ in „Des Knaben Wunderhorn“ überliefert ist, beginnt so:

*Zu Straßburg auf der Schanz
Da ging mein Trauren an,
Das Alphorn hört ich drüben wohl anstimmen,
Ins Vaterland muß ich hinüber schwimmen,
Das ging nicht an.⁵*

Der heimwehkranke Schweizer desertiert, wird ergriffen und erschossen.

218 Soldatenlieder

Auf fliegenden Blättern, Ende des 18. Jahrh.
Volksmel. aus dem Hessischen.

1. Zu Straßburg auf der Schanz, da ging mein Trau-ern an. Da
2. Ein Stund wohl in der Nacht habens mich ge-san-gen ge-bracht; sie
3. Früh morgens um zehn Uhr stellt man mich dem Re-gi-mente vor; da
4. Ihr Brü-der all-zu-mal, heut seht ihr mich zum letzen-mal. Unser
5. Ihr Brü-der al-le drei, ich bitt schießt all-zu-gleich! Ver-
6. O Him-mels-hö-ni-gin, nimm du mein Seel da-hin! Nimm
Mit Daumenschlag.

1. wollt ich den Franzo-sen de-ser-tiern vnd wollt es bei den Preußen pro-
2. führ-ten mich vorschaupt-manns Haus; o Gott, was soll wer-den dar-
3. soll ich bit-ten um Par-don und werd doch kriegen meinen
4. Kor-po-ral, der gittren-ge Mann, ist meines Todes Schuld dar-
5. schon mein junges Le-ben nicht, schießt, daß das ro-te Blut raus-
6. sie zu dir in Him-mel hin-ein, all-wo die lie-ben Eng-lein

1. biern ei, das ging nicht an, — ei, das ging nicht an.
2. aus! Mit mir ist's aus, — mit mir ist's aus!
3. Lohn, ei, das weiß ich schon, — ei, das weiß ich schon.
4. an, den klag ich an, — den klag ich an.
5. spricht, das bitt ich euch, — das bitt ich euch!
6. sein, und ver-giß nicht mein, — und ver-giß nicht mein.

94753

Abb. 2: Zupfgeigen-
hansl, 1926

Im „Zupfgeigenhansl“ findet sich eine ähnliche, aber vor allem darin abweichende Fassung, dass der Soldat nicht nur „den Franzosen desertiern“, sondern „es bei den Preußen probieren“⁶ will, womit sein Motiv vom Privaten fast ins Politische verschoben wird.

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt“ heißt ein anderes, ebenfalls bekanntes Lied, in dem es wiederum um einen Soldaten geht; seine Eltern versuchen vergeblich, ihn loszubitten – doch auch sein Schicksal ist besiegelt.⁷ Tomi Ungerer, der selber in Straßburg geboren wurde, hat es kongenial illustriert.⁸

Unterwegs am Oberrhein

An der Hand des Vaters machte der kleine Wilhelm seine ersten Schritte in die weitere Welt hinaus; mit ihm betrachtete und bewunderte er erst das Freiburger, dann das Basler und endlich das Straßburger Münster. „Wiederum wurde die Röte des Steins bemerkt; doch fuhr die Front noch steiler und freier in die Höhe, als die Stirnseiten in Freiburg und Basel es getan hatten; auch mutete diese dritte große Kirche schlanker und vornehmer an, obgleich der eine Turm, befremdend genug, hinter dem anderen, ausgewachsenen um Spitze und oberstes Schaftstück zurückgeblieben war. Die gesamte Aufmerksamkeit wurde dann der Rosette an der Fassade zugekehrt, im Innern dem roten Domhüter, der astronomischen Uhr, dem posauenden Engel des Gerichtspfeilers.“⁹ Bei aller Verschiedenheit stellten diese Bauten in ihrer Dreiheit eine Einheit dar, vor der die Grenzen verschwanden.

Im Zwielficht

Nicht mehr an der Hand des Vaters, sondern an der seiner Colmarer Freunde Jean und Berthe Kuntz kehrte Hausenstein im Jahre 1926 ins Elsass, und in dessen Hauptstadt, zurück. „O Straßburg, du wunderschöne Stadt. Sie ist nicht sauber. Sie ist ein wenig schmutzig, ein wenig, ja; nicht so blendend wie zur Zeit der Preußen, aber ziemlich eins mit sich! Sie stößt ein wenig ab, hat gerade heut besonders viel von ihrem verführerischen Doppelsinn, von ihrer faszinierenden Verdächtigkeit, ist behaglich und rührt tief ... Es war die eigentliche Hauptstadt meiner Jugend; es war die Großstadt mit dem Zauber der Sünde; es war die Ahnung von Paris.“¹⁰

Was auch immer den Autor zu dieser Bemerkung und Bewertung bewegt haben mag: sie stimmt aufs Überraschendste mit

einer anderen, anderthalb Jahrhunderte älteren überein, die Wilhelm Ludwig Wekhrlin anlässlich eines Besuchs in Karlsruhe niederschrieb. Diese Stadt sei, so fand er, „einer der angenehmsten und reizendsten Ruhepunkte des Lebens. Die Nachbarschaft Straßburgs hat eine gewisse Verflößung in die Manieren und in die Lebensart der Inwohner gebracht, welche sie von dem griesgrämigen und spießbürgerischen Charakter der übrigen Schwaben entfernt.“¹¹ (Wobei unter „Verflößung“ so etwas wie „Lockerung“ oder „Auflösung“ zu verstehen wäre, und die Karlsruher sich wohl nur ungern zu den „übrigen Schwaben“ rechnen ließen.) In Straßburg konnte man sich freier fühlen, freier atmen, auch einmal über die Stränge schlagen, wie die beiden Kinzigtäler Bauern, von denen Hansjakob berichtet hat; der eine weihte den anderen „in alle Sehenswürdigkeiten und Genüsse der Stadt ein, von der Münsterspitze bis hinab zur Champagnerflasche“, und so vergingen drei Tage „in Lust und Freude“, bis das Geld, das sie für ihr Holz erlöst hatten, durchgebracht war.¹²

Wie dem auch sei. Straßburg, das waren auch „die schönen Häuser und Paläste der französischen Zeit; (...) Reflexe aus dem Paris des zweiten Kaiserreichs – Reflexe an hohen weißen Häusern mit langhinlaufenden Balkongittern; diese Häuser könnten von Daumier gezeichnet sein. Dann stehen da unerfreuliche Bauten aus der Zeit der Gründer und aus der wilhelminischen Zeit; sie stehen fremd ...“¹³ Doch dann stieg der Autor hinauf auf die Plattform des unvollendeten Münsterturms und blickte hinab: „Drunten geht der Ozean der Dächer hoch, unter denen so deutsche wie französische Leben gestorben sind. Der Ozean schlägt Wellen zum Münster herauf, kantige Wellen mit phantastischen Kämmen, graue Wellen, erdfarbene, falbrote, furchtbar steile; in den Wellen sind Fensterluken, eine ob der anderen, jede schwarz und leer. (...) Unten nachher ist die Stadt leicht, beweglich, genußsüchtig, gemütlich und ein wenig verdorben. Der Fürst der Welt am Münstertor hält grinsend den Apfel, und Frau Welt neben ihm lüftet überm Busen anzüglich die gotische Robe und grinst wie er; sie verstehen einander.“¹⁴

Exkurs: Ecclesia und Synagoge

Wieder unten angekommen, suchte Hausenstein am Südportal des Münsters ein Kunstwerk auf, das ihm offenbar mehr als alle anderen bedeutete; und das er anders deutete als es bisher üblich war. „Die Figur der „Synagoge“ ist schöner als „Ecclesia“. Schöner ist die noble und geschmeidige Schlankheit der ersten mit dem dreimal gebrochenen Speer, mit den verbundenen Augen, deren Lider die steinerne Binde ein wenig aufwöl-



Abb. 3:
Postkarte, o. D.

ben; mit der erdwärts geneigten Beschämung und mit der Hand, die haltsuchend hinter sich greift; schöner ist sie als der rechtgläubige Stand der Ecclesia, die gedrungen verharrt, die das harte Gesicht reckt, die das Wahre weiß, die auf das unzerbrechliche Kreuz gestützt ist; o ja, sie hat recht, Ecclesia, wie niemals jemand recht gehabt hat ...“¹⁵ Der Betrachter kehrte die bisherige Deutung um, die in den beiden Figuren nur den Triumph des Christentums über das Judentum gesehen hatte; auch ihr unbekannter Schöpfer wird sie so gesehen haben, aber unter seiner Hand wandten sie sich gewissermaßen gegen

ihn. Vielleicht hatte Hausenstein ein besonderes Gespür für die den beiden Figuren innewohnende Dramatik, gar Tragik, weil er mit einer Frau aus alter jüdischer Familie verheiratet war. (Der 9. November 1938 war nicht mehr so fern; an diesem Tag hätte, wie Reinhold Schneider schrieb, „die Kirche schwes-terlich neben der Synagoge erscheinen müssen. Es ist entscheidend, dass das nicht geschah.“¹⁶)

Hausenstein war freilich nicht der erste, der die Figuren so sah. Ihm war der 1883 in Colmar geborene, in Straßburg aufgewachsene und hier beheimatete Dichter Ernst Stadler mit einem langen Gedicht vorangegangen, das den Abschluss seiner legendären, 1914 erstmals erschienenen Sammlung „Der Aufbruch“ bildet und in dem der mittelalterliche Meister selber spricht. Zwar hat er, wie er sagt, die Siegerin mit Kelch, Kreuz und Krone ausgezeichnet: „Aber meine Seele, Schönheit ferner Kindertage und mein tief verstecktes Leben / Hab ich der Besiegten, der Verstoßenen gegeben.“¹⁷

Mit Hausenstein und Stadler stimmte der Kunsthistoriker Hans Weigert völlig überein, wenn er schrieb, der Straßburger Meister verzichte darauf, die Synagoge verächtlich zu machen. „Er gibt ihr dieselbe, ja man möchte meinen, eine größere Schönheit als der Ekklesia. Ritterlicher Geist spricht aus dieser Ehrung des Feindes, die den Sieger selber ehrt.“¹⁸

Hin und Her

Weigerts Worte wurden 1927 geschrieben und – erstaunlicherweise – 1942, in der dritten Auflage des Buches, unverändert wiederholt. Damals, 1927, war das Elsass noch französisch gewesen, war es nun aber nicht mehr. „Nun hat der Führer auch Straßburg für alle Zeiten mit dem Großdeutschen Reiche verbunden.“¹⁹ Nein, nicht für alle Zeiten, wie man weiß; Weigert täuschte sich ebenso sehr wie sein großer Vorgänger Georg Dehio, der 1922 darüber geklagt hatte, „daß wir das vollkommenste Bauwerk aus dem schönsten Jahrhundert unserer mittelalterlichen Kunst nicht nur nicht mehr besitzen, sondern auch nicht einmal es sehen dürfen. Für die nächste Generation wird das Straßburger Münster den Deutschen eine bloße Sage sein.“²⁰ In diesen Zitaten spiegelt sich das Schicksal der Stadt, die während eines Menschenalters viermal die nationale Seite wechseln musste.

Es war das Schicksal auch der Menschen; so etwa das von René Beeh, dem 1886 in Straßburg geborenen, in den Krieg gezwungenen, 1922 in München allzu früh verstorbenen Maler. Er war, so Hausenstein, „der rechte alemannische Elsäs-

ser, wie er von elsässischen Klapperstörchen gebracht wird; ganz deutsch und daher (auf dialektischen Wegen der Konstitution) ganz und gar gaulois ...“²¹ Hausensteins Nachruf trägt die „Widmung an J.K.“²², also wohl an Jean Kuntz, den Freund aus Colmar, jenen K., an den die meisten Briefe Beehs, soweit sie in diesem Gedenkbuch abgedruckt sind, gerichtet waren; an den Freund aus dem „heimatlichen Elsaß (...), der von Anfang an und zuerst an ihn geglaubt hatte“²³ und der nach München kam, nachdem man den Sarg des Malers schon längst „in eine Grube des Cimetière Sainte-Hélène zu Straßburg vor der Schanz‘ versenkt“²⁴ hatte.



Abb. 4:
Postkarte, 1942

Auf dem Cimetière Saint-Louis im Stadtteil Robertsau liegt noch einer, dem der deutsch-französische Konflikt zum Schicksal geworden, ja der an ihm, ebenfalls allzu früh, sogar gestorben ist: jener Ernst Stadler, der 1914 in Zaandvoorde bei Ypern fiel.²⁵ Straßburg blieb zwar eine wunderschöne Stadt, doch „darinnen liegt begraben so mannicher Soldat“²⁶.

Nachklang

Im Jahre 1929 reiste Hausenstein nach Paris – über Straßburg. „Ich steige nicht aus. Ich weiß zu sehr, daß Straßburg glanzlos geworden ist; was auch falsch gemacht worden ist von dem fernem, viel zu fernem Berlin her, Straßburg war ehemals heller, blanker als jetzt, nicht so sehr Provinz, sondern in eigentümlicher Weise Hauptstadt.“²⁷ Aber 1936 fuhr er nochmals ins Elsass, wo ihm Albert Schweitzer in der Dorfkirche von Günsbach auf der Orgel vorspielte, wobei er sagte: „d’Müre müent mit-schwinge“²⁸; und 1940 zum vorerst letzten Mal. Denn da zogen am politischen Himmel schon wieder neue Wolken auf.

Als sie sich nach 1945 wieder verzogen, lag Europa, lagen zumal Deutschland und Frankreich in Trümmern. Dass die beiden Nationen wieder zueinander fanden, war vor allem das Verdienst von Wilhelm Hausenstein, der von 1950 bis 1955 in Paris als Generalkonsul, Geschäftsträger und Botschafter amtierte. Im Nachhinein konnte er „bekennen, daß mir eine Begegnung Deutschlands mit Frankreich gerade von meinem Standort her je und je selbstverständlich gewesen ist und daß ich als geborener Badener wohl eine natürliche Möglichkeit, ja eine leichte Hand dazu mitbrachte, diese Begegnung verwirklichen zu helfen.“²⁹ Für einen Badener, und zumal für einen Hornberger, war der Weg nicht weit. „Wie oft bin ich über den Rhein gefahren, von Straßburg her und wieder hinaus über Straßburg.“³⁰ Die Stadt war ein Tor, ja mehr: sie war „unser Anteil am Westen“³¹.

Anmerkungen

- 1 Hausenstein, Wilhelm: Pariser Erinnerungen. Aus fünf Jahren diplomatischen Dienstes. 1950–1955, 3. Aufl. München 1961, 224.
- 2 Vgl. Werner, Johannes: Was Johann Armbruster, Schiffer in Wolfach, von 1807 bis 1853 in sein Notizbuch schrieb. In: Die Ortenau 80 (2000), 433–454.
- 3 W.E. Süskind (Hrsg.), Vorwort zu: Hausenstein, Wilhelm: Licht unter dem Horizont. Tagebücher von 1942 bis 1946, München 1967, 7–24; hier 14.
- 4 Armbruster, Johann (d. i. Wilhelm Hausenstein): Lux Perpetua. Geschichte einer deutschen Jugend aus des neunzehnten Jahrhunderts Ende, Freiburg/München 1952, 129f.; die gesamte Episode 123–133.

- 5 v. Arnim, L. Achim/Brentano, Clemens: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. Bd. 1. 2. Aufl., Heidelberg 1819, 145–146; hier 145 (Neudruck Meersburg 1928).
- 6 Breuer, Hans (Hrsg.): Der Zupfgeigenhansl. 28. Aufl. Leipzig 1926, 218; vgl. auch Kredel, Fritz: Wer will unter die Soldaten. Deutsche Soldatenlieder mit farbigen Bildern, Wiesbaden o.J. [1934], 13 f.
- 7 Breuer 217. – Wie Wilhelm Liebknecht berichtete, hat Karl Marx dieses Lied, „das sich außerordentlicher Beliebtheit erfreute“, bei Ausflügen mit seiner Familie gerne angestimmt; vgl. Marx, Karl/Engels, Friedrich: Über Kunst und Literatur, Bd. 1, Berlin 1967, 21. – Zur Überlieferung beider Lieder vgl. Steinitz, Wolfgang: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. 1, Berlin 1955, 483–485 bzw. 420 f.
- 8 Vgl. Diekmann, Anne (Hrsg.): Das große Liederbuch. 204 deutsche Volks- und Kinderlieder, Zürich 1975, 202 f.
- 9 W.H., Lux Perpetua 109 f.
- 10 Hausenstein, Wilhelm: Reise in Südfrankreich, Crimmitschau 1927, 7. – Das unvergleichliche Kapitel „Herbst im Elsaß“, dem dieses Zitat entnommen ist, neuerdings wieder in: Jakob, Dieter/Werner, Johannes (Hrsg.), Wilhelm-Hausenstein-Lesebuch, München 2013, 53–61; dort auch weitere der im Folgenden zitierten Texte.
- 11 Anselmus Rabiosus (d. i. Wilhelm Ludwig Wekhrlin): Reise durch Oberdeutschland, Leipzig/Weimar 1988, 89; zuerst 1778.
- 12 Hansjakob, Heinrich: Der Wendel auf der Schanz. In: H.H.: Schneeballen. Erste Reihe, Stuttgart 1910, 81–123; hier 94.
- 13 W.H., Reise in Südfrankreich 8.
- 14 Ebd. 9 f.
- 15 Ebd. 10.
- 16 Schneider, Reinhold: Verhüllter Tag, 4. Aufl. Köln/Olten 1956, 155.
- 17 Stadler, Ernst: Der Aufbruch. Gedichte. 2. Aufl. München 1920, 81. – Den Titel des Gedichts bildet eine obskure lateinische Inschrift, wonach Savina, die Tochter des Baumeisters Erwin von Steinbach, die Bildwerke des Südportals geschaffen haben soll.
- 18 Hamann, Richard/Weigert, Hans: Das Straßburger Münster und seine Bildwerke, 3. Aufl. Berlin 1942, 44. – Auch einem anderen Autor aus der Ortenau missfiel die „verstiegene Haltung der Ecclesia, die sich anmaßend auf das doch recht schön und bequem gewordene Kreuz stützt“ (Fendrich, Anton: Land meiner Seele. 3. Aufl. Baden-Baden 1950, 63). Und hochmütig erhebt sie den Kelch, während ihrem demütigen, vielmehr gedemütigten Gegenbild die Gesetzestafeln entgleiten.
- 19 Ebd. 5.
- 20 Dehio, Georg: Das Straßburger Münster, München 1922, 6 (über Ecclesia und Synagoge 29 f.).
- 21 Hausenstein, Wilhelm: René Bech. Zeichnungen, Briefe, Bilder, München 1922, 3.
- 22 Ebd. 1.
- 23 Ebd.
- 24 Ebd. – Vgl. Seewald, Richard: Die Zeit befiehlt, wir sind ihr untertan. Lebenserinnerungen, Freiburg/Basel/Wien 1977, 97–100.
- 25 Vgl. Werner, Johannes: „Nichts erinnert an die Bedeutung“. Ernst Stadlers Grab in Straßburg. In: allmende 100 (2017), 117–118.
- 26 Breuer 217.
- 27 Hausenstein, Wilhelm: Europäische Hauptstädte, Erlenbach-Zürich/Leipzig 1932, 80.
- 28 Hausenstein, Wilhelm: Ausgewählte Briefe. 1904–1957. Hrsg. von Hellmuth H. Rennert, Oldenburg 1999, 134.
- 29 W.H., Pariser Erinnerungen 10. – Vgl. auch Werner, Johannes: Wilhelm Hausenstein. Ein Lebenslauf, München 2005, 142–164.
- 30 Hausenstein, Wilhelm: Wanderungen auf den Spuren der Zeiten, Frankfurt a. M. 1935, 26.
- 31 W.H., Europäische Hauptstädte 80.

Elsass – Straßburg – Triberg in Vergangenheit und Gegenwart

Handel – Kriege – Wallfahrt – Tourismus*

Karl Volk

Geschichtsquellen und gegensätzliche Situation beider Städte und Landschaften

Die Geschichtsquellen mit Aussagen zu den Beziehungen zwischen Triberg, Straßburg und dem Elsass sind in den Archiven unter sehr verschiedenen Registern festgehalten, auch wo man sie nicht erwartet. So sei gleich zu Beginn zugegeben, dass sich unter weiteren unvermuteten Titeln noch Hinweise verstecken könnten. Dennoch versetzen die gefundenen, oft sehr knappen Angaben den Forscher in die Lage, ein Mosaik zustande zu bringen, das eine Vorstellung von den Beziehungen beider Städte und ihres Umlandes ermöglicht. Alles andere wäre verwunderlich, da doch vom Elsass Wein in die Schweiz, nach Belgien und England exportiert wurde,¹ wenn seine Metropole Straßburg, mit 25000 Einwohnern, mittelalterlichen Maßstäben zufolge eine Großstadt, dazu Bischofsstadt und Warenumschlagplatz, ihre Handwerker und Kaufleute keine wirtschaftlichen Beziehungen zum Umland bis Triberg unterhalten haben sollten. Wo Handel getrieben wurde, herrschte Wohlstand, das war in aller Geschichte so, daher war auch der Wochen- und Jahrmarkt der Stadt und Herrschaft Triberg ein begehrtes Privileg für die Untertanen, für die Fernhändler die Grundlage, ihre Waren hier anbieten zu dürfen.

Doch vor dem Einstieg in die Akten einige kurze allgemeine Bemerkungen zur unterschiedlichen Situation beider Städte und ihres Umlandes. Ernüchtern muss die Feststellung: in unseren Akten fehlt jeglicher Hinweis auf den Einfluss der hohen Geistigkeit Straßburgs auf Triberg. Nicht einmal handwerkliche Techniken, das Gerben zum Beispiel, sind erkennbar aus Straßburg übernommen worden. Zu ungleich waren die beiden Städte. Die römische Gründung, mit ursprünglichem Namen „Argentoratum“, knapp tausend Jahre freie Reichsstadt des mittelalterlichen Reiches in der Rheinebene, mit altem Patriziat, mit einer fleißigen, gewerbetreibenden Einwohnerschaft, gesegnet mit den besten Voraussetzungen für eine blühende Wirtschaft, an Fernstraßen zu Wasser und

* Die Arbeit wurde als Vortrag konzipiert. Die Vortragform wurde weitgehend beibehalten.

zu Land gelegen, mit einem fruchtbaren Umland, mit Getreide und Wein in Fülle, nach Köln die größte Stadt des Reichs, die Stadt der Gotik, der Mystik, des Humanismus, des frühen Buchdrucks, die Stadt berühmter Namen: Erwin von Steinbach, der Erbauer des Münsters, die Mystiker Johannes Tauler, Meister Eckart und Geiler von Kaysersberg, Erasmus von Rotterdam lebte hier eine Zeitlang, Satiriker wie Johann Fischart (Verfasser eines gereimten Eulenspiegels) und Sebastian Brant (Verfasser des „Narrenschiffs“). Die Äbtissin Herrad von Landsberg schrieb ihren wundervollen „Hortus deliciarum“, den Garten der Wonnen, Gottfried von Straßburg dichtete „Tristan und Isolde“. Beide besingen sie die Schönheit der diesseitigen Welt, insbesondere Gottfried die Schönheit und die Macht der Liebe. Zwei große Geister aus dem Kreis der Humanisten müssen noch genannt werden: Jakob Wimpfeling, der Historiker, der seinen Elsässern beweisen wollte, dass das Elsass seit Caesars Zeiten immer deutsch war, und Beatus Rhenanus, der Freund des Erasmus und Herausgeber der Werke des römischen Geschichtsschreibers Tacitus, Besitzer einer großen Bibliothek.

Hingegen vor diesem gewaltigen Hintergrund der europäischen Kultur- und Geistesgeschichte – Triberg: ein Ackerbürgerstädtchen mit kaum tausend Einwohnern in topographisch schwierigstem Gelände, die Menschen damit beschäftigt, der Natur das Nötigste zum Lebensunterhalt abzurufen – die Mauern an der Riffhalde, da reden die Steine von der Not – ohne Stadtadel, ohne Intellektuellenschicht, ohne Gilden und Zünfte, eine gewerbetreibende und bäuerliche, immer wieder von Bränden heimgesuchte Stadt. Hier Armut und Enge, dort Wohlstand und Weite. Die Schwarzwaldlandschaft, selbst das Wasserfallgebiet, vor der Romantik eher abstoßend als anziehend, unbrauchbares Gelände unter damaligen Gesichtspunkten. Die einzigen, die mit dem „Geist“ hätten in Verbindung stehen können, wären die Pfarrer und Obervögte gewesen. Rechtschaffene Männer, gewiss, deren sich die Nachwelt mit Stolz erinnern darf, aber einen dominierenden Geist, der über Triberg hinaus gewirkt hätte – außer Lazarus von Schwendi (1522–1583) und Jakobus Jonas (1500–1558), sucht man vergebens. Und von diesen können wir nicht einmal einen Aufenthalt in Triberg nachweisen. Beide spielten sie am Kaiserhof eine große Rolle, Schwendi als Feldherr und späterer Friedensdenker, der sich mit der Stiftung des Spitals in Triberg ein Denkmal gesetzt hat, Jonas als kaiserlicher Vizekanzler, der sich wie Schwendi um den konfessionellen Frieden im Reich bemühte.

Ensisheim, Sitz der österreichischen Regierung für Sundgau und Breisgau

Bevor Freiburg 1651 vorderösterreichische Landeshauptstadt wurde, war dies (nach dem Tod Erzherzog Albrechts) ab 1463 Ensisheim im Elsass, also knapp 200 Jahre lang. Aus dieser Zeit ist die Aktenlage sehr dünn. Beide Regierungsstädte waren ihrerseits dem habsburgischen Innsbruck unterstellt. Von Ensisheim aus wurden das Elsass und der Breisgau, zu dem Triberg gehörte, regiert. Die günstigen Verkehrsverhältnisse und alter habsburgischer Besitz mögen den Ausschlag für die Wahl des sonst unbedeutenden Ortes zum Verwaltungssitz gegeben haben. Die Römerstraße führte von der Burgundischen Pforte nach Colmar, Breisach und Thann. Die Frage, ob die Regierungsstelle in Ensisheim, zu der gewiss die gleichen intensiven, offiziellen Kontakte wie später zu der in Freiburg bestanden, auch Spuren auf wirtschaftlichem Gebiet in Triberg hinterließ, ist schwer zu beantworten. Einzige bekannte, allerdings höchst bedeutsame Tatsache ist, dass Ensisheim „eine katholische Bastion in der Zeit der Gegenreformation“² war, also das religiöse Leben in der Schwarzwaldstadt bestimmte und mithin auch die Voraussetzung für das Wallfahrtswesen schuf. Doch Akten liegen darüber nicht vor.

Wirtschaft und Handel

Die intensivsten und längsten Verbindungen zwischen Straßburg und Triberg stiftete der Handel. Zu Tage treten wird, dass die Stadt Straßburg das in sagenhaften Mengen benötigte Rohmaterial für die Ernährung ihrer Einwohner und für ihre Industrie auch aus dem Schwarzwald aufkaufen musste; überschüssige Produkte der Landwirtschaft wanderten auf den Markt – die Märkte – in Straßburg. Andererseits aber konnte diese Stadt auch eine weite Umgebung mit verfeinerten Waren bedienen, die dort nicht herzustellen waren. Allein deshalb waren die Stadt-Landbeziehungen eine Selbstverständlichkeit. Die Handelsverbindungen spielten sich immer auf privater Basis ab. Es gibt keine Verträge, die zwischen Vertretern beider Städte abgeschlossen wurden. Wir werden deshalb sehr viele Einzelpersonen kennenlernen. „Kleine Leute“, Namenlose, die nie ins Licht der Geschichte aufgestiegen sind, erhalten ein Gesicht, eine Stimme. Sie und ihren Alltag wählt die Mikrohistorie von heute zum Gegenstand ihrer Forschung und würdigt sie in ihrer wahren Bedeutung. Dabei ist es unumgänglich, dass wir uns auf Anekdotisches stützen müssen, also auf Ge-

schichten aus der Geschichte. Dies zu unserer Methode im wissenschaftlichen Umgang mit den Quellen.³

Die Einführung eines „ewigen Wochenmarktes“ wurde Triberg 1481 von Erzherzog Sigmund gewährt. Jeder Samstag sollte Markttag sein. Beschränkungen kannte die Urkunde nicht, „Alle Freiheiten und Gnaden“ wie in anderen Städten durften wahrgenommen werden. Sigmund empfahl sie dem „Obristen Hauptmann und Landvogt in (sic!) Elsas“, Wilhelm von Rappoldstein bei Ribeauvillé und seinen Nachfolgern. Die Triberger sollten von den Freiheiten selbstbewusst Gebrauch machen. Verbindungen zum Elsass schon hier, wenn auch für uns nicht erkennbar, wie intensiv sie sich gestalteten.⁴ 1655 schränkten strenge Bestimmungen die Freiheit ein.⁵ Jeder Handel, der nicht über den Wochenmarkt lief, war verboten. Das galt auch für das Mahlen des Getreides, gemahlen werden durfte nur in der Bannmühle in Triberg, unterhalb der heutigen Sparkasse. In angrenzende Gebiete durften keine Waren und kein Vieh verkauft werden. Diese Anordnung der Regierung wurde von den Untertanen kaum zur Kenntnis genommen, schon gar nicht eingehalten.

Der Zoller konnte nicht verhindern, dass Vieh „ins Schweitzerlandt, Elsas, Preisgaw und Würtenberg und andere orth“⁶ verkauft wurden, zumal es in Neukirch, Gütenbach, Rohrbach, Schonach und Gremmelsbach keine Zollstationen gab (28. Juni 1688)⁶, „Bürgermeister, Gericht und die gantze Bürgerschaft“⁷ machten die Obrigkeit darauf aufmerksam (16. Dezember 1655). Nicht einmal der dritte Teil der Untertanen kümmerte sich darum, verkaufte heimlich die Waren in den Häusern oder führte sie nach Straßburg oder nach Württemberg aus. Die Bauern beriefen sich sogar auf das neue Urbar, das solche Einschränkungen nicht kenne. Die Vertreter der Stadt sahen sich veranlasst, die Obrigkeit um ihr Einschreiten zu bitten, denn so entgingen der Stadt die Einkünfte durch Umgeld (Steuer) und Zoll. Außerdem: was auswärts verzehrt wurde, fehlte in der Herrschaft Triberg.

Also kein privater Verkauf mehr zwischen Anbietern und Kunden, kein Verkauf außerhalb der Herrschaft Triberg, stattdessen sollte wie bisher der gesamte Handel über den Wochenmarkt abgewickelt werden.

Um die Übertretungen für die Regierungsstelle in Freiburg mit Namen belegen zu können, wurden vom Amt Triberg (1655) sporadisch 28 Bauern und „Fürkäufer“ (= Aufkäufer) aus den Vogteien Rohrhardsberg, Schönwald, Nußbach und Gremmelsbach über ihr Geschäftsgebaren vernommen. Eine der Fragen war, wohin sie ihre Waren ausführten: bei Weitem die

meisten gingen nach Straßburg, ohne dass sie die Empfänger dort nannten, nämlich acht, nur Jacob Werle gibt die „Herrn Carthäusern“ in Molsheim an. Nach Haslach lieferten vier ihre Ware und nach Freiburg drei. Ihre Angebote waren ausnahmslos: Butter und Käse, kein Großvieh. Einige fügten, ohne dass diese Frage gestellt worden wäre, ausdrücklich hinzu, keineswegs bewusst etwas Unerlaubtes getan zu haben. Selbst Vogt Kaltenbach von Furtwangen war der Meinung, der Markt sei frei, und jeder dürfe ausführen, was und wohin er wolle.⁸

Von einer tragischen Episode über ein gescheitertes Experiment, Käse zu produzieren, ist um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu berichten. Zwar nicht mehr auf Triberger Gemarkung, aber nicht weit von seiner Grenze auf der „Kappele“ stellten die Brüder Matthias und Martin Kaltenbach einen Hartkäse her und verkauften ihn nach Straßburg und in die Schweiz. Was sie dort Neues kennenlernten, wandten sie in der eigenen Käseherstellung an. Zum entscheidenden Durchbruch schien ihnen ein Spezialist zu verhelfen, der ihnen statt der Viereck- die Räderform empfahl. Sie verarbeiteten die Milch eines ganzen Jahres, auch von Nachbarhöfen, und transportierten die Räder nach Straßburg, um dort mit Entsetzen festzustellen, dass die Käselaipe im Innern faul waren: für die Hofbesitzer eine Fehlinvestition, die Katastrophe. Das Vertrauen war allseits dahin. Verkauf des Hofes und Auswanderung nach Amerika waren die Folge. Doch in der Neuen Welt fanden sie nicht das erhoffte Glück und endeten in maßlosem Heimweh.⁹

Über die Getreideausfuhr vom Schwarzwald ins Elsass sind keine Akten zu finden. Getreide konnte von Triberg aus wohl auch deshalb nicht ausgeführt werden, weil dem raues Klima und karge Ernten entgegenstanden. Holz wäre zur Genüge vorhanden gewesen, vorübergehende Bemühungen der Kinzigtäler Flößer¹⁰ führten jedoch nicht zum Erfolg. Die Gutach zwischen Triberg und Hornberg floßbar zu machen, wäre eine zu große Strapaze gewesen. Alle Aktennotizen über den Viehhandel mit Straßburg fanden nur deshalb Eingang in die Bücher, weil irgendwelche Unregelmäßigkeiten, zum Beispiel nicht erfolgte Bezahlung vorkamen. So bewahren die „Archives de la Ville de Strasbourg“¹¹ ein kurzes aufschlussreiches Schreiben (ohne Jahresangabe) auf. „Sebastian Cuner von Nußbach im Ampt Triberg“ an den Rat der Stadt Straßburg: 400 Stück Vieh hat er schon der Stadt zugetrieben und verkaufte auf seiner Tour erst vor drei Tagen wieder drei Stück. Wie oft er in Straßburg war, lässt er offen. Dabei hatte er dort viele Metzger kennengelernt, vier nannte er mit Namen. Dieses Mal hatte er offensichtlich Schwierigkeiten mit dem Zoll, 52 Viertel (Sester) Weizen und

50 Viertel Bohnen nach Triberg zu bringen. Dabei habe er sich „jederzeit willfährig“ erwiesen. Er hoffte auf „gnädige Willfährung“ und bat, ihm zu gestatten, Weizen und Bohnen durch die Stadt und weiter nach Triberg zu führen. Das Entgegenkommen wolle er dankbar rühmen und werde seine Dienste gehorsam anerbieten. Die Antwort der Stadt ist nicht erhalten.

Ein Aspekt, der bei der Ausfuhr von Waren oder Vieh nicht ganz außer Acht gelassen werden sollte, darf noch erwähnt werden. Auf dem Weg nach Straßburg durch das „Kinzingertal“, wie es damals hieß, mussten das Vieh und die Waren verzollt werden. Zollstation war Hausach. Der Zoll – selbst für das Stück Großvieh – war gering, ein paar Kreuzer; die Strafe bei versuchter Umgehung, schon bei Verdacht aber war drakonisch. Der Betrüger riskierte seine gesamte Ware. Aus Unwissenheit tappte 1798 der Gremmelsbacher Martin Haberstroh, es dürfte der Steinbisbauer gewesen sein, in die Falle, und Obervogt Karl Theodor Huber musste für ihn eintreten. Diesen kostete es einige Mühe, um das Gericht zu überzeugen, von einer schweren Strafe abzusehen: Wieder einmal erleben wir unsern Obervogt, wie wir ihn im Einsatz für seine Triberger kennen. Seine Argumentation: Es war für Haberstroh das erste Mal, es geschah aus Unwissenheit, Haberstroh ein höchst ehrenwerter Mann, von dem man einen solchen Betrug nie erwartete. Ins Gewicht fiel auch, dass er Vater von zehn Kindern war, für die er zu sorgen hatte. Dabei wollte er seine zwei Ochsen nicht einmal nach Straßburg, sondern nur nach Haslach auf den Markt treiben. Es bedurfte eines Schreibens an den Fürsten von Fürstenberg, am 22. März 1798, weil Hausach und Haslach Fürstenbergisch waren. Einen finanziellen Schaden erlitt er trotzdem.¹²

Ein einzelner Käufer in Schlettstadt

Ein Käufer in Schlettstadt, Ignazi Serhart (sic!), musste sein Geld für einen Stier, der ihm von Basche Dold aus Gütenbach in Rottweil im Kaiserstuhl übergeben werden sollte, vor dem Gericht in Triberg einklagen. Dold hatte den Stier entgegen der Abmachung an Freiburger Metzger verkauft. Dadurch waren für Serhart, auch durch den Zeitaufwand „große Unkosten“ entstanden. Dold konnte dies nicht bestreiten, verteidigte sich damit, dass er bis zur Bezahlung sich einen Bürgen ausbedungen habe, der ihm aber nicht gestellt worden sei, weshalb er sich von aller Verpflichtung befreit glaubte. Damit hielt er die Sache für erledigt. – Ein Irrtum oder eher ein bewusster Täuschungsversuch? Von einer Bürgschaft wusste niemand etwas,

weder Serhart, noch Joseph Vögele, Metzger und Stubenwirt in Rottweil noch Mattheus Hummel aus Gütenbach, die beide von Anfang bis Ende des Handels dabei gewesen waren. Die Obrigkeit schlug einen Vergleich vor, der von beiden Seiten angenommen wurde. Längere Zeit sollte für einen Prozess nicht verwendet werden. So geschehen am 20. März 1738.¹³

H. Schwinghäuser/Straßburg gegen Benedikt Feidler und Ignaz Weinagger

Dass Serhart nicht der einzige war, der seinem Geld nachlaufen musste, beweist H. Schwinghäuser (der Vorname ist in der Akte nicht ausgeschrieben), ein Straßburger Kaufmann, der langjährige Schulden bei zwei Tribergern einzufordern hatte. Worin die Waren bestanden, wird nicht gesagt. Für das Amt waren sie unwichtig. Seit sechs Jahren war Benedikt Feidler aus Triberg dem Straßburger 36 Gulden schuldig, was er auch am 13. Juli 1748 vor Gericht zugab. Er hatte aber so viel Geld nicht flüssig und bat um einen Nachlass, der mit sechs Gulden auch gewährt wurde. Dafür verpflichtete er sich, die eine Hälfte an Weihnachten, die andere an Ostern zu begleichen. Außerdem war der Triberger „Chirurgus“ Ignati Weinagger dem Schwinghäuser 26 Gulden schuldig. Seine finanzielle Situation war nun wirklich prekär. Er bat Schwinghäuser, ihm die Hälfte für die „vor vielen Jahren ausgenommene Kaufmannswahre“ nachzulassen. Das wurde ihm zugestanden. Den Rest wollte er abstottern. In seinem Fall ließ sich das Gericht mit schärferer Sprache vernehmen. Der Rückstand dauerte schon viele Jahre, möglicherweise länger als der Feidlers. Er hatte ihn auf den kommenden Gallustag (16. Oktober 1748) zu begleichen. An Schwinghäusers Stelle nahm ihn die Obrigkeit in Triberg entgegen, auch die hinzu gekommenen Unkosten. Bei Nichterfüllung drohte ihm „Einhürnung“.¹⁴

Weder bei Sebastian Cuner, der nach dem Aktenbefund am häufigsten von allen Händlern in Straßburg gewesen sein muss, noch bei einem der vielen anderen Einzelnen, die selbst aus der Herrschaft Triberg ihr Schlachtvieh nach Straßburg trieben, fließt eine Bemerkung in die Akten ein, ob nicht auch das bunte Leben der Großstadt, die Stadtkultur, „der Duft der großen, weiten Welt“, ihr Glanz, die „Gegenwelt“ zur eigenen, beschränkten bäuerlichen Enge, ein Grund gewesen sein könnte, den doch weiten Fußweg auf sich zu nehmen. Allein das Münster in Straßburg konnte keinen unbeeindruckt lassen, eine feierliche Prozession wenigstens zu beobachten, hätte schon ein Erlebnis sein müssen.¹⁵

Die Kienölbrenner

Ob man von einer Wirtschaftseinheit Schwarzwald – Elsass sprechen kann, ist zweifelhaft. Dafür bilden die Handelsartikel, auch die, die noch genannt werden können, eine zu schmale Basis. Dass Einwanderer aus dem Elsass in die Herrschaft Triberg kamen, wird in keiner Akte erwähnt. Dagegen sind uns zwei Elsässer bekannt, die ihr Gewerbe in den Vogteien Gremmelsbach und Nußbach betreiben wollten. Im Revolutionsjahr 1789 meldeten sich bei Obervogt Anton Fridolin von Herman die Kienölbrenner Bartholomä Bachmann und Johann Georg Regier aus Schwabweiler (am Nordrand des Hagener Forsts) mit dem Begehren, Kienöl brennen zu dürfen. Aus dem harzreichen Holz von Ästen und Wurzeln der Kiefern wollten sie dieses besondere Öl gewinnen, das zur Herstellung von Lacken, Firnissen und Ölfarben gebraucht wurde. Beim Obervogt, der darin einen Vorteil für die heimische Wirtschaft sah, stießen sie nicht auf Widerstand, zumal die beiden die handwerklichen Voraussetzungen erfüllten, auch gute Zeugnisse vorlegen konnten. In aller Rechtschaffenheit wollten sie schon im Voraus 20 Gulden jährlich für die Konzession entrichten und die Kohle, das Abfallprodukt, an einheimische und österreichische Untertanen verkaufen. Die beim Ausgraben der Wurzeln entstandenen Löcher wollten sie zuschütten, mitausgegrabene Pflänzchen wieder einsetzen. Probleme für Kienölbrenner im benachbarten Rohrbach sahen sie nicht, auch der herrschaftliche Jäger Johann Weis war damit einverstanden. Niemand sollte durch sie einen Schaden erleiden. So sah es auch der Obervogt, der die Bewilligung für zehn Jahre erteilen wollte. Was hätten die beiden auch noch mehr tun können? Aber die Regierungsstelle in Freiburg wischte das Vorhaben ohne die Spur einer Begründung mit klarer Weisung vom Tisch: „Wir finden nicht notwendig, dass Fremde in die diesseitigen Waldungen eingelassen werden. Das Obervogteiamt hat die zwei Kühnölbrenner ... mit dem Gesuche abzuweisen“.¹⁶

Strohüte und Glas nach Straßburg

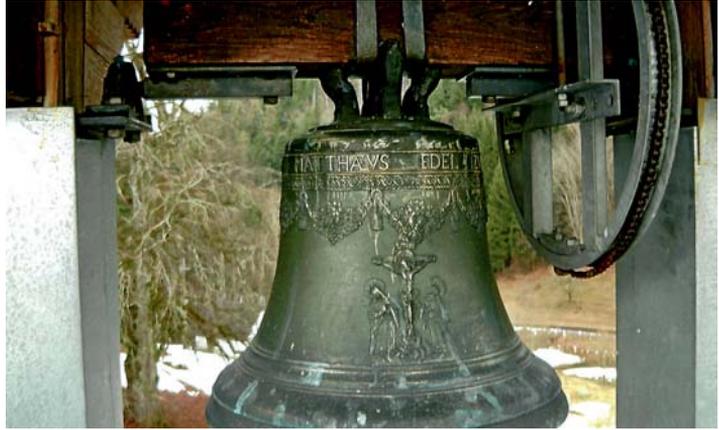
Dass es auch für Glaswaren, also durchaus verfeinerte Produkte aus dem Schwarzwald, im Elsass einen Markt gab, sagt uns schon Heinrich Hansjakob¹⁷, der wusste, dass arme Leute, „Glasträger“ genannt, „vom Wald“ in Stroh gehülltes Glas – und selbstverständlich auch Uhren – in Krätzen ins Elsass trugen und dort damit hausierten, woher sich die Bezeichnung „Elsissträger“ ableitete. Allein diese Begriffsbildung ist ein Beleg für einen eigenen Berufszweig mit einer ansehnlichen

Zahl von Händlern. Dass Glaswaren, Becher, Krüge, Pokale in Triberg hergestellt wurden, schreibt Hansjakob nicht. Ihre Produktionsstätten heißen St. Blasien, Altglashütten, Bräunlingen, Herzogenweiler. Dagegen hatten Uhren und Stroh Hüte in der Herrschaft Tryberg sehr wohl eine Heimat und wurden, obwohl sie vor Obervogt Huber, dem großen Förderer des verfeinerten, kunstvollen Geflechts noch nicht die Vollendung späterer Zeiten hatten, nach Straßburg geliefert. Aber auch nicht in unserer Herrschaft hergestellte Handelskunstwaren nahmen den Weg über Triberg. Dafür geben die Amtsakten Tribergs vom 2. Juni 1757 ein Beispiel. Glasträger Jerg Scherzinger aus Lenzkirch hatte über Joseph Hettich aus Schönwald von Stroh-huthersteller Joseph Aggermann Strohhüte eingekauft. Scherzinger aber war Aggermann noch 9 Gulden 54 Kreuzer schuldig, weshalb dieser die Hüte durch den Triberger Schultheißen Joseph Volk hatte im Bären „arrestieren“ lassen. Mit dem Schultheiß wurde nun abgesprochen, dass die Schuld am Jakobstag (25. Juli 1757) beglichen werden und auch Hettich für seine Mühe entschädigt werden solle.¹⁸

Glocken aus Straßburg

Nach den Materialien, die ins Elsass ausgeführt wurden, stellt sich die Frage, welche Waren auch über den Rhein herüberkamen. Nach merkantilistischen Grundsätzen hätte das Elsass großes Interesse daran haben müssen, „Rohstoffe“ wie Holz, Vieh und Wild einzuführen und teure Fertigwaren wie Glocken, Porzellan, Fayencen, Alkoholika auszuführen. Doch scheint dieses Prinzip nicht vollständig verwirklicht worden zu sein.

Für die Kirchen und die Bauernhöfe, für die Menschen auf den Feldern, waren Glockenzeichen wichtig. Die nächstliegende Stadt, in der Glocken in großem Stil gegossen werden konnten, war Straßburg. Die Gießerei Edel stellte von 1670 bis 1715 nicht weniger als 417 Glocken her, 120 kamen auf deutsches Gebiet. Dabei war sie bei Weitem nicht die einzige Glockengießerei. Oberharmersbach bezog zwei Glocken schon im 15. Jahrhundert von der Straßburger Gießerei Thomas Jost und noch 1843 vier neue Glocken von Ludwig Edel. So lange lebte dieser Name in Straßburg. Nach Triberg wurden 1708 und 1710 zwei Glocken von 99 bzw. 94 Pfund geliefert, wohl für die 1705 erbaute Wallfahrtskirche, Schonach erhielt 1710 eine Glocke von 83 Pfund, 1711 kam eine Glocke (98 Pfund) nach Nußbach. Das Glöckchen auf dem Untergefellhof in Gremmelsbach, ursprünglich für die Hofkapelle (die längst nicht mehr steht) bestellt, goss Matthäus Edel in Straßburg 1773. Es wird



*Die Glocke auf dem
Untergefellhof in
Gremmelsbach*



*Wendelinskapelle am
Hohnen in Nußbach*

heute noch täglich geläutet. Die Glocke der Wendelinskapelle am Hohnen wurde im Jahr 1823 von Josef Schneider in Straßburg gegossen.¹⁹

Im Elsass verstand man sich auch auf das Gießen von Ofenplatten mit großartigen Darstellungen u. a. von Motiven aus dem Alten und dem Neuen Testament und der Mythologie, Wappen von Fürstengeschlechtern. Bekannt war die Firma De Dietrich in Zinswiller (im Nordelsass). Ob solche Platten auch nach Triberg kamen, ist nicht nachzuweisen.²⁰

Pfeifenköpfe aus Porzellan

Von der Einfuhr von Straßburger Porzellan wüßten wir nichts, hätte nicht Heinrich Hansjakob in den „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“ die Pfeifenköpfe aus Porzellan erwähnt, die sein Urgroßvater, der Gremmelsbacher Johann Faller, nach Hansjakob im Volksmund „Vogelhans“²¹ genannt, aus Straßburg mitbrachte, wohin er Wild und Vögel lieferte. Das Angebot für seine Straßburger Kundschaft war sehr reichhaltig: Krammetsvögel, Schnepfen, Haselwild, Auerhahnen, schließlich Hasen und Rehe.²² Dass er durch Wilderei an die Tiere kam, wenigstens zu einem Teil, kann Hansjakob nicht beweisen, so gern er es behaupten wollte, denn seine Sympathie gehörte den Wilderern. Ebenso wenig wusste er, dass der „Vogelhans“ in Gremmelsbach Vogt (1748–1760) war. Das hätte er sonst gewiss in den Vordergrund gerückt. Doch Wilderer und zugleich Vogt – das will nicht zusammenpassen. In den Akten gibt es keine Andeutung darüber. Hansjakob ist der Einzige, der als Pfeifenmaterial Porzellan erwähnt. Die Bestätigung, dass in Straßburg Pfeifen hergestellt wurden, findet sich schon im „Abenteuerlichen Simplicissimus“ von Johann Jacob von Grimmelshausen: „andere verkauften Tobak und versahen der Kerl' ihre Pfeifen, die dessen Mangel hatten“.²³

Spirituosen

Sind Fayence und Porzellan auf dem Jahrmarkt in Triberg nicht nachzuweisen, so fanden andere Artikel aus dem Elsass sehr wohl den Weg hierher und selbstverständlich Zuspruch. Sie konnten recht eigentlich die Volksfeststimmung erzeugen helfen: gepflegte französische Weine, Muscat, St. Laurent, Champagner, Malvasier aus Sizilien. Zu den Anbietern gesellten sich auch solche mit zweifelhaften Angeboten, unter ihnen das Medikament Theriak, eine Mixtur, zu der auch Schlangengift gehörte.²⁴ Der Weg durch das enge Gutachtal von Hornberg nach Triberg muss immerhin so beschaffen gewesen sein, dass der „Elsässerwein“ nach Triberg (und weiter nach Villingen) befördert werden konnte, wie Martin Schüßler, früherer Ratschreiber in Triberg, schreibt.²⁵

Schwere Kriegszeiten

Aber nicht immer waren die Zeiten für gutnachbarliche Verhältnisse günstig, insbesondere nicht während des Spanischen (1701–1714) und des Polnischen Erbfolgekrieges (1733–1738). Frankreich kam es auf die Schwächung der Habsburger durch

Zerstörungen in Vorderösterreich an. Blinder Hass auf alles Österreichische trieb das französische Heer an. Wie nah die Gefahr war, zeigt ein Schreiben eines „französischen Freigängers“, des Söldnerführers Muro vom 18. Oktober 1703 an Obervogt Franz Xaver Noblath: Wenn seine Forderungen nicht innerhalb einer Woche erfüllt würden, „so seindt versichert, dass ich Euch Exequieren, brennen und sengen und Euch das Viehe alß hinweckh nemmen würdt: dißes ist Euch die letzte Wahrnung, ich verbleibe Ewer Freundt – Muro“.²⁶

Welche Kriegsschäden inzwischen in Triberg und Umgebung angerichtet waren, gibt ein Schreiben ohne Absender am 27. September 1704 wieder: In Nußbach waren es sieben Bauernhöfe, ein Wirtshaus und das Haus eines Schusters, in Gremelsbach waren es drei Bauernhöfe (welche es waren, wissen wir nicht) und vier Häuser von „Gehausen“. In Triberg selbst fielen dem Einfall in der Nußbacher Vorstadt acht Häuser, das Spital, das Wirtshaus „Zur Sonne“ und weitere Nebengebäude zum Opfer. Je ein Hof wurde in Schonach, auf dem Rohrhardsberg und in Neukirch zerstört. Nicht genug damit. 150 Stück Vieh wurden von den Franzosen mitgeführt. 1705 wurde durch französische Reiterei die Bevölkerung der Ortenau in Angst und Schrecken versetzt, mehrere Dörfer wurden ausgeplündert. Ungewiss war, ob dieser Aufmarsch auch Triberg erreichen würde oder ob Schanzarbeiten das Schlimmste verhindern könnten und es bei den unglaublichsten Geldforderungen der Franzosen bleiben würde.²⁷

Die Akten aus dem Polnischen Erbfolgekrieg sind so umfangreich, allein was Triberg betrifft, dass ihre Auswertung ein Buch füllen würde. Ins Kriegsgeschehen selbst wurde Triberg nicht einbezogen, aber die Nachrichten, die Obervogt Johann Baptist Essig in den Jahren 1733–34 erreichten, mussten höchst beunruhigend wirken. Alle kamen sie von Personen der unteren Verwaltungsebene, Amtsmännern und Eilboten oder Butterhändlern und Metzgern. Auf Informationen oder Weisungen von Regierungsseite, Innsbruck oder Wien, wartete man vergebens. Mehrere Schreiben sind erhalten „von einem guten Freund aus Straßburg“, der seinen Namen nicht preisgibt, und ebenfalls ohne Verfasser Auszüge von Berichten aus dem „Kinzinger Thal“.²⁸ Nicht immer leicht waren echte Nachrichten von Gerüchten zu unterscheiden. Im Oktober 1733 soll König Ludwig XV. incognito in Straßburg gewesen sein, was nichts Gutes verhieß, aber überprüfbar war das nicht.²⁹ Erschreckend waren die Zahlen über die französischen Truppen, ungewiss war lange, an welcher Stelle sie eine Brücke über den Rhein schlagen würden, denn von Basel bis zur Nordsee gab es keine feste Brücke.³⁰ Ziel der

Strategie Ludwigs XV. und seiner Truppen war, Kehl zu besetzen, um ein Einfallstor auf deutschem Boden zu haben, angstvoll wartete man darauf, welche Richtung sie danach einschlagen würden. Ihre Pläne hielten die Franzosen selbstverständlich geheim, weshalb sie „so gefährlich für die Sach des armen Vatterlands“ waren, so Sekretär Johann Baptist Brunner von St. Peter (8. Sept. 1734).³¹ Triberg musste sich in höchstem Maße bedroht fühlen. Ein kurzes Schreiben von Baron Michael von Welser, dem Oberamtmann in Hornberg, ohne konkreten Inhalt enthält die Sätze „Hannibal ante Portas! Gott stehe uns bei!“ (19. August 1734).³² Essig brachte in Erfahrung, dass Breisach und der ganze Breisgau (also auch Triberg) belagert würden. So war der intensive Nachrichtenaustausch zwischen Obervogt Essig in Triberg, Welser und Stabsamtsverweser Johann Georg Roth in St. Georgen und Amtmännern in weiter entfernt liegenden Orten von größter Bedeutung, um rechtzeitig auf feindliche Überfälle reagieren zu können.

Über längere Zeit war Essig auch gar nicht in Triberg, ohne dass ein Grund dafür oder sein Aufenthaltsort genannt wurde. Der Obervogt war schon vorher mit der Abwehr der Franzosen in Freiburg konfrontiert, kannte die Gefahr. Seine Erfahrung war dort, der Gefahr näher, wohl unentbehrlich. Eine bedeutende Rolle spielte der Amtmann der Herrschaft Geroldseck, de Solati, offenbar als Parlamentär und Nachrichtenüberbringer. In Goldscheuer und Kork wurde er von den französischen Generälen Maréchal et Duc de Berwick, Duc de Noailles und Prince de Dombé „in höchsten Gnaden recipiert“³³, von Prince de Conti im Hauptquartier zum Mittagmahl eingeladen. Es wurde ihm bedeutet, er könne sich beschweren, „wenn etwas Widriges“ geschehe, er dürfe sich dann „der Satisfaction zu getrösten.“³⁴ Mit Nachrichten über Truppenbewegungen jenseits des Rheins wurde er allerdings nur von elsässischen Freunden versorgt, für die er als „Gegenleistung“ Auerhähne und Haselhühner aus Triberts Wäldern liefern sollte.³⁵ Da war Obervogt Essig persönlich gefragt. Freilich schweigen die Akten darüber, ob der Handel zustande kam. Auch die Gespräche mit französischen Generälen in angenehmer menschlicher Atmosphäre verhinderten nicht schlimmste Gräueltaten der Franzosen in der Rheinebene. Die Situation fassten zwei anonyme Klagen aus der Bevölkerung zusammen: „Gott erleuchte die Herzen der Fürsten, damit das so fürchterlich ausgebrochene Kriegsfeuer nicht mehr um sich greifen möchte und ganz Europa in das äußerste Elend versetzen mag.“³⁶ Und: „Die Franzosen werden uns noch viele harten Vorschriften machen, biß dahin das Römische Reich aus seinem so hart und tiefen

Schlaf endlichen erwachen möchte.³⁷ Dem bedrängten deutschen Südwesten kam Prinz Eugen zu Hilfe. Es war sein letzter Waffengang. Den grauenvollen Hintergrund für die ausgestoßenen Klagen zeichnet dieser selbst in einem Schreiben an den französischen General Berwick: „Ihre Soldaten begehen Dinge, von denen die Geschichte nicht ähnliche aufzuweisen hat: sie achten weder die Kirche, noch die geweihten Hostien ... nicht die Priester, die sie nackt an die Thüren und Fenster der Häuser binden, nicht die Frauen, welche sie mit den Händen an Bäume nageln und misshandeln, bis sie sterben, nicht die unschuldigen Kinder, welche sie in grässlicher Weise verstümmeln.“³⁸ Schwer vorstellbar, dass Essig davon nichts erfuhr, wenn auch die Akten dies unerwähnt lassen. Gegen den weit überlegenen Gegner konnte auch er keinen Sieg erringen. Aber trotz schwerster Schäden wurden Kehl und Philippsburg nicht zu französischen Brückenköpfen. Die beiden letzten Kriegsjahre erlebte Obervogt Essig nicht mehr. Er starb am 26. Dezember 1736.³⁹ Die Todesursache ist nicht mit Sicherheit festzustellen.

Vom Handel zwischen Triberg und Straßburg wird unter solchen Umständen keine Rede sein können. Von Wallfahrten nach Triberg?

Wallfahrer aus dem Elsass in Triberg

Standen in unserer Betrachtung Menschen mit materialistischen Interessen, ihrem Gewinn- und Genussstreben im Vordergrund, so stehen wir jetzt Menschenströmen gegenüber, Wallfahrern, die in frommem Glauben weite Wege auf sich nahmen, um ihre persönlichen Anliegen „Maria in der Tanne“ vorzutragen, auch eine Schuld zu büßen.

Zu der „gnadenreichen Wallfahrt“, wie es in den offiziellen Schreiben der Stadt Triberg heißt, pilgerten schon vor der Erbauung der Wallfahrtskirche, also vor 1705, Scharen von Pilgern aus allen Himmelsrichtungen. Von einem „fast explosionsartigen Zulauf“ spricht Kristiane Schmalfeldt.⁴⁰ Anzahl und Herkunft hat sie für die Jahre 1730 bis 1735 aus dem Elsass zusammengetragen. 15 bis 20 Prozessionen seien es (nach Wallfahrtsdirektor Johann Baptist Degen) jährlich gewesen. Auch Einzelpersonen und Kleingruppen waren unter ihnen. Allein in diesen fünf Jahren kamen aus dem Elsass 82, aus Lothringen 22 Wallfahrer aus 20 Orten. Die immerhin 104 Elsässer und Lothringer in einem halben Jahrzehnt auf ein Jahrhundert hochgerechnet, ergeben eine große Zahl. Selbst schwerste Kriegszeiten vermögen Menschen nicht vom Wallfahren abzuhalten, sie nötigen sie vielmehr dazu.

Mit dem Wallfahrtswesen beschäftigt war als „Votivista“ (der Begriff ist nicht zu entschlüsseln, Verwalter der Spenden?) Theobaldus Frezer aus dem Elsass „et hic minus gratus“ – „und hier weniger willkommen“. Dass sein Herkunftsland der Grund dafür gewesen sein könnte, ist nicht anzunehmen. Im gleichen undatierten und ohne Verfasser überlieferten Schriftstück⁴¹ wird auch der Pater Spiritualis der Patrum Capucinorum in Schlettstatt genannt. Aber Näheres über seine Rolle in Triberg erfahren wir nicht. Ein Verzeichnis der gespendeten Kostbarkeiten von 1717 nennt neben solchen aus Schwaben, dem Breisgau, Lothringen, Burgund, der Schweiz ausdrücklich auch solche aus dem Elsass. Ihre Gaben waren silberne Votiv-Kinder⁴² und auch Geldspenden in französischer Währung: 1775: in Reichswährung umgetauscht ein Betrag von 15 Gulden, 56 Kreuzer; 1780: 33 Gulden, 34 Kreuzer. „Gottesgaben“ wie Vieh, Geflügel, Getreide, Käse kamen wohl nicht aus weit entfernten Gegenden.⁴³

Die Gebetsintentionen der Pilger aus dem Elsass sind eigens nicht erwähnt. Dass es wesentlich andere als die der übrigen Beter waren, ist uns nicht vorstellbar. Namenloses Elend sammelte sich in Triberg.⁴⁴

Das Wallfahrtswesen war der Fremdenverkehr *avant la lettre* – und ein wesentliches wirtschaftliches Standbein für Triberg. Welche Bedeutung es für die Einwohnerschaft Tribergs und deren Lebensunterhalt hatte, wird erst aus dem Entsetzen klar, als in der Zeit der Aufklärung viele Feiertage abgeschafft werden sollten. Feiertage waren auch Wallfahrtstage. Die Logik der Regierung: *weniger Feiertage, mehr Arbeitstage, mehr Lohn, größerer Wohlstand* verfiel in Triberg nicht.⁴⁵

Auswanderer

Aus all dem lässt sich schließen, dass menschliche Bindungen entstanden, Kenntnisse über Arbeitswelt, Erwerbsmöglichkeiten, Lebensunterhalt und dergleichen von einer Gegend zur andern gebracht wurden. Das Elsass muss eine gewisse Attraktivität auf die Triberger ausgeübt haben. Dafür spricht allein die Zahl der Auswanderer vom Schwarzwald ins Elsass – und nur in dieser Richtung, kein einziger Elsässer ließ sich in Triberg nieder. Ausführliche Begründungen enthalten die Angaben zu den Auswanderern nach Orten im Elsass nicht, meist müssen wir uns mit Namen, Alter, körperlichem Zustand und „Vermögen“ begnügen, doch auch daraus lassen sich einige Erkenntnisse gewinnen. In den zwölf Jahren von 1760 bis 1772 (die Jahre des Obervogts Johann Franz Meinrad und Adjunkt Franz Joseph von Pflummern,) wählten zehn ausschließlich unverheiratete Män-

ner im Alter zwischen 25 und 40 Jahren das Elsass als Ziel. Die eigene Existenz zu sichern, gab es nach den Vorschlägen des Obervogts ohnehin nur noch zwei andere Möglichkeiten: „ad Militiam“ oder die Auswanderung nach Ungarn. Ohne dass Gründe außer Unlust und Untauglichkeit für den Kriegsdienst wegen mangelnder Körpergröße angegeben werden, scheint die Auswanderung ins Elsass die bei Weitem leichtere gewesen zu sein. Wüssten wir nicht anderswoher von der großen Auswanderungswelle nach Amerika, aus Tribergs Akten erführen wir in diesen Jahren nichts davon. Zwei „Mühlärzte“ (Mühlenbauer) siedelten sich im Elsass an. Diese beiden: Joseph Grieshaber aus Schonach (25 Jahre alt) wollte sich 1760 in der „Stadt Straßburgischen Jurisdiktion“ auf eine Gerbmühle verheiraten und „sich haushäblich niederlassen“, in der Heimat hatte er kein Fortkommen zu erwarten und für das „Soldatenleben“ habe er „nicht den mindesten Lust“, der andere, Joseph Kienzler aus Rohrbach (40 Jahre alt), zog 1764 nach „Rosen“ (Rosheim). Warum gerade dorthin, wird nicht gesagt. Mittellos waren sie beide. 1763 wollten der Wagnergeselle Hans Georg Dorer aus Triberg in Bischweiler, Franz Joseph Förenbacher, Kutscher aus Gütenbach, nach Merttersheim, 1764 der Zieglergesell Moritz Dilger, 30 Jahre alt, „von dar“, also von Triberg nach Heimbach, im gleichen Jahr auch der Schlossergeselle Simon Waldvogel aus Triberg nach Schlettstadt, er hatte immerhin 40 Gulden, Mathias Dilger, ein bettelarmer, nur fünf Schuh langer Müllergeselle aus Gütenbach wollte nach Sulzbach (Elsass) 1761/62(?). „Wegen bevorstehender gueter Versorgung“ war ein ungewöhnlich kleiner (zwei Zoll kleiner als fünf Schuh) namentlich nicht Genannter 1766 von Obervogt Pflummern nicht davon abzubringen, ins Elsass auszuwandern. 1769 wollte sich Hans Michel Pfaff, ein Bildhauer in Triberg, mit einem Vermögen von 196 Gulden in Hagenau einkaufen und dort heiraten. Da er als Leibeigener aber ohne Chance war, weil es hier schon einen Bildhauer gab, wollte ihm Pflummern für Abzugs- und Emigrationsgebühr vier Gulden für die Manumission (Entlassung) „willfahren“.

Außer dem genannten Namenlosen und dem „Chyrurgus“, dem Arzt Michael Duffner, hatten sie alle einen Handwerksberuf. Kein einziger Bauer war unter ihnen. Auch dies ist eine Aussage. Höfe waren die sichere Existenzgrundlage und wurden auch im Elsass an eigene Söhne und Töchter vererbt. Nennenswerte finanzielle Mittel hatten nur Joseph Kienzler (140 Gulden), Hans Michel Pfaff (196 Gulden) und der genannte „Chyrurgus“ (636 Gulden). Soweit sie eine Zukunft, oder wie der Obervogt sagte: „das große Glück“ sahen, lag es in der Verhehlung. Der Antrag für die Erlaubnis zur Auswanderung

musste über den Obervogt an die Regierungsstelle eingereicht werden. Über deren Einvernehmen liegen keine Akten vor. Der Obervogt widersetzte sich dem Begehren nicht, im Gegenteil, er hielt es für das Beste, denn so waren das Städtlein und die Vogteien die Obsorge für die Ärmeren los.

Bemerkenswert vor allem: auch ein Künstler ist unter ihnen, der genannte Bildhauer. Außer dem „Chirurgus“ praktizierten noch zwei weitere Ärzte in Triberg, konnten sich aber nur „kümmerlich“ ernähren. Auch dem Arzt sollte die Verheiratung die weitere Verbesserung seiner Verhältnisse bringen. So hoffte er jedenfalls. In die großen Städte Straßburg, Schlettstadt und Hagenau zogen nur drei aus Tribergs Herrschaft, die übrigen wählten kleinere Orte.⁴⁶

Franz Anton Sailer

Einem Zufall verdanken wir die Kenntnis davon, dass auch Franz Anton Sailer aus Furtwangen sich möglicherweise nur vorübergehend im Elsass aufhielt, in Benfeld(en), „allwo er serviert gehabt“, ein Ausdruck, der nicht eindeutig erklärbar ist. Dieses „servieren“ – dienen in militärischem Sinn ist wohl nicht gemeint – bedeutet vielleicht dienen im bäuerlichen Bereich, da im Elsass seit 1620 Tabakanbau flächenmäßig betrieben wurde, sodass er hier als Knecht sein Geld verdienen könnte. Eine Vermutung, mehr nicht! Sein Aufenthalt in der Heimat bei seiner Mutter im September 1752 hatte den Grund darin, dass er sieben Wochen zuvor an Fieber erkrankt war. Er war freilich soweit wieder hergestellt, dass er in Furtwangen am nächtlichen Treiben teilnehmen konnte, bei dem junge Leute den Nachtwächter nach Herzenslust foppten und sich Sailer nun mit ihnen vor dem Gericht in Triberg zu verantworten hatte. So fand er Eingang in die Akten.⁴⁷

Nonnen aus Gremmelsbach im Elsass

Allen diesen war es darum zu tun, ein materiell besseres Leben führen zu können. Unbekannt blieb von wenigen Ausnahmen abgesehen, dass im 19. Jahrhundert auch Menschen aus dem Schwarzwald aus religiösen Gründen ins Elsass kamen. Sie trafen auf ein kirchliches Leben, das den Feuersturm der Französischen Revolution durchlitten hatte und neue Aktivität entfaltete.⁴⁸ Zuflucht suchten 18 der 46 Schwestern der Gemeinschaft der ewigen Anbetung auf dem Lindenberg bei St. Peter im Benediktinerinnenkloster in Ottmarsheim im Elsass, als unter dem badischen Ministerpräsidenten Julius Jolly 1869 das Klos-

ter aufgelöst wurde (Badischer Kulturkampf). Mitglieder aus Gremmelsbach waren Brigitta Hettich, Maria Xaveria Haas, Paula Haas, Anna Barbara Haas und Elisabeth Haas. Einzige Gremmelsbacherin in Ottmarsheim war Elisabeth Haas. Mit Maria Tristschler aus Schwärzenbach übernahm sie die Leitung dieser Gruppe. In St. Peter blieb allein Anna Barbara, während die übrigen drei im Haus „Nazareth“ in Sigmaringen unterkamen. Theres Jauch scheint 1864 bereits den direkten Weg nach Ottmarsheim gewählt zu haben.⁴⁹

Eine Ausnahme in mehrerlei Hinsicht ist Hermine Haas. Ihr Ideal war nicht die Kontemplation wie bei den bisher genannten, sondern aktive, soziale Hilfe für die Bedürftigen und Kranken. Sie ist die letzte im Elsass in der Reihe der Klosterfrauen aus Gremmelsbach. An sie erinnerte sich noch im Alter Maria Dold (Kaltenbachhof Gremmelsbach), sodass wir ihre Herkunft kennen. Ihre Eltern waren der Müller Salomon Haas und Ehefrau Johanna. Die Mühle war eine der drei Gemeindemühlen, sie stand im unteren Leutschenbach, gehörte zum späteren Gasthaus „Lindenstüble“. Geboren am 3. März 1858 und am gleichen Tag getauft (was damals nahezu die Regel war) wurde sie von Pfarrer Jakob Rosswog, der später nach Amerika auswanderte. Welche Gründe sie hatte, am 9. Januar 1882 in die „Gemeinschaft der Barmherzigen Schwestern“ (Vinzentinerinnen) in Zabern einzutreten, obwohl dieser Orden auch in Freiburg ein Mutterhaus hatte, geht aus den Akten nicht hervor. Als Nonne trug sie den Namen „Schwester Erhard“. In ihrer Heimatgemeinde war sie ihr Leben lang die „Miene“. Am 7. Oktober 1884 legte sie die Ordensgelübde ab, war zunächst im Straßburger Spital und in der Gefängnisarbeit tätig, hatte aber noch mit sich um ihre Berufung zu ringen. „Einige äußerliche Fehler und ihr Charakter“⁵⁰ waren die Ursache. Hilfe brachte ein Aufenthalt im Invalidenhaus in Mainz, wo sie sich um Pensionäre kümmerte. Sie kehrte „mit Glück“ zurück, und dann warteten vielfältige Aufgaben auf sie: in der Weißzeugkammer in Zabern, in Masmünster im Spital, in der Klinik Sainte Barbe in Straßburg. Schließlich verbrachte sie im Altersheim in Zabern ihre letzten Jahre, wo sie am 8. August 1936 starb. Ihr Ordensname „Erhard Has“ ist auf dem Denkmal mit den Namen aller Nonnen des Ordens auf dem Friedhof in Zabern erhalten.

Der „Forellepater“

Das „Reichsland Elsass-Lothringen“ wurde auch für einige Zeit die „Heimat“ für den jungen Priester Matthäus Dieterle, Sohn der Wirtsleute Taddäus und Kreszentia vom ehemaligen Gast-



Die Gedenktafel mit
Schwester Erhard Has
1938

haus „Forelle“ in Gremmelsbach, der spätere Missionar P. Fidelis auf der Karolineninsel Ponape. In Ebersmünster im Elsass begann er bei den Schulbrüdern seine Studien, wurde 1880 zum Priester geweiht, war in elf Pfarreien Vikar und Pfarrverweser, zuletzt in Hockenheim, von wo aus er 1891 vom Weltpriesterstand in den Kapuzinerorden wechselte. Wieder nahm ihn das Elsass auf, der Kulturkampf verwehrte ihm den Eintritt in ein Kloster in Baden. Nach dem Noviziat und der Arbeit in der Volksmission war er in mehreren Klöstern Guardian, zuletzt in Sigolsheim nahe Colmar. Er war ein „fulminanter Fastenprediger an St. Martin in Freiburg und am Münster in Straßburg“, so weiß es Heinrich Hansjakob in den „Erzbauern.“⁵¹ Also wäre er der einzige unter Gremmelsbachs Geistlichen gewesen, dem die Ehre zuteil wurde, in dieser Bischofskirche predigen zu dürfen. Ausgeschlossen ist dies nicht, denn auch im Nekrolog wird er als „ein gottbegnadeter Redner, ein frommer Priester, ein liebevoller Seelsorger im Beichtstuhle, ein freundlicher, bescheidener, demütiger Ordensmann“ gerühmt.

Erlebte Zeitgeschichte

Eine eigene Erinnerung aus den letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs könnte mit der langen Gerbtradition in Straßburg zusammenhängen, wofür noch an der Ill „La Maison des Tanneurs“, das Haus der Gerber, zeugt. Ein Jäger hatte in unserer Gegend vier Füchse geschossen, Fuchspelze, von Frauen gerade in Notzeiten als Nacken-, Schulter und Halswärmer gerne getragen, waren auch ein begehrtter Modeartikel. Doch gab es in der Nähe keine Gerberei. Mit großer Wahrscheinlichkeit war es der dienstverpflichtete Briefträger Stephan aus dem Elsass, der wusste, dass in Straßburg noch gegerbt wurde. Die Pelze wurden dorthin gebracht. Drei kamen zurück, der vierte, gerade

der für meine Mutter nicht. Er sei bei einem Fliegerangriff auf Straßburg verbrannt. Wir glaubten das. Dieser Briefträger war für mich der fröhlichste, diskutierfreudigste, schlagfertigste Mensch, den wir alle liebten und schon deshalb bewunderten, weil er die französische Sprache wie die deutsche beherrschte. Nach dem Umsturz war er einfach wieder fort. Einmal noch kehrte er nach dem Krieg zu einem kurzen Besuch zurück, danach hörte man nichts mehr von ihm.

Das Bild der Gegenwart

Beglückend die Gegenwart, da der Rhein die Menschen nicht mehr trennt und hoffentlich nie mehr trennen wird. Das Elsass ist Ausflugsziel für Touristen geworden. Das Wort Ludwigs XIV. vom „schönen Garten“, den er sah, als er die Zaberner Senke herunterstieg, gilt heute noch, mehr denn je. Die zauberhafte Landschaft, „die zu den schönsten der Welt gehört“, wie Wilhelm Hausenstein schreibt⁵², zieht viele Besucher nicht nur aus dem Schwarzwald an. Die liebenswürdigen historischen Städtchen und die „Puppenstuben-Fachwerkdörfer“⁵³ schmücken ihre Straßen und Gässchen mit Blumen. Man schlendert durch Ortschaften, die als „Villes des fleurs“ ausgezeichnet wurden. Die „Fins Vins d’Alsace“, der „Gugelhupf“ und der Münsterkäse sind den Angehörigen zu Hause ein willkommenes Geschenk.

Und nur in Straßburg möglich: „Son et Lumière“, die angestahlte Münsterfassade jeden Abend im Sommer. Ebenso das Feuerwerk am Abend des 14. Juli zur Feier der „Grande Revolution“, wo sich ganz Frankreich auf einer Illbrücke zu versammeln scheint – und einige Freunde des Feuerwerks auf der Höhe von Althornberg sich einfinden, um das Schauspiel aus der Ferne zu betrachten – und zu bejubeln. Das angestahlte Münster ist von hier oben aus bei klarer Sicht jede Nacht zu sehen, wie die Venus auf Erden. Andererseits sind auch Freiburg und der Schwarzwald die Ziele vieler Elsässer, was schon die Autokennzeichen verraten. Die Verbundenheit beider Regionen bewies 2004 die Landesgartenschau von Baden-Württemberg zu gleichen Teilen rechts und links des Rheins, in Straßburg und Kehl.

Der Schwendi-Städtebund

Eine neue, wertvolle Verbindung zwischen elsässischen und deutschen Orten wurde 1986 durch den Lazarus von Schwendi-Städtebund geschaffen (Kientzheim, Sigolsheim, Ingersheim, Logelheim, Niedermorschwihr, Ammerschwihl, Türkheim,

Philippville, Ehrenkirchen, Mittelbiberach, Triberg, Schwendi, Burckheim). Auf der Hohlandsburg bei Colmar residierte Schwendi (1622–1683) in seinen letzten Jahren – selbst die Ruine zeigt noch, welch mächtiger Herr er war. In Triberg ist er durch die Gründung des Armenspitals und darüber hinaus als gütiger Pfandherr unvergessen. Sein Wille zum Ausgleich zwischen den Konfessionen und Staaten in aufgewühlter Zeit soll erhalten bleiben, seine Friedensliebe mit Leben erfüllt werden. Die Versammlungen in jährlichem Wechsel in den „Schwendi-Städten“ bieten Gelegenheit, Freundschaften zu knüpfen und zu vertiefen, wie es im „Freundschaftspakt“ im Ehrensaal des Rathauses in Kientzheim als Ziel formuliert ist.

Anmerkungen

- 1 Alois Gerlich, *Geschichtliche Landeskunde des Mittelalters, Genese und Probleme*, Darmstadt 1986, S. 368
- 2 Paul Stintzi, *Die Habsburger im Elsass*, S. 505, in Friedrich Metz, *Vorderösterreich, eine geschichtliche Landeskunde*, 2. Auflage Freiburg 1967, hier S. 511. Ebd. Hans Erich Feine, *Entstehung und Schicksal der vorderösterreichischen Lande* S. 47, hier S. 63 ff. Ebd. Martin Wellmer, *Der vorderösterreichische Breisgau*, S. 271, hier 297.
- 3 Hermann Schreiber, *Das Elsass und seine Geschichte, Eine Kulturlandschaft im Spannungsfeld zweier Völker*, Gernsbach 1988, S. 160
- 4 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 122/309
- 5 Ebd.
- 6 GLA 122/31
- 7 GLA 122/309
- 8 Ebd.
- 9 Wälderleben, *Geschichte und Geschichten der Landwirtschaft im Hochschwarzwald im Wandel der Zeit. Ein Heimatbuch von Bernhard Dorer*, Freiburg 2012, Kapellenkäse, Aufstieg und Niedergang des Betriebs der Brüder Kaltenbach aus dem Martinskapellenhof, S 111 ff.
- 10 Hans Harter, *Schiltacher Schiffer machen die Gutach floßbar*, in: *Die Ortenau* 88, 2008, 365, und Karl Volk, *Leidenschaft und harte Arbeit in Almanach, Heimatjahrbuch Schwarzwald-Baar-Kreis, Villingen Schwenningen*, S. 146
- 11 Archives de la Ville de Strasbourg F 1623
- 12 F.F. Archiv Donaueschingen Cist. 67 Lat. 8
- 13 GLA 61/12955
- 14 Ebd. Der Vorname Schwinghäusers ist nicht ausgeschrieben.
- 15 Lewis Mumford, *Die Stadt, Geschichte und Ausblick*, Band 1, 2. Auflage Köln, Berlin 1963, S. 324 und Alfred Weber, *Kulturgeschichte als Soziologie* 2. Auflage München 1950, S. 304; GLA 61/1295
- 16 GLA 229/33847 und Karl Volk, *Keine Konzession für Kienölbrenner*, in: *Die Ortenau* 1980, S. 350
- 17 Heinrich Hansjakob, *Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin*, Stuttgart 1919, S. 89
- 18 GLA 61/12957. Vgl. auch *Heimatblätter, Heimatkundliche Beiträge für Gremmelsbach, Nußbach, Triberg und Umgebung* 2007, S. 79, dort auch die Quellenangabe.
- 19 Christine Müller, *Die durch Edel in Straßburg nach Baden verkauften Glocken (1670–1715)*, in: *Die Ortenau* 2013, 491
- 20 Hans-Martin Pillin, *Gusseiserne Ofenplatten als Produkte des Kunsthandwerks aus mehr als drei Jahrhunderten, Die Ofenplatten Désiré Parisels aus Oberkirch*, in: *Die Ortenau* 1997, S. 257 ff.

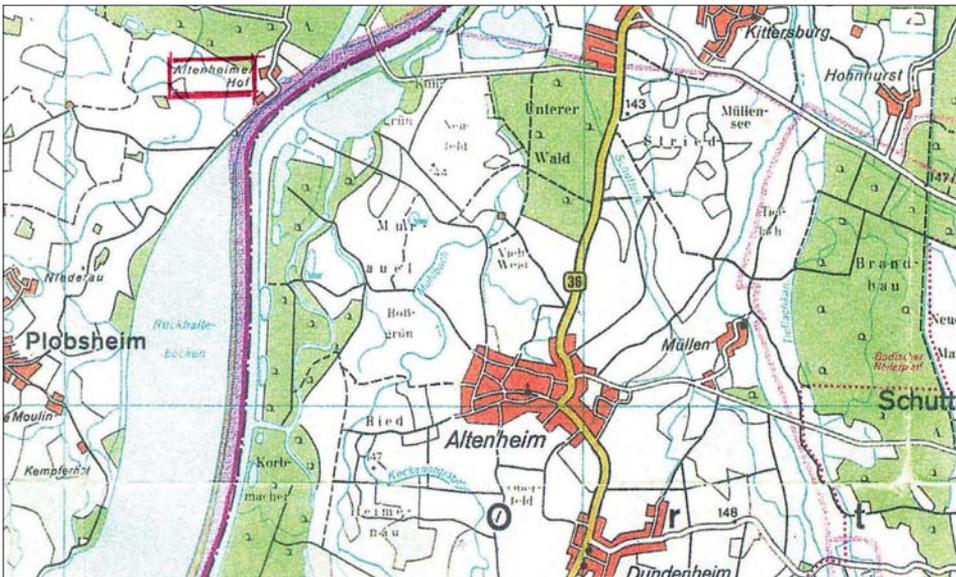
- 21 Karl Volk, Vogt Johann Faller, der „Vogelhans“ in Gremmelsbach, und Löwenwirt Nikolaus Kaltenbach in Triberg – zwei Vorfahren Heinrich Hansjakobs. Anmerkungen zu den „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“ von Heinnrich Hansjakob, in: Die Ortenau 2006, S. 497 ff.
- 22 Erinnerungen S. 46 und 63 (Porzellanpfeifenköpfe)
- 23 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, Der abenteuerliche Simplicissimus, Husum 2011, S. 258
- 24 GLA 122/309
- 25 Martin Schüßler, Die frühere Herrschaft Triberg, Verlag des Historischen Vereins für Mittelbaden, Offenburg, Sonderdruck o.J., S. 17
- 26 GLA 122/218 wie alle Ausführungen dieses Abschnitts
- 27 GLA 122/218
- 28 GLA 122/242
- 29 GLA ebd.
- 30 Albert Mirgeler, Geschichte Europas, Freiburg 1964, 4. Auflage, S. 31
- 31 GLA 122/2432 GLA 122/242
- 33 GLA 122/243
- 34 GLA ebd.
- 35 GLA 122/242
- 36 GLA 122/243
- 37 GLA ebd.
- 38 Johann Baptist Weiß, Lehrbuch der Weltgeschichte, Sechster Band, Das achtzehnte Jahrhundert, Wien 1877, S. 143
- 39 GLA 122/40
- 40 Kristiane Schmalfeld, Sub tuum Praesidium confugimus, „Sub tuum praesidium confugimus“ Freiburger Diözesan-Archiv, Freiburg 1988, S. 113, die Herkunftsorte aus dem Elsass S. 122
- 41 Erzbischöfl. Archiv A 1/1441
- 42 Ebd.
- 43 Schmalfeldt S. 76
- 44 Aufstellung s. Schmalfeldt S. 138 f
- 45 122/189
- 46 Alle Angaben GLA 122/4
- 47 Franz Meisner, Der Tabakanbau in der Ortenau in Badische Heimat, Offenburg und die Ortenau. Herausgegeben von Hermann Eris Busse, S. 547, hier S. 550
GLA 6112956 (Zwischen 6. September 1752 und 11. September 1752, der Gerichtstermin für Sailer ist nicht angegeben.)
- 48 Vgl. Franz Schnabel, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, Vierter Band, Dritte Auflage, Die religiösen Kräfte Freiburg, 1955, S. 94 ff.
- 49 Familienbuch der Pfarrei Gremmelsbach (begonnen 1834), Zur Geschichte der Vertreibung der Schwestern Josef Hog, Freiburger Diözesan-Archiv 1977, S. 569. Dort weitere Literaturangaben. Vgl dazu Barbara Henze, Die übrigen Orden in Heribert Smolinsky, Geschichte der Erzdiözese Freiburg, Freiburg 2008, S. 331, hier S. 372 f. und René Bornert, Les Soeurs du monastère de Sainte-Anne d'Ottmarsheim, in: Annuaire de la Société du Sundgau, Altkirch 2008, S. 213 ff.
- 50 Mitteilungen von Frau Maria Dold, (Kaltenbachhof Gremmelsbach), Mitteilungen der Congregation des Soeurs de la Charité de Strasbourg
- 51 Heinrich Hansjakob, Erbauern, Erzählungen von Heinrich Hansjakob, Haslach, 11. Auflage 1985, S. 235, Karl Volk, P. Fidelis Dieterle (1854–1938), Ein Gremmelsbacher im Straßburger Münster und Missionar in der Südsee, Almanach, Heimatjahrbuch Schwarzwald-Baar-Kreis 1989, S. 167 ff. Dort weitere Quellen und Literaturangaben.
- 52 Wilhelm Hausenstein, Besinnliche Wanderfahrten, München, Zweite Auflage 1957, S. 63
- 53 Karl-Heinz Ott, Heimatkunde, Hamburg 2007, S. 91

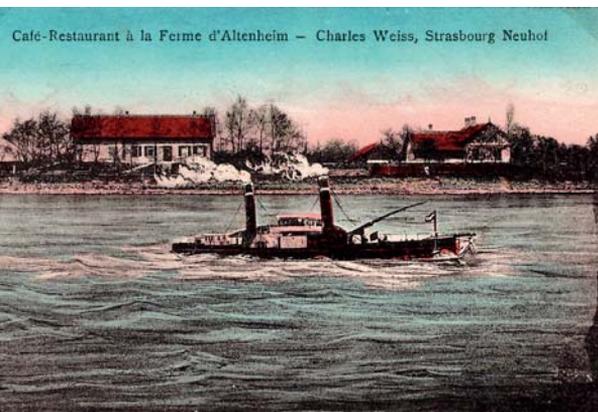
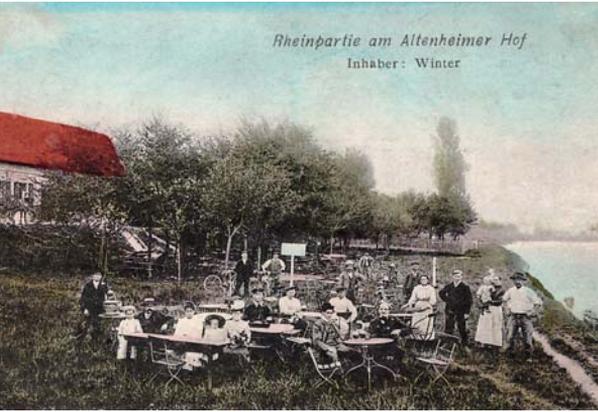
Der „Altenheimer Hof“: Eine wechselvolle Geschichte an der deutsch-französischen Rheingrenze

Max Walter

Der „Altenheimer Hof“, auch „Altenau“ genannt, lag ursprünglich auf einer großen Insel im Flusslauf. Das Land links des Mühlbaches bei Altenheim war damals noch nicht in Kultur genommen, außer diese Rheininsel „Altenau“. Sie gehörte der Gemeinde Altenheim, und diese verpachtete den sich darauf befindenden Hof mit den Feldern. Seit der Rheinkorrektur lag der Hof nun auf der französischen Rheinseite, blieb aber vorerst im Besitz der Gemeinde. Erst nach dem Ersten Weltkrieg fiel er infolge des Versailler Vertrages endgültig an Frankreich.

Der Altenheimer Hof wurde immer wieder verpachtet. Während des 30-jährigen Krieges war ein gewisser Negelin Pächter daselbst. Der Hof hieß schon 1676 „der Altenheimer Meyerhof“, und allmählich bekam die ganze Altenau den Namen „Altenheimer Hof“, den sie jetzt noch trägt. Sie blieb im Lauf der Jahrhunderte fast ganz erhalten. Nur ein Wasserlauf an ihrem Rand, welcher die Grenze gegen den Eschauer Bann gebildet hatte, wurde „vom fließenden Rhein eingeeh-



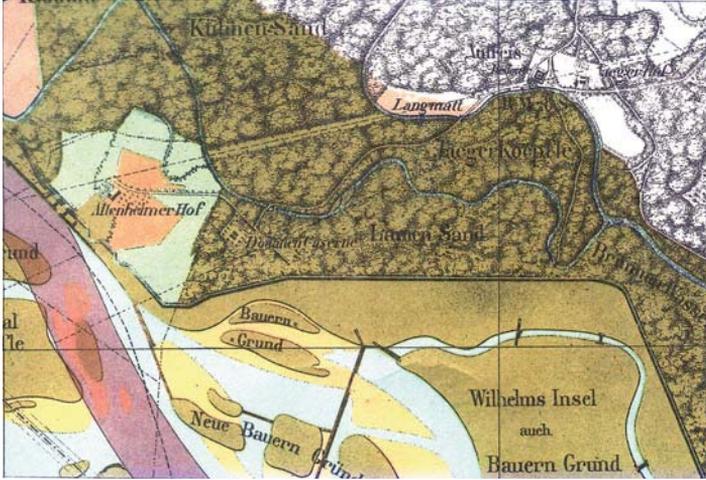


set“, was zu Streitigkeiten über das Fischrecht führte (Fischerzunftpapiere von 1767).

Am 23.4.1624 brannten in Altenheim 39 Gebäude (Häuser, Scheunen, Ställe) ab. Die Bevölkerung von Altenheim (und vermutlich auch die aus anderen Rheinorten) suchte 1634, 1637 bis 1641, 1676, 1677, 1678, 1708, 1709, 1710, 1713 mit ihrem Vieh Zuflucht auf den Rheininseln, wo sie sich Hütten, auch eine kleine Kapelle, baute und sich von Fischfang und ihren Vorräten ernährte. Die Kirchenbücher berichten, dass am 24. Sonntag nach Trinitatis 1635 in der Altenheimer Kirche zum ersten Mal nach 61 Wochen wieder ein evangelischer Gottesdienst stattfand, manche Bewohner seien bereits zurückgekehrt, andere verblieben noch auf den Rheininseln. Dort auf den Inseln wurden Kinder geboren, dort wurde geheiratet und gestorben und auch Amtshandlungen vorgenommen. Es waren lebensrettende Fluchtinseln.

Aus dem Jahr 1676 berichtet das Kirchenbuch, dass auf der Altenau zwischen Bartolomä und Michaeli verschiedene Personen gestorben seien, die jedoch auf dem Friedhof im Dorfe beerdigt werden konnten. Den Pfarrer Scherer hat „mitten in der größten Kriegsnot, als er auf dem Altenheimer Meierhof predigen wollte, ein schwerer Schlaganfall getroffen“, an dessen Folgen er bald darauf in Straßburg starb.

Auch 1677 waren die Einwohner noch alle geflohen und zerstreut. Getauft wurden auf dem Altenheimer Hof zwei dort geborene Kinder und ein Kind, welches auf dem Roßgrün das Licht der Welt erblickt hatte. Zu aller Not stellte sich noch eine ansteckende Krankheit ein, die man als „hitze Hauptkrankheit“ bezeichnete. „Am 10. August starb auf dem Bauerngrund in der Flucht Mi-



chael Vetter, 18 Jahre alt, und wurde den 11. nachts in Altenheim begraben“. Der September brachte zwei Sterbefälle auf dem Bauerngrund und vier Sterbefälle auf dem Altenheimer Hof.

Der Meierhof wurde später zum Gasthaus „Altenheimer Hof“, der bis zur erneuten Rheinregulierung 1968 bestand. Danach wurde das Gelände militärisches Sperrgebiet. Der Hof lag etwas nördlich der heutigen Pierre-Pflimlin-Rheinbrücke und gehört zur Gemarkung Strasbourg.

Zu einem Schicksalsjahr besonderer Art wurde das Jahr 1888 durch ein tragisches Ereignis vor Jahresende. Nach einer Waldbegehung mit dem Altenheimer Bürgermeister Sutter, fünf Gemeinderäten und zwei Waldhütern, fuhren diese am Nachmittag des 5. Dezember mit dem Gemeindegastschifflein über den Rhein, wo sie mit dem Elsässer Waldmeister dienstliche Geschäfte erledigten. Danach ging man noch gemeinsam zum „Altenheimer Hof“, der damals noch zur Gemarkung Altenheim gehörte. Währenddessen legte sich starker Nebel über den Rhein, sodass es früh dunkelte. Gegen 17.00 Uhr bestiegen die acht Männer das Schiff, um heimzufahren. Beim Abstoßen vom Ufer brach unter dem stummenden Fuß eines der Männer ein ca. 10 × 20 cm großes Stück Brett aus dem alten morschen Kahn, der sich schnell mit Wasser füllte und mehrmals umschlug. Alle Männer stürzten in den reißenden Strom.

Gemeinderat Johann Jacob Strosack konnte sich eine Weile am Schiff festhalten und schließlich an das nahe Elsässer Ufer schwimmen, wo ihn der dortige Hüttenwärter aufnahm und am anderen Morgen nach Marlen herüber führte. Tags darauf



kehrte Strosack nach Altenheim zurück, als einziger der acht Männer. Die übrigen hatte der Strom verschlungen. Die Schreckenskunde durchlief wie ein Lauffeuer das Dorf. Zwei Tage später fanden Marleener Schiffsleute die Leichen von Bürgermeister Sutter, Gemeinderat Johannes Roth und Waldhüter Michael Graf. „Unter ungeheurer Teilnahme“, so wird berichtet, und zahllosem Zulauf aus den Nachbarorten wurden sie am 8. Dezember 1888 nebeneinander begraben. Waldhüter Stephan Mild und Gemeinderat Theobald Hügel fand man erst im Januar bzw. Februar des Jahres 1889. Die Leichen der Gemeinderäte Johannes Strosack und Johannes Rinkel fand man gar erst im Jahre 1891.

Es gingen viele Spenden für die Hinterbliebenen ein. Die badische Großherzogin Luise schenkte den sieben Witwen Gebetbücher, die Widmungen konnte sie nur mit einem „L“ unterschreiben, weil, so sagt man, ihre Augen noch krank waren von den vielen Tränen um ihren Bruder, den Kaiser Friedrich, und um ihren jüngsten Sohn, den Prinzen Ludwig Wilhelm. Die Gemeinde ließ den in ihrem Dienst gestorbenen Männern ein großes Denkmal setzen.

Schutterwälder Auswanderer in den USA

Martin Ritter

In den gut 100 Jahren zwischen dem Ende der Napoleonischen Kriege und der frühen Weimarer Republik haben fast 600 Schutterwälder Bürger ihre Heimat verlassen¹ – eine überraschend große Zahl, wenn man bedenkt, dass das Dorf um die Mitte des 19. Jahrhunderts lediglich 2000 Einwohner hatte.² Dem Ruf von Kaiserin Maria Theresia folgend zogen bereits im 18. Jahrhundert einige Schutterwälder Familien weg, um sich in Ungarn eine neue Existenz aufzubauen. Anton Burckhart jedoch, der sich 1761 das väterliche Erbe auszahlen ließ, um in das „Neue Land“ zu gehen, könnte der erste Schutterwälder sein, der sein Glück nicht im Osten des Habsburgerreiches, sondern jenseits des Atlantiks suchte.³

Für einen ersten größeren Kreis von Schutterwälder Bürgern wurden die USA im Jahr 1817 als Einwanderungsland interessant, zwei Jahre nachdem im April 1815 auf der heute zu Indonesien gehörenden Insel Sumbawa der Vulkan Tambora ausgebrochen war. Diese „größte in geschichtlicher Zeit beobachtete Eruption“⁴ hatte globale Folgen, denn das in die Atmosphäre geschleuderte Material absorbierte einen Großteil der Sonneneinstrahlung, so dass das Jahr 1816 als das „Jahr ohne Sommer“ in die Geschichte einging: Im Nordosten der

*Abb. 1: Die Feuerwehr des Delhi Township, Ohio. Die mit einem Kreis markierten Feuerwehrleute heißen Lipps und haben höchstwahrscheinlich Schutterwälder Vorfahren.
(Delhi Historical Society, Delhi Township/Ohio, USA)*



USA gab es im August Nachtfröste, in Québec fielen 30 cm Schnee und auch in der Schweiz schneite es noch im Juli bis in tiefe Lagen.⁵ Ob diese Naturkatastrophe ursächlich für die Auswanderungspläne dieser Menschen war, lässt sich nicht nachweisen, eine Akte aus dem Gemeindearchiv belegt aber, dass im Jahr 1817 37 Schutterwälder um die Auswanderungserlaubnis nachsuchten.

Mindestens zwei von ihnen, Michael Kempf und Johann Stöhr, wurde im April 1817 die Auswanderung bewilligt.⁶ Bevor sie den Ort verlassen durften, musste allerdings sichergestellt werden, dass etwaige Gläubiger ihre Forderungen anmelden konnten. Deshalb lud der „Teilungscommissaire“ in der Zeitung zur „Tagfahrt“, in deren Rahmen Ansprüche vorgebracht werden konnten.

Die Tagfahrt für Michael Kempf fand am 2.5.1817 im Gasthaus „Adler“ statt. Er schuldete Andreas Junker sechs Gulden für drei Sester Frucht, der Gemeinde 14, dem Frankensteinschen Rentamt neun („Malterzins“) und er musste einen Steuerrückstand von 3,17 Gulden ausgleichen. Johann Stöhr waren am Vortag, nachdem er in Anwesenheit des Waisenrichters (er war wohl minderjährig) seine Schulden beglichen hatte, von seinem aus Liegenschaften bestehenden Kapital in Höhe von 150 Gulden noch ganze 49⁷ geblieben. Ob die beiden nach ihren Tagfahrten noch über die für die Auswanderung erforderlichen Mittel verfügten, bleibt ungewiss, denn leider verliert sich ihre Spur – wie auch die von 34 weiteren der 37 Auswanderungswilligen. Lediglich von Simon Oehler wissen wir, dass er 1817 tatsächlich in den USA angekommen ist, denn er wird namentlich als Teilnehmer eines Treffens der Katholiken in Cincinnati, Ohio genannt:

„Vater Fenwick ermutigte während seiner folgenden Besuche in Cincinnati die Katholiken, eine Kirche zu bauen. (...) Am 8.9. 1817 wurde im ‚Western Spy‘ (Cincinnati) und im ‚Ohio Watchman‘ (Dayton) zu einem Treffen der Katholiken aufgerufen: ‚Die Katholiken der Stadt und der Umgebung von Cincinnati und von Hamilton County werden gebeten, am 12. Oktober im Haus von Michael Scott in der Walnut Street an einem Treffen teilzunehmen (...).‘

*An diesem Treffen nahmen neun Männer, sieben Frauen und vier Kinder teil. Einige Wochen vor diesem Ereignis hatte sich die Zahl der Katholiken durch die Ankunft von vier deutschen Familien erhöht. Dies waren **Simon Oehler** [meine Hervorhebung], Joseph Hechinger, J. Zoller und Christian Dannheimer. Sie waren am 24.9. angekommen.“⁸*

Name: _____ Ort: _____

Nachname	Vorname	Geburts-		Tag der Auswanderung	Beruf	Belondere Eigenschaften Bemerkungen
		Tag	Ort			
Bürkle	Michael	9.9.1779	Sch.	1828	Angler	K. R.
geb. Oehler	Maria	16.3.1788	"			Cincinnati
Bürkle	Elisabeth	25.1.1791				im 1. Kind mit 1. Ehefrau Kaufm. W. W. W.
	Simon	18.1.1800	Kind mit 1. Ehef.			
	Josephine	2.1.1805	" "			Hannover
	Anton	2.4.1806	" "			500 fl. von dem vater Simon Oehler
	Katharina	20.6.1807	" "			in Hb. gebürtig mit Josephine Josephine
	Elisabeth	2.11.1810	" "			in Hb. gebürtig mit Josephine Josephine
	Auguste	29.8.1814	" "			in Hb. gebürtig mit Josephine Josephine
	Pauline	17.1.1817	" "			in Hb. gebürtig mit Josephine Josephine
	Waldmayer	17.12.1820	" "			in Hb. gebürtig mit Josephine Josephine
	Julie	20.1.1826	im 1. Kind der Elisabeth W. W.			in Hb. gebürtig mit Josephine Josephine

Abb. 2: Die Familie von Simon Oehlers Schwester Maria Anna umfasste zwölf Personen aus drei Generationen. (Auswandererkartei im Gemeindearchiv Schutterwald)

Elf Jahre nach diesem Treffen, im Jahr 1828, folgen Simon zwei seiner Geschwister nach. Die Gemeinde berichtet in diesem Zusammenhang dem Oberamt Offenburg, dass Michael Bürkle, Simons Schwager, zwar nicht über die erforderlichen Mittel verfüge, von seinem Schwager (Simon Oehler) aber eine Anweisung besitze, um „in Havre bei einem Kaufmann so viel Geld mitzunehmen, als er zu seiner Überschiffung brauche. Auch solle er im nötigen Falle von dem Reisenden aus Nordamerika, welcher sie dahin begleitet, mit Geld unterstützt werden.“⁹

Die Reisegruppe war aber noch größer, denn auch Simons Bruder Silvester verließ mit seiner Familie – und ebenfalls mit finanzieller Unterstützung durch den älteren Bruder – Schutterwald mit Ziel USA. Dass es sich Simon leisten konnte, die Reisekosten für 18 Personen zu bezahlen, legt – auch wenn er nur einen Teil der Kosten getragen haben sollte – den Schluss nahe, dass er in den USA wirtschaftlich erfolgreich war.

Im Jahr 1819, zwei Jahre nach dem Treffen der katholischen Gemeinde, an dem Simon Oehler teilnahm, wurde mit der „Christ Church“ die erste katholische Kirche gebaut. Um den seelsorgerischen Bedürfnissen der wachsenden Zahl an deutschsprachigen Einwanderern gerecht zu werden, reichten die vorhandenen Gotteshäuser aber bald nicht mehr aus – zumal die Menschen verstreut lebten und weit weniger mobil waren, als wir es heute sind – und man musste mit Provisorien vorliebnehmen. Für die nördlich der Stadt lebenden Gläubigen etwa las seit dem 15. August 1840 Pfarrer Henri Nannen in der Scheune von Silvester Oehlers Anwesen Messen.

Damals war es nicht ungewöhnlich, dass Gemeindeglieder eine Kirche bauten und nach der Fertigstellung einen Bi-



Abb. 3: Silvester Oehlers Scheune (Rev. Thomas Nolker, Gemeinde St. James White Oak, Cincinnati/Ohio, USA)



Abb. 4: Die 1844 eingeweihte Kirche St. James (Rev. Thomas Nolker, Gemeinde St. James White Oak, Cincinnati/Ohio, USA)



Abb. 5: Silvester Oehlers Tochter Barbara Otilia (1828–1898) und ihr Ehemann Jacob Wolfer (Delhi Historical Society, Delhi Township/Ohio, USA)

schof oder Priester um die Weihe baten. Und so errichteten die Siedler in den frühen 1840er Jahren eine kleine Kirche, die dem hl. Jakobus d. Ä. (Saint James the Greater) gewidmet war. Dass mit dem Apostel Jakobus die Wahl des Kirchenheiligen auf den Schutterwälder Schutzpatron fiel, war wahrscheinlich kein Zufall, denn ein Teil des knapp einen Hektar großen Grundstücks, das für den Kirchenbau, den Friedhof und eine Schule vorgesehen war, wurde von Ambros Oehler, einem unehelichen Sohn von Simon Oehlers Schwester Maria Anna, und seiner Frau Eva gestiftet. Ambros' Stimme dürfte deshalb bei der Auswahl des Schutzpatrons ein gewisses Gewicht gehabt haben.¹⁰

Ambros scheint ein respektierter Bürger seiner neuen Heimatgemeinde geworden zu sein. Man kann nur spekulieren, aber wenn man bedenkt, wie uneheliche Kinder in Schutterwald (und wohl nicht nur dort) damals stigmatisiert wurden, ist es sehr unwahrscheinlich, dass er eine Chance gehabt hätte, in seinem Geburtsort auf der sozialen Leiter nach oben zu klettern. Der Amerikanische Traum wurde nicht für alle Einwanderer wahr, aber die ständelose demokratische Gesellschaft der USA hat es den Menschen sicherlich leichter gemacht, ihr Potential auszuleben.

Nach einem Jahrzehnt zahlreicher Auswanderungen (zwischen 1825 und 1834 haben 60 Personen Schutterwald verlassen), sank die Zahl der Emigranten vorerst. Allerdings setzte in den 1840er Jahren ein wahrer Massenexodus ein. Wie groß die Not und Verzweiflung der Menschen damals gewesen sein muss, zeigt die Passagierliste der am 16. April 1846 in New Orleans angekommenen „Taglione“, denn unter den 109 Passagieren dieses Schiffes waren 59 Schutterwälder.¹¹ Und diese 59 waren nicht die einzigen, die ihr Heimatdorf im Jahr 1846 verließen. Im Jahrfünft von 1845–49 emigrierten 123 Bürger, davon allein im Jahr 1846 119. Warum Mitte der 1840er Jahre so viele Menschen ihr Glück in Nordamerika suchten, ist in den Akten nicht vermerkt. Vermutlich flüchteten sie vor der zwischen 1845 und 1849 grassierenden Kartoffelfäule. Besonders in Irland vernichtete ein aus Nordamerika eingeschleppter Pilz die Kartoffelernte. Die dadurch ausgelöste Hungersnot tötete eine Million Iren und zwang eine weitere Million, ihr Heil in den USA zu suchen. Durch diesen Aderlass verlor das Land so viele Einwohner, dass die Bevölkerungszahl Irlands im Jahr 2005 lediglich 71 % des Standes vor der „Großen Hungersnot“ erreicht hatte.¹² In Deutschland war die Situation zwar weniger dramatisch, dennoch forderte die „Landwirtschaftliche Bezirksstelle“ im Januar 1846 die Bürgermeister in der loka-

len Presse auf, zu berichten, ob der Bedarf an „gesundem Saatgut“ gedeckt sei und was unternommen werde, damit auch „unbemittelte Landwirthe keinen Mangel an Saatgut leiden müssen“¹³. Nach 1855 ebte die Auswanderungswelle ab, schwoll aber in den wirtschaftlich schwierigen Zeiten nach dem „Gründerkrach“ 1873 wieder etwas an. Die größte Not schien zu dieser Zeit aber überwunden gewesen zu sein. Dazu hat sicherlich auch die Eisenbahn beigetragen, die Offenburg schon 1844 erreicht hatte und immer mehr Menschen in Lohn und Brot brachte.

Die meisten Schutterwälder Auswanderer zog es ins südliche Ohio¹⁴ und in die angrenzenden Staaten Kentucky und Indiana, eine klimatisch günstige Region, die landwirtschaftlich nutzbare Flächen in großem Maße bot. Außerdem waren die Segler, die von New Orleans aus Baumwolle in die europäischen Häfen transportierten, ein günstiges Transportmittel, denn man konnte auf dem Rückweg die nun leeren Frachträume mit Auswanderern füllen. Je nach Wind konnte es sechs Wochen oder mehr dauern, bis der amerikanische Kontinent endlich erreicht war. Für die meisten Schutterwälder bedeutete das, wochenlang auf dem stickigen „Zwischendeck“ eingepfercht zu sein, dem fensterlosen Teil der Schiffe, der entstanden war, indem in den Laderaum eine Decke eingezogen wurde, um neben Waren zusätzlich noch Menschen transportieren zu können.

Der Schutterwälder Eduard Bayer (*1810) reiste allerdings komfortabler: Auf der „Constellation“, die am 12.8.1834 in New York ankam, war er einer von nur drei Passagieren, die in einer Kabine untergebracht waren.¹⁵ Aus dem Kaufmann Eduard Bayer wurde in New York City ein Bankier, der sich in wohlhabenden Kreisen bewegt zu haben scheint, denn am 8.9.1841 heiratete er in Brooklyn, New York Adele Parmentier, die Tochter des damals einflussreichsten Gartenbauarchitekten der Vereinigten Staaten. Das Paar blieb kinderlos, während des amerikanischen Bürgerkriegs fand Adele aber Erfüllung in der seelsorgerischen Betreuung der Seemänner der amerikanischen



*Abb. 6: Schutterwälder Familien heirateten in den USA oft untereinander: Philip Feists (*1872) Vater Philipp sen. und Elizabeth Lipps' (*1874) Großeltern Theodor Lipps und Elisabeth Zind stammten aus Schutterwald. (Delhi Historical Society, Delhi Township/Ohio, USA)*

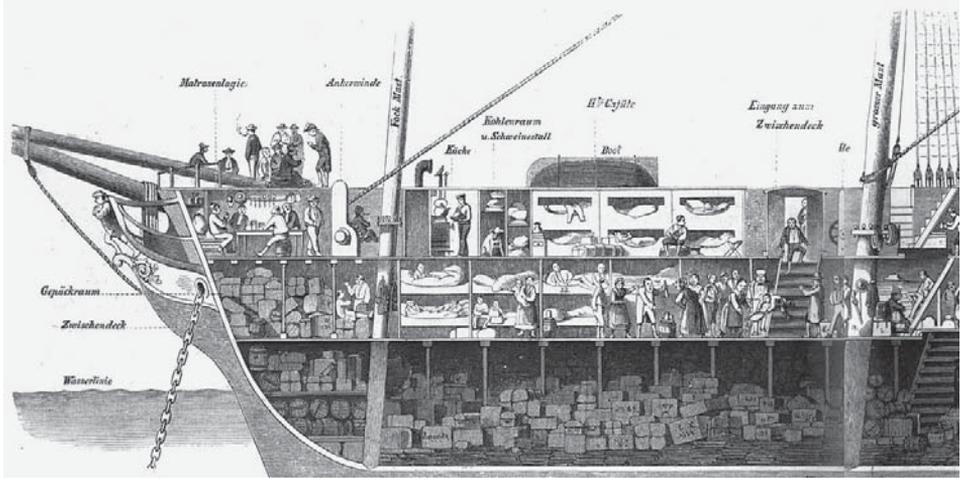


Abb. 7: Ein typisches Auswandererschiff aus den 1850er Jahren (Die Gartenlaube (1854). commons.wikimedia.org/windex.php?curid=23195246 (gemeinfrei))

Kriegsmarine und ihr ist es letztlich zu verdanken, dass 1888 der erste katholische Kaplan der US-Marine ernannt wurde. Nach ihrem Tod 1892 wurde Adele Bayer (wie auch Eduard Bayer zwei Jahre später) in der Familiengruft bei der Paulskirche in Brooklyn bestattet und 1925 errichtete eine Kommission, der auch der spätere US-Präsident Herbert Hoover angehörte, dem „Schutzengel der Seeleute“ eine Gedenkplakette.¹⁶

Nachdem in den Jahren 1837/38 die Cherokee-Indianer aus ihrer Heimat im heutigen US-Bundesstaat Tennessee vertrieben worden waren, reiste der deutschstämmige New Yorker Christian Dietzsch in den Südosten des Staates, um sich dort Land zu kaufen. Sein Versuch, sich in der neu erschlossenen Wildnis eine Existenz aufzubauen, scheiterte jedoch und Dietzsch kehrte nach New York zurück, wo er seinem Freund Eduard Bayer von seinen Ländereien erzählte. Bayer nutzte die günstige Gelegenheit und erwarb über 80000 Hektar Land¹⁷ in den counties (Landkreisen) Monroe, McCinn und Polk, um dort fernab von den sozialen Missständen der Großstadt New York Einwanderer anzusiedeln. Dem Ruf Eduard und Adeles folgte 1846 auch der Schutterwälder Ferdinand Bächle, der es mit seiner Frau Genovefa geb. Heuberger, sieben Kindern, einer Schwiegertochter und einem Enkelkind wagte, in der Wildnis ein neues Leben zu beginnen. Dort wartete ein entbehrensreiches Leben auf die Familie, denn in dem abgeschiedenen Landstrich waren die Siedler so sehr auf sich allein gestellt, dass sie die anderen Bewohner des counties „die Amerikaner“ nannten. Die Bächles¹⁸ waren aber nicht allein und zusammen mit den anderen Neuankömmlingen wurden Wohnhäuser, eine Mühle

und eine Schmiede gebaut. Um die Versorgung mit Nahrungsmitteln zu sichern, musste der Wald gerodet und Felder angepflanzt werden. Ob die Bächles oder eine andere Familie Reben mit in die neue Heimat brachten, weiß niemand mehr; der Weinanbau spielte in der „Deutschen Siedlung“ (in der allerdings nicht nur Deutsche, sondern auch Italiener lebten) aber eine so große Rolle, dass der Ort bald „Weinland“ genannt wurde.



Abb. 8: Benedict Beckler, ein Sohn von Ferdinand Bächle, und seine Frau Mary Goforth Beckler. Ihr Sohn Will und seine Familie verließen die „Deutsche Siedlung“ 1927 als letzte. (Leider ist mir der Urheber dieses Bildes nicht bekannt.)

Im Jahr 1852 wollten Adele und Eduard Bayer schließlich mit eigenen Augen sehen, was aus „ihrer“ Siedlung geworden war und so machten sie sich am 2. Oktober auf die mehrtägige Reise in die Wildnis. Adeles jüngere Schwester Rosine beschrieb die Strapazen der 1800 km langen Reise in ihrem Tagebuch: Kurz vor der Ankunft musste die Reisegruppe den Fluss Sylco dreißigmal überqueren, man verirrte sich in der Dunkelheit und kam am 8. Oktober um zehn Uhr abends erschöpft, aber wahrscheinlich glücklich, in der Siedlung an. In ihrem Journal lobt Rosine den Fleiß und das Durchhaltevermögen der Siedler, und trotz des entbehrungsreichen Lebens waren alle gesund und schienen sogar jünger geworden zu sein. Am 30. Oktober brachen die Bayers und Rosine Parmentier wieder nach New York auf.

In den nächsten Jahren wuchs die Kolonie, aber nach und nach heirateten die Kinder und zogen weg. Ende des 19. Jahrhunderts waren nur noch die Schutterwälder Bächles übrig, die die Siedlung 1927 verließen. Die Häuser zerfielen und die Gegend ist nun wieder genauso wild wie vor der Ankunft der Siedler. Die Nachkommen der Bächles leben aber heute noch in Tennessee und Ohio.¹⁹

Der Kontrast zwischen Eduard Bayer und Cyprian Berg könnte kaum größer sein. Anders als der wohlhabende Sohn der Wirtsleute des „Adler“, dem damals besten Gasthaus im Ort, hat es Cyprian Berg als Kind sicherlich nicht einfach gehabt. Dass er ein „illegales“ (so steht es im Taufbuch) Kind war, war für jedermann schon an seinem ungewöhnlichen Namen leicht zu erkennen. Damals gab (zumindest in Schutterwald) der Pfarrer unehelichen Kindern ihren Namen und zumindest der Schutterwälder Geistliche wählte oft ungewöhnliche Namen – im Fall des am 19. September 1820 geborenen Sohnes der ledigen „Vagabundin“ Sara Grieshaber und des Bonifaz Berg aus Zunsweier, Soldat beim „Großherzoglich badischen Linien Infanterie Regiment von Neuenstein N.III“²⁰, den des

hl. Cyprian von Karthago. Sara Grieshaber hatte neben Cyprian noch sechs weitere (ebenfalls uneheliche) Kinder und man darf wohl annehmen, dass die Familie ein ärmliches Leben am unteren Rand der Gesellschaft führte. Über Cyprians Kindheit

und Jugend ist in den Akten nichts zu lesen. In den 1850er Jahren wird er aber wegen Diebstahls immer wieder zu Freiheitsstrafen (oft „geschärft durch Dunkelarrest und Hungerkost“²¹) verurteilt. Gemeinsam mit Polykarp Quarti und seinem Halbbruder Isidor Grieshaber bildete Cyprian Berg die „Schutterwälder Diebesbande“, die „einen nicht kleinen Teil des Mittelrheinkreises [...] beunruhigt hatte, ja in der That zum Schrecken dieser Gegend geworden war“ (s. Artikel unten). Das Trio wurde aber gefasst und zu mehrjährigen Haftstrafen verurteilt²²:

In der Nacht vom vierten auf den fünften Oktober 1855 gelang den dreien jedoch die Flucht aus dem „Arbeitshaus“ in Bruchsal und sie wurden zur Fahndung ausgeschrieben:

Bereits zehn Tage später, am 15.10.1855 verübte Cyprian Berg „einen weiteren dritten Diebstahl, wegen dessen er durch [unleserlich] Urteil vom 11. Juni 1856 zu einer Arbeitshausstrafe von zwei Jahren, geschärft durch 40 Tage Dunkelarrest und 80 Tage Hungerkost“²³ verurteilt wurde. Die Entlassung aus der Strafanstalt war für den 12.2.1857 vorgesehen.

Die bevorstehende Rückkehr von Cyprian Berg in seine Heimatgemeinde scheint den Schutterwälder Pfarrer Herrmann aber so sehr beunruhigt zu haben, dass er am 21. November 1856 beim Großherzoglichen Oberamt in Offenburg die Verbringung Bergs in die „polizeiliche Verwahrungsanstalt“²⁴ beantragt: Die Gemeinde könne „bei dem besten Willen über ein Subjekt wie Cyprian Berg, welcher sich bei seiner Verschmitztheit in hiesiger großer Ge-

E. 165. Nr. 30,788. Fahr. (Fahndung.)
In der Nacht vom 4./5. d. Mts. sind die hier unten beschriebenen

**Polikarp Quarti,
Isidor Grieshaber und
Cyprian Berg von Schutterwäld**
aus dem Arbeitshaus zu Bruchsal entflohen, und ersuchen wir sämmtliche Polizeibehörden, auf diese für die öffentliche Sicherheit äußerst gefährlichen Menschen zu fahnden, und sie auf Betreiben wohlverwahrt hierher abzuliefern.
Fahr, den 9. Oktober 1855.
Großh. bad. Oberamt.
D e f.

S i g n a l e m e n t		
des Isidor Grieshaber:	des Polikarp Quarti:	des Cyprian Berg:
Alter, 28 Jahre,	26,	35.
Größe, 5' 3",	5' 4",	5' 5".
Haare, blond,	schwarz,	braun.
Augenbrauen, blond,	dto.,	dto.
Augen, blaugrau,	braun,	dto.
Gesichtsform, länglich,	oval,	länglich.
Gesichtsfarbe, gesund,	gesund,	bläß.
Stirne, schmal,	hoch,	mittlere.
Nase, spitz,	länglich,	ziemlich groß.
Mund, gewöhnlich,	mittelmäßig,	proportionirt.
Zähne, gut,	gut,	mangelhaft.
Barthaare, röthlich,	schwarzbraun,	braun.
Kinn, rund,	rund.	spitz.

Dieselben trugen bei ihrer Entweichung: Kappe, Wamms, Weste und Halsuch von blauem Zwilch, grüne Zwischhosen, leinenes Hemd und Unterhosen mit einem rothen Streifen gezeichnet, und Schuhe.

Abb. 9: Bericht über die „Schutterwälder Diebesbande“ in der Karlsruher Zeitung vom 10.2.1855 (Alexander Deck, Dresden)

†† Bruchsal, 9. Febr. Dieser Tage erließ das hiesige Hofgericht das Urtheil gegen die sogenannte „Schutterwälder Diebesbande“, welche längere Zeit hindurch einen nicht kleinen Theil des Mittelrheinkreises, namentlich die Amosbezirke Fahr, Offenburg, Oberkirch, und Achern, beunruhigt hatte, ja in der That zum Schrecken dieser Gegend geworden war. Nicht weniger als etwa 40, meistens sehr erschwerete Diebstähle lagen dieser Bande zur Last, und bezüglich des größten Theils dieser Verbrecher erfolgte die Schuldigerklärung, so daß gegen die beiden Hauptangeklagten (Polykarp Quarti und Isidor Grieshaber) die höchste Strafe, welche die Hofgerichte auszusprechen befugt sind, nämlich sechs Jahre Arbeitshaus, erkannt wurde.

Eine noch größere Untersuchung aus dem Amte Achern, welche über 50 Diebstähle umfaßt, wird hinsichtlich der gefährlichen Diebstähle vor dem nächsten Schwurgerichte zur Aburtheilung kommen. Außerdem dürfte das Material für diese Sitzung, soweit es sich jetzt schon übersehen läßt, aus fünf weiteren Fällen bestehen, worunter eine Mordthat, deren Verhandlung eben so interessant als schwierig sein wird.

Abb. 10: Fahndungsaufruf in der Karlsruher Zeitung vom 11.10.1855 (Alexander Deck, Dresden)

meinde leicht unserer genauen Beobachtung entziehen kann, unmöglich die erforderliche Aufsicht zu führen über [sich] nehmen“²⁵.

Die politische Gemeinde widerspricht dem jedoch bereits am 25. November und stellt fest, „[d]ass von hier aus die Verbringung des Cyprian Berg nach erstandener Zuchthausstrafe in die polizeiliche Verwahrungsanstalt nicht beantragt und auch kein Beitrag aus hiesiger Gemeindekasse bewilligt wird, indem die Gemeinde nur unnütze Kosten zu zahlen hätte“. Man glaubt nicht an eine Besserung Bergs, sieht „jede[n] Kreuzer unnütz an ihn angewendet“ und geht davon aus, dass Berg „unter gestrenger Aufsicht sich werden bessern oder aber bald wieder in sicherem Verwahr sein wird.“²⁶ Ohne die Gemeindekasse zu belasten ...

Als man Cyprian Berg die beiden Schreiben vorliest, gerät er so außer sich, dass die Vernehmung unterbrochen werden muss. Er wird sofort in „Dunkelarrest“ gebracht. Am 7.12. gesteht Cyprian ein, „dass [s]ein Lebenswandel bisher ein verfehlter und beklagenswerter ist“, er habe sich aber vorgenommen, „niemand mehr an seinem Eigentum zu beschädigen, ferner rechtschaffen zu leben und durch Arbeitsamkeit [s] einen und der [S]einigen Lebensunterhalt selbst zu verdienen.“ Er verweist auf seine Pflichten als Familienvater und verspricht „heilig, fürderhin einen besseren Lebenswandel zu führen.“ Zudem habe die Gemeinde in ihrem Bericht „zugegeben, dass [er] in [s]einer Heimat Arbeit u. Verdienst finde, um [s]ich und die [S]einigen zu ernähren“ und er bittet darum, das Verfahren wegen seiner Verbringung in die „polizeiliche Verwahranstalt“²⁷ einzustellen. Dem wird aber nicht entsprochen und Berg beantragt im Frühjahr 1858 die Auswanderung nach Nordamerika. Die Gemeinde Schutterwald beteiligt sich nur widerwillig an den Kosten für die Überfahrt in die USA, die Aussicht darauf, den unliebsamen Bürger und seine Familie für immer loszuwerden, war aber wohl so groß, dass im Juni ein Vertrag mit der Auswanderungsagentur „Wood, Paillette und Bielefeld“ abgeschlossen wird, die schließlich „bestätigt, dass Cyprian Berg, Anna Maria, Cyprian und Marie am 11. Juli 1858 nach NY abgereist sind. Schiff: Alfred Storer, Kapitän Brown.“²⁸

Nach einer fünfwöchigen Reise kam der Dreimastsegler in New York an und die Familie reiste (wie die meisten Schutterwälder) weiter nach Cincinnati, Ohio. Dort lebten die Bergs im selben Haus wie die Familie des Schutterwälders Michael Schley. Cyprian erscheint im „census“ als „laborer“ (Arbeiter), sein Sohn Cyprian jun. arbeitete als Besenmacher.²⁹ Nur ein

Jahr später änderte sich das Leben der Familie, denn nach Beginn des amerikanischen Bürgerkriegs am 12. April 1861 folgte Cyprian jun. dem Aufruf von Präsident Lincoln und trat am 19. Juni als Freiwilliger dem 13. Ohio Infanterieregiment bei. Diese Einheit kämpfte auf Seiten der Nordstaaten in einer Reihe von Schlachten und war im Jahr 1864 an der Belagerung von Atlanta, Georgia beteiligt.³⁰ Am 26. Juni 1864 wurde Cyprian Berg jun. als Gefreiter ausgemustert. Ein Jahr später heiratete er Catherine A. Freudenstein und 1878 kam, noch in Cincinnati, die Tochter Emma zur Welt, die sich später wie auch ihre Eltern in Newport, Kentucky, auf der anderen Seite des Ohio-Flusses niederließ. Cyprian jun. starb am 25. Juli 1920 im Alter von 78 Jahren an Magenkrebs und wurde auf dem Evergreen Cemetery in Southgate, Kentucky bestattet.

Seine Schwester Eulalia (sie nannte sich in den USA Emma) heiratete 1868 den aus Obernhausen³¹ gebürtigen Schreiner Christian Seifer, mit dem sie drei Kinder hatte. Dem Paar war nur eine kurze gemeinsame Zeit vergönnt, denn Christian starb schon im November 1878 an einer Lungenentzündung. Aus der Ehe mit ihrem zweiten Ehemann John Baptist Weidmeyer³² entstammen die zwischen 1883 und 1886 geborenen Kinder John, Bertha und Flora. Emma starb mit 57 Jahren im Juni 1905, ihr Ehemann überlebte sie um elf Jahre.

Cyprian Berg sen. und seine Frau Mary leben im Juni 1880, als der zehnte „US-census“ erhoben wird, in der East Front Street in Cincinnati, wo die meisten Bewohner deutsche Wurzeln haben. Viele von ihnen – darunter auch Cyprian und Mary – können weder lesen noch schreiben, aber anders als in Deutschland verdient sich Cyprian seinen Lebensunterhalt wie fast alle seiner Nachbarn (es scheint in der Nähe Baumwoll-, Tabak- und Kerzenfabriken gegeben zu haben) auf ehrliche Art und Weise als „laborer“. Auch wenn er Zeit seines Lebens Analphabet blieb und es nicht zu großem Wohlstand brachte, ist für Cyprian Berg der Amerikanische Traum doch wahr geworden: Er schaffte es, vom Mitglied der „Schutterwälder Diebesbande“ zu einem unbescholtenen Bürger der Vereinigten Staaten³³ zu werden.

Über 200 Jahre sind nun schon vergangen, seit Simon Oehler im September 1817 in Cincinnati angekommen ist, und aus den Nachkommen der Schutterwälder Auswanderer sind längst Bürger der USA geworden. Zwar ist das Interesse an der eigenen Herkunft bei vielen Amerikanern groß, die Geschichte ihrer Vorfahren wird den meisten aber wohl nicht mehr bekannt sein. Und doch haben die Schutterwälder Aus-



Abb. 11: Die Familie von Benedikt Junker vor ihrem Haus (Delhi Historical Society, Delhi Township/Ohio, USA)



Abb. 12: Das Haus der Familie Benedikt Junker im Jahr 2010 (Lori Novotni, Phoenix/Arizona, USA)

wanderer Spuren hinterlassen, die heute noch sichtbar sind: Das Haus, das Benedikt Junker in den 1870er Jahren am „Muddy Creek“ erbaute, zerfiel mit der Zeit, wurde aber schließlich so behutsam renoviert, dass das ursprüngliche Erscheinungsbild erhalten blieb.

Und auf eine ganz besondere Weise wird die Erinnerung an die badischen Wurzeln so vieler Menschen, die in der Umgebung von Cincinnati leben, in dem Haus gepflegt, das der Schutterwälder Philipp Feist in den 1850er Jahren erworben hat: Es wurde von seinen Nachkommen der „Deutsch-Amerikanischen Bürger-Liga“ vermacht und beherbergt heute das „German Heritage Museum“, in dem sich Besucher über die Geschichte der deutschen Siedler in Cincinnati informieren können.³⁴



Abb. 13: Das Haus von Philipp Feist. Das Foto wurde wahrscheinlich um 1900 aufgenommen. (Don Heinrich Tolzmann, Cincinnati,/Ohio, USA)



Abb. 14: Das Haus von Philipp Feist heute als „German Heritage Museum“ (Don Heinrich Tolzmann, Cincinnati,/Ohio, USA)

Anmerkungen

- 1 Auf Grund der unsicheren Quellenlage lässt sich die genaue Anzahl nicht bestimmen.
- 2 Braunstein, Hermann. *Chronik von Schutterwald*. Schutterwald 1974: 156.
- 3 Ob Anton Burckhart tatsächlich nach Nordamerika ausgewandert ist, lässt sich nicht mehr feststellen, da es aus der Zeit vor 1800 keine mir zugänglichen Dokumente gibt, die seine Überfahrt oder seine Ansiedlung im damals noch unter britischer Herrschaft stehenden Nordamerika belegen könnten.
- 4 https://de.wikipedia.org/wiki/Tambora#Eruption_von_1815 (zuletzt aufgerufen am 31.12.2018)
- 5 https://de.wikipedia.org/wiki/Jahr_ohne_Sommer (zuletzt aufgerufen am 30.12.2018)
- 6 Ob auch den anderen Auswanderungswilligen die Auswanderung genehmigt wurde, geht aus den Akten des Gemeindearchivs Schutterwald nicht hervor.
- 7 Gemeindearchiv Schutterwald
- 8 Goss, Charles Frederic. *Cincinnati, the Queen City:1788–1912. Vol. I*. Chicago, Cincinnati 1912: 525. (Eigene Übersetzung aus dem Englischen)
- 9 Die Karteikarte nennt hier den ursprünglich aus „Buchheim“ stammenden Bernhard Milot (die entsprechende Bemerkung auf der Karte von Silvester Oehler gibt „Buchen“ als ursprünglichen Herkunftsort an).
- 10 www.stjameswhiteoak.com/ParishInfo/ParishHistory.asp (zuletzt aufgerufen am 1.1.2019)
- 11 www.ancestry.com. Die Seite bietet Zugriff auf Passagierlisten, die Unterlagen des alle zehn Jahre stattfindenden „census“ (einer „Volkszählung“) und viele weitere Dokumente. Die Webseite wird kommerziell betrieben. Da ich über keinen Zugang mehr verfüge, war ich gezwungen, ohne neuerliche Überprüfung auf alte Befunde zurückzugreifen.
- 12 [https://en.wikipedia.org/wiki/Great_Famine_\(Ireland\)](https://en.wikipedia.org/wiki/Great_Famine_(Ireland)) (zuletzt aufgerufen am 1.1.2019)
- 13 *Wochenblatt für die Amtsbezirke Offenburg, Oberkirch, Achern, Rheinbischofsheim, Kork, Gengenbach, Haslach und Wolfach* vom 9.1.1846
- 14 Vor allem im westlich von Cincinnati gelegenen Delhi Township ließen sich viele Schutterwälder nieder.
- 15 Passagierliste gegen Gebühr einsehbar bei www.ancestry.com
- 16 <http://www.newadvent.org/cathen/02357b.htm> (zuletzt aufgerufen am 18.1.2019)
- 17 Zum Vergleich: Der Landkreis Emmendingen umfasst (lt. [wikipedia.de](http://www.wikipedia.de)) ca. 68000ha.
- 18 Der Name wurde später zu „Beckler“ amerikanisiert.
- 19 Parish, Thurmman. „The History of the Ocoee Ranger District 1838–1988“ (unveröffentlicht)
- 20 S. Eintrag im Taufbuch.
- 21 Staatsarchiv Freiburg Akte B 728/1 1624
- 22 Aus der sich im Staatsarchiv Freiburg befindlichen Akte geht hervor, dass Cyprian Berg am 28.4.1855 wegen Diebstahls und Körperverletzung zu einer zweijährigen Zuchthausstrafe verurteilt wurde.
- 23 Staatsarchiv Freiburg Akte B 728/1 1624
- 24 Was unter dieser Institution zu verstehen ist, konnte ich leider nicht herausfinden.
- 25 Staatsarchiv Freiburg Akte B 728/1 1624
- 26 Ebd.
- 27 Ebd.
- 28 Ebd.
- 29 census 1860 (einsehbar bei www.ancestry.com)
- 30 https://en.wikipedia.org/wiki/13th_Ohio_Infantry
- 31 Obernhausen ist heute Ortsteil der im Enzkreis gelegenen Gemeinde Birkenfeld
- 32 John (ursprünglich wohl Johann) Baptist war ebenfalls Deutscher. Er kam in Eutingen (bei Freudenstadt) zur Welt.
- 33 Die Informationen zur Familie von Cyprian Berg verdanke ich Sandra Henselmeier Funk aus Indianapolis, Indiana, einer Ur-Ur-Ur-Enkelin von Cyprian Berg sen. Sie hat die Geschichte ihrer Familie akribisch nachgezeichnet.
- 34 <http://www.gacl.org/museum.html> (zuletzt aufgerufen am 30.12.2018)

Ein Leuchtsignal der Republik?

Prinz Max von Baden und die Demokratie

Konrad Krimm

Als der Badische Landtag am 6. November 1929 zum ersten Mal in seiner neuen Wahlperiode zusammentrat, traf mitten in der Vormittagssitzung die Nachricht vom Tod des Prinzen Max von Baden ein; der Prinz war seit 1889 Mitglied der Ersten Kammer und von 1907 bis 1918 deren Präsident gewesen. Das „Haus“ erhob sich zu einem kurzen Nachruf des Landtagspräsidenten Eugen Baumgartner auf den Prinzen – mit Ausnahme der Fraktionen der Deutschnationalen Volkspartei und der Nationalsozialisten, die demonstrativ den Saal im Karlsruher Ständehaus verließen; die Abgeordneten der Kommunisten blieben sitzen. Danach verhandelte der Landtag nach der Tagesordnung weiter, aber bei einem Antrag zur Geschäftsordnung am Nachmittag brach der Sturm los. Es sei bisher *Tradition in diesem Hause* gewesen, *sich – wenn man auch in politischer Beziehung noch so entschieden und scharf einander gegenübergestanden war – menschlich und gesellschaftlich dennoch nicht als Barbaren entgegenzutreten*, rief Emil Maier von der SPD nach rechts hinüber. *Wir haben uns dadurch schon in der Vorkriegszeit in wohlthuendem Gegensatz wenigstens zu manchen Parlamenten im Norden unseres Reiches befunden. Jetzt scheine sich das zu ändern. Heute hat es sich zum ersten Mal ereignet, daß man in diesem Hause der Hoheit des Todes nicht Reverenz erwies. Auf den kommunistischen Zwischenruf Ja, und wenn Ihr die Arbeiter zusammenschießt, habt Ihr da auch dem Tod die Reverenz erwiesen?* antwortete Maier, *dass unsere Fraktion – wie auch die Fraktionen anderer Parteien, die auf Anständigkeit Wert legen ... (Zwischenruf) ... in solchen Fällen keine Parteiunterschiede gemacht haben ... (Zwischenruf) ..., auch dann nicht, wenn es sich um Kommunisten handelte. Und wir werden einen solchen Unterschied auch nicht gegenüber Nationalsozialisten machen.* Die Demonstration am Vormittag dagegen sei *Zeichen einer politischen Verwilderung*. Walter Köhler, 1933 dann badischer Ministerpräsident, lehnte es kurzerhand ab, *sich mit der Sozialdemokratischen Partei über Takt und Anstand auseinanderzusetzen*, während Paul Schmitthenner den Auszug der DNVP damit wortreich verteidigte, *dass man sonst vielleicht etwas hätte anhören müssen, was der eigenen politischen Überzeugung widerspricht*. Auch ein Nachruf sei nun einmal ein politischer Akt, und so musste – und damit brachte er die Sache auf den Punkt – *gerade im Hinblick auf*

*eine politische Persönlichkeit wie die des Prinzen Max von Baden, die noch heute im Mittelpunkt des allerleidenschaftlichsten Parteikampfes steht, ... diese Erwägung für uns maßgebend sein.*¹ Angesichts der vielen Zwischenrufe und Vermahnungen des Landtagspräsidenten im Protokoll darf man sich die Szene tumultartig vorstellen. Das Gedenken an den Prinzen polarisierte. Der Landtagspräsident hatte am Vormittag von den guten Absichten des Prinzen bei der schwierigen Übernahme der Kanzlerschaft gesprochen und war fortgefahren: *Das furchtbar schreitende Schicksal unseres Volkes war aber stärker als sein Wille. Wir aber werden seine selbstlose und pflichtgetreue Hingabe an Volk und Land schätzen ...*² Tatsächlich war der Name des Prinzen aber zur aufreizenden Chiffre für die Niederlage und den Sturz der Monarchie, für Systemwechsel, für den „Dolchstoß“ und für die Revolution geworden.

Zugleich waren die Fronten abgesteckt: Der Prinz galt bei der extremen Linken als Vertreter eines bankrotten Regimes, dem die Bourgeoisie der Republik nachtrauerte, bei den Rechten als Vaterlandsverräter, der das schmähliche Kriegsende zu verantworten hatte. Die politische Mitte verhielt sich ehrerbietig bis zurückhaltend. Dass der Prinz als Kanzler gescheitert war, stand außer Frage, aber sein Wille zur Demokratisierung des Reiches und seine Zusammenarbeit mit den bürgerlichen Parteien und der SPD bei Kriegsende waren noch im Gedächtnis. Als *Leuchtsignal der Republik* bezeichnete ihn immerhin ein Nachruf, der im Generalanzeiger für Dortmund erschien (das linksliberale Blatt wurde 1933 sofort beschlagnahmt, der Autor des Gedichts, Kunz von Kaufungen, emigrierte). Die Zeilen mischen beispielhaft Bewunderung und Skepsis, Distanz und Dankbarkeit:

*Der letzte –, er war nicht mehr zu retten.
Drum fiel er mit, als morsch das Alte brach.
Auch er trug an des Volkes schweren Ketten.
Wir folgten nach – –.*

*5 Wochen nur –, es gab viel schwere Stunden.
Er wollte weder vorwärts noch zurück –
Er war an das Vergangene gebunden
Und kam als Leuchtsignal der Republik! –*

*So sank er hin – ein Wanderer zwischen Welten –
Und zögernd blieb er an dem Kreuzweg stehn,
Bis ihn die Stürme des November fällten,
Die Uhr schlug zwölf –, der Mittler mußte gehen –!*

Prinz Max zog also sehr verschiedene Projektionen auf sich. Die Enttäuschung überwog; gerade die Linksliberalen, die Deutsche Demokratische Partei (DDP), hatten gehofft, ihn nach 1918 für ein Amt im Staat gewinnen zu können. Ein spätes Echo dieser Enttäuschung findet sich noch bei Lothar Machtan, dem modernen Biografen des Prinzen, der über dessen mögliche Chancen als eine Art Ersatzkaiser nachdenkt: Vielleicht, dass Niederlage und neuer, demokratischer Staat bei der breiten Bevölkerung mehr Akzeptanz erfahren hätten, wenn der Prinz in Berlin geblieben wäre und sich aktiv politisch eingebracht hätte – vielleicht, dass die Chancen Hitlers geringer gewesen wären.³

Kontrafaktisches Fragen kann kaum Antworten erhalten. Auch die Messlatte nach Erfolg und Misserfolg ist unzuverlässig, sie lässt sich sehr verschieden anlegen. Aber es gibt auch andere Fragestellungen. Der Prinz war in der monarchischen Regelwelt seiner Umgebung aufgewachsen – welche Denkmöglichkeiten besaß er, wie weit reichte sein Blickfeld? Veränderten sich seine Wertmaßstäbe? Wie verarbeitete er den politischen und militärischen Zusammenbruch des Kaiserreichs, welches Verhältnis fand er zu demokratischen Programmen, zur jungen Republik, zu den Extremen an deren Rand – und vor allem: Wie repräsentativ ist er für uns, welche Gruppen spiegelt der Diskurs, den er so intensiv pflegte?

Dass er in seinem geistigen Profil nicht leicht zu fassen ist, verraten schon die Porträts, die ihn auf sehr verschiedene Weise zeigen. Der konventionelle Habitus in Paradeuniform war für den Angehörigen eines regierenden Hauses im Kaiserreich unerlässlich (**Abb. 1**). Daneben gab es den ikonografischen Regelbruch, das Bild des uniformierten, aber in sich gekehrten Lesenden – das Foto (**Abb. 2**) diente Fridolin Dietsche als Vorlage für eine Bronzeplastik, die wohl nur für die eigene Lebenswelt, für den Schreibtisch gedacht war. Die „Erinnerungen und Dokumente“ von 1927 zeigten den Prinzen auf dem Vorsatzblatt in Zivil, als den Skeptisch-Nüchternen, der Rechenschaft ablegen will (**Abb. 3**). Ein noch späteres Porträt von Hans Adolf Bühler, entstanden wohl kurz vor dem Tod des Prinzen, entdeckte ihn als einen „Sehenden“; unter den dramatischen Umständen seiner Zeit – schwarz drohenden Wolken – blickt er in einer Lichteureole mit Klugheit und Würde zu einer helleren Zukunft (**Abb. 4**). Dass dieses letzte Porträt unbekannt blieb, entbehrt nicht der Ironie: Der Maler, ein Schüler des am badischen Hof sehr beliebten Hans Thoma, kannte und verehrte den Prinzen wohl zumindest schon seit den Kriegsjahren, stand selbst aber in den späten 1920er Jahren als entschieden



Abb. 1: (links) Prinz Max in der Uniform der Preußischen Gardekürassiere, um 1890 (Eigentum Haus Baden, Aufn. GLA Karlsruhe)

Abb. 2: (rechts) Prinz Max, 1907 (Eigentum Haus Baden, Aufn. GLA Karlsruhe)



antimodernistischer Künstler Otto Wacker nahe, dem späteren badischen NS-Kultusminister. Hier schließt sich für uns der Kreis zur Anfangsszene im badischen Landtag. Einen bei der Rechten so verfeimten Politiker wie Prinz Max zu porträtieren, glorios noch dazu, konnte nicht in die politische Landschaft passen – so blieb das Bild im Atelier Bühlers verborgen und schließlich vergessen, bis es 2017 auf Burg Sponeck für eine Werkmonografie Bühlers wieder „ausgegraben“ wurde.⁴

So unterschiedlich wie seine Porträts sind auch die Äußerungen des Prinzen über den Staat, über Parteien und Demokratie, über den badischen Landtag, den Reichstag und die führenden Politiker. Lebensalter wie Korrespondenzpartner bestimmten zumeist die jeweilige Tonlage. Aus den früheren Urteilen über die Auseinandersetzungen in Land- und Reichstag klingt noch der Kasino-Ton, wie ihn Wilhelm II. im Allgemeinen vorgab. Auch als sich Prinz Max seit Sommer 1917 die Forderungen seiner Berater nach inneren Reformen immer mehr zu eigen machte, schrieb er seinem Vetter, Großherzog Friedrich II., dass der innere Frieden *in Preußen mit dem mir höchst unsympathischen allgemeinen gleichen Wahlrecht erkaufte werden müsse*.⁵ In solchem Kontext scheint Demokratisierung



nur das Mittel zum Zweck, nicht das Ziel. Prinz Max verstand es allerdings, dies rhetorisch wirksam werden zu lassen, etwa, wenn er den berühmt-berüchtigten Satz des Kaisers vom Kriegsbeginn – *ich kenne keine Parteien mehr ...* in einer Rede vor dem badischen Landtag am 14. Dezember 1917 umdeutete: *der echte Burgfrieden fordere das ernste Gespräch miteinander und das Kaiserwort sei so zu fassen, wie es verstanden sein will: Wohl gibt es Parteien, aber es sind alles Deutsche.*⁶ Damit erkannte er die Grundbedingung der Demokratie an, die Meinungsvielfalt und den Zwang, erst über den Diskurs zum Kompromiss zu finden. Mochte er sich dieser Einsicht zunächst widerwillig genähert haben – als er im Oktober 1918, kurz nach seinem Regierungsantritt, die militärische und politische Lage zum ersten Mal wirklich überblickte, sah er in einem Moment des apokalyptischen Erschreckens keinen anderen Ausweg aus der Katastrophe, als *Deutschland zu einem Volksstaat umzumodeln.*⁷

Zwischen diesen beiden extremen Positionen – dem unbedingten Festhalten am Obrigkeitsstaat und dem radikalen Bruch mit der Monarchie – gab es freilich allmähliche Übergänge, Annäherungen an ein neues Denken, so wie Prinz Max ja einerseits keineswegs zu den Paladinen des Kaisers zählte,

Abb. 3: (links) Prinz Max, um 1925 (Eigentum Haus Baden, Aufn. GLA Karlsruhe)

Abb. 4: (rechts) Hans Adolf Bühler, Porträt Prinz Max von Baden, wohl 1929 (Eigentum Förderverein Stadtgeschichte Karlsruhe, Aufn. Reinhard Morgenstern)

sondern ihm distanziert bis ablehnend gegenüberstand, ihm andererseits aber auch die endgültige Aufgabe der monarchischen Tradition letztlich undenkbar schien: Seine Einsicht vom Oktober 1918 wollte er später nicht mehr wahrhaben, zumindest war sie der Öffentlichkeit nicht zuzumuten und wurde bei der Redaktion der „Erinnerungen“, die 1927 erschienen, aus dem Text gestrichen. Für den Zwischenbereich, das langsame Eingehen auf die Forderungen der Parteien im Reichstag, wurden die Kontakte zu einzelnen Abgeordneten der Liberalen, der Sozialdemokraten und auch des Zentrums immer wichtiger.

Den Weg zur SPD, der wichtigsten politischen Kraft am Ende des Krieges, scheint ihm ein Offenburger gebahnt zu haben, Anton Fendrich (1868–1949). Fendrich selbst betrachtete sich wohl als sozialdemokratisches „Urgestein“; ein Porträt August Rumms von 1915 zeigt ihn so, wie ein Offenburger Sozialdemokrat in der Nachfolge des Übervaters Adolf Geck auszusehen hatte: mit wildem Haar, Vollbart und nachlässiger Kleidung, gemalt in furios-dickem Pinselstrich, der sonst nicht Rumms Sache war,⁸ aber hier offenbar unerlässlich (Abb. 5). Dabei stand Fendrich eher am Rand seiner Partei. Ihm war vor allem die Überbrückung der Kluft zwischen Arbeiterklasse und Bourgeoisie wichtig, und in seiner Vorstellung vom Volksganzen fand er durchaus Zugang zum Burgfriedensprogramm des Kaisers. Wie Prinz Max stand er im Bann von Johannes Müller, dem Propheten auf Schloss Mainberg bzw. – seit 1916 – auf Elmau, und dessen Harmonisierungsentwürfen für Individuum und Gesellschaft. Bei Müller hatten sich der Prinz und Fendrich kennengelernt, und wenn Fendrich in einem Brief an Prinz Max die *Verinnerlichung der Menschheit* und ihrer *Erhebung zum Bewußtsein der Gotteskindschaft* herbeisehnte, war das zugleich Müllersche Diktion.⁹

Prinz Max bahnte Fendrich den Weg zu Wilhelm II., von dem Fendrich annahm, dass er nun endlich – im Oktober 1918! – die *Schleusen der Volkskraft* öffnen werde; freilich sah auch Fendrich klar genug, dass die katastrophale Rede des Kaisers vor den Essener Stahlarbeitern vom 12. September 1918 durch ihre *patriarchalischen Formen der Sprache ... den gegenteiligen als erhofften Eindruck gemacht* hatten. Fendrich wies Prinz Max aber auch auf Friedrich Ebert als den wichtigsten Exponenten der SPD im Reichstag hin und empfahl dessen Einbindung in die Reichsregierung. Im Kabinett nahm dann zwar – zur Enttäuschung des Prinzen – Philipp Scheidemann den Platz ein, der für Ebert vorgesehen war, aber das Vertrauen in Ebert war bei Prinz Max doch so groß, dass er seinem Karlsruher Vetter aus Berlin berichten konnte: *Gottlob, daß ich in der Sozialdemo-*

*kratie Männer an meiner Seite habe, auf deren Loyalität wenigstens gegen mich ich mich vollkommen verlassen kann. Mit ihrer Hilfe werde ich hoffentlich im Stande sein, den Kaiser zu retten, welche Ironie des Schicksals.*¹⁰

Dass Prinz Max keine ausgeprägten „Berührungsängste“ gegenüber der Linken besaß, mochte an den Erfahrungen in Baden liegen, wo die „Großherzoglich badische Sozialdemokratie“ auch vor dem Krieg kompromissbereiter war als auf Reichsebene und zugleich die Regierung die Beteiligung der gemäßigten Sozialdemokraten am „Großblock“ im Landtag (mit Freisinnigen und Demokraten) als Mehrheitsbeschaffer schätzte.

Die vorsichtigen Kontakte des Prinzen über Kurt Hahn zu Labour und der Union of Democratic Control während des Krieges waren anderer Art; hier überwog wohl das taktische Interesse am propagandistischen Zugang zur öffentlichen Meinung im Lager des Gegners. Eine gewisse Wirkung entwickelten diese Verbindungen erst nach dem Krieg, in den Diskussionen um Kriegsschuld, Besatzungstruppen und Ernährungslage in Deutschland; Prinz Max konnte sich trotzdem nicht dazu überwinden, das Angebot enger Kooperation der Union of Democratic Control mit seiner *Arbeitsgemeinschaft für eine Politik des Rechts* aufzunehmen.¹¹

Leichteren Zugang fand der Prinz zu den Liberalen, in Baden zu Ludwig Haas, dem späteren badischen Innenminister, in Württemberg zu Conrad Haussmann und Friedrich Payer. Alle drei waren profilierte Reichstagsabgeordnete; Prinz Max übernahm Payer als Vizekanzler aus dem Kabinett seines Vorgängers, Graf Georg von Hertling, und konnte Haussmann als Unterstaatssekretär in seine unmittelbare Nähe ziehen. Die meiste Übereinstimmung bestand wohl schon seit Sommer 1917 in der Ablehnung der überholten Kriegsziele. Wie sehr sich Prinz Max auch mit dem innenpolitischen Reformprogramm der Liberalen identifizieren konnte, ist schwer zu bestimmen; wegen seiner Erkrankungen regierte sein Kabinett, das aus den Spitzenpolitikern des „Interfraktionellen Ausschusses“ der Mehrheitsparteien im Reichstag besetzt war, zeitweise auch ohne ihn. In ihrer Tendenz wegweisend wurden die Reformgesetze vom 28. Oktober 1918: Abgeordnete konnten nun als Staatssekretäre in die Regierung eintreten, der Reichstag

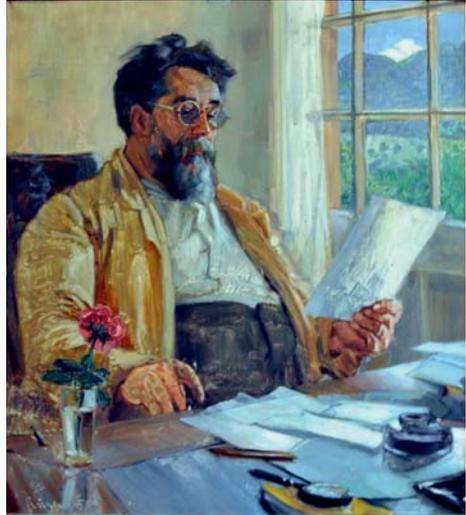


Abb. 5: Oskar Rumm,
Porträt Anton
Fendrich, 1915
(Privatbesitz, Aufn.
Michael Fendrich)

entschied über Krieg und Frieden und konnte den Kanzler, der dem Reichstag gegenüber verantwortlich war, durch einen Misstrauensantrag stürzen. Entsprach diese Parlamentarisierung der Reichsregierung den Überzeugungen des Prinzen? War sie notwendiges, taktisches Zugeständnis eines Konservativen, der sich noch vor nicht langer Zeit mit seinem Freund Houston Steward Chamberlain in der Ablehnung westlicher Demokratie einig war (wie sie etwa auch Thomas Mann in den „Betrachtungen eines Unpolitischen“ publikumswirksam verbreitet hatte)? Eine unverdächtige Zeugin, die den Prinzen gut kannte, ist für uns seine Cousine, Königin Viktoria von Schweden. Noch 1915 hatte Prinz Max mit ihrer energischen Hilfe versucht, das neutrale Schweden auf die Seite der Mittelmächte zu ziehen. Damit waren beide gescheitert; als Viktoria nun, 1918, von der Ernennung ihres Vettters zum Reichskanzler hörte, sprach sie – als überzeugte Anhängerin von Gottesgnadentum und Kaiserhaus – gegenüber Sven Hedin verächtlich von der Zeit der Kompromisse, die unter Max anbrechen werde¹² (und es sollte viele Jahre dauern, bis es wieder zu Kontakten zwischen beiden kam). Hielt man den Prinzen also von konservativer Seite aus für zu nachgiebig gegenüber den Demokraten, so verdächtigte man ihn auf der Seite der Entente im Gegenteil als Falschspieler, der der Welt ein endlich demokratisiertes Deutschland vorzaubern wollte: Zwei Tage nach den Reformgesetzen vom 28. Oktober erschien im „Punch“ die Karikatur eines *Max Antony*, dessen Rede an der Bahre des angeblich verbliebenen Kaisers von diesem spöttisch als *rotten play* entlarvt wird (**Abb. 6**). Dem Prinzen werden die Shakespeare-Worte in den Mund gelegt *I come to bury Caesar, not to praise him* – dass er nur wenige Tage später durch die eigenmächtige Verkündung der Abdankung Wilhelms II. genau diese Rolle tatsächlich übernehmen sollte (und aus monarchistischer Sicht auch gleich noch die des meuchelnden Brutus dazu), gehört zu den grotesken, wenn auch für den Karikaturisten unvorhersehbaren Begleitumständen beim Zusammenbruch der Monarchie.

Befremdlich bis grotesk, zumindest unreal wirken 100 Jahre später auch die Proklamationen des 9. November 1918, mit denen Prinz Max und Friedrich Ebert die Übertragung der Kanzlerschaft auf Ebert und das Fortbestehen der Monarchie, wenn auch in unklarer Form, sichern wollten. Für die Beteiligten war es der verzweifelte Versuch, dem Staatsstreich eine legale Plattform unterzuschieben, so fiktiv diese Legalität auch sein mochte. Es ist leicht, Prinz Max fehlenden Mut vorzuwerfen und die Revolution als deutsche Farce hinzustellen, die



Abb. 6: Prinz Max als Marc/Max Anton, *Punch*, 28. Oktober 1918 (Aufn. Badische Landesbibliothek)

kaum ernst zu nehmen war. Prinz Max hatte vielleicht an eine Reichsverweserschaft an Stelle eines Kaiserenkels gedacht, es dann aber offensichtlich als zu ungeheuerlich empfunden, sich diese Rolle selbst zuzuschreiben; bei seiner Rücktrittserklärung nahm er sich vollständig zurück. Und sein Kabinett hatte intensiv das Szenarium eines drohenden Bürgerkriegs, Kämpfe zwischen loyalen und revolutionären Truppen auf Befehl der Reichsregierung diskutiert. Das erschien nach mehr als vier Jahren Krieg mit einer noch nie dagewesenen Zahl von Toten unvorstellbar; einen Schießbefehl lehnte das Kabinett ausdrücklich ab. Überschätzte der Prinz und Reichskanzler also, indem er aufgab, die revolutionäre Kraft maßlos? Die Revolu-

tion, die man kannte, war die russische; sie galt als Maßstab des Schreckens, der zu erwarten war – das ex post als Fehleinschätzung zu werten, mag bequem sein.

Prinz Max hat seinen Rücktritt und dessen Umstände allerdings später selbst umgedeutet. Auf die Bemerkung eines Historikers, dass im November 1918 nur die Republik übrig geblieben sei, um die Einheit des Staates zu erhalten, antwortete er gereizt: *Die Einheit des deutschen Reiches war am Ende des Weltkrieges weder durch den Geist der Soldaten noch durch die Enge der Fürsten bedroht, im Gegentheil, beide waren die stärksten Stützen der Einheit des Reichs. Das beweist schon das Jahr 1914 und dann meine Uebernahme der Kanzlerschaft. Die aus ihr erwachsene Einheit ist fast zerstört worden durch die Revolution und durch die Republik in einem Lande, in dem mehr als die Hälfte seiner Einwohner Monarchisten waren. Die Republik hat mühsam zusammenflicken müssen, was ihr Erscheinen selbst zu sprengen drohte. Dass ihr das glückte, dankt sie wiederum der patriotischen Zurückhaltung der deutschen Fürsten. Wenn sie selbst die Sache anders darstellt, so schmückt sie sich mit fremden Federn.*¹³ Hier postulierte der Prinz Wahlfreiheit für den historischen Augenblick, an dem mit dem Rückhalt einer loyalen Bevölkerungsmajorität auch die Erhaltung der Monarchie denkbar gewesen sei; seine – freilich verzweifelte – Einsicht von Mitte Oktober 1918 gerade in die Ausweglosigkeit der monarchischen Tradition, in die Notwendigkeit, einen *Volksstaat* zu schaffen, war in den Hintergrund gerückt.

Auch wenn Prinz Max sich selbst letztlich als Monarchisten verstand: Für den Übergang zur Republik hatte seine Kanzlerschaft entscheidende Weichen gestellt. Die Parteien, die in seinem Kabinett Zugang zur Regierungsverantwortung erhalten hatten, wurden zu den Trägern des neuen, demokratischen Staates, ihre Repräsentanten waren auch im Rat der Volksbeauftragten vertreten, der die Regierung des Prinzen Max ablöste. Wie sehr manche dieser Politiker der alt/neuen Parteien den Prinzen schätzten, lässt sich an den Versuchen ablesen, ihn für ein Amt im neuen Staat zu gewinnen. Vor allem Vertreter der linksliberalen DDP, der Deutschen Demokratischen Partei (früher Fortschrittliche Volkspartei), blieben auch nach dem Umsturz in engem Kontakt mit Prinz Max, sei es, dass sie wie der badische Kultusminister Hermann Hummel ihr Regierungshandeln ausführlich erklärten, sei es, dass sie seinen Wandel zum Vernunftrepublikaner erhofften wie der badische Innenminister Ludwig Haas; Haas – den Prinz Max außerordentlich schätzte – schlug dem Prinzen 1919 auch die Kandidatur zur Nationalversammlung vor. Nicht übersehen werden

darf dabei, dass solche Bindungen nicht nur die Gesprächsoffenheit des Prinzen belegen, sondern auch seine Partner in Abhängigkeit von ihm brachten. Bei der Kampagne zur Fürstenteignung von 1926 etwa neigte die DDP durchaus dazu, die Enteignung von Fürstenvermögen zu befürworten. Sie beugte sich aber einem Veto von Ludwig Haas, der im Vorstand erklärte, dass er unmöglich ältere Versprechungen an das badische Fürstenhaus missachten könne; für den Volksentscheid stellte die Partei dann ihren Mitgliedern das Votum frei, da eine entschädigungslose Enteignung von Privatvermögen zugleich gegen die Verfassung verstoße.¹⁴

Der eindringlichste Versuch, Prinz Max zum Republikaner zu wandeln, ging aber nicht von der DDP aus, sondern erstaunlicherweise von einem Abgeordneten der Bayerischen Volkspartei – dem bayerischen Zentrum –, dem unterfränkischen Adam Röder, der als Herausgeber der „Süddeutschen Conservativen Correspondenz“ in Karlsruhe schon seit 1917 immer wieder den Kontakt zum Prinzen suchte; der Prinz unterstützte die „Correspondenz“ finanziell. Der Briefwechsel im Nachlass des Prinzen¹⁵ hat dabei den Vorzug, auch z. T. dessen Antworten zu enthalten, sodass wir die Ansichten des Prinzen nicht nur zu rekonstruieren haben. Röder hatte dem Prinzen sein neues Buch geschickt, mit dem er den Weg des Zentrums von der Monarchie in die Republik verteidigte.¹⁶ Er bemühte sich, den Prinzen in diesen Prozess des Umdenkens miteinzubeziehen: *Ich meine, wenn ein Mann fürstlichen Herkommens und von dem großen politischen Credit, den Ew. Hoheit in der Öffentlichkeit genießen, sich offen und frei auf den republikanischen Standpunkt stellen würden, so wäre das eine Aktion von säkularer Bedeutung und einer weltgeschichtlichen Aktualität, die um die Stirne des Prinzen eine unvergängliche Gloriole zöge. ... [Ich] bitte, mein Anliegen so aufzufassen, wie es gemeint ist: den Prinzen Max von Baden im besten Sinne des Wortes national zu popularisieren und zu einem Faktor demokratischer deutscher Entwicklung werden zu lassen (11.11.1925).*

In seiner Antwort wollte der Prinz eine Alternative von Monarchie und Demokratie jedoch nicht gelten lassen: *Sie bringen Demokratie und Monarchie in einen Gegensatz, der tatsächlich nicht vorhanden ist. Sie sagen, die Monarchie habe das Reich Gottes nicht zu verwirklichen verstanden. Wo in aller Welt ist eine Republik, die dies erreicht, oder nur versucht hätte? Wir haben den Sieg der westlichen Allianz, die unter der republikanischen Führung Frankreichs und Amerikas stand, erlebt, und mit ihm das Fiasko aller christlichen und politischen Moral in Versailles ... Wenn Sie mein Buch gelesen haben werden (die „Erinnerungen und Dokumente“, an*

denen Prinz Max seit Kriegsende arbeitete, erschienen dann (1927), so werden Sie wohl selbst zu der Überzeugung kommen, dass es nach dem Kampf, den ich als Kanzler für die Rettung der Monarchie und gegen die Revolution geführt habe, charakterlos und wenig geschmackvoll sein würde, wenn ich mich nun selbst desavouieren wollte. Gerade indem ich mich für die Demokratisierung unserer Regierungsformen eingesetzt habe, habe ich die Linie gezogen, über die hinauszugehen, ich nicht für richtig fand (24.11.1925).

Selbst nach dieser unmissverständlichen Absage gab Röder aber nicht auf und versuchte, den Prinzen mit dessen eigenen früheren Worten zu widerlegen: *Aus dem Umstand, daß Hoheit die Kanzlerschaft dazu ausersahen, der Monarchie festen Boden zu bereiten, kann nicht gefolgert werden, daß Sie jetzt noch den monarchischen Standpunkt moralisch zu vertreten verpflichtet sind.* Röder sei während des Krieges durchaus Monarchist gewesen und habe eine Zeitschrift „Die Krone“ herausgeben wollen; der Prinz habe aber die Mitwirkung an dieser Schrift mit der Begründung abgelehnt, *„daß die Sache der Monarchie aussichtslos sei“*, diese Ihre Äußerung habe Röder damals mit großer Betrübnis und mit Protest aufgenommen. Jetzt dagegen sei der monarchische Gedanke im industrialisierten und proletarisierten Deutschland wirklich aussichtslos und werde nur noch von Reaktionären plakativ für andere Zwecke verwendet. *Darum hatte ich geglaubt, daß ein so weitsichtiger und die Imponderabilien richtig einschätzender Politiker wie Ew. Hoheit, sich die republikanische Idee würde assimilieren können. Sintemalen ich erfahren mußte, daß die sog. Monarchisten in Nord und Süd Ihre erbittertsten Feinde waren – Feinde, die vor keiner Verläumdung und Beleidigung, wenn es sich um Ew. Hoheit handelte, zurückschreckten. Damen aus der guten Gesellschaft Norddeutschlands nannten Sie einen Bolschewisten; Deutschnationale Männer aus dem Süden und Mitteldeutschland betrachteten Sie als den „eigentlichen Bahnbrecher der Revolution“, wie ja, nach norddeutsch-preußischer Auffassung, alles Unglück für Deutschland „aus dem Süden“ kommen soll! Dagegen habe ich aus republikanischen und demokratischen Kreisen nur Gutes über Person und politische Wirksamkeit Ew. Hoheit gehört. Auf einigen Widerstand bin ich in Zentrumskreisen gestoßen, als ich Ew. Hoheit für die Reichspräsidentschaft zu lanzieren suchte (15.1.1926).*

Wir wissen nicht, wie ernst gemeint Röders Versuch gewesen war, den Prinzen bei der Reichspräsidentenwahl von 1925 ins Spiel zu bringen – so wenig wir wissen, wieweit Prinz Max sich selbst an diesen Überlegungen beteiligt hatte. Röder hatte Anfang 1925 – noch vor Friedrich Eberts überraschendem Tod – vorsichtig bei Kurt Hahn, dem Sekretär des Prinzen, angefragt: *Wie ist es mit dem Prinzen als Reichspräsidenten-Kandidat? Er*

*müßte sich freilich als Republikaner und Demokrat bekennen. Glauben Sie, daß es Werth hat, wenn ich in diesem Sinne an ihn schreibe? Sondiren Sie und lassen Sie mich das Ergebnis wissen.*¹⁷ Hahn antwortete verschlüsselt (*die in Ihrem Schreiben berührte Angelegenheit*) und hinhaltend. Prinz Max selbst hatte sicher wenig Neigung, sich ein zweites Mal als „Wunschloser“ in Planspiele einzubringen – wie in der Zeit vor der Kanzlerschaft –, verhinderte aber offenbar auch nicht, dass Röder aktiv wurde, sonst hätte Röder später nicht so offen davon sprechen können. Dass dann die Präsidentschaft Hindenburgs in der jungen Republik langfristig eine Wende nach rechts bedeutete, umschrieb Röder präzis: *Die Situation ist auf rückwärts eingestellt.*¹⁸

Die Programme der Reaktionäre bzw. der extremen Rechten betrachtete Prinz Max mit Abscheu. Er war darüber besser informiert als die Öffentlichkeit. Aus der Zeit seines Protektorats der badischen Pfadfinder kannte er deren badischen Landesobmann Hermann Kuenzer, der – zugleich Mitglied der DDP – 1920 zum Reichskommissar für Überwachung der öffentlichen Ordnung ernannt wurde; Kuenzer versorgte den Prinzen mit den Berichten zum Links- und Rechtsextremismus, und in ihrer Korrespondenz tauschten beide ihre politischen Befürchtungen aus. Im März 1923 drängte der Prinz, dass *gegen die Rechtsradikalen ... das Wort „Vaterlandsverräter“ vom Regierungstisch fallen müsse. Die Regierung habe das Recht und die Pflicht, die schärfsten Töne gegen die reaktionären Störenfriede zu finden. Ich erinnere Sie noch einmal daran, dass Sir Basil Thomsen (ein englischer Geheimdienst-Offizier) hier Ihnen gegenüber die Waffe der Oeffentlichkeit für noch wirksamer als die Tanks erklärt hat. Für den Fall, dass die Herren Minister sich selbst scheuen, diese öffentlichen Waffen zu führen, so bleibt immer noch übrig, dass Sie rein berichtend als Kommissar der Regierung im Reichstag eine warnende Tatbestandsaufnahme öffentlich machen.*¹⁹ In der Überzeugung des Prinzen von der Beeinflussbarkeit und der Wirkungskraft der öffentlichen Meinung schwingt noch viel mit vom Glauben an Kriegsführung durch Propaganda, von dem vor allem Kurt Hahn aus seiner Zeit als Pressereferent bei der OHL wie besessen war. Kuentzer war hier skeptischer; er leitete zwar den Brief des Prinzen an Reichskanzler Cuno weiter, meinte aber, dass für *Propaganda ... leider der Deutsche wenig Verständnis habe. Hinzu komme die Passivität der Exekutive: Gerade die Duldung der Bayerischen Regierung gegenüber den Hitler'schen Sturmtrupps und die Tatsache, dass diese ganz offen unter den Augen der Bayerischen Regierung Felddienstübungen abhalten, macht es der Reichsregierung ausserordentlich schwer, in Mitteldeutschland gegen die gleichen Erscheinungen auf der linken Seite –*

nämlich die Arbeiterwehren – vorzugehen.²⁰ Das war ein halbes Jahr vor dem Hitler-Putsch; auf den Eklat selbst reagierte Prinz Max mit einem offenen Brief an Friedrich Ebert, einem *Appell an den Reichspräsidenten*, in dem er eine Art Präsidialdiktatur zur Rettung des Staats u. a. vor den Angriffen von rechts forderte. Auch wenn Prinz Max die reale Gefahr im Moment offenbar überschätzte, dürfte ihm die langfristig zerstörerische Kraft von Demagogie bewusst gewesen sein. Seine Hellhörigkeit war hier freilich auch geschärft durch die Verstrickung Ludendorffs – seines Hauptkontrahenten in der Kanzlerzeit – in den Hitler-Putsch und die Angriffe der nationalsozialistischen Presse auf die Schule in Salem und den Prinzen als *Judenfreund*.

Dagegen war dem Prinzen die Sehnsucht nach einem „Führer“ keineswegs fremd; dass dereinst ein „starker Mann“ – der er selbst nicht hatte sein können – Deutschland aus dem politischen Labyrinth und den wirtschaftlichen Katastrophen führen würde, hoffte auch er – hierin sicher Repräsentant eines großen Teils der Bevölkerung. Das späte Porträt Hans Adolf Bühlers, von dem anfangs die Rede war, stellte mit einfachen malerischen Mitteln diese diffuse Hoffnung dar. Bühler verwendete sowohl das Motiv der drohenden Wolken mit durchbrechendem Licht wie den „Seher-Blick“ in die Ferne häufig. Oft galt dieser Blick den Irredenta im Westen, den verlorenen Vogesen; beim Prinzen-Porträt ist er in eine hellere Zukunft gerichtet. Sicher mit Zustimmung Bühlers hat Joseph August Beringer 1931 in einer Monografie zu Bühlers Werk diese Interpretation ausgebaut, ja regelrecht zur deutschen Geschichtsdeutung umgeformt. Bühler hatte Prinz Max 1916 zu dessen Geburtstag eine kleine Zeichnung im Stil Hans Thomas gewidmet, einen in geschlossener Knospe verwahrten Genius, der – wie es Gedichtzeilen darunter umschreiben – die Stürme der Kriegszeit gesichert übersteht und auf den Erlöser wartet. Dieses eher freundlich-harmlose Freundschaftszeichen wurde nun, 1931, um einige martialische Gedichtzeilen erweitert und als *Deutscher Glaube* übertitelt; der Prinz, so heißt es, habe während seiner traurigen Kanzlertage 1918 *kummervoll* Bühler geschrieben und habe von diesem das Bild und die Verse, den Glauben an die deutsche Zukunft, erhalten, eine Antwort, *die ihn wahrhaftig aufrichtete*.²¹ Das Prinzenporträt wurde damit zur Chiffre deutscher Zukunftshoffnung im dramatischen Weltgeschehen, wobei der Maler sicher die Republik von „Weimar“ als Teil der düsteren Gegenwart verstand.

Prinz Max hatte dagegen mit „Weimar“ wohl durchaus seinen Frieden geschlossen; die empörte Ablehnung des Versailler Vertrags – und diese Ablehnung schloss die deutschen Politiker,

die diesen Vertrag unterzeichnet hatten, ja ein – war seit der Mitte der 1920er Jahre der ruhigeren Einsicht gewichen, dass es politisch keine Alternative zur Akzeptanz des Vertrags gegeben hatte. Was ihn an der Republik irritierte, war eher die politische Vielstimmigkeit. Eine Ordnung, die sich ständig neu regulieren musste, wirkte verstörend auf die Generation, die in einer Welt gegebener Ordnungen aufgewachsen war. Die Ablehnung des vom Parteiendiskurs geprägten Staates bedeutete für diesen Staat eine schwere Hypothek. Trotzdem galt der Prinz als *Leuchtsignal der Republik*: Er war in einem ungewöhnlichen Maß offen gewesen für ihm fremde Meinungen und war auf dem Weg der Demokratisierung so weit gegangen, wie es ihm möglich war. Basis dafür war ihm seine wohl ausgeprägte Fähigkeit, auf menschliche Bedürfnisse einzugehen, sagen wir: seine Humanität. Dass Humanität 1933 nicht immer auch sicheres Urteil bedeutete, ist genügend bekannt – aber diese Prüfung blieb ihm erspart.

Anmerkungen

- 1 Verhandlungen des Badischen Landtags, IV. Landtagsperiode, 1. Sitzungsperiode, Protokollheft II, Karlsruhe 1930, S. 26–30. Der vorliegende Text ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags vor dem Historischen Verein für Mittelbaden in Offenburg am 30. November 2017. Zu Quellen und Literatur vgl. Konrad Krimm (Hg.), *Der Wunschlose. Prinz Max von Baden und seine Welt*, Stuttgart 2016; Ders., *Prinz Max von Baden. Reichskanzler*, in: *Lebensbilder aus Baden-Württemberg XXV*, Stuttgart 2018, S. 328–359.
- 2 Verhandlungen (wie Anm. 1), S. 15.
- 3 Lothar Machtan, *Der Endzeitkanzler. Prinz Max von Baden und der Untergang des Kaiserreichs*, Darmstadt 2018; vgl. als 1. Aufl. Ders., *Prinz Max von Baden. Der letzte Kanzler des Kaisers*, Berlin 2013.
- 4 Vgl. Christina Soltani, Hans Adolf Bühler, *Lindenberg 2017*, Werkverzeichnis Nr. 743. Das Porträt wird künftig im Karlsruher Museum für Stadtgeschichte im „Prinz-Max-Palais“ gezeigt.
- 5 7. Juli 1917, Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), FA-N 5842.
- 6 GLA 69 Baden, Salem-15 Nr. 556.
- 7 15. Oktober 1918, an Großherzog Friedrich II. von Baden, GLA FA-N 5843.
- 8 Vgl. Otto Gillen, Er zeichnete das Gesicht der Zeit. Zum Gedenken an den badischen Maler August Rumm, in: Ekkhard 1974, S. 72–77. Zu Fendrich zuletzt: Martin Stingl, *Der einsame Patrouillengänger. Anton Fendrich (1868–1949)*, in: K. Krimm, *Der Wunschlose* (wie Anm. 1), S. 126–133.
- 9 1. Oktober 1918, GLA FA-N 6003, hier auch die folgenden Zitate. Zu Müller: Harald Haury, *Von Riesa nach Schloss Elmau. Johannes Müller (1864–1949) als Prophet, Unternehmer und Seelenführer eines völkisch naturfrommen Protestantismus*, Gütersloh 2005.
- 10 15. Oktober 1918 (wie Anm. 7).
- 11 Diese sog. Heidelberger Vereinigung, 1919 von Prinz Max im Haus Max Webers gegründet, setzte sich vor allem mit dem Versailler Friedensvertrag auseinander.
- 12 12. Oktober 1918, Nachlass Sven Hedin im Schwedischen Reichsarchiv/Riksarkivet, Stockholm, frdl. Hinweis von Anders Jarlet/Lund.
- 13 Undatiert, vielleicht 1926, erhalten als abschriftlicher Auszug in GLA FA-N 6068. Hermann Oncken, der dem Prinzen als Historiker nahestand, dürfte als Empfänger nicht in Betracht kommen.

- 14 Vgl. die Vorstandssitzung vom 20. Mai 1926, in: Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien III. 5: Linksliberalismus in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1980, S. 399.
- 15 GLA FA-N 6085.
- 16 Der Weg des Zentrums, Berlin 1925. Die folgenden Zitate aus GLA FA-N 6085.
- 17 22. Januar 1925, GLA FA-N 5939, hier auch die Antwort Hahns vom 30. Januar.
- 18 An Kurt Hahn, 18. Februar 1926, ebd.
- 19 2. März 1923, GLA FA-N 6034.
- 20 An Prinz Max, 9. März 1923, ebd.
- 21 J. A. Beringer, Hans Adolf Bühler, Karlsruhe 1931, S. 144. Die Korrespondenz Bühlers aus der Zeit vor seinem Umzug nach Sponeck 1931 ist in seinem Karlsruher Haus im Krieg verbrannt. Im Nachlass des Prinzen Max findet sich keine Korrespondenz, nur der Geburtstagsgruß Bühlers von 1916 (GLA FA-N 6139).

Burgen rund um Schiltach

Heiko Wagner

Bereits im vorigen Band wurden vier Burgen rund um Schenkenzell vorgestellt, die für einen Vortrag am 29. September 2017 in Schiltach durch Begehungen neu erforscht und beurteilt wurden. Es folgen nun drei Burgen im Bereich Schiltach sowie eine Anlage, die schon zu den Schramberger Burgen zu rechnen ist. Aus der Zusammenschau ergibt sich schließlich ein Modell der Laufzeiten und des zeitlichen Verhältnisses der einzelnen Burgen zueinander.

1. Schiltach, Burg Schiltach

Die Burg Schiltach erhebt sich oberhalb der Stadt Schiltach (**Abb. 1**) und war sicher eine Gründung der Herzöge von Teck, die sich 1186/87 von den Zähringern abspalteten. Begehungen des Verf. fanden in den Jahren 2005 und 2017 statt. Die neuere Begehung konnte aufgrund des dichten Bewuchses (inwischen im aufgelichteten Wald entstanden) und eines etwa 2014 oder 2015 am Südhang gebauten breiten Waldweges nur noch eine begrenzte Fundmenge erbringen.

Die langrechteckige Burg weist im Osten heute einen Pavillon auf, der auf dem Schutthügel eines ehem. Turmes (Bergfrieds?) steht. Besonders die südliche Ringmauer (Längsseite) ist gut sichtbar, teilweise wohl auch rekonstruiert. Im Westen bildet ein massiver Mauerklotz wohl eine Art Schildmauer. Ihm ist

Abb. 1: Schiltach. Ansicht des Schlossbergs von Norden. Links der Halsgraben mit der Brücke, rechts im Wald der massive Mauerklotz am Westrand der Burgfläche (17.4.2012).





Abb. 2: Schiltach. Der Halsgraben mit der Brücke (2017).

noch eine Fläche vorgelagert, die eine Art Torzwinger bilden könnte. Unterhalb, d.h. westlich davon verläuft ein Graben über den Hang, der den Zugang erschweren bzw. lenken sollte. Im Osten führt heute über den Halsgraben eine hölzerne Brücke (Abb. 2). Möglicherweise gab es also zwei Zugänge, doch ist das nicht abschließend gesichert. Vielleicht kam zum ursprünglichen Zugang später ein zweiter hinzu; allerdings lässt der Merian-Stich auf der Ostseite keine Brücke über den deutlich sichtbaren Halsgraben erkennen. Der heutigen Holzbrücke ist im Osten eine kleine ebene Fläche vorgelagert. Unter dem Gebüsch der Nordseite scheinen stellenweise Mauerreste zu stecken; es könnte sich vielleicht um eine Vorburg gehandelt haben, oder um eine barocke, gegen die gefährdete Bergseite nach Osten gerichtete Bastion. Weiter östlich verläuft der heutige Weg auf einer Art schmalen Kamm. Bemerkenswert ist ein auffälliger großer, felsiger Hügel (der Schroffenfels), auf dem heute ein Gefallenendenkmal steht. Durch einen Felseinschnitt verläuft hier die Steigstraße von der Stadt Schiltach her, die in Richtung Willenburg und Zollhaus nach Osten weiterzieht. Dieser Hügel hätte sich gut dazu geeignet, den Verkehr auf der Straße und ggf. den Zugang von Osten her auf die Burg Schiltach zu kontrollieren. Ob hier tatsächlich etwa ein mittelalterlicher Turm oder eine barocke Bastion oder Schanze (als Vorfeldbefestigung der Burg) stand, ist unklar. Die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Scherben in diesem Bereich (Aushub neuerer Bauarbeiten 2017) könnten auf eine Besiedlung hinweisen. Jedoch ist auch eine Garten- oder Ackernutzung denkbar, bei der Keramikscherben mit dem Dünger (von der Burg oder von der Stadt her?) eingebracht wurden – jedenfalls tritt auch noch neuzeitliche Keramik des 19./20. Jhs. auf.

Was das Fundspektrum der Burg Schiltach angeht, so überwiegt die frühneuzeitliche Ware des 16.–18. Jhs. Ansonsten liegt vor allem spätmittelalterliche Keramik vor. Bemerkenswert ist ein vierkantiger Knochenstab, der als Rohstück eingesägt ist und auf die Herstellung von Würfeln hinweist. Ob hier ein reguläres Handwerk auf der Burg betrieben wurde oder sich ein gelangweilter Burgbewohner seine Zeit vertrieb, ist unklar. Zwei Fragmente von Tonpfeifen stammen von der barocken Besatzung der Burg (17./18. Jh.). Aus dem Spätmittelalter (ca. 14. Jh.) dürfte ein Fragment einer ornamentierten Bodenfliese stammen; das Motiv ist jedoch nicht mehr eindeutig zu erkennen.

Wichtig zur Ermittlung der Zeitstellung der Burg sind 4–5 Wandscherben der kalkgemagerten „Albware“. Sie zeigen Bezüge nach Osten in Richtung Oberer Neckar, von woher auch die frühe Besiedlung erfolgte, sind vor allem aber chronologisch wichtig. Ihre letzten Vertreter dürften etwa in den 1230er Jahren zirkuliert sein. Es ist jedoch auch nicht auszuschließen, dass diese Stücke noch ins späte 12. Jh. gehörten. Die Gründung der Burg Schiltach dürfte also etwas früher als angenommen, etwa zwischen dem späten 12. Jh. und den 1230er Jahren erfolgt sein. Die Mitte des 13. Jhs. (um 1250) erscheint zu spät. Genauer lässt sich das jedoch aufgrund der begrenzten Menge der frühen Funde derzeit auf archäologischem Wege nicht ermitteln.

2. Schiltach, „Willenburg“

An der alten, offenbar im Hochmittelalter angelegten Straße von Schiltach nach Osten an den oberen Neckar erhebt sich mit 663 m ü.NN die sog. „Willenburg“ (auch: „Am Schlössle“ genannt). Durch sie verläuft heute die Grenze der Gemarkungen Schiltach, Schenkzell und Lehengericht (heute zu Schiltach gehörig). Der kegelförmig aufragende, ringsum nahezu „sturmfreie“ Berg lässt bereits von Ferne eine früh gegründete Burg erwarten (**Abb. 3**). Sie wurde in den Jahren 1959–1970 freigelegt. Dabei wurden die wesentlichen Elemente des Grundrisses erfasst. Unklar ist, ob noch mit einer darunterliegenden Phase Null (in Holz/Fachwerk oder auch schon in Stein?) zu rechnen ist. Das Burgplateau ist in etwa trapezförmig bis oval; die leicht gebogen verlaufende Nordseite ist an zwei Stellen schwach geknickt.

Am Fuße einer bis zu 15 m hohen, teilweise künstlich verstellten Böschung läuft ein Graben mit Vorwall um (**Abb. 4**). Der



Abb. 3: Willenburg.
Der Bergkegel von Ferne (2017).



Abb. 4: Willenburg.
Der umlaufende Graben mit dem Vorwall.

Grabenaushub wurde anfangs ringsum nach außen als Vorwall aufgetürmt. Später wurde er im Westen und Südosten gleichsam durchstoßen (bzw. dort eher von Anfang an frei gehalten), um den überzähligen Aushub in Form von zwei steilen Aushubhalten an den Hang kippen zu können. Auffällig sind die dadurch entstandenen Plattformen. Sie könnten als Aussichtspunkte und Flankierungen für den Außenbereich des Vorwalls gedient haben und waren wohl durch Holzkonstruktionen (Palisaden, Zäune und dergleichen) abgesichert.

Anscheinend erfolgte der Zugang durch den Vorwall an der im Westen gelegenen Plattform. Dort musste offenbar ein kleiner Graben mit steil ausgehauenen Felswänden – entstanden durch einen kleinen Steinbruch – rechts umgangen werden. Der Felsgraben sollte wohl die Zugangsrichtung bestimmen; der Besucher wurde wie von selbst – bzw. wie vom Burgherrn gewünscht – im Graben entlang der Südseite nach Osten geführt und folgte dann weiter der Ost- und Nordseite um den Berg herum. Im Westen nahm man einen rampenartigen Anstieg. Der oben beschriebene Felsgraben könnte noch auf diesem höheren Niveau eine Brücke oder einen exponierten Steg als zusätzliche Sicherung des Zuganges nötig gemacht haben. Die Details des oberen Abschnitts der Zuwegung sind jedoch noch unbekannt; Ursache dafür könnten die Abrutschung der Wegetrasse oder der Verlust von ehemals vorhandenen Holzelementen (Brücke, Stege) sein.

Ob sich das Burgtor der Kernburg an der Südseite oder im Nordosten befand, ist derzeit nicht zu klären.

Außen an der Ringmauer der Kernburg zeigt sich noch Mauerwerk aus eher kleinen Sandsteinquadern, die auch (**Abb. 5**) durch eine winklige Einkerbung zusätzlich miteinander verzahnt werden konnten. Das Mauerwerk macht durchaus hochmittelalterlichen Eindruck. Wichtig ist ein Eckbereich im Nordosten (**Abb. 6–7**), der etwas den Hang hinunter gezogen ist. Er

besteht aus großen, teilweise gebuckelten Quadern. Auf der als gefährdet empfundenen SO-Seite ist die Ringmauer schildmauerartig verdickt. Jedoch könnte hier auch ein Wohnturm gestanden haben; im Innern liegt in diesem Bereich ein großer Steinhaufler, der laut einem Vorbericht durch die bei der Ausgrabung angefallenen Steine entstanden ist. Wie weit die Grabung anfangs in diesen Bereich hineinreichte, ist unklar. Sie erfasste offenbar keine Maueransätze einer

Abb. 5: Willenburg. Mauerdetail mit der Einpassung von Quadern.



vorauszusetzenden hofseitigen Turmwand; später war der Bereich durch die zu lagernden Steine blockiert, d.h. für eine Fortsetzung der Grabung unerreichbar.

Entlang der Nord- und Westseite waren innen an die Ringmauer Gebäude angelehnt (**Abb. 8**), deren Eingangstüren und Türschwellen noch gut erhalten sind. Im Hofbereich, angelehnt an ein Gebäude, soll sich ein Backofen (?) befinden zu haben. Ein kleiner gemauertes Spitzbogen unter dem heutigen Bodenniveau (**Abb. 9**) setzt eine vorgelagerte Arbeitsgrube voraus. Arbeitstechnisch macht es jedoch keinen Sinn, einen Backofen in den Boden einzutiefen. Die anzunehmende Arbeitsgrube hätte außerdem den Zugang in das westlicher gelegene Gebäude mindestens behindert. Daher ist eine ältere Zeitstellung dieses Befundes anzunehmen; die Konstruktion gehörte zu einer älteren Burgphase. Die angrenzende Mauer des Gebäudes kann erst entstanden sein, als man den „Ofen“ aufgab oder sogar seine Bedienungsgrube schon längst wieder verfüllt war.

Ein Teil der Lösung liegt darin, dass es sich überhaupt nicht um einen Backofen handelt. Ein vor wenigen Jahren



Abb. 6: Willenburg. NO-Ecke außen am Hang.



Abb. 7: Willenburg. Detail der NO-Ecke mit einem echten Buckelquader mit Randschlag.



Abb. 8: Willenburg. Ansicht des Burghofes von Südost. Randständige Bebauung.



Abb. 9: Willenburg. Schürloch einer Unterbodenheizung. Rechts eine jüngere Gebäudewand.

veröffentlichter Befund von einer frühen Burg auf dem Altenberg bei Füllinsdorf (Kanton Baselland, Schweiz) weist darauf hin, dass es sich um ein Hypokaust, eine Heizungsanlage unter dem Boden, handelt. Einige derartige um das 10. Jh. auf älterer Grundlage entstandene Heizsysteme sind inzwischen aus mittelalterlichen Burgen („Schlüssel“ bei Klingenmünster in der Pfalz, Sulzbach in Bayern, Wolfsölden in Württemberg) und den Königspfalzen Tilleda, Werla und Pöhlde bekannt. Damit wurden entweder darüber liegende Wohnräume beheizt oder aber eine Badstube betrieben. Die gemauerte Schüröffnung lag, von einer Bedienungsgrube erschlossen, unter dem Boden. Ein gemauertes Kragkuppelgewölbe oder dergleichen schloss den Brennraum nach oben hin bodeneben ab. Eine obenauf, im Boden des Raumes ausgesparte Öffnung blieb beim Anfeuern mit einem Abdeckstein verschlossen, bis der Rauch aus dem Brennraum durch eine andere Öffnung entwichen und nur noch die Hitze vorhanden war. Wie die darüberliegenden Konstruktionen (Wohn- oder Baderaum, oder Hitzekammer mit Steinen für die Wärmespeicherung) aussahen, ist aufgrund der Zerstörung dieser Strukturen in späteren Zeiten nicht bekannt; nur die Befunde unter dem Boden blieben erhalten. Im Falle von Füllinsdorf war vor dem Brennraum noch eine mit dünnen Mauern abgestützte Bedienungsgrube von 3 × 1 m Fläche und 70 cm Tiefe mit einer ehemaligen Zugangstreppe erhalten. Es konnte wohl eher ein einzelner Raum denn ein ganzes Gebäude beheizt werden.

Im Falle des „Schlüssel“ von Klingenmünster (Pfalz) handelt es sich um ein freistehendes Badegebäude aus dem letzten Drittel des 11. Jhs. Diese Badehäuser sind offenbar teilweise als Schwitzbad zu denken; ob die in Füllinsdorf gefundenen erhitzten Wackensteine als Hitzespeicher oder tatsächlich zur Dampferzeugung in einer Badstube dienten, ist nicht klar.

Es ist also damit zu rechnen, dass auf der Willenburg ein auf diese Weise beheizbarer Raum (es kann durchaus ein Holz- oder Fachwerkgebäude gewesen sein) oder eine Badstube bestand. Ob diese etwa für einen Aufenthalt eines durchreisenden Zähringerherzogs bestimmt war – das Kinzigtal stellte immer eine wichtige Verkehrsverbindung dar – oder wer ggf. die Badstube benutzen durfte, bleibt unbekannt.

Im Osten ist noch der 30,3 m tiefe Burgbrunnen zu erwähnen, in dem damals bei der Ausgrabung reichhaltige Funde gemacht wurden.

Ältere Begehungen der Burg durch den Verf. in den Jahren 2000 und 2005 blieben noch ohne Funde. Die neuere Begehung 2017 erfasste einige nachgedrehte Wandscherben, teil-

weise von Becherkacheln. Die Datierung der Altfunde (12./frühes 13. Jh.; ausgestellt im Museum Schiltach) wird dadurch bestätigt. Die Burg war wohl ursprünglich eine zähringische Gründung, die dann von den Teckern übernommen wurde. Sie endete wohl im frühen 13. Jh. (1220/1230?) und wurde bei der Neustrukturierung der teckischen Herrschaft und des Raumes Oberes Kinzigtal durch die Burg Schiltach und die dort entstehende Stadt ersetzt, die nun ihre Funktion an der Straße wahrnahmen.

3. Lehengericht (Stadt Schiltach), sog. „Klingenburg“

Am 14.10.2005 und am 3.8.2017 wurden zwei Begehungen der Burgstelle unternommen. Dabei konnten zusätzliche, bisher nicht beachtete Geländespuren erkannt und durch die Funde grob die Datierung der Burg geklärt werden. Die Burg ist nicht auf den in der Literatur mehrfach besprochenen Turm beschränkt. Die Burg war ursprünglich viel länger und zog sich noch weiter nach Nordosten, den Bergkamm hinauf. Von der Hochfläche im Norden oder Nordosten herkommend, stößt man zunächst auf einen ehemaligen Halsgraben (**Abb. 10**). Durch den Bau eines breiten Waldweges ist die Situation verändert. Außerhalb des Halsgrabens zeichnet sich im Unterholz eine schmale ebene Terrasse ab, bei der es sich um einen oder den ehemaligen Zugangsweg zur Burg handeln könnte. Auf den Halsgraben folgt nach innen ein ausgedehnter hoher Hügel, auf dem ursprünglich wohl ein Wall oder eine Mauer



Abb. 10: Sog. Klingenburg. Der erste Burghügel, davor der als Waldweg genutzte Halsgraben (2017).

bestanden hatte. Herumliegende kleine, ortsfremde Buntsandsteine zeigen an, dass hier eine Steinbebauung bestand. Der Eingang und die Erschließung der Burg erfolgten vermutlich durch einen Weg, der genau im Zuge der heutigen, verbreiterten Wegetrasse verlief. Nach hinten/unten folgte eine weitere, kleinere längliche Kuppe, auf der sicher ein weiteres Gebäude stand (Abb. 11). Dann folgt nach unten der große Granitfelsen (Abb. 12) mit dem schon länger bekannten Turm. Manche Befunde, die vor Jahrzehnten durch Hermann Fautz festgestellt wurden (bestimmte Mauern und ein Gewölbe), sind derzeit nicht verifizierbar. Deutlich ist eine gut erhaltene Mauer aus schönen Buckelquadern auf mind. 6,40 m Länge erhalten; es ist mit 10–12 m ehemaliger Seitenlänge zu rechnen (Abb. 13–14). Die Mauer ist fugenlos aus riesigen, bis zu einem Meter langen Buntsandsteinblöcken aufgesetzt, die die nördliche Ecke eines Gebäudes bilden. Von der Mauerschale sind entlang der Weg-



Abb. 11: Sog. Klingenburg. Der zweite Burghügel, von Nordosten (von oben her) gesehen.



Abb. 12: Sog. Klingenburg. Der dritte Burghügel (von Nordosten).



Abb. 13: Sog. Klingenburg. Die Mauer aus Buckelquadern.



Abb. 14: Sog. Klingenburg. Detail der Buckelquadern.

piste noch drei Steinlagen erhalten. Durch die Reste des Füllmauerwerks und einen nach hinten ablaufenden Block ist insgesamt noch eine Höhe von 5–6 Steinlagen erkennbar. Splitter von Sandsteinen liegen im Hangschutt; vermutlich wurden durch späteren Steinraub die meisten Mauerblöcke abgefahren, dabei wohl zerlegt und in der Umgebung verbaut. Herumliegende Kalkkiesel und Kalkmörtel sind aus dem Füllmauerwerk ausgewittert. Der Muschelkalk für den Kalkmörtel der Burg musste ebenso wie der Buntsandstein herantransportiert werden. Buntsandstein findet sich beispielsweise in der Umgebung der „Willenburg“, der Muschelkalk weiter östlich auf den Hochflächen im Raum Aichhalden.

Es könnte sich bei diesem Bauwerk um einen Bergfried oder auch um einen Wohnturm gehandelt haben. Die derzeit nicht völlig zu verifizierende Skizze bei Fautz könnte jedoch auch einen rechteckigen Baukörper in Art eines Donjons oder Palas andeuten (?).

Jedenfalls scheint die sog. „Klingenburg“ drei wesentliche Teile zu umfassen und endete im Südwesten mit dem „Turm“; der Kamm läuft nach unten (Südwesten) schmal weiter. Es handelte sich also um eine größere, vollgültige und aufgrund ihres Mauerwerks auch repräsentative Burg – nicht nur um einen Signalturm, wie bisher in der Literatur angenommen wurde. Der Turm sollte im Rahmen der Herrschaft der Herzöge von Teck die Kommunikation zwischen ihren Burgen Schiltach und Schilteck (bei Schramberg) ermöglichen, so wurde vermutet. Aufgrund der Topographie des Tales zwischen Lehengericht und Schramberg mit seinen zahlreichen Windungen und vorspringenden Bergrücken erschien zunächst unsicher, ob eine derartige Signallinie geographisch und technisch überhaupt möglich war. Hans Harter war jedoch dabei, als der verstorbene Herbert Pfau ab der sog. Klingenburg auf einen Baum stieg und das offenbar verifizieren konnte. Aufgrund des Baumbestandes ist eine solche Sichtlinie heute kaum zu verifizieren; allenfalls in digitaler Form ließe sich das überprüfen. Jedoch spricht das chronologische Element gegen diese Deutung. Die Funde der sog. „Klingenburg“ gehören zur Albware; sie ist derzeit nur allgemein ins späte 12./frühe 13. Jh. zu datieren. Wichtig ist jedoch, dass die härtere und daher besser erhaltungsfähige grautonige Drehscheibenware an der „Klingenburg“ völlig fehlt.

Die Gründung der Burg ist wohl den Herzögen von Teck (von den Zähringern abgespalten um 1186/87) zuzuschreiben. Die Burg bestand nur wenige Jahrzehnte lang. Das Ende der Burg ist spätestens in den 1220/1230er Jahren anzunehmen. Die Burg Schiltach erbrachte bei einer früheren Begehung des

Verf. einige Fragmente der Albare, könnte demnach ebenfalls im späten 12. Jh. oder eher im frühen 13. Jh. gegründet worden sein. Hier mag eine gewisse zeitliche Überlappung vorliegen; insgesamt löste die Burg Schiltach jedoch die „Willenburg“ und die „Klingenburg“ ab. Entscheidend für die oben gestellte Frage einer Signalverbindung ist jedoch, dass die Burg Schilteck (Schramberg) nach ihren Bauformen und der grautonigen Drehscheibenware (bei Fehlen der Albare) erst um etwa 1250 entstand. Die „Klingenburg“ war damals bereits aufgegeben, die Signallinie bestand also in dieser Form niemals.

4. Schramberg „Schilteck“

Auf einem Bergsporn auf der westlichen Talseite erhob sich nördlich von Schramberg die Burg „Schilteck“. Der heutige Zugang erfolgt zu Fuß vom Gewerbegebiet aus, an einem Haus (ehem. Gasthaus, vielleicht dem ehem. Wirtschaftshof der Burg) vorbei. Direkt neben (oberhalb) des heutigen Weges zieht ein Hohlweg schräg nach oben bis zur oberen Kante des Halsgrabens. Es könnte sich um einen ehemaligen Zugang zur Burg handeln, der – wie oft festzustellen – etwas umständlich verläuft. Am höchsten Punkt, über dem Halsgraben, bestand vermutlich keine Brücke. Vermutlich stieg der Weg wieder ein Stück ab und überquerte erst auf einem tieferen Niveau den Halsgraben von Westen her, d.h. etwa an der NW-Ecke der Burg. Auf der Nordseite ist unterhalb der Kernburg heute eine breite Terrasse festzustellen. Hier standen vermutlich einige Ökonomiegebäude einer Vorburg; hier könnte auch der Burgweg nach Osten gezogen sein, um die Kernburg im Bereich ihrer NO-Ecke zu erreichen. Dieser Bereich ist heute jedoch verunklärt; der heutige Rampenweg im Osten ist vermutlich eine moderne Konstruktion. Die rechteckige Ringmauer der Kernburg besteht fast ausschließlich aus dem lokalen, unregelmäßig gebrochenen Granit. Eine stichbogige Öffnung an der Südseite ist rezent abgemauert; vielleicht sitzt sie in einer alt ausgebrochenen Öffnung unbekannter Funktion (z.B. einer ehem. Schießkammer oder Latrine?). Auf der Westseite (Bergseite, zum Halsgraben hin) sind außen zwei vermauerte Schlitzscharten erkennbar, die sich innen jedoch nicht abzeichnen, d.h. spurlos zugemauert sind.

Am besten erhalten ist das markanteste Bauteil, der Bergfried (**Abb. 15**). Der ausgebrochene Ostteil im oberen Teil des Turmes wurde offenbar im Jahre 1965 wieder aufgemauert. Auf der Ostseite besteht ein spitzbogiger Hocheingang; die ehemals davorliegende hölzerne Plattform wurde von drei großen Kon-

solsteinen getragen (Abb. 16). Eine in die Buckelquader eingehauene diagonale Linie führt schräg nach unten. Sie zeigt den Anschlag eines ehemaligen Daches an, das einen hölzernen Zugang deckte. Kleine Balkenlöcher und ein größeres in der Turmwand zeigen den hölzernen Gang und die Verankerung des Daches an. Vermutlich gab es noch senkrechte Stützelemente (Pfosten), die frei standen und daher nicht mehr vorhanden sind. Der Zugang begann bereits auf der südlichen Seite des Turmes, wo sich die Einarbeitungen in die Buckelquader fortsetzen. Zwischen Bergfried und südlicher Ringmauer scheint eine Tür bestanden zu haben. Anscheinend begann der Zugang ebenerdig; vielleicht bestand zusätzlich auch noch ein Zustieg von der hohen südlichen Ringmauer her. Ein gemauerter Absatz in Form einer kleinen Plattform an einem Versprung der Ringmauer ist im jetzigen Zustand nicht recht erklärbar. Falls es sich nicht um eine Neuschöpfung im Rahmen der Sanierungsarbeiten handelt, könnte sie im Zusammenhang mit diesem Zugang stehen.

Von der ehemaligen Wohnbebauung der Burg – der Bergfried hatte anscheinend eine Stube für den Turmwächter, mehr aber nicht – ist oberirdisch heutzutage nichts mehr erhalten.

Der frühgotische Hocheingang wie auch die Neufunde der grautonigen Drehscheibenware und das Fehlen der vorher verbreiteten nachgedrehten Albware bestätigen insgesamt die um etwa 1250 angenommene Erbauung der Burg. An besonderen Funden ist ein schwerer Armbrustbolzen hervorzuheben, der zu einer Wallarmbrust gehört haben dürfte, die auf dem Wehrgang aufgelegt wurde, jedoch nicht auf dem Schlachtfeld gebräuchlich war. Aufgrund der noch recht geringen Fundmenge ist der Zeitpunkt des Abgangs der Burg – irgendwann im 16. Jh. – noch nicht genauer zu erfassen.



Abb. 15: Burg Schilteck bei Schramberg. Der Bergfried von Südwesten (2017).



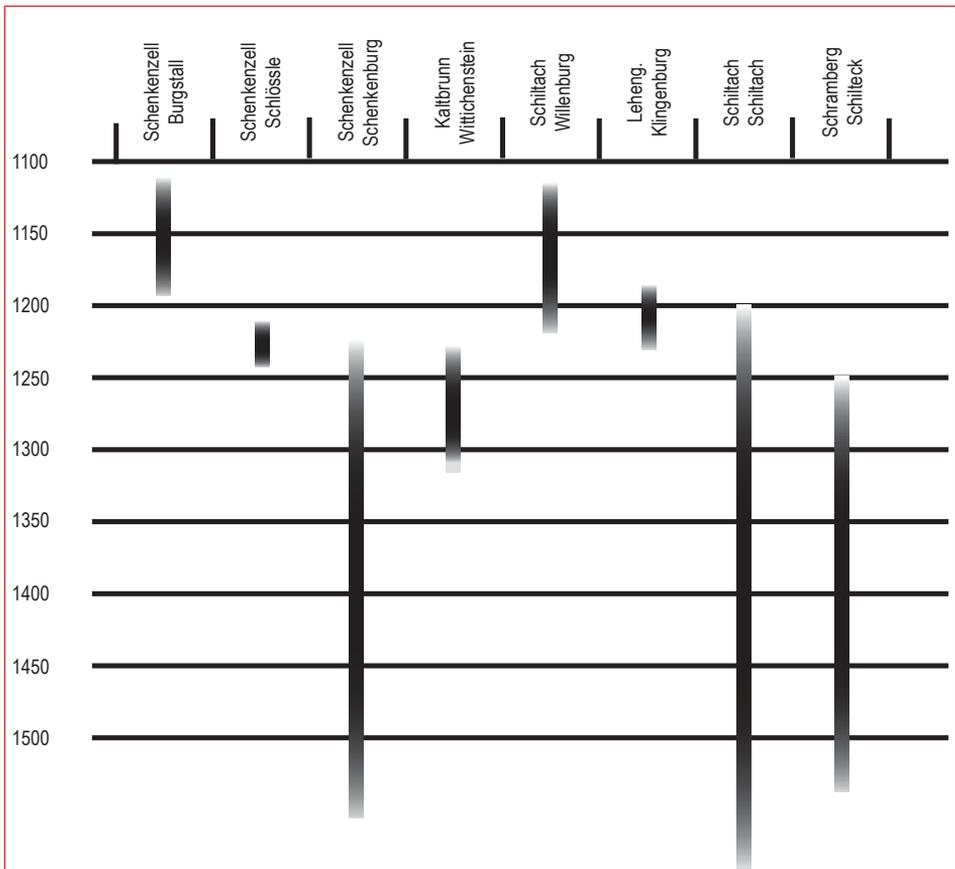
Abb. 16: Schilteck. Ostseite (Hofseite) des Bergfrieds. Hocheingang mit Konsolsteinen und Resten des Dachanschlages des ehemaligen hölzernen Zugangs.

Ergebnis der Untersuchung

Im Rahmen des gesamten Surveys wurden auf den Gemeindegebieten von Schenkenzell und Schiltach insgesamt acht Burg-ruinen und Burgstellen begangen. Es wurden aktuelle Digitalbilder angefertigt, das Gelände beschrieben und Details erfasst; manche Burg erwies sich als größer als zunächst angenommen. Durch Oberflächenfunde können die meisten Burgen inzwischen recht gut datiert werden. Dabei wurden sowohl das Vorkommen als auch das Fehlen von bestimmten Keramikarten erfasst.

Als Ergebnis kann eine Synopse (**Abb. 17**) erstellt werden. Sie zeigt eine grobe, noch mit einigen Unsicherheiten behaftete Graphik der Laufzeit der Burgen. Anfangs bestanden zwei, zu den meisten Zeiten drei Burgen gleichzeitig in diesem Raum. Zu den Spitzenzeiten um etwa 1230–1300 bestanden zeitweise vier Anlagen. Damit relativiert sich etwas die auf den ersten

Abb. 17: Schiltach und Schenkenzell. Tabelle mit den durch die Keramik ermittelten Laufzeiten der Burgen.



Blick enorm hohe Burgendichte. Sie räumt den Platz zugunsten eines viel dynamischeren Modells, in dem viele der Burgen eher kurze Zeit bestanden. Nur drei Burgen (Schiltach, Schenkenburg und Schilteck) bestanden über mehrere Jahrhunderte.

Dank

Für Mithilfe bei den Begehungen ist Regine Dendler und Manfred Müller herzlich zu danken. Für Informationen und anregende Diskussionen bin ich dem Historiker Dr. Hans Harter und Bernd Pieper (ehrenamtlicher Beauftragter für Archäologische Denkmalpflege) zu Dank verpflichtet, für die Anregung zum Vortrag und für die Organisation desselben Reinhard Mahn und seinen Vorstandskollegen sowie der Volkshochschule Schiltach-Schenkenzell.

Literatur

- Hermann Fautz, Die Burg Schiltach. Die Ortenau 21, 1934 (= Burgen und Schlösser Mittelbadens) 417–427.
- Hermann Fautz, Die Mühlburg. Die Ortenau 21, 1934 (= Burgen und Schlösser Mittelbadens) 427–428.
- Hermann Fautz, Die Willenburg. Die Ortenau 21, 1934 (= Burgen und Schlösser Mittelbadens) 428–431.
- Hermann Fautz, Burg und Stadt Schiltach. Die Ortenau 50, 1970, 291–312.
- Hans Harter, Die Willenburg. Die Ortenau 50, 1970, 274–291.
- Hans Harter, Die Klingenburg. Die Ortenau 50, 1970, 312–319.
- Hans Harter, Berichtigung zu Aufsatz „Die Willenburg“. Ortenau 50 (1970). Die Ortenau 51, 1971, 241.
- Hans Harter, Die Burg Schiltach. Die Ortenau 64, 1984 (= Burgen und Schlösser in Mittelbaden) 458–468.
- Hans Harter, Die Willenburg bei Schiltach. Die Ortenau 64, 1984 (= Burgen und Schlösser in Mittelbaden) 468–474.
- Hans Harter, Die Klingenburg im Hinter-Lehengericht. Die Ortenau 64, 1984 (= Burgen und Schlösser in Mittelbaden) 474–476.
- Hans Harter, Adel und Burgen im oberen Kinziggebiet – Studien zur Besiedlung und hochmittelalterlichen Herrschaftsbildung im Mittleren Schwarzwald. Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte Bd. XXXVII (Freiburg/München 1992).
- Hans Harter, Zur Identifizierung des „Beinstabs“ von der Willenburg bei Schiltach. Die Ortenau 73, 1993, 131–135.
- Hans Harter, Adel auf Falkenstein und Schilteck. In: Schramberg. Adels Herrschaft-Marktflecken-Industriestadt. Herausgegeben von Museums- und Geschichtsverein Schramberg e. V. und von der Großen Kreisstadt Schramberg (Schramberg 2004) S. 55–82.
- Fritz Laib/Herbert Pfau, Die Grabungen auf der Willenburg. Die Ortenau 51, 1971, 110–116.
- Reto Marti, Die Funde – Relikte des täglichen Lebens. In: Reto Marti/Werner Meyer/Jakob Obrecht, Der Altenberg bei Füllinsdorf – Eine Adelsburg des 11. Jahrhunderts. Schriften der Archäologie Baselland 50 (Basel 2013) 142–296 (bes. 152–159: Armbrustteile, u. a. der Fund von der Willenburg).

- Jakob Obrecht, Die Anlage – Motte, Turm, Burghof. In: Reto Marti/Werner Meyer/Jakob Obrecht, Der Altenberg bei Füllinsdorf – Eine Adelsburg des 11. Jahrhunderts. Schriften der Archäologie Basel-land 50 (Basel 2013) 28–141 (bes. 74–76; 114–117: Hypokaust/mögliche Badstube).
- Franz Schmider, Die Grabungen auf der Willenburg bei Schiltach. Die Ortenau 42, 1962, 158–163.
- Franz Schmider, Die Grabungen auf der Willenburg bei Schiltach. Die Ortenau 44, 1964, 178–183.
- Franz Schmider, Bericht über die weiteren Grabungen auf der Willenburg bei Schiltach. Die Ortenau 46, 1966, 140–144.
- Franz Schmider/Fritz Laib/Herbert Pfau, Die Grabungen auf der Willenburg bei Schiltach – Bericht über die in den Jahren 1966 und 1967 ausgeführten Arbeiten. Die Ortenau 48, 1968, 225–232.
- Lothar Späth, Burgen um Schramberg. In: Schramberg. Adels Herrschaft-Marktflecken-Industriestadt. Herausgegeben von Museums- und Geschichtsverein Schramberg e. V. und von der Großen Kreisstadt Schramberg (Schramberg 2004) S. 95–104 (bes. S. 100–104: Burg Schilteck).
- Heiko Wagner, Klingenburg. www.ebidat.de (Stand: 2005).
- Heiko Wagner, Schiltach. www.ebidat.de (Stand: 2005).
- Heiko Wagner, Willenburg. www.ebidat.de (Stand: 2005).
- Heiko Wagner, Die Burgen rund um Schenkenzell – Neue Datierungen und historische Einordnung. Die Ortenau 98, 2018, 391–402.
- Heiko Wagner, Katalogtexte zu den Burgen. In: Landesamt für Denkmalpflege (Hrsg.), Denkmaltopographie Landkreis Rottweil (erscheint ca. 2019/20).

Abbildungsnachweis

Alle Fotos Heiko Wagner, Kirchzarten. – Tabelle Abb. 17: Entwurf Heiko Wagner; graphische Umsetzung Dr. Claudia Greiner, Bärenfelser-Verlag, Grenzach.

Die Burgruine Wolfach – Neues zu ihren Anfängen

Heiko Wagner

Geländebefund und Bauspuren

Etwa 1,3 km nördlich von Wolfach, nahe der Gemarkungsgrenze zur Gemeinde Oberwolfach, stand auf der östlichen Talseite die Burg Wolfach (**Abb. 1**). Der auffällige, prominente Bergkegel – eigentlich eine vorgeschobene Kuppe – ist nach hinten durch eine Mulde vom weiter nach Osten ansteigenden Berghang abgesetzt; die natürliche Einsattelung ist durch einen künstlichen Halsgraben vertieft und betont.

Östlich, d.h. außerhalb des Halsgrabens, scheinen sich noch weitere Strukturen zu befinden, die auch in Zusammenhang mit der Burg stehen könnten. Ob sich hier vielleicht in der Frühzeit eine Vorburg befand, die später aufgegeben wurde, ist derzeit noch unklar.

Die Burg zeigt heute einen fast zentral gelegenen Mauerstumpf eines Turmes (**Abb. 2–3**). In der Literatur wird er – wie man es von besser erhaltenen Burgen kennt – als „Bergfried“ bezeichnet. Mit „Bergfried“ bezeichnet die Forschung Burgtürme, die in der Regel nicht oder nur eingeschränkt für Wohnzwecke geeignet waren; sie stellten eher ein Machtsymbol dar und schirmten durch ihre Baumasse und Mauerdicke



Abb. 1: Der Burghügel von Süden.



Abb. 2: Der stark restaurierte Stumpf des Turmes.



Abb. 3: Die hofseitige Fassade des Turmes; besonders im mittleren Abschnitt ist im unteren Teil noch Kleinquadermauerwerk erhalten.

oftmals auch die weiteren Gebäude der Burg gegen Beschuss ab. Zur Verteidigung waren Bergfriede – entgegen vieler populärer Darstellungen – aufgrund des eingeschränkten Sichtfeldes und der dadurch entstehenden „toten Winkel“ nur bedingt geeignet; dazu mussten sie durch eine nach außen überkragende Wehrplattform oder durch Kampfhäuschen, Wehrerker oder dergleichen ergänzt werden. Beim Wolfacher Turm sind kaum Aussagen zu seiner ehemaligen Höhe und etwaigen Innenausbauten, Dachdeckung und dergleichen möglich.

Deutliche Indizien weisen nun aber darauf hin, dass es sich beim Wolfacher Turm keineswegs um einen derartigen Bergfried handelt. Zum einen stand er recht zentral, es ist daneben auf der Burgfläche auch nur noch wenig Platz vorhanden. Auch seine Ausmaße könnten auf einen Wohnturm deuten; er beginnt mit einer enormen Mauerdicke im unteren Teil, der innen nur wenig Platz ließ. Es ist jedoch damit zu rechnen, dass die höheren Stockwerke durch Rücksprünge des Mauerwerks im Innern, d. h. durch eine starke Reduktion der Mauerdicke, deutlich an Platz gewannen. Auch ein – nach außen überkragender – Aufsatz in Fachwerk (ein oder auch zwei Stockwerke hoch) ist nicht auszuschließen.

Außen fällt auf, dass auch in Bodennähe keinerlei Buckelquader erkennbar sind; diese Beobachtung ist nicht durch späteren Steinraub zu erklären, sondern weist darauf hin, dass hier Buckelquader niemals vorhanden waren, auch nicht an den Ecken. Damit fehlt ein wesentliches Element, das bei Burgen des späten 12. bis mittleren 13. Jhs. regelhaft auftritt. Trotz mehrerer Sanierungen und Aufmauerungen der Mauerschale ist hingegen an verschiedenen Stellen noch originales Kleinquadermauerwerk erkennbar. Diese Mauertechnik ist früh, ty-

pisch für das 11./12., maximal frühe 13. Jh. Spätere Mauerwerke bestehen dagegen aus größeren Quadern, Buckelquadern oder ab der zweiten Hälfte des 13. Jhs. auch zunehmend aus unregelmäßigen Steinbrocken, die oftmals mit wiederverwendetem älterem Baumaterial und reichlich Kalkmörtel hochgezogen und flächig verputzt wurden.

Der Befund des Wohnturms deutet also insgesamt auf eine frühe Entstehung der Burg Wolfach im 11. oder 12. Jh. hin.

Der Palas auf der Südseite, der Sonne zugewandt, stammt in der jetzigen Form wohl aus der Umbauzeit des 15. Jhs. Laut Aussage seines Schreibers Michael Spiser (1477) wurde die Burg durch Graf Heinrich VI. von Fürstenberg um 1447 erneuert. Derartige Bauarbeiten nennt Spiser übrigens auch für die Burg Hausach.

Schriftquellen und Diskussionen zur Frühzeit der Burg

Für die Frühzeit der Burg besitzen wir – wie so häufig – keine direkten Quellen.

Eine erste Zubenennung findet sich sehr früh mit „Fridericus de Wolfacha“ (1084). Der Baubefund und – wie unten noch gezeigt wird – die Keramikfunde belegen, dass schon die zuerst genannten Wolfacher bereits auf der Burg saßen (gegen Dieterle S. 441, der einen ansonsten nicht belegten Herrenhof annehmen will). Dass der frühe Adel im 11./12. Jh. auf Herrenhöfen saß, ist andernorts durchaus gut belegt. Diese Orte liegen aber gewöhnlich nicht im Schwarzwald, sondern im Altsiedelland des Oberrheins oder am oberen Neckar. Gerade beim Ausgriff in die Täler des Schwarzwalds errichtete man jedoch zur Absicherung der Ansprüche und zur Verwaltung der neu aufzubauenden Herrschaft Burgen. Manche von ihnen verloren ihre Funktionen, wenn der Aufbau abgeschlossen war, und wurden dann auch wieder aufgegeben.

Dieterles Schlüsse (S. 440) „... doch muß er (gemeint: der Turm – Anm. des Verf.) auf Grund der Ausgrabung zu Beginn des 12. Jahrhunderts und nicht schon im 11. Jahrhundert errichtet worden sein“ sind daher nicht nachvollziehbar. Dieterle wollte „Fridericus de Wolfacha“ noch nicht auf der Burg verorten (S. 441). Zitat: „Sicher scheint nach den Arbeiten 1978/79 nur zu sein, daß die im Jahre 1084 erstmals urkundlich erwähnten ‚Herren von Wolfach‘ nicht zu diesem Zeitpunkt auf dem ‚Schlößle‘ residiert haben.“ Da von der damaligen Grabung kein Fundmaterial vorgelegt wurde und die Keramikentwicklung damals auch noch kaum untersucht war, sind diese Schlüsse heutzutage nicht mehr nachvollziehbar.

Dieterle glaubte darüber hinaus, wenn sie (die Herren von Wolfach) „... um 1100 schon eine Burg besessen, diese auch irgendwo in einer Urkunde erwähnt worden wäre“ (Dieterle S. 442). Auch dieses Argument sticht nicht; es gibt inzwischen im Regierungsbezirk Freiburg mehrere hundert Burgen, die nicht oder fast nicht in Schriftquellen erwähnt sind. Oft existieren nur die Zubenennungen der Personen nach dem Ort; der Ortsname dient besonders im 11. und frühen 12. Jh. häufig auch als Burgname. Deutlicher sind die Zubenennungen nach „Falkenstein“ und dergl., die nicht dem gewöhnlichen Schema der Ortsnamen entsprechen und sofort eine Burg anzeigen.

Immerhin ist eine Siedlung – villa – Wolfach schon 1148 genannt.

Krausbeck hingegen war – im Gegensatz zu Dieterle – vielleicht eher etwas über-optimistisch und griff bei der Datierung vielleicht etwas zu hoch: „Sicher seit der Mitte des 11. Jhs., wenn nicht noch einige Jahrzehnte früher, hatten sie hier ihre Burg“ (S. 346).

Insgesamt ist zu sagen, dass mindestens gegen Ende 11. Jhs. die Burg Wolfach gut denkbar ist und sich damit unter die frühesten Burgen Südwestdeutschlands einreicht.

Hans Harters (1992, S. 57) Bewertung „So sprechen verschiedene Gründe dafür, daß schon der erste Friedrich von Wolfach sich nach dieser Burg benannt hat, deren Existenz dann bis in das 11. Jahrhundert zurückgeführt werden kann“, ist nun durch die neuen Funde deutlich zu unterstützen.

Keramik löst alte Fragen

Vor Jahren konnte der Verf. an der Burg Wolfach erste Keramikscherben auflesen, die jedoch noch kaum Rückschlüsse erlaubten. Neuen Schwung in die Sache kam mit Begehungen, die Joachim Haller – ehrenamtlicher Beauftragter für archäologische Denkmalpflege und spezialisiert auf Burgen – in den Jahren 2016 und 2017 unternahm. Das Fundmaterial wurde zur Bearbeitung übernommen und im Jahre 2018 durch zwei Begehungen des Verf. ergänzt.

Ein einzelner Silexabschlag – ein zweites Stück ist unsicher – könnte auf einen Aufenthalt in der Steinzeit hindeuten, beispielsweise als Ausguck. Offenbar gibt es außerdem erste Hinweise auf eine Begehung oder schwache Besiedlung, die sich aber innerhalb der Vor- oder Frühgeschichte noch nicht genauer einordnen lässt (eine Randscherbe, vier Wandscherben, allesamt noch nicht genauer datiert).

Älteste Elemente aus der Zeit der Burg sind zwei Trichterränder (trichterförmige Ränder von Töpfen), die sicher noch dem 11. Jh. zuzuweisen sind (**Abb. 4**). Ihnen folgen 74 Lippen- und Wulstränder (**Abb. 5**), teilweise noch weit geöffnet, teilweise trichterartig. Sie repräsentieren den gesamten Zeitraum vom späten 11. bis ins frühe 13. Jh. Die Keramikgefäße dieser Zeit wurden (in Süd- und Mittelbaden wie auch auf der Baar, am oberen Neckar und auf der südlichen Schwäbischen Alb) von Hand aufgebaut und auf einer langsam drehenden Töpferscheibe an der Außenseite und am Rand überarbeitet (sog. Nachgedrehte Ware).

Diese Keramik ist sicher in der Gegend um Wolfach hergestellt worden. Auffallend hingegen sind sechs keilförmige Topfränder (spätes 12. bis frühes 13. Jh.) der sog. Älteren Albware, die als Import aus Richtung Osten, vom oberen Neckar her, anzusprechen sind (**Abb. 6, links**); hinzu kommen 24 Wandscherben. Diese Warenart ist durch ihren fettigen, porigen Ton gut zu erkennen; die Poren kommen zustande, weil die ehemalige Kalkmagerung durch den sauren Boden ausgewittert ist. Derartige Funde kennt man auch von Burg Schiltach, der sog. Klingenburg und besonders von der Wiltenburg. Vom sog. Altsiedelland am oberen Neckar sind auch die frühen Adelsfamilien und mit ihnen die ersten Bauern zur Neuerschließung des östlichen Schwarzwalds eingewandert. Bemerkenswert sind zwei Randscherben, die in ihrer Form der Albware entsprechen (z. B. **Abb. 6, ganz rechts**). Sie sind jedoch lokal imitiert; das zeigt ihre Magerung mit Glimmer und Sand.

Eine Randscherbe der sog. Älteren grautonigen Drehscheibenware stammt aus Nordbaden oder der nördlichen Ortenau (**Abb. 7**). Das Verbreitungsbild die-



Abb. 4: Zwei nachgedrehte Trichterränder des 11. Jhs.

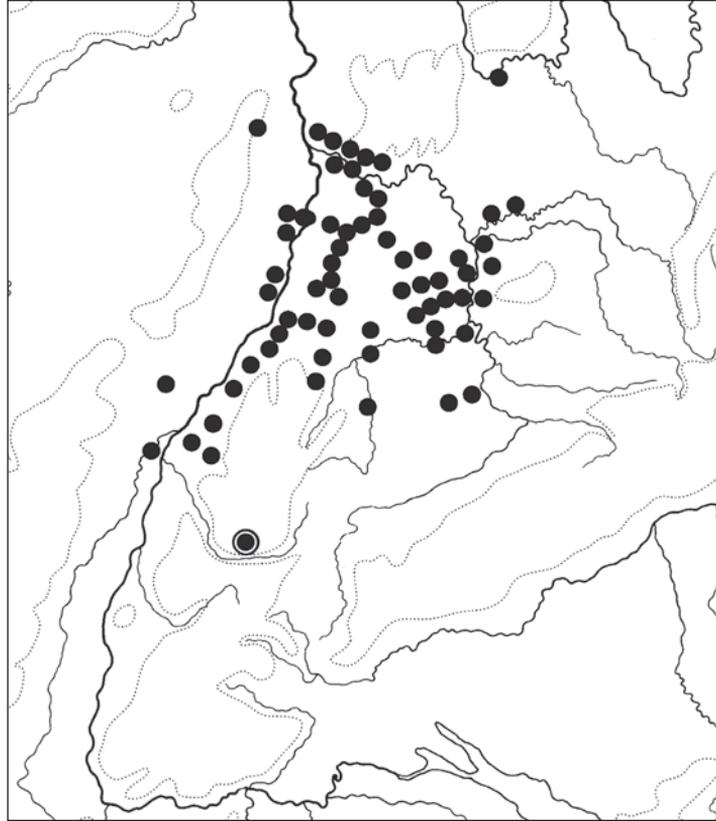


Abb. 5: Zahlreiche Lippen- und Wulstränder der nachgedrehten Ware (spätes 11.–frühes 13. Jh.).



Abb. 6: Drei Randscherben der kalkgemagerten Albware (links); rechts ein formal identisches, sandig gemagertes Stück.

Abb. 7: Verbreitungskarte der Älteren grautonigen Drehscheibenware in Nordbaden und Nordwürttemberg (nach Uwe Groß 1991). Ergänzt sind Fundpunkte (meist Oberflächenfunde) des Verf.: Malsch-Waldprechtsweier (Lkr. Karlsruhe), Burgstelle Waldenfels; Muggensturm (Lkr. Rastatt), Friedhof/Wüstung Eichelbach; Rastatt-Ottersdorf, Wüstung Muffenheim; Rastatt-Plittersdorf, Wüstung Bollmannshausen; Oberkirch-Thiergarten, Ullenburg; Kehl-Kork, „Oberfeld“. – Hervorgehoben: Burg Wolfach.



ser Warenart hat sich in den letzten Jahrzehnten deutlich nach Süden erweitert. Vier Wandscherben der Älteren gelbtonigen Drehscheibenware gehören wohl zum Typ Jagstfeld und stammen vom Neckar, jedoch eher etwas neckarabwärts. Solche selten auftretenden Gefäße wurden vielleicht nicht als Gefäße gekauft und importiert, sondern befanden sich im Reisegepäck bzw. im Hausrat umziehender Personen, oder sie enthielten gelieferte Lebensmittel und wurden nach deren Verbrauch als Leergut im Haushalt einfach weiter verwendet.

Das 13. Jh. setzt sich mit sieben oder acht gerundeten Leistenrändern fort, an denen ihre dichte Magerung mit Glimmer auffällt (Abb. 8). Dazu gehören auch 56 Wandscherben mit Glimmerung, sowie eine geglimmerte Wandscherbe mit Rädchenverzierung. Derartige Funde stammen u. a. bereits aus dem Raum Schenkenzell („Schlössle“, Schenkenburg, Wittichenstein). Die Verbreitung und die Herstellungsregion dieser Ware ist bisher noch nicht genauer zu umreißen, könnte aber durchaus im Kinzigtal gelegen haben. Ebenfalls ins 13. Jh. gehören

weitere rädchenverzierte Wandscherben, besonders aber 37 oder 38 Leistenränder (Abb. 9).

Zwei Drittel der Randscherben stammen demnach aus dem 11. Jh. bis zum frühen 13. Jh.; aus der Zeit von etwa 1230 bis 1300 stammt nur ein Drittel der Topfränder. Das korreliert etwa mit der Dauer der Phasen; der erste Zeitraum ist ja doppelt so lang wie der zweite. Die Burg scheint also mit etwa gleichmäßigem Anfall von Müll – d. h. mit ähnlicher Bewohnerzahl – vom späten 11. Jh. bis um 1300 gelaufen zu sein. Diese Beobachtung gilt aber nur für die Gefäßkeramik.

An Ofenkeramik liegen 21 Randscherben von frühen, im Fall von Wolfach dünnwandigen, Becherkacheln (Abb. 10) vor, dazu 17 Wand- und Bodenscherben dieser Becherkacheln (spätes 11. bis frühes 13. Jh.). Deutlich höher ist die Zahl der Ofenkacheln des 13. bis frühen 14. Jhs. So stammen 35 Randscherben von rot- und brauntonigen Becherkacheln. Von grautonigen bis schwärzlichen Becherkacheln liegen 21 Randscherben (Abb. 11) vor, d. h. insgesamt 56. Es kommen also vor allem die dreieckig auskragenden Ränder des 13./frühen 14. Jhs. vor und nur relativ wenige Ränder von frühen Becherkacheln (das Verhältnis beträgt 5: 1). Hier ist allerdings noch in Betracht zu ziehen, dass die frühen Becherkacheln in kleinere Stücke zerbrechen oder schlechter erhaltungsfähig sind; das wird jedoch durch die Genauigkeit der Nachsuche aufgewogen. Die Zahl der späteren Kacheln könnte etwas überwiegen, da sich die Anzahl und Dichte der Kacheln innerhalb eines Ofens erhöht haben kann. Dennoch ist insgesamt damit zu rechnen, dass sich auf der Burg im 13. Jh. die Zahl der Kachelöfen – d. h. die Zahl der beheizbaren Räume und damit der Wohnkomfort – deutlich erhöht hat.



Abb. 8: Frühe Leistenränder mit Glimmermage-rung (1. H. 13. Jh.).



Abb. 9: Zahlreiche Leistenränder von Töpfen (13. Jh.–um 1300).



Abb. 10: Randscherben von frühen, nachgedrehten Becherkacheln (spätes 11.–frühes 13. Jh.).



Abb. 11: Randscherben von scheibengedrehten grautonigen Becherkacheln (13./frühes 14. Jh.).



Abb. 12: Karniesränder von Töpfen (14./15. Jh.).



Abb. 13: Wandscherben von dunkelbraunem Steinzeug (14.–frühes 16. Jh.).



Abb. 14: Rand eines Deckels, ein Topfrand, glasierte Wandscherben (ca. 16.–18. Jh.).



Abb. 15: Bruchstücke von grün glasierten Blattkacheln (15./16. Jh.).

Zur chronologischen Fortsetzung des Keramikspektrums: Hinzu kommen sechs Karniesränder (Abb. 12) von Töpfen, die ab etwa 1300 denkbar wären und bis ins 15. Jh. möglich sind. Als Import und Objekte eines gewissen Luxus sind ein Standring und vier Wandscherben (Abb. 13) von frühem, purpurfarbenem bis dunkelbraunem Steinzeug anzusprechen; ihre Herkunft könnte im Nordelsass, in Hessen oder im Rheinland liegen, das ist noch nicht genauer untersucht. An Ofenkeramik gehören einige Stücke von Viereckkacheln (unglasiert und glasiert) ins 14. und 15. Jh.

Aus der frühen Neuzeit (16./17. Jh.) liegen nahezu keine Gefäßränder vor (evtl. zwei Topfränder, nur ein Deckelrand), aber immerhin einige glasierte Wandscherben (Abb. 14), außerdem Fragmente von grün glasierten Blattkacheln (Abb. 15). Jedoch kann viel Müll dieser Zeit noch oben in der Burg verblieben sein und wurde vielleicht bei den Schutträumungen gefunden; die neuen Begehungsfunde sind in dieser Hinsicht daher nicht völlig repräsentativ. Einige Rand- und Wandscherben sind aufgrund ihrer Bemalungen und Glasuren bereits ins 18. oder sogar 19. Jh. zu setzen. Sie zeigen irgendeine Nachnutzung (Gärten?) auf der Ruine an, wie sie sich andernorts auch an der Burg von Gutach-Turm und vielleicht auch auf der Burg Schiltach andeutet (sofern sie nicht bereits mit dem frühen Tourismus auf die Anhöhe kamen).

Die Metallfunde sind oft nicht genauer datierbar; es liegen drei Bruchstücke von schmalen, eher frühen Hufeisen vor, außerdem ein Teil einer Klinge einer Bügelschere und einige Nägel (Huf- und Schindelnägel). Eine Gürtelschnalle aus Buntmetall stammt aus dem 13. oder 14. Jh.

Auswertung

Die zahlreichen Neufunde erlauben nun, den Beginn der Burg Wolfach noch ins spätere 11. Jh. zu setzen. Die direkte Erstnennung der Burg liegt erst im Jahre 1272 (Basler Annalen; Geschichte über ein Wunderhuhn). Älter sind nur die Zubenennungen der Adligen nach Wolfach. Wir können nun eindeutig den Sitz dieser Adligen, von Anfang an, auf dieser Burg festmachen. Ein starkes Fundspektrum reicht bis in die Zeit um 1300. Eine Bemerkung Krausbecks (S. 347): „Wenn im Jahr 1272 ein ‚castrum Wolfach‘ genannt wird, ist es sehr fraglich, ob damit noch diese alte, kleine Burg gemeint ist“, erweist sich damit als falsch; die Nennung 1272 bezieht sich sicher noch auf die Höhenburg Wolfach.

Krausbeck wollte stattdessen das Stadtschloss in Wolfach früh datieren, dessen Anfänge noch nicht genauer untersucht sind; der immer wieder genannte Ansatz „um 1180“ erscheint mir fraglich. Man wird für die Gründung von Stadtburg/Schloss und der Stadt wohl eher die Fürstenberger in den Blick nehmen müssen.

Zurück zur Burg (Alt-)Wolfach; für den festzustellenden Rückgang der Funde um 1300 findet sich leicht eine Erklärung: die Heirat der Erbtöchter Udilhild mit Graf Friedrich von Fürstenberg am Ende des 13. Jhs. Udilhild war 1298 schon Witwe; sie ist nicht 1302 verstorben, wie in der älteren Literatur behauptet, sondern urkundete noch bis 1305. Sie muss daher nach 1305 verstorben sein (Harter 1979, S. 31).

Die Bedeutung der Burg Wolfach sank spätestens nach dem Tod der Udilhild. Die Fürstenberger hatten weitere Burgen wie etwa Hausach, Fürstenberg, Zindelstein, Neufürstenberg und andere, nicht zuletzt aber die Stadtburg/das später so genannte Schloss in der 1,5 km südlich gelegenen Stadtgründung Wolfach. Die Schwerpunkte der Fürstenberger Herrschaft und die damit verbundene Hofhaltung verlagerte sich im Lauf der Jahrhunderte mehrfach.

Die Nutzung der Burg Wolfach ging daher zurück; wenig Leute produzierten wenig Müll, damit gibt es wenige Funde.

Allerdings ließ Graf Heinrich VI. von Fürstenberg um 1447 „die burgk ober wolfach“ erneuern (wie sein Schreiber Spiser 1477 überlieferte). Funde sind bis ins 15./16. Jh. vorhanden; 1546 wird die Anlage nur noch als „Burgstall“ (abgegangene Burg) genannt.

Andere Schriftsteller (Krahe 1996) behaupten, die Burg sei im Dreißigjährigen Krieg zerstört worden. Das erscheint etwas fraglich, oder aber eine Ruine wurde damals weiter zerstört.

Schon Krausbeck (S. 346) ist gegen eine Einnahme durch die Schweden: „Früher erzählte man uns, die Schweden hätten eine Kanonenkugel dort hineingeschossen. Das ist sehr unwahrscheinlich; denn im 17. Jahrhundert war dort oben kein Wohnsitz mehr zur Übergabe zu zwingen.“ Es ist nicht auszuschließen, dass in diesem Krieg – und vielleicht auch in den Franzosenkriegen des späten 17. Jhs. – eine kleine militärische Besatzung oder ein Beobachtungsposten in die Burg gelegt wurde. Man könnte die Burgmauern ggf. mit Erdschanzen oder hölzernen Einbauten etwas hergerichtet haben. Große Bedeutung hätte eine solche Besatzung im rückwärtigen Raum (wie auch in der Barockzeit auf den Burgen von Gutach-Turm und Schiltach) wohl nicht gehabt. Denn die „Front“ verlief an den Schanzen bei Hausach (Burg Hausach war einbezogen), später gab es eine vordere Linie südlich von Gengenbach. Eine Besatzung auf Burg Wolfach hätte – nach einem Durchbruch bei Hausach – nur den Weitermarsch eines Armeeteiles durch das Wolfstal nach Norden behindern können.

Ein Teil der glasierten Keramik und einige Glasfunde scheinen noch über diese Zeit hinaus zu reichen; sie gehören ins 18. Jh., anscheinend sogar noch ins 19. Jh. An der Burg Wolfach erscheint daher eine Nachnutzung durch Gartenbau (auf der Terrasse unterhalb der Kernburg?) und vielleicht auch im Rahmen des frühen Tourismus denkbar.

Abbildungsnachweis

Abb. 7: Entwurf Heiko Wagner, Ausarbeitung Claudia Greiner, Bärenfelder Verlag Grenzach-Wyhlen. – Alle übrigen Abbildungen: Heiko Wagner, Kirchzarten.

Literatur

- Eugen Dieterle, Die Burg Wolfach. In: Hugo Schneider (Hrsg.), Burgen und Schlösser in Mittelbaden. Die Ortenau 64, 1984, 439–442.
- Franz Disch, Die alte Burg Wolfach. In: Ernst Batzer/Alfons Städele (Hrsg.), Burgen und Schlösser Mittelbadens. Die Ortenau 21, 1934, 403–405.
- Uwe Groß, Mittelalterliche Keramik zwischen Neckarmündung und Schwäbischer Alb. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg Bd. 12 (Stuttgart 1991) 49–52 mit Abb. 15.
- Hans Harter, Die Herren von Wolfach und ihre Herrschaft. Die Ortenau 59, 1979, 28–52.
- Hans Harter, Adel und Burgen im oberen Kinziggebiet – Studien zur Besiedlung und hochmittelalterlichen Herrschaftsbildung im mittleren Schwarzwald. Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte Bd. XXXVII (Freiburg/München 1992), bes. 54–96.
- Friedrich-Wilhelm Krahe, Burgen des deutschen Mittelalters – Grundriss-Lexikon (Ausgabe 1996) 676–677 (mit falscher Nordrichtung und angeblicher Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg).
- Josef Krausbeck, Die alte Burg Wolfach. Die Ortenau 50, 1970, 344–350.
- Wilfried Pfefferkorn, Nordschwarzwald mit Karlsruhe und Umgebung. (Reihe: Burgen unseres Landes; Stuttgart 1976) 34.
- Heiko Wagner, Wolfach. In: www.ebidat.de (Stand: 2005).

Das Heiligste als Profanstes

Zur Verwendung alter Chöre als Eingänge historistischer Kirchen in der Ortenau

Wolfgang Weismann M. A.

Begriffsdefinition: der Portalchor

Während des 19. Jahrhunderts ereilte viele Kirchen das gleiche Schicksal: Sie wurden zu klein für die plötzlich stark wachsenden Gemeinden. Da der Turm meist die ihm gestellten Aufgaben – Repräsentation, Aussicht, Aufnahme des Glockenstuhls oder liturgische Symbolik – zur Zufriedenheit erfüllte, blieb dieser häufig erhalten. Das Langhaus aber sollte dem Abriss zum Opfer fallen müssen, ein neues Kirchenschiff statt seiner errichtet werden. Und hierbei ergab sich häufig ein nicht zu unterschätzendes Problem: Der Platz inmitten der Ortschaft reichte oft nicht aus, um das neue Kirchenhaus einfach an Stelle des Alten zu erbauen.

Viele Dorfkirchen gerade in Baden waren so genannte Chorturmkirchen, deren Chor oft aus der Romanik stammte. Bei der Chorturmkirche erhob sich der Turm über dem Sanktuarium. Das Langhaus dieser Kirchen wurde im Laufe der Jahrhunderte meist schon vergrößert, zunächst durch ein gotisches, dann durch eines aus der Renaissance oder der Gotik ersetzt. Der Größenunterschied war in diesen Zeitabschnitten noch nicht so eklatant. Mit diesen Chortürmen entstanden aus denkmalpflegerischen Gesichtspunkten her wertvolle Relikte, aber auch das Problem: Wohin mit den neuen Langhäusern? Die alten Kirchen waren häufig so nah an angrenzende Straßen, Bäche oder andere wichtige Gebäude gestellt, dass an eine Vergrößerung an selber Stelle nicht zu denken war. In einzelnen Fällen rangen sich findige Architekten dazu durch, die Langhäuser auf der anderen Seite der Kirche neu aufzuführen und den alten Chorturm, der dann auf der Hauptfassadenseite zu liegen kam, kurzerhand den Haupteingang aufnehmen zu lassen. Um Kirchen dieser Bauweise soll es im Folgenden gehen.

Um dieses architektonische Phänomen der Eingliederung alter Chöre und deren Türme in neue Langhäuser in den Griff zu bekommen, habe ich die Wortneuschöpfung „Portalchor“ vorgenommen. Für die Überwindung des räumlichen Problems wurde das alte Sanktuarium radikal umfunktioniert – der ursprünglich heiligste Ort des Kirchenraumes wurde ganz schlicht zum profanen Eingang, mitunter nur zum Nebenein-



Abb. 1: An der Westfassade der Oberacherer Stefanskirche ist im Turm noch deutlich der alte Chorbogen zu erkennen.



Abb. 2: Auch bei der Ottersweierer Johanneskirche kann man rechts den mittelalterlichen Bogen sehen, der das zeitlich erste Sanktuarium erschloss.

gang. Die Entscheidung, den Chorturm trotz der Notwendigkeit eines Neubaus zu erhalten, hatte also einen hohen Preis: Die Bedeutung des Sanktuariums als symbolisch wichtigster Bauteil der Kirche wurde aufgegeben, die Kirche musste häufig anders ausgerichtet werden und verlor damit ihre Ostung, baulich musste auf die alten Teile Rücksicht genommen werden.

Während sich das zugrunde liegende Phänomen des Chorturms allein in der Ortenau 84 Mal zeigte¹ (wobei nur die Hälfte heute erhalten ist), ist die nur durch spätere Umwandlung und meist wegen mangelnden Bauplatzes gebaute Eigenart des Portalchors höchst selten. Der Baumeister Johannes Schroth (1859–1923) hat mit der Stefanskirche (**Abb. 1**) in Oberachern (Bauzeit 10. September 1903–8. September 1905) und der Johanneskirche (**Abb. 2**) in Ottersweier (16. September 1906–18. Mai 1912) den dortigen alten Chortürmen zwei neue Langhäuser östlich angefügt und damit Portalchöre geschaffen – den einen an einem neoromanischen, den anderen an einem neogotischen Kirchenhaus. Gerade diese beiden Portalchöre zeichnen sich jedoch durch ein in der Ortenau wohl einzigartiges Merkmal aus: Die erhaltenen Chortürme zeigen demonstrativ zum Hauptplatz hin die ehemaligen Chorbögen, an denen die ursprünglichen, für die Kirchengemeinde zu klein gewordenen, Langhäuser standen. Die Chorbögen sind zwar vermauert, aber dennoch gut über die großen Kirchplätze hin zu erkennen. Wegen dieser Offensichtlichkeit der Umfunktionierung der alten Chöre bin ich auf das Phänomen und das Problem des Protalchors gestoßen. Wegen ihrer Beispielhaftigkeit sollen diese beiden Kirchen hier auch besonders in den Vor-

dergrund der Betrachtung gerückt werden. Bei den anderen für diese Arbeit als Vergleichsbeispiele herangezogenen Kirchen von Renchen und Achern wurden die mittelalterlichen Chöre zwar erhalten, ihr Erscheinungsbild jedoch durch die Assimilierung in den Neubau so sehr kaschiert, dass von außen der alte Chorturm nicht mehr zu erkennen ist.

Vom Chorturm zum Portalchor

Die bauliche Voraussetzung für den Portalchor ist also zunächst ein vorhandener Chorturm. Ein Portalchor kann nur entstehen, wenn zuvor ein (meist mittelalterlicher) Chorturm bestand, der als einziges Teil für den, meist aus Platzgründen für die Kirchenbesucher errichteten, neuen Kirchenbau erhalten wurde und heute an der Hauptfassade der Kirche zu liegen kommt. Eigentlich müsste der Portalchor also „in die Hauptfassade als Eingang integrierter alter Chorturm“ heißen, aus praktischen Gründen wurde jedoch die kürzere Variante gewählt.

Die Bezeichnung „Chorturm“ ist viel älter und taucht bereits 1954 bei Bachmann² auf. Chortürme sind nach seiner Definition „Türme mit Altären im Erdgeschoss, auch im Westen oder Seitenaltären“³. Im Innern der Kirche öffnet sich der Chorraum mit einem Triumphbogen zum Kirchenschiff hin. Der ehemalige Altarraum besitzt meist eine Einwölbung (in Oberachern, Ottersweier, Achern und Loffenau sind noch Kreuzrippengewölbe erhalten). Die architektonische, aber auch die symbolische Gewichtung liegt auf dem Turm, er zeichnet das ehemalige liturgische Zentrum aus. Von innen ist der Chorturm als solcher nicht wahrnehmbar, da der Turm nicht zu sehen ist.

Im südwestdeutschen Raum findet sich eine starke Konzentration von Chorturmkirchen. Ein Hauptvorkommen des Chorturmes liegt entlang der beiden Rheinufer ab dem sogenannten Rheinknie bei Basel bis zum Hunsrück und zur Eifel. Besonders aber die Ortenau erweist sich als ausgesprochene, „von kaum einer Ausnahme unterbrochene“⁴, Chorturmlandschaft. Vor allem (kleinere) Dorfkirchen weisen diese spezielle Turmform auf. Die wegen ihrer Einfachheit am häufigsten verbreitete Ausformung des Chorturmes ist die „Chorquadratkirche“⁵, von der die Reste auch in Oberachern und Ottersweier zu finden sind. Hierbei ist charakteristisch, dass der quadratische Turm über dem im Grundriss gleich großen Chorquadratum angelegt ist, das ursprüngliche, mittelalterliche Kirchenschiff ist meist gleich breit und häufig nur doppelt so lang. Damit ist das Maß des Schiffes nicht festgelegt, aber der ursprüngliche Gedanke der Chorturmkirche scheint immer

dort am reinsten verwirklicht, wo diese Maßverhältnisse angewandt wurden. Es bestanden daher unter vielen der ursprünglichen Bauten große Ähnlichkeiten.

Diese Ähnlichkeit mag aber auch daran liegen, dass die Hauptentstehungszeit der Chorturmkirchen in dem begrenzten zeitlichen Korridor der Jahre von 1100 bis 1250 liegt. Erste Beispiele für Chortürme stammen schon aus der Zeit Karls des Großen, im Allgemeinen sind Türme an Dorfkirchen vor der Mitte des 11. Jahrhunderts jedoch unüblich. Oberachern darf als Kirche aus dem 12. Jahrhundert als ein Beispiel aus der intensivsten Bauzeit des Chorturms gesehen werden.

Bei den meisten Kirchen dieses Typus sind als ursprüngliches Element nur die Chortürme erhalten, der sonstige Kirchenbau wurde im Laufe der Jahrhunderte stark verändert, oft bereits in der Gotik, später in Barocker Zeit, wie es auch für Oberachern (im 18. und im frühen 19. Jahrhundert) und Ottersweier (die erste Vergrößerung im 16., weitere im wohl im 17. und gesichert im 18. Jahrhundert) aber auch in Renchen zu beobachten ist. Die Bautätigkeiten des 17. und 18. Jahrhunderts haben sicherlich eine Großzahl an Chortürmen verschwinden lassen.⁶ Gerade der Bauanspruch der Barockzeit, die in Oberachern mit dem aus dieser Zeit stammenden Altar in der Kapelle des Turmes (**Abb. 3**) noch heute sichtbare Spuren hinterlassen hat, wurden für viele Chortürme zur Gefahr, da die neue Konzeption von Kirchenbauten einen offenen hellen Raum verlangte, in den viel Licht einströmen konnte. Ein unter den Turm gedrückter Chor schien dem heiligen Geschehen oft nicht mehr würdig.⁷ Dazu kam die enorme Höhenentwicklung der barocken Altäre in den Chortürmen (wie in Oberachern).



Abb. 3: Der barocke Altar steht sehr eingengt unter den mittelalterlich ausgemalten Kappen des alten Chors im heutigen Turmunterbau in Oberachern.

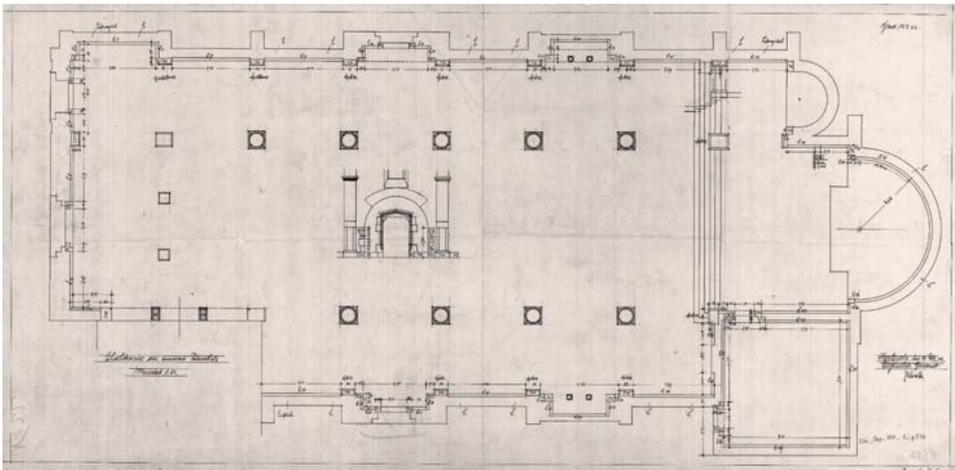
Ein Blick auf die Bauten in Oberachern und Ottersweier

St. Stefan in Oberachern

Die Pfarrkirche St. Stefan in Oberachern ist eine neoromanische, dreischiffige, im Mittelschiff tonnengewölbte Arkadenbasilika (Abb. 4). Das nördliche Langhaus teilt sich in acht Joche, das südliche in nur fünf. An Stelle der von Westen her ersten beiden Joche steht im Süden der wuchtige alte Turm, der heute mit seinem vermauertem Chorbogen als Portalchor in die Hauptschauseite der Kirche integriert ist.

Die gesamte Fassade (s. Abb. 1) der Kirche ist in hellem Beige-ton rauverputzt, nur die Lisenen und die einbindenden Ortsteine sowie die Strebepfeiler und die Rundbögen der Fenster sind in rotem Sandstein ausgeführt. Der Putz sorgt für eine große Einheitlichkeit des Baus, aber auch für dessen Schlichtheit. Die Stefanskirche besitzt im Prinzip eine Querschnittsfassade. Diese wird jedoch im Süden durch den blockhaften Chorturm aufgebrochen. Der Turm wirkt fremdkörperhaft und gestaltet den Gesamteindruck der Westfassade asymmetrisch. Seine Blockhaftigkeit lässt ihn archaisch und plump erscheinen. Er ist über die Jahrhunderte hinweg dennoch als erhaltenswert erachtet worden, wohl auch wegen seines großzügigen Altarraumes im Innern. Bis ins 20. Jahrhundert war kein größerer notwendig gewesen. Der Turmunterbau aus dem 12. Jahrhundert zeigt den ehemaligen, jetzt vermauerten Chorbogen: einen gestauchten, sehr niedrigen Spitzbogen. Darüber ist der Turm nahezu ungliedert, ein etwas verlorenes, aus der Mittelachse gerücktes Fenster durchbricht als einziges die kahle Mauer. Die Mittelschiffsfassade wird von einem Radfens-

Abb. 4: Der Grundriss der Stefanskirche in Oberachern zeigt eine dreischiffige Basilika mit apsidialem Chor. Links unten ist die Nische zu sehen, in der der mittelalterliche Chorturm steht.



ter mit acht Okuli und einem etwas größeren Achtpass in der Mitte dominiert. Darüber ist ein baumförmiges Sechspassfenster angebracht. Der Giebel wird von einem gestaffelten Rundbogenfries abgeschlossen. Damit präsentiert sich der der Neubau außen wesentlich filigraner als der Turm.

Der Turm besteht aus einem im Grundriss quadratischen Unterbau mit bis zu 2,17 m starken Mauern.⁸ Dieser Unterbau reicht hinauf bis etwas über die Traufhöhe des Mittelschiffs. Dort geht er in ein ihm aufgesetztes unregelmäßiges Oktogon über, dessen zum Unterbau parallel liegende Seiten doppelt so breit sind wie die Diagonalen. Zudem sind diese (außer an der Nordseite) mit je einer barocken, korbbogigen Schallarkade und einem Uhrblatt ausgestattet. Der Turmhelm besteht aus einem Zeltdach mit ebenfalls schmälere Diagonalseiten. Zwischen den Turm und das hervorstehende Mittelschiff ist ein Treppenturm eingestellt, der auf die Orgelempore führt. Auch dieser an die Fassade angegliederte Treppenturm macht den dezidierten Willen zu einer asymmetrischen Fassade deutlich, wie sonst bei keinem der zum Vergleich herangezogenen Beispiele.

Der romanische Chor liegt sechs Stufen tiefer als das Langhaus und ist kreuzrippengewölbt. Die Kappen laufen im Scheitel in einem scharfen Grat zusammen, sie sind in Braunrot, Gelb und Grün auf blauem Grund aus dem späten 15. Jahrhundert⁹ freskiert (Abb. 3). Die nördlichen und die südlichen Kappenhälften zeigen je ein Evangelistensymbol, die westlichen vier Engel, von denen zwei die Passionswerkzeuge Kreuz und Dornenkrone tragen. Die vierte Kappe ist vom Altar teilweise verdeckt, eine Rahmung an der Spitze gibt die Sicht auf das Auge Gottes frei. Der Altar ist 1767 erbaut. Zahlreiche Rocaillen umrahmen das Gemälde „Steinigung des heiligen Stephanus“ zu Ehren des Kirchenpatrons. Jeweils zwischen zwei Säulen stehen Johannes der Täufer und Petrus, oben ist die Dreifaltigkeit dargestellt. Gerade was die Fresken und den Altar angeht, ist der Chor sehr reich ausgestaltet und im Original erhalten. Diese Ausstattung darf mit als Grund für die Erhaltung des alten Bauteils gesehen werden.

Heilig Kreuz in Loffenau als Vorbild für Oberachern

Mit der Heilig-Kreuz-Kirche in Loffenau ist ein Portalchor in einer evangelischen Kirche erhalten (Abb. 5). Trotz des neugotischen Stils können so viele bauliche Ähnlichkeiten mit Oberachern festgestellt werden, dass sie als direktes Vorbild für die Oberacher Kirche anzusehen ist.



Abb. 5: Die Südfassade der Evangelischen Heilig-Kreuz-Kirche Loffenau diente als Vorbild für die Bauweise der Oberacherner Stefanskirche.



Abb. 6: Auch die Fresken im Chorturm der Heilig-Kreuz-Kirche in Loffenau haben eine große Ähnlichkeit mit denen in der Oberacherner Kirche.

Die erste Heilig-Kreuz-Kirche war eine Wallfahrtskapelle, deren erster Mesner 1267 Erwähnung findet. Ob die heutige Kirche an deren Stelle steht, ist nicht nachzuweisen – der Name hat sich jedoch erhalten. Ein unbekannter Meister stattete die erhaltene Turmkapelle, den heutigen Portalchor, um 1450 mit üppigen Wand- und Deckengemälden (ähnlich der Evangelistenfiguren in Oberachern, nur wesentlich reicher) aus, die heute noch gut erhalten sind (Abb. 6), deren Erhaltungszustand jedoch auf eine Renovierung in den 1950er Jahren zurückzuführen ist.¹⁰ 1725 überstand der Chorturm eine Vergrößerung der Kirche, 1842/43 sogar den kompletten Neubau in gotisierendem Stil, als die alte Kirche für die in 21 Jahren um 300 auf 1200 Einwohner gewachsene Gemeinde zu klein wurde.¹¹ Die alte Kirche war nach Osten ausgerichtet, wo sich noch heute der Chorturm befindet, der Haupteingang befand sich dementsprechend im Westen. Die *neue* Kirche hat ihren Hauptchor im Norden des Kirchenhauses und ihr Hauptportal nach Süden gerichtet.

Die Grundstruktur erinnert stark an die Stefanskirche in Oberachern. Besonders der an die rechte Seite angegliederte blockhafte Chorturm und die etwas weiter nach vorne reichende Querschnittsfassade haben große Ähnlichkeit mit dem 60 Jahre jüngeren Bau Schroths. Dieser und Adolf Williard, der der erste Planer für die Kirche von Oberachern war, dürften beide als Karlsruher den Loffenauer Bau in der Nähe von Baden-Baden gekannt haben. Der oktagonale Überbau des Turmes

stammt mit seinem, an der Hauptfassade wieder auftauchenden, Spitzbogenfries wohl aus der Erbauungszeit des Langhauses. In dem Turmaufbau darf ein Vorbild für die in Oberachern von Schroth projektierte, jedoch nie ausgeführte Turmerhöhung angesehen werden. Der Turm ist etwas weiter von der Fassadenflucht nach hinten gerückt, sodass die Symmetrie der Fassade von ihm ungestört bleibt. Zudem ist die Ausrichtung des Langhauses *gedreht* und nicht nach hinten versetzt wie in Oberachern, sodass der hier gewaltige Chorbogen¹² im Innern der Kirche zu liegen kommt (Abb. 7). Dennoch stört der Turm ebenfalls die Grundrissymmetrie des Langhauses, ist er doch bis ans neue Hochschiff herangeführt (bzw. das Hochschiff an den Turm), sodass das östliche Seitenschiff samt Empore an der Nordseite des Turmes endet. Das Nebenportal an der Südseite (heutige Hauptfassadenseite) des Turmes bestand wohl in ähnlicher Form bereits zur mittelalterlichen Erbauungszeit des Unterbaues, da sich die Malereien im Innern in die Laibung des Einganges ziehen (Abb. 8). Es erinnert, mit seinem Maßwerkfenster



Abb. 7: Der Chorbogen in Loffenau überschneidet den Emporenboden.



Abb. 8: Die Malereien in Loffenau ziehen sich in die Laibung des Südeinganges des Chorturmes (links). Dieser stammt also aus der Erbauungszeit.

darüber, ebenfalls stark an den Oberacherer Bau. Somit muss die Loffenauer Bauweise mit dem Chorturm als Vorbild für Oberachern gedient haben. Gerade das verkürzte Langhaus auf der Turmseite belegt die Verwandtschaft von Heilig-Kreuz und St. Stefan. Vielleicht hat der gotische Eingang im Süden des Turmes schließlich den Ausschlag für die angewandte Neogotik in Loffenau gegeben. Dass die Neugotik auch in Oberachern zur Diskussion kam, ist eventuell mehr als Reminiszenz auf den Stil der möglichen Vorbildkirche in Loffenau zurückzuführen als auf Stilelemente, die in Oberachern selbst zu finden waren und als Vorbild dienen hätten können. Außer dem spitzbogigen Chorbogen und dem Rest des Sakramentshäuschens waren in Oberachern keine gotischen Elemente zu finden. Auch für die in Oberachern geplante Turmerhöhung dürfte Loffenau Vorbild gewesen sein. So zeigt sich doch der sehr ähnliche Turmunterbau in Loffenau auch als Oktogon. Vielleicht ist mit dem dort als erhaltenswert erachteten schmucklosen Unterbau in Loffenau überhaupt erst die Anregung für den Erhalt desselben in Oberachern gegeben worden.

St. Johannes d. T. in Ottersweier

Die Pfarrkirche St. Johannes der Täufer in Ottersweier (**Abb. 2**) ist eine neogotische, dreischiffige, im Mittelschiff vierteilig kreuzrippengewölbte Arkadenbasilika mit Querhaus (**Abb. 9**).

Über der Westfassade erhebt sich ein eindrucksvolles Doppelturmpaar. In diese sind als Unterbau die den Ottersweierer Bau auszeichnenden Relikte aus dem Mittelalter eingegliedert:

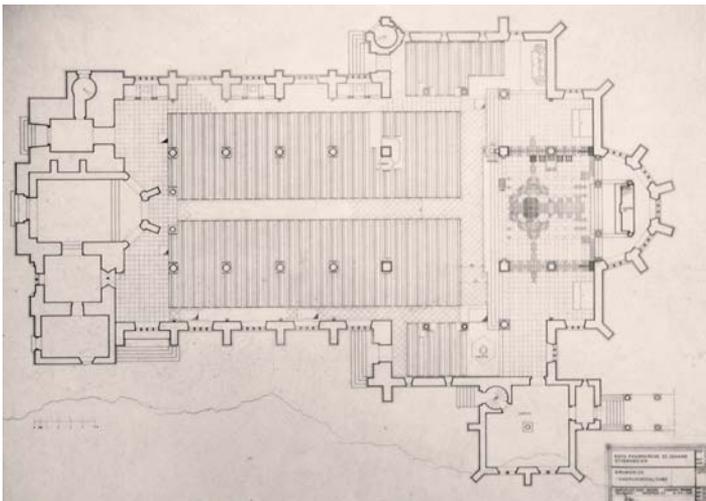


Abb. 9: Grundriss der Johanneskirche von Ottersweier. Links (im Westen) sind die drei Bauteile neuer Westturm, gotischer Chor, romanischer Chor und alte Sakristei zu sehen.

in der Mitte der spätgotische, sterngewölbte, dreijochige Chor mit 3/8-Schluss, welcher heute für den Eingang durchbrochen ist und den ehemaligen Chor als Eingang dienen lässt, südlich davon die drei erhaltenen Geschosse des romanischen Chorturms und an diesen angelehnt die ehemalige Sakristei aus der Bauzeit des gotischen Chores. Ottersweier besaß somit gleich drei mittelalterliche Bauteile, die es in den Neubau zu integrieren galt, und die die Kirche somit kompliziert in der Planung, aber interessant in der Ausführung machten.

Das unterste Geschoss des Südturmes stammt wohl aus den Jahren um 1200. Das Mauerwerk setzt sich entsprechend grob aus Hausandsteinen unterschiedlicher Größe zusammen. Der ehemalige Chorbogen ist bis auf ein zweibahniges Maßwerkfenster (das allerdings erst 1950 eingebaut wurde) vermauert, wird aber in seinem provisorischen Erscheinungsbild nicht versteckt, sondern gestaltet die Fassade im Gegenteil interessanter. Der romanische Chorbogen wurde absichtlich nicht versteckt. Das vierte und das fünfte Geschoss und der Turmhelm des Südturmes sind, wie der gesamte Nordturm, neugotisch und durch Johannes Schroth erbaut. Der Chorbogen des romanischen Chores war ursprünglich vollständig vermauert, hatte keinen Eingang wie der in Oberachern oder in Loffenau.

Als Eingangsvestibül dient heute der ehemalige gotische Chor. Mit ihm war St. Johannes nach Bachmanns Definition ein Nebenchorthurm¹³, da der Hauptchor neben dem Turm lag. Schroth hat ihn zum Portalchor gewandelt. Er ist, wie der Grundstein am Strebepfeiler bezeugt, 1517 (in spätgotischem Stil) erbaut. Die Inschrift lautet:

OFF FRITAG NO CH INVOCAVIT ANNO 1517 IST DER ERST
STEIN GELEGT DIS BAUWES DURCH HERN SEBASTIAN
VO WINDECK KIRCH(HERR)¹⁴

Das Sternrippengewölbe des Chores erstreckt sich über zwei Joche, zum neuen Kirchenhaus hin endet es in einem 5/8-Polygon (**Abb. 10**). Die Gewölbeanfänger sitzen auf kleinen Konsolen, die sich zumindest heute vom weißen Putz der Wände und der Kappen abheben. Ob dies dem Originalzustand entspricht, ist nicht erwiesen. Die Tiercerons und die Liernen des Gewölbes überschneiden sich leicht, sodass sich kleine Nasen bilden, die etwas in die einzelnen Kappen hereinragen. Der westlichste der drei Schlusssteine ist mit dem Steinmetzzeichen des Baumeisters, der auch vermutlich die ehemalige Bühler Kirche (das heutige Rathaus) erbaut hat, geschmückt.¹⁵ Von den Chorfens-ternen aus dem 16. Jahrhundert sind noch drei verglast und eines

vermauert erhalten. Jedoch ist davon auszugehen, dass nur das Maßwerk der Couronnements original ist.¹⁶ Die spätgotische Formensprache der Couronnements zeichnet sich durch sich durchdringende Schneußformen aus. Das Hauptportal zeigt von innen ein asymmetrisches Bild (Abb. 11). Der heutige Eingang samt Supraporte ist – von außen nicht zu erkennen – ganz an den nördlichen Rand des Chorbogens gerückt, um den Bau einer von außen möglichst breiten neuen Kirchenfassade zu ermöglichen.

Im heutigen Kircheninnern liegen die beiden Strebepfeiler mit ihren je zwei Wasserschlängen (Abb. 12). Sie legen heute noch Zeugnis vom Erscheinungsbild der einstigen Außenseite des Chores ab und ihre Integration ist ein Kunstgriff Schroths, mit dem er die architektonische Eingliederung der alten Bauteile in den Neubau vornahm. Ähnliche bauliche Phänomene der Verwendung von Außenteilen im Innern sind im Kirchenbau höchst selten. Diese Stellung von Strebepfeilern im Innern konnte sonst an keinem Beispiel nachgewiesen werden. Der Strebepfeiler an der nördlichen Ecke des Chores wurde, vermutlich aus Symmetriegründen, abgetragen.

Der Raum im unteren Geschoss des alten Südturmes ist der erste, romanische Chor der Kirche. In seine Ecken sind kräftige Dreiviertelsäulen mit nur leicht ornamental geschmückten Würfelkapitellen gestellt, die ein Kreuzbandgewölbe tragen (Abb. 13). Seit dem Ende des ersten Weltkrieges ist er eine Kriegergedächtniskapelle. Die Lünetten und Gewölbekappen sind durch reiche Wandmalereien mit Kriegsszenen, Heiligendarstellungen und Engelfiguren geschmückt. Die Ausgestaltung von romanischen Chören mit modernen Malereien (nicht renovierten wie in Loffenau) ist in badi-schen Kleinkirchen eher eine Seltenheit.

Die an den romanischen Chor angebaute, kreuzrippengewölbte Sakristei stammt aus derselben Zeit wie der gotische Chor, dort findet sich das Bühler Baumeisterzeichen in den Gewölberippen der Sakristei wieder.¹⁷ Sie ist wohl

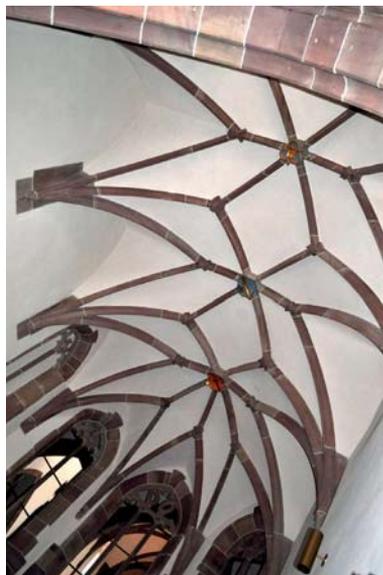


Abb. 10: Das Sternengewölbe im gotischen Portalchor von St. Johannes in Ottersweier ist ein herausragendes Zeugnis mittelalterlicher Gewölbekunst.



Abb. 11: Der vermauerte, von innen noch sichtbare gotische Chorbogen sieht nach links verrückt aus. Diese asymmetrische Bauweise im Innern war nötig, um Symmetrie außen zu erreichen.



Abb. 12: In Ottersweier liegen die Wasserschläge der Strebe Pfeiler des ehemaligen Hauptchors im Innern.



Abb. 13: Durch aufwendige Malereien ist der romanische Chor in Ottersweier zur Kriegergedächtniskapelle umfunktioniert.

in ihrer geringeren Sorgfalt von Anfang an als in der Hierarchie niedrigerer Raum angesehen und gebaut. Die Steine an der Fassadenseite sind, was Größe und Position betrifft, sehr inhomogen angeordnet, nur vereinzelt lässt sich eine horizontale Mauerfuge erkennen. Umso erstaunlicher ist, dass auch diese, zuerst auch in ihrer Funktion, später durch ihre Bauweise wertlosere Sakristei überhaupt erhalten ist.

Die Eingliederung der alten Bauteile in Oberachern und Ottersweier

Die Eingliederungen der mittelalterlichen Bauteile und damit die Schaffung von Portalchören wurden in Oberachern und

Ottersweier auf drei Weisen in den Neubau vorgenommen. Auf konstruktivem, stilistischem und funktionalem Weg. Diese drei Vektoren spannen das Koordinatensystem auf, innerhalb dessen das Alte in das Neue bei diesen beiden Kirchen integriert sind.

Die konstruktive Eingliederung

In Oberachern besteht der architektonische Zusammenhang von Turm und Langhaus im Wesentlichen darin, dass das südliche Seitenschiff gegenüber dem nördlichen verkürzt ist und in dem entstehenden Rücksprung der Turm zu stehen kommt. Trotz dieses baulichen Kunstgriffes, mit dem er durch die Position in Verlängerung des südlichen Seitenschiffes ein integraler Bestandteil der Kirche wird, wirkt er durch seine Einfachheit und etwas plumpe Erscheinung als Fremdkörper im Architektur-Konglomerat St. Stefan. Der rustikale, blockhafte Turm bildet zu der, durch Lisenen und Treppenfriesen fein gegliederten Querschnittsfassade ein schweres, grobes Gegengewicht. Beim Vorbild Loffenau wird dieser Effekt durch die ruhige Sandsteinoptik und den filigranen Turmaufbau etwas abgemildert, ist aber auch hier zu sehen.

Im Innern besteht der Übergang zwischen Chorturm und Langhaus in Oberachern aus einer Drillingsarkade, die der ehemaligen, und nun im Inneren liegenden, Außenwand vorgeblendet ist (Abb. 14). Deren mittlere Bogenstellung ist von einem durch Schroth neu hinzugefügten Durchgang aufgebrochen.¹⁸ Diese im Verhältnis zu den großen Scheidarkaden des Kirchenschiffs niedrigen Bögen zeigten sich für Schroth als



Abb. 14: Drei Arkaden vermitteln zwischen Turm und Langhaus in Oberachern.

Möglichkeit, die, mit der durch die darüber befindliche Empore, vorgegebene niedrige Wandfläche durch einfache Mittel gliedern zu können und gleichzeitig für den Durchgang zum romanischen Chor Platz zu lassen. Diese Bögen mit ihren Zwillingskapitellen sind im Untergeschoss die einzigen architektonischen Elemente, die im Innern der Kirche die Verbindung von Alt und Neu veranschaulichen. Dies steht ganz im Gegensatz zur aufwendigen Eingliederung in Ottersweier, wie sich noch zeigen wird. Dennoch musste Schroth den Übergang aktiv gestalten, was für den Baumeister in Loffenau wegen des zum Kirchenschiff hin gewandten Chorbogens nicht nötig war, da dieser die ganze Fläche zum Kirchenschiff hin einnimmt.

Über den Bögen liegt das Winkelstück der Empore, darüber erheben sich zwei der Mauer vorgeblendete Arkaden, die in ihrer Jochweite denen im restlichen Langhaus entsprechen. Ihre Schildbogenprofile schneiden jedoch tiefer ins Mauerwerk ein, sodass die entstehenden breiten Laibungen eine gewisse, vielleicht an die Architektursprache des massiven Turmes Anklang finden wollende, Schwere vermitteln. Diese Schwere wird des Weiteren durch die an der Turmmauer logischerweise fehlenden Zwillingfenster und der stattdessen präsentierten kahlen Wand betont. Ein statischer Zusammenhang besteht zwischen den beiden Bauteilen in Oberachern jedoch nicht. Der Turm steht nicht nur optisch neben dem Langhaus, er übernimmt für den Neubau auch keine tragende Funktion.

Das verhält sich in Ottersweier anders: Hier kommen den alten Teilen wichtige stützende Aufgaben zu. Die drei romanischen Turmgeschosse des Südturmes dienen als Unterbauten für den heute sechsgeschossigen Turm. Dies ist insofern umso erstaunlicher, als dass das Turmuntergeschoss der Johanneskirche vermutlich gar nicht für einen Turmaufbau gedacht und, mit seinen dünnen Mauern, konzipiert war – geschweige denn für einen solch monumentalen, wie er heute zu sehen ist.

In Ottersweier findet aber auch das andere wichtige mittelalterliche Bauteil eine stützende Verwendung: Das Gewölbe des gotischen Chores muss allem Anschein nach die Orgelempore statisch mittragen. Diese ist in Ottersweier im Gegensatz zu Oberachern aus Stein und bedarf somit einer stabilen Substruktion. Stabilität findet die Empore zum Langhaus hin zusätzlich durch eine Dreierarkade der Emporen Pfeiler, zur Fassade hin ist jedoch der alte Chor das scheinbar alleinige tragende Element. Um die Statik des gotischen Chores wiederum nicht zu gefährden, wurden seine beiden nördlichen Strebepfeiler, die heute am Bau nicht mehr sichtbar sind (allerdings im ausgeführten Bauplan vermerkt, Abb. 9), erhalten und in die starken Turm-

mauern des Nordturms eingemauert. Dessen Mauern sind sogar so stark, dass sie die Strebepfeiler in ihrer ganzen Tiefe einschließen. Bezüglich der Statik bewies Schroth in Ottersweier mit dem Bau des Südturmes ausgesprochenen Wagemut, da er in seine Substruktionen nicht stabilisierend eingreifen konnte.

Nicht nur die statische, auch die tektonische Eingliederung geschah in Ottersweier integrativer als jene in Oberachern. Die mittelalterlichen Bauteile wurden mit den Zwillingstürmen und dem dazwischen liegenden Mitteltrakt zu einem harmonischen Ganzen erweitert – eine Lösung, die ob der inhomogenen mittelalterlichen Bauteile alles andere als selbstverständlich ist. Die Fassade ist zu einer Symmetrischen geworden, was nicht von Anfang an so geplant und auch erst durch den genialen Einfall wahrscheinlich des Freiburger Bauamtsleiters Raymund Jeblings zur Doppelturmfassade ermöglicht wurde.¹⁹ Dem ehemaligen und gegenüber der Mittelachse des heutigen Langhauses versetzten Chorbogen des gotischen Chors ist, um diese Symmetrie auch in der Portalzone zu gewinnen, ein leicht hervorkragender Riegel vorge-setzt (Abb. 2). Er dient als Folie, hinter der Schroth den alten Bogen verstecken und den neuen Eingang um dessen halbe Breite nach Norden verrücken konnte (Abb. 11). Dazu sorgt er für eine sonst nicht erreichbare Laibung.

Im Innern ragen die östlichen Strebepfeiler des gotischen Chors ins Langhaus hinein. Somit kommen genuin und aus praktischen Gründen für den Außenbau geschaffene Elemente, nämlich die Wasserschläge, im Inneren zu liegen. Diese Wasserschläge sind, mit dem prominent zum Kirchenplatz hin liegenden, vermauerten romanischen Chorbogen, das verwirrendste und in seiner Architektursprache am widersprüchlichsten formulierte Element dieser Portalchorlösung. Die Findung dieser einzigartigen und als genial anzusehenden Lösung für die Integration des Chorturms war ein langer Prozess, der nur durch die vor allem räumliche Unzulänglichkeit und die daraus folgende Ablehnung der vorhergehenden Planungsphasen erreicht wurde.²⁰ Diese Strebepfeiler nach innen ermöglichen nicht nur, den Chor in seiner Gestalt mit dem Neubau zu verbinden, sie vermitteln auch semantisch zwischen Portalchor und Kirchenschiff. Durch die großzügige Durchfensterung der alten Chorfenster und den modernen Durchbruch für die Glastüren darunter ist der Blick ins Kirchenhaus schon beim Betreten ermöglicht. Die mittelalterlichen Teile sind also sowohl statisch als auch tektonisch mit dem Neubau verschmolzen und bilden somit einen starken Kontrast zur Oberacher Bauweise.²¹

Die stilistische Eingliederung

Neben der auf die großen Elemente bezogenen architektonischen Eingliederung müssen für die Einbindung der alten Bauteile auch die stilistischen Ausformungen, die Schroth von den Altbauten ins neue Kirchenhaus übernommen hat, betrachtet werden. Die Frage ist hierbei letztlich, inwiefern sich der Stil des romanischen Neubaus in Oberachern und des neogotischen in Ottersweier folgerichtig aus den Stilen der alten Teile ergeben hat.

Die Bauweise der Neoromanik in Oberachern war gar nicht die erste Konsequenz aus dem Stil des bestehenden Chorturmes. Wohl hauptsächlich aus finanziellen Erwägungen heraus wurde hier der „einfachere“ romanische Stil gewählt. Es war nicht leicht, überhaupt stilistische Merkmale am Oberacher Chorturm zu finden, die sich für den Neubau aufgreifen ließen. Schließlich wurde mit der Neoromanik einer Lösung den Vortritt gegeben, die weder den spitzbogigen (gotischen) Chorbogen noch die korbbogigen (barocken) Schallöffnungen am Turmobergeschoss aufgriff. Schroth schuf mit seinem Anbau einen, den Einzelformen nach, eigentlich völlig separaten Neubau. Das vielleicht einzige Element, das er am Neubau aufgriff, sind die wehrhaften Ortsteine der Turmaußenmauer, die er, wie am Chorturm, auch am Langhaus und der Fassade farblich in Sandstein aus der weißen Tünche heraustreten lässt (Abb. 1). Diese sind am Neubau als Natursteine ausgeführt, am Turm jedoch farbig gefasst.²²

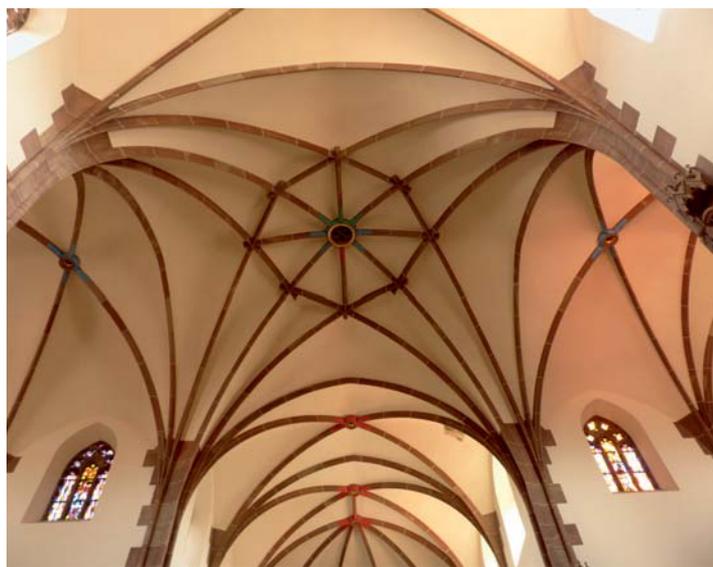
Beim Bau der Ottersweierer Kirche ist die Gemengelage an auftretenden und wiederverwendeten Stilelementen eine ganz andere. Schon die Stilstufe der Neugotik war von Anfang an gesichert und die einzige logische Konsequenz aus der Bauweise des Chores von 1517. Nicht nur daraus ergab sich eine ganze Palette an Formen, die Schroth im Neubau wiederverwenden konnte.

Bei der Gestaltung der Fassade orientierte er sich an den Stilelementen der drei Untergeschosse des Südturmes: Für den Nordeingang benutzte er die Form des gotischen Spitzbogens vom alten Chorbogen (was nicht selbstverständlich ist, wie die dazu alternative Bauweise des eher ungotischen Segmentbogens über dem Hauptportal zeigt), im dritten Geschoss orientiert er sich an der romanischen Formensprache des gekuppelten ehemaligen Schallfensters des Südturmes. Er hat die Abstufungen zwischen den einzelnen Geschossen, und damit die Verjüngung des Turmes nach oben hin, ebenfalls aufgegriffen. Auch der Vergleich im Innern zeigt etliche Parallelen von

Alt und Neu. Seine Umgangsweise mit den Gewölberippen weist Ähnlichkeiten auf. Deren nach unten schmal auslaufendes Profil ist im gotischen Chor und der gleich alten Sakristei sowie im Neubau das Gleiche (Abb. 10). Im Vierungsgewölbe benutzt Schroth die, in dem von ihm als Eingang verwendeten Chor präfigurierten, kleinen Nasen, die sich beim Überschneiden der Gewölberippen ergeben, um einen stilistischen Zusammenhang dieser beiden ähnlichen, nämlich sternförmigen, Gewölbeteile herzustellen (Abb. 15). Ein zusätzliches Element der stilistischen Angleichung sind die Gewölbeanfänger: Sie treten im Portalchor wie im Neubau als Natursteine aus dem weißen Putz heraus und zeigen somit die Struktur, mit der sie in die Wand eingreifen. Im zweijochigen Querschiffgewölbe erinnern die in kleinen Konsolen auslaufenden Dienste sogar an die Konsolen im gotischen Chor.

Auch an die vier noch erhaltenen Maßwerkfenster des alten Chores lehnt sich Schroth für die Stilentwicklung des gesamten Neubaus an. Er greift die Stilstufe der durch Schmeußmaßwerk gekennzeichneten Hochgotik auf, und lässt an neuen Obergaden und Seitenschiffen die einzelnen Stege der Couronnements sich gegenseitig durchdringen, sodass wiederum feine Nasen entstehen.

Schroth hat also in Ottersweier bewusst die Formensprache des gotischen Chores für die Gestaltung des neuen Kirchenhauses angewandt. Vom romanischen Chor hingegen sucht man solche Elemente vergebens. Schroth benutzte ausschließ-



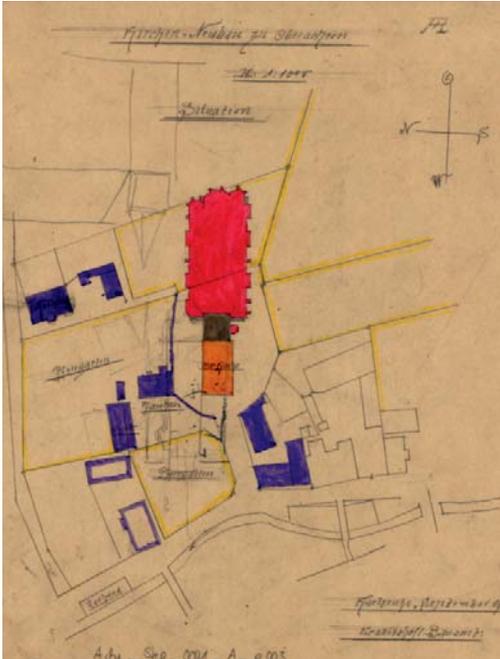
*Abb. 15: Das Stern-
gewölbe der neugoti-
schen Vierung hat
Ähnlichkeiten mit dem
Gewölbe des alten
Chors von Ottersweier.*

lich und konsequent gotische Details. Damit erweist sich für die Ottersweierer Kirche auch die bereits im allgemeinen Kontext aufgezeigte, angestrebte Stilreinheit des Historismus', wie sie im Übrigen auch in Oberachern befolgt wurde.

Die funktionale Angleichung

Die dritte Kategorie, die zum Thema der Eingliederung betrachtet werden soll, ist die neue Funktion der alten Bauteile. Für den romanischen Chor ist in Oberachern keine praktische Umgestaltung geschehen. Nach frühen Plänen sollte der Chorturm auch als Eingang für die neue Kirche dienen können (Abb. 16). Damit wäre eine radikale funktionale, aber auch liturgische Umnutzung geschehen. Als Eingang wäre der liturgisch wichtigste Teil des Sanktuariums zum für den Besucher wichtigen Teil des Überganges von außen nach innen geworden. Die Pläne einer Umgestaltung zum Haupteingang wurden jedoch verworfen, da nach Johannes Schroth *dieser Vorschlag die Kirche ebenfalls weit ab von der Hauptstraße des Orts [brächte], es wird bei dessen Durchführung der Hauptfassade der Kirche durch den mächtigen Turm verdeckt, und es müsste das Turmuntergeschoß seinem seit Jahren gedienten Zwecke als Altarraum enthoben und künftig zur Vorhalle degradiert werden, abgesehen davon, daß man zur Aufstellung der Orgel durch den Turm etwas behindert werden würde.*²³

Abb. 16: Ein unsignierter Plan von 1902 zeigt den romanischen Chor in Oberachern (in Schwarz) als Eingang.



Der Chorturm wurde stattdessen als Kapelle in den Neubau integriert, der barocke Altar wurde in situ belassen. Damit fand also rein baulich keine Änderung statt. Hervorzuheben ist allerdings, dass der Raum liturgisch zur Taufkapelle umfunktioniert wurde, da die finanziellen Mittel für ein neues Baptisterium nicht ausgereicht hatten. Somit ist in Oberachern wohl eine Umnutzung festzustellen, allerdings ohne Veränderung der Ausstattung. Beispielsweise in Renchen und Loffenau wurde das ursprüngliche Interieur komplett entfernt, der Altenheimer Portalchor sogar durch neues Mobiliar zur Sakristei umgebaut.

In Ottersweier fand hingegen ein grundsätzlicher Funktionswandel statt. Der gotische Chor wurde vom heiligsten Ort der Kirche, dem Sanktuarium, zum Eingang für den Kirchenbesucher. Der romanische Chor fand als Kriegergedächtniskapelle²⁴ Verwendung, die Sakristei wurde sogar zunächst zur Abstellkammer degradiert.²⁵ Diese Umfunktionierung ist in Ottersweier auch mit baulichen Veränderungen vor sich gegangen. Der Hochaltar musste entfernt, dem vermauerten gotischen Chorbogen ein neues Portal eingestellt, die drei Seiten des Chorhauptes im unteren Bereich durchbrochen und Stufen, die zum Kirchenschiff nach oben führen, eingebaut werden. Im romanischen Chor betrafen die Umbauten im Wesentlichen die Ausstattung, die mit der Umwidmung zur Kriegergedächtniskapelle zehn Jahre nach Baufertigstellung vollzogen wurden. Auch für die Sakristei muss man sich weitgreifende Veränderungen vorstellen, damit diese als Abstellkammer verwendet werden konnte. Hier wurden also die ehemals wichtigsten Bauteile der verschiedenen alten Kirchenbauten dem Neubau funktional eingegliedert und untergeordnet.

Es zeigt sich also, dass auf allen drei Ebenen, der konstruktiven, der stilistischen sowie der funktionalen, der Oberacher Chorurm wesentlich weniger stark in den Neubau integriert wurde, als das in Ottersweier der Fall war. Damit verifiziert sich auch bei näherer Betrachtung der erste Eindruck eines blockhaften Fremdkörpers, als der sich der Turm von Oberachern präsentiert: Der Turm will nicht so recht zum Neubau dazugehören.

Zur Invention des Portalchors in der Ortenau

Im Raum Achern tritt der Portalchor neben den Kirchen von Oberachern und Ottersweier 1817 in Renchen bei der Heilig-Kreuz-Kirche (**Abb. 17**) und 1824 bei der Acherner Pfarrkirche zu Unserer Lieben Frau (**Abb. 18**) auf. Renchen kommt als Vorbild für Oberachern und Ottersweier jedoch nicht infrage, da hier der ursprüngliche Chor, der höchstwahrscheinlich im Eingangsbereich erhalten ist, heute als solcher nicht mehr erkennbar ist und auch zur Erbauungszeit der beiden historistischen Kirchen nicht war. Die Baumeister müssten, mangels Sekundärliteratur über den Bau, die Akten von Renchen vor der Planung ihrer beiden Kirchen studiert haben, was sehr unwahrscheinlich ist. Wahrscheinlich aber war Achern Ideengeber für die Bauweise in den benachbarten Ortschaften Oberachern und Ottersweier, hier ist der alte Chor durch das Kreuzrippengewölbe und den vermauerten Chorbogen noch gut zu erkennen.



Abb. 17: (links) Die katholische Heilig-Kreuz-Kirche in Renchen versteckt ihren Portalchor hinter einer modernen Haut

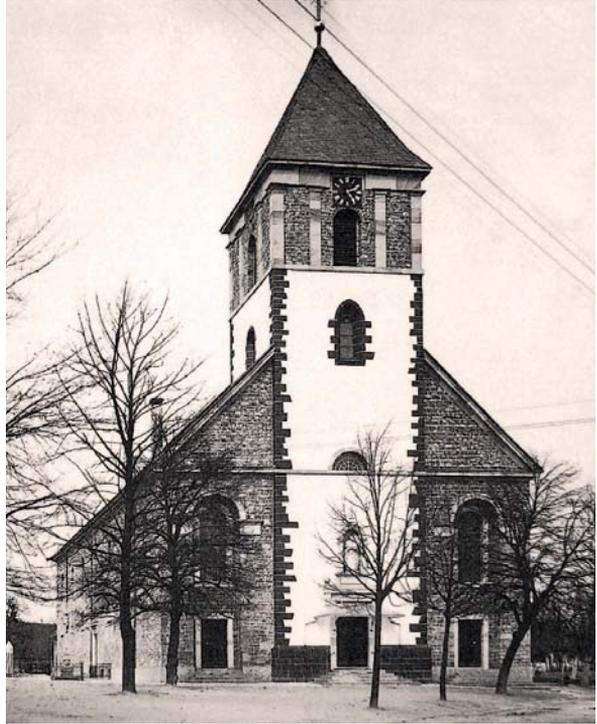


Abb. 18: (rechts) Eine historische Aufnahme zeigt die katholische Pfarrkirche Unserer Lieben Frau in Achern um 1900. Der mittelalterliche Chorturm ist weiß getüncht.

Jedenfalls war es aber nicht Johannes Schroth, der die Idee des Portalchors von Anfang an unterstützte, geschweige denn als ihr Urheber für Oberachern und Ottersweier zu betrachten ist. So gibt Schroth in Bezug auf eine Skizze, der den Portalchor in Ottersweier erstmals darstellt, im Jahre 1901 ein Plädoyer gerade gegen diese Bauweise ab: *Die Idee geht darauf hinaus, die alten Bauteile an der Westseite der neuen Kirche stehen zu lassen u. eine dreischiffige Anlage daran u. in das Pfarranwesen hineinzuschieben, ein Gedanke, der nicht nur ein vollständig neues Pfarrhaus kosten würde, sondern auch von künstlerischem Standpunkte aus total verfehlt wäre. Es wäre schade um die Zeit, diesen so unklaren wie unglücklichen Gedanken aufzuzeichnen da er ja doch niemals ausgeführt werden könnte.*²⁶

Aus dieser Ablehnung ist zu schließen, dass er nicht selbst auf die Idee kam, die alten Bauteile als Portalchöre zu integrieren. In Ottersweier ist die Lösung des Portalchors zum ersten

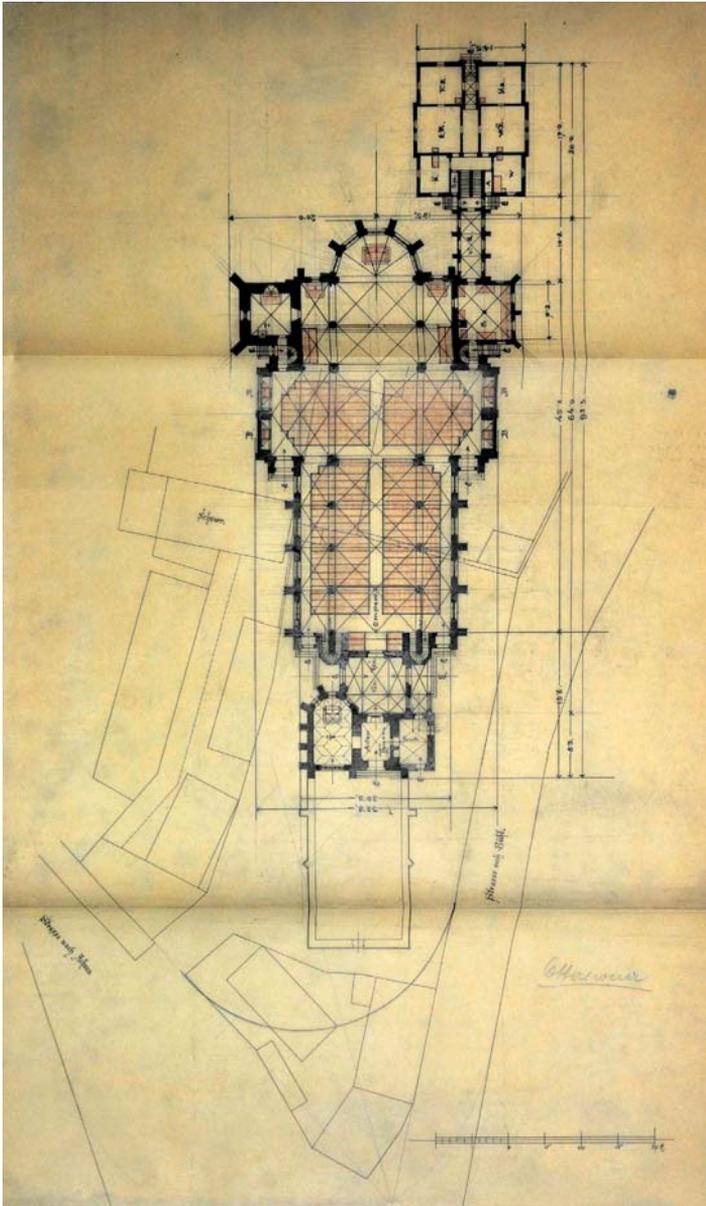


Abb. 19: Wahrscheinlich von Raymund Jeblinger stammt diese Idee des romanischen Chors als Eingang für die neue Kirche in Ottersweier. Entstehungsdatum ungefähr Oktober 1902.

Mal mit dem erwähnten, nichtsignierten und nichtdatierten Grundriss (Abb. 19) projiziert. Eine Kostenberechnung für diese Variante aus dem Jahre 1903 ergibt für ihn ein ungefähres Datum. Für Johannes Schroth war dieses Projekt zunächst nicht umsetzbar. Da Max Meckel bei dem Bauprojekt wohl nur in der Anfangsphase beteiligt war,²⁷ ist wahrscheinlich, dass

der auch an der Planung beteiligte Raymund Jeblinger²⁸ diesen wichtigen Schritt in der Planung gegangen ist.²⁹

Schroth hat, nachdem die ersten Portalchorpläne vorlagen, seine Auffassung radikal geändert. Spricht er noch 1901 davon, es sei „schade um die Zeit“, diese Idee weiter zu verfolgen, so plant er sie im Jahr 1903 für Ottersweier selbst.

Einordnung der Portalchöre in den Ortenauer Kontext des 19. Jahrhunderts

Beim Portalchor sollen zwei Grundtypen unterschieden werden. Der erste ist der „seitliche Portalchor“, wie er in Loffenau und in Oberachern in Erscheinung tritt. Hier ist der romanische Chorturm seitlich an die Fassade des historistischen Neubaus angegliedert. Beide als Beispiele für seitliche Portalchöre angeführten Bauten besitzen dennoch (in Oberachern im vermauerten Chorbogen, in Loffenau im einst seitlichen Eingang des Chorturmes) einen kleinen Eingang. Dieser ist jedoch nicht wie beim zweiten Typus als „Haupteingangschor“ in die Mitte der neuen Fassade gestellt, und ist zwar zugänglich, dient aber in der Regel nicht zum Betreten der Kirche. Als Haupteingangschorkirchen sind in der Ortenau die Kirchen in Renchen und Achern anzuführen. Ein Mischfall stellt die Ottersweierer Kirche dar. Hier ist der romanische Chorturm als seitlicher Portalchor, wie in Oberachern mit vermauertem Chorbogen, erhalten, der neuere gotische Chor hingegen dient als Haupteingangschor. Ottersweier ist beides: seitlicher Portalchor und Haupteingangschor.

Von den 84 von Wolfgang Müller erwähnten Chortürmen in der Ortenau waren für diese Arbeit nur vier (Oberachern, Ottersweier, Achern und Renchen) als heute erhaltene Portalchöre auszumachen. Es kann hier kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden, dennoch ist aus diesen Zahlen die Seltenheit, mit der der Portalchor auftritt, zu erahnen. Diese Seltenheit folgt aus den fünf Bedingungen, aus denen ein Portalchor historisch erwachsen sein muss: 1. Erbauung einer (meist romanischen) Chorturmkirche, 2. Erneuerung des Langhauses in Gotik oder Barock (damit erfolgte die Erhaltung des Chorturmes), 3. Abriss nur des Langhauses in klassizistischer oder historistischer Zeit, 4. Verlegung des neuen Langhauses hinter den Chorturm oder Drehung des Langhauses um 90° oder 180° (meist aus urbanistischen Gründen), 5. Überstehung von Kriegen oder sonstigen Zerstörungen des 20. Jahrhunderts. Erst wenn diese fünf Bedingungen erfüllt sind, konnte sich bis auf den heutigen Tag ein Portalchor erhalten.

Renchen als Vergleichsbau zu Oberachern und Ottersweier

Die Renchener katholische Heilig-Kreuz-Kirche (Abb. 17) ist ein klassizistischer Bau, der wohl im Eingang (Abb. 20), der heute im Südosten der Kirche liegt, den alten Chor enthält. Dieser ist jedoch bis zur Unkenntlichkeit klassizistisch erneuert, ein umgebauter Chor ist nur aus der Literatur zu schließen.

Für Renchen wird 1317 zum ersten Mal eine „ecclesia parochialis“, eine Pfarrkirche erwähnt. Also finden sich auch in Renchen die Wurzeln im Mittelalter. 1486 kaufte der Straßburger Bischof das Patronatsrecht über die Heilig-Kreuz-Kirche vom Kloster in Bad Säckingen. Mit diesem Kauf war auch hier die Baupflicht für Chor und Turm verbunden. Bereits 1796 wird der „gefährliche baulose Zustand“³⁰ berichtet. 1813 erkennt der Badische Staat als Rechtsnachfolger des Straßburger Domkapitels „die Schuldigkeit zur Erbauung des Chors, der Sakristei und des Reitherturms der Kirche zu Renchen“. Großherzog Carl zu Baden übernahm als Zehntherr diese Bauteile. Also ist in Renchen eine geteilte Zuständigkeit der Baupflicht von Langhaus und Chor festzustellen. Wie beispielsweise in Achern und Oberachern könnte das ein Grund für die Erhaltung des Chorturmes sein. Der letztliche Erbauer der Kirche, Friedrich Weinbrenner, forderte im September 1815 eine symmetrische Lösung. Die Ausrichtung der ursprünglichen Kirche

Abb. 20: Auch innen zunächst nicht als solcher zu identifizieren: Der Portalchor der Renchener Heilig-Kreuz-Kirche.



nach Osten ist durch Drehung der Längsachse um 35° nach Norden aufgegeben.³¹

Weder von der Drehung noch vom ehemaligen Chorturm ist heute noch etwas zu sehen. Die Decke im Portalschor ist mit Holz flachgedeckt, lediglich der rundbogige Durchgang vom Turmvestibül ins Langhaus könnte ein Verweis auf den in der Literatur beschriebenen Chorturm sein. Ein starkes Indiz für einen vorhandenen Portalchor bietet jedoch der Umstand, dass die alte Kirche geostet war und die neue gewestet ist. Eine Bauweise, die bei Nichterhaltung des ursprünglichen Chorturms nicht nötig gewesen wäre. Auch der 1998 erschienene Kirchenführer erwähnt den Chor, der „aus dem Turmgeschoss nach Nordwesten verlegt“ wurde.³² Wenn hier jedoch tatsächlich ein alter Portalchor stünde, wäre dies der vierte Nachgewiesene im Raum Achern (neben Oberachern, Ottersweier und Achern). Damit wäre Renchen bei dem relativ seltenen Aufkommen dieser Bauform ein Puzzlestück für den Befund einer lokalen Häufung.

Zusammenfassung

Der Chorturm stellt bei den hier betrachteten Kirchen das älteste Bauteil dar, meist stammt er aus dem 12. oder 13. Jahrhundert. Der Aspekt der Denkmalpflege darf somit als ein Hauptgrund für einen Erhalt zu sehen sein. Dazu war der alte Chor der für die ursprüngliche Kirche heiligste Bereich, man konnte diesen nicht einfach beseitigen, dessen symbolische Erhöhung durch den Turm spielte sicher auch eine Rolle. Auch der finanzielle Aspekt muss berücksichtigt werden. So waren die Zuständigkeiten für Chor und Langhaus meist getrennt. Zum Beispiel in Achern ist davon auszugehen, dass die Sparsamkeit des Bischofes zum Erhalt des Chorturmes führte, für den er zu bezahlen gehabt hätte. Auch praktisch-liturgische Aspekte spielten eine Rolle für den Erhalt des Turmunterbaus, der Chorturm musste für die im 19. Jahrhundert anwachsende Gemeinde im Gegensatz zum Langhaus nicht unbedingt vergrößert werden. Für den Raum Achern darf auch die Tradition des Portalchors als Grund in Betracht für den Entschluss, den alten Chorturms zu erhalten, gezogen werden. Dass der Portalchor hier gleich vier Mal auftritt, zeugt von einer gewissen Beliebtheit dieser Bauweise. Für Oberachern ist der Wille zur Nachahmung des Vorbildes Loffenau als Grund für diese Bauweise mit in Erwägung zu ziehen. Der häufige innerörtliche Platzmangel war ein Grund für die häufige Drehung, die Kirchen von Achern und Loffenau

sind genordet. In Oberachern und Ottersweier sind die Langhäuser nach Osten verschoben.

Bei der Erbauung von Kirchen im Historismus galt weitgehend der Grundsatz der Stilreinheit, der auch in Oberachern und Ottersweier trotz der gemischten Stilstufen in den erhaltenen Chortürmen aus romanischer, gotischer und barocker Zeit streng eingehalten wurde. St. Stefan ist ein stilreiner romanischer, St. Johannes ein ebensolcher gotischer Bau geworden. Diese Bauweisen kontrastieren mit den hier aufgeführten klassizistischen Bauten, bei denen sich viele Fragen, auch die des wählenden Stils, erst gar nicht stellten. Der Klassizismus war sozusagen „monostilistisch“.

In den klassizistischen Bauten wurde kein Wert auf die Erkennbarkeit der ehemaligen Chöre gelegt. In der Kirche von Renchen ist der alte Bauteil bis zur Unkenntlichkeit assimiliert. Auch an der klassizistischen Kirche in Achern ist der alte Chor von außen nicht mehr wahrzunehmen. Es ist auffällig, dass bei den aufgeführten Beispielen nur bei den historistischen, nämlich jenen in Oberachern und Ottersweier, aber auch Loffenau, die alten Bauteile von außen noch als solche erkennbar sind. Dies ist auf den Umstand zurückzuführen, dass mit der historistischen Übernahme des Stils des Chorturmes ins Langhaus ein harmonisches Bild erzeugt werden konnte, obwohl, oder vielleicht gerade weil die mittelalterlichen Teile zur Schau kamen. Eine solche Angleichung wäre im Klassizismus durch den in ihm vorgegebenen Stil nicht möglich gewesen.

In Oberachern hatte der Kirchenschiffneubau unbedingten Vorrang vor der geplanten Turmerhöhung, welche aus nicht feststellbaren Gründen, wohl aber aus finanziellen (die Kassen waren dort knapp) nie ausgeführt wurde. Durch dieses vorgesehene Projekt erweist sich die Verwandtschaft zum Vorbild Loffenau als noch evidenter. Für Oberachern darf der damals schon erfahrene Adolf Williard, für Ottersweier Raymund Jeblinger als diejenigen angesehen werden, die die Idee des Portalchors hatten. Beide mussten, nach etlichen Planungsschritten, die Zuständigkeit für den letztlich Entwurf an Bauinspektor Schroth abgeben.

Die Erbauung der Oberacherer und Ottersweierer Portalchöre fällt in eine relativ späte Zeit, die anderen hier Betrachteten lassen sich auf eine erste Welle im frühen 19. Jahrhundert zurückführen. Dass die alten Chöre überhaupt bis in historistische Zeit überstanden haben, mag in Oberachern daran liegen, dass der Raum groß genug für den Barockaltar war und dieser als erhaltenswert galt. In Ottersweier dürfte der größere gotische Choranbau, der die Liturgie bis ins frühe 20. Jahrhundert

ermöglichte, Hauptgrund gewesen sein. In Achern ist der Erhalt wohl der Tatsache zu verdanken, dass die zuständige Pfarrkirche St. Stephan in Oberachern war und somit kein größerer Altarraum in der Liebfrauenkapelle nötig wurde.

In Oberachern wollte man den Chor nicht als Eingang benutzen, da er damit degradiert worden wäre. Schon der Begriff der „Degradierung“ des alten Chors spielte in Ottersweier keine Rolle. In der Verwendung des gotischen Bauteils als Portalchor sah man in Ottersweier nichts Anstößiges. Das ist insofern besonders erstaunlich, als dass in Ottersweier nicht nur ein Bauteil, sondern gleich drei, nämlich die beiden Chöre und die Sakristei ihrem ursprünglichen Zweck enthoben wurden. Hinzu kommt, dass gerade der gotische Chor in seiner Architektur mit Sterngewölbe und Maßwerkfenstern um einiges elaborierter ist als der relativ simple Oberacher Chor. Hier wurde also mehr und reichere Substanz „degradiert“. Die Schaffung eines Portalchors stellt grundsätzlich immer die Erniedrigung eines Hauptchores zu einer Nebenkapsel oder zu einem Eingang dar. Außerdem wurde in vielen Fällen die geostete Kirche nach Westen oder Norden ausgerichtet. Beides stellt einen Einschnitt in die Symbolik der Kirchenarchitektur (die Heiligkeit des Sanktuariums und die Ausrichtung nach Osten) dar und ist als solcher ein Schritt, der wohlüberlegt sein wollte. Der Lohn war die Kostenersparung für den Turm und die denkmalwürdige Erhaltung der ältesten Bauteile.

Das untersuchte Phänomen des Portalchors bietet noch weiteren Raum für Forschungen. Eine umfassendere Untersuchung von Portalchören auch im eventuell ertragreichen Elsass wurde nicht vorgenommen. Hierzu müsste im Prinzip jeder Fassadenturm auf alte Bauteile hin untersucht werden. Aber auch im rechtsrheinischen und in den übrigen Chorturmgebieten können eventuell weitere Funde gemacht werden. Es gibt Hinweise, dass auch zum Beispiel die nordrheinwestfälischen Kirchen von Sundern-Hövel (San Sebastian, 1910) und Overath (St. Valburga, 1953) einen Portalchor besitzen könnten. Auch die Kirchen in Sandweier, Köndringen, Gottenheim und Malsch zeigen Symptome eines Portalchors. Eine ausgedehnte Suche und ein Vergleich der Kirchen wären also nach aller Wahrscheinlichkeit sehr lohnenswert. Dieser Artikel kann dazu als Impulsgeber dienen.

Literaturverzeichnis

EAF: Erzbischöfliches Archiv Freiburg

Weismann, Wolfgang: Zur Planungsgeschichte der Pfarrkirche St. Johannes d.T. in Ottersweier. In: Die Ortenau – Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden (95) 2015. S. 319–349.

Vogt, Reiner: 1905–2005. 100 Jahre Pfarrkirche St. Stefan Oberachern. Appenweier, 2005.

Krieg, Günther: Die Fesken im Turmchor der Heilig-Kreuz-Kirche Loffenau. Baden-Baden, 2000.

Scheurer, Werner: Pfarrkirche Hl. Kreuz Renchen. Lindenberg, 1998.

Pillin, Hans-Martin: Achern. Eine Stadt und ihre Geschichte. Band I: Die Geschichte Acherns und Oberacherns von den Anfängen bis zum Scheitern der Badischen Revolution im Jahre 1849. Achern, 1997.

Walliser-Schäfer, Margarete: Entwicklung und Bedeutung der romanischen Chortürme mit Beispielen aus Schwaben und Franken. Tübingen, 1986.

Müller, Wolfgang: Die Ortenau als Chorturm Landschaft. Bühl (Baden), 1965.

Adam, Theobald; Kappus-Mulsoy, Hanna: Ein Jahrtausend Altenheimer Geschichte. Kehl, 1963.

Zentralinstitut für Kunstgeschichte München (Hrsg.): Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte. Bd. III. München, 1954. Erich Bachmann: „Chorturmkirche“, S. 567–574.

Pfarramt St. Johannes d.T.(Hrsg.): Kirchenführer der Pfarrkirche St. Johannes d.T., Ottersweier. O.J.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Müller 1965
- 2 Vergleiche Bachmann 1954
- 3 Bachmann 1954, S. 567
- 4 Müller 1965, S. 106. Nach Müller ist beinahe jede frühe Dorfkirche im nördlichen Mittelbaden eine Chorturmkirche.
- 5 Walliser-Schäfer 1986, S. 12
- 6 Walliser-Schäfer 1986, S. 1f.
- 7 Müller 1965, S. 98
- 8 Vogt 2005, I, S. 12
- 9 Vogt 2005, S. 12f. Nach einer Inschrift über dem Sakramentshäuschen im alten Chor erhielt er – abgesehen vom Altar – sein heutiges Aussehen weitgehend im Jahr 1445.
- 10 Krieg 2000, S. 13
- 11 Volz 1985, S. 120
- 12 Der Chorbogen ist so groß, dass er auf der Kircheninnenseite sogar von der Empore geschnitten wird.
- 13 vgl. Bachmann 1954, S. 572
- 14 „Auf Freitag nach invocabit (1. Fastensonntag) anno 1517 ist der erste Stein gelegt dieses Baus durch Herrn Sebastian von Windeck, Kirchherrn“
- 15 Pfarramt St. Johannes d.T., S. 3. In den Chören der Baden-Badener Stiftskirche und der Spitalkirche finden sich Sterngewölbe der gleichen Art, das in der Stiftskirche von 1453–1455, das in der Spitalkirche von 1468–1478. Beide Gewölbe sind ebenfalls mit den Wappen der Bauherren und der Baumeister an den Schlusssteinen verziert. Der Bühler Baumeister, der den Ottersweierer gotischen Chor schuf, hat hier wohl Vorbilder gefunden.
- 16 Der Stein im Couronnement hat an allen drei Fenstern eine hellrötlichere Färbung im Gegensatz zum bräunlicheren Stabwerk darunter. An dem vierten, vermauerten Fenster ist abzulesen, dass die drei anderen nicht weiter nach unten gezogen waren, als sie es noch heute sind. Die Öffnungen der jetzigen Glastüren sind also erst durch Schroth hineingebrochen worden. Der Türsturz mit seinem Segmentbogen ist demnach modern, auch das ein Hinweis darauf, dass das Stabwerk im gleichen Stein eine spätere Ergänzung ist. Die farblose Verglasung ist sehr gleichmäßig und deshalb ebenfalls neueren Datums.
- 17 Pfarramt St. Johannes d.T., S. 3

- 18 In anderen Planungsphasen sind die Durchgänge im Chorturm jeweils an verschiedenen Stellen eingezeichnet, sodass davon auszugehen ist, dass hier ursprünglich kein Durchgang vorhanden war.
- 19 Weismann 2015, S. 339
- 20 Vergleiche hierzu: Weismann, 2015.
- 21 Wobei berücksichtigt werden muss, dass die heutige Verglasung der Vestibültüren zu Schroths Zeiten wohl Gitter- oder Holztüren waren.
- 22 Wobei nicht ganz klar ist, ob die farbige Fassung noch dem Originalbestand von 1905 entspricht oder Resultat einer späteren Restauration ist, auf den Schwarzweißfotos ist das nicht zu erkennen.
- 23 EAF 19413, 27502, Erzbischöfliches Bauamt Karlsruhe, den 19. September 1901, Bericht an Katholischen Oberstiftungsrat, No. 4724
- 24 Diese Umwidmung fand jedoch erst nach Ende des Ersten Weltkrieges statt, die malerische Ausgestaltung nahm Josef Wagenbrenner 1920 vor. (Pfarramt St. Johannes d.T., S. 3). Welchen Zweck sie für Schroth erfüllen sollte, ist nicht gesichert.
- 25 Heute dient sie als Kinderkirche zum Abhalten einer Messe für die Kleinen während des Gottesdienstes der Erwachsenen.
- 26 EAF B32 488, Karlsruhe, 18. Jan. 1901, J. Schroth
- 27 Nach den Akten ist Meckel 1902 von seinen Pflichten enthoben.
- 28 Pfarramt St. Johannes d. T. o.J., S. 3
- 29 Nach dem Typus der in die Skizze eingetragenen Schriften ist die Skizze nicht weiter bestimmbar, die Fraktur der Straßennamen taucht sonst nirgendwo mehr auf. Schroth erwähnte die „Grundrisskizze I des Erzb. Bauamtes Freiburg“ (EAF B32 / 21418, Erzbischöfliches Bauamt Karlsruhe, Karlsruhe, den 15. Jan. 1903, J. Schroth), für das Raimund Jeblinger tätig war.
- 30 Scheurer 1998, S. 3 f.
- 31 Scheurer 1998, S. 10
- 32 ebd.

Abbildungen

Alle: Weismann

bis auf

Abb. 4: Archiv des Erzbischöflichen Bauamtes Freiburg

Abb. 9: Archiv des Erzbischöflichen Bauamtes Heidelberg

Abb. 16: Archiv des Erzbischöflichen Bauamtes Heidelberg

Abb. 18: Pillin 1997

Abb. 19: Archiv des Erzbischöflichen Bauamtes Freiburg

Die Geschichte der Pfarrei Stollhofen

1448–2018 – 570 Jahre St. Erhard/1769–2019 – 250 Jahre Neubau St. Erhard

Ernst Gutmann

Stollhofen gehörte zu den Mutterpfarreien wie Steinbach, Sasbach und Scherzheim. Steine aus dem Fundament der 1632 zerstörten Pfarrkirche von Stollhofen (St. Cyriak) zeigen in die Zeit um 800.¹ Noch in der Zeit der Gründung der Benediktinerabtei Arnulfsau bzw. Schwarzach, dürfte die Mutterpfarre entstanden sein. Die Kirche stand im heutigen Friedhof und war mit einer Wehrmauer umgeben. Nach den Urkunden der Baupflichten war sie eine sog. Chorturmkirche. Nur eine Grabplatte aus dem Jahre 1348 ist von der Kirche erhalten geblieben.²

1154 erscheint der erste schriftliche Hinweis von dem Herrenhof mit Kirche in Stollhofen.³ Sehr früh 1218 wurde die **Michaelskapelle** in Schwarzach genannt, die zur Pfarrei Stollhofen gehörte. 1250 wurde sie dem Kloster Schwarzach zugeschlagen und diente dann lange Zeit als Pfarrkirche und später als Friedhofskirche für Schwarzach.⁴

Ebenfalls sehr früh finden wir die **St. Nikolaus-Kapelle** in der Au. Schon 1288 (24. Aug.) erhielt sie vom Weihbischof Petrus Ludensis einen 40-tägigen Ablass für die Tage des hl. Nikolaus, der hl. Catharina, sowie für Karfreitag u. a. m.⁵ Die Kapelle gehörte zu einem klösterlichen Viehhof, der zwischen Stollhofen und Söllingen lag. Sie wurde von den Mönchen der Abtei Schwarzach verwaltet. Noch 1524 wurde sie als „Owenkapelle“ erwähnt.⁶ In der Zeit der Reformation verschwand sie. Noch 1754–1828 nannte man das Gewann „Kappelau“, heute nur noch Aufeld.⁷

Stadtgründung von Stollhofen vor 1302

Noch vor 1300 erfolgte südöstlich des alten Pfarrdorfes, auf einer Bachinsel, die Gründung einer neuen Siedlung.⁸ Im Vorfeld der schon früher bestehenden Burg (1212?⁹ sicher schon 1292)¹⁰, wurde ein etwa 5 Hektar (50000 qm) großes Gelände ummauert. Die Fläche der neuen Stadt wurde mit einem Straßenkreuz erschlossen. Ziel der Hauptachse war die Burg im Osten. Seitengassen zweigten von der Hauptachse ab. Im Westen dem alten Dorf zu erbaute man das Haupttor. Am Ende des nördlichen Achsenkreuzes entstand das Badener Tor. Inmitten des Kreuzes wurde das Rathaus erstellt (1345 *Laube*)¹¹. Der Platz

Abb. 1: Linker Seitenaltar mit Maria und Jesuskind in der Kirche St. Erhard



Abb. 2: Blick von der Empore nach Osten



Abb. 3: Blick zur Empore nach Westen



und die Gassen um das Rathaus dienten als Markt. In einer weiteren Seitengasse, an der Nordmauer, reservierte man den Platz einer eigenen Kirche. Hier wurde dann spätestens unter Markgraf Jacob I. (1407–1453) die Kirche St. Erhard erbaut. Damit hatten nun die Bürger der Stadt Stollhofen eine eigene Kaplanei erhalten. Trotzdem blieb St. Cyriak, nun in der Vorstadt, nahe dem alten Dorf gelegen, die Hauptkirche des Kirchensprengels. Später (nach 1500) wurde die Stadt nach Westen hin erweitert. Man errichtete den sog. Vorhof oder Vorburg mit dem Lichtenauer und Söllinger Tor. Hier wurde ab 1594 eine Garnison eingerichtet. Später wurde die Stadt zu einer Kanonenfestung mit Bastionen und Schanzen ausgebaut.

1377 wurde im Kirchhof St. Cyriak ein Beginenkloster, ein Frauenkloster erwähnt. Klausnerin war Anna vom Lomersheim. Sie stammte aus der Adelsfamilie der Lomersheim/Enz. Einer ihrer Vorfahren hatte das Kloster Maulbronn gestiftet. Ihre Schwester Irmel von Lomersheim war mit Ritter Abrecht (d. Ä.) von Rust verheiratet. Dieser diente dem Markgrafen von Baden als Obervogt in Stollhofen. Die Familie residierte in der Stadtburg (oder Schloss) von Stollhofen.¹²

St. Erhard

Am 23.12.1448, also vor 570 Jahren machte die Witwe des Ritters Albrecht von Rust (genannt der Junge), Elisabeth geb. v. Tigersheim, eine umfangreiche Stiftung in **St. Erhard**. Somit erscheint mit diesem Stiftsbrief erstmalig urkundlich die Kirche St. Erhard (*in der Stadtmitte, in oppidi*). Die Stiftung umfasste zwei Häuser in der Stadt, weitere Grundstücke und einen großen Geldbetrag. Es sollte nun auf ewige Zeiten jeden Samstag am Marienaltar in St. Erhard, zu Gunsten der Vor- und Nachfahren der Stifterin eine Messe gelesen werden.¹³

In der Zeit des Glaubenswechsels (1525–1632) könnte in den beiden Kirchen in Stollhofen jeweils kath. bez. evang. Gottesdienst gehalten worden sein. In Baden-Baden wurden solche Wechsel sogar in der Stiftskirche vom damaligen Markgrafen gebilligt.

Nachdem 1632 im 30-jährigen Krieg die Pfarrkirche St. Cyriak mit Pfarrhof und Vorstadt zerstört worden war, musste der Gottesdienst in St. Erhard gehalten werden. Ab etwa 1650 diente das Kaplaneihaus hinter St. Erhard als Pfarrhaus.

Die Kirche St. Erhard wurde in Folge der nächsten Kriege immer wieder ruiniert und wieder notdürftig hergerichtet.¹⁴

1659 wurde dazu St. Erhard auf Befehl des Markgrafen von Baden renoviert. Nun war St. Erhard die einzige Kirche in der



Abb. 4: St. Erhard



Abb. 5: St. Erhard

Stadt und musste, so lange St. Cyriak zerstört war, in einer für den Gottesdienst angemessenen Form wieder hergestellt werden.¹⁵

1689 und 1707 erfolgte dann die endgültige Zerstörung von Stadt und Festung Stollhofen. Man behielt sich zunächst den Wiederaufbau der alten Pfarrkirche St. Cyriak bis 1767 vor. Da aber die Stadt Stollhofen durch den Abzug von Garnison, Verwaltung und Bevölkerung, auch dem Ausbleiben von Wochen- und Jahrmärkten geschwächt war, blieb nur die Option für eine Kirche übrig. Nach der Zerstörung der Vorstadt mit der Kirche lag nun der Friedhof einsam im Feld. Nur wenige Häuser befanden sich noch außerhalb der Stadtmauer.

Somit war der Platz für den Wiederaufbau von St. Cyriak zu weit von der Stadtmitte entfernt. Man entschied sich nun endgültig für St. Erhard. Übrigens bis 1790 trug Stollhofen noch den Titel einer „Stadt“.

Doch war dann auch die Bausubstanz von St. Erhard so schlecht, dass man 1767–69 unter Verwendung des alten Turmes ein neues Kirchenschiff anbaute. Baumeister war Franz Ignatz Krohmer. Die Kirche wurde in barocker Form erbaut. Der alte Turm erhielt ebenfalls eine barocke Zwiebelhaube. Es entstand nun ein einmaliges Barockjuwel. Über dem Eingang steht seither die Jahreszahl 1769.¹⁶

Zur Pfarrei Stollhofen gehörte auch **Hügelsheim**. 1396 wurde in Hügelsheim eine Kaplanei gegründet. Der Kaplan von Stollhofen musste nun viermal wöchentlich in der Kapelle St. Laurentius eine Messe lesen. 1504 (11. Juli) wurde Hügelsheim selbständige Pfarrei.¹⁷

Ebenfalls war **Söllingen** eine Filiale der Pfarrei Stollhofen. 1396 wurde die Kaplanei Söllingen in der obigen Urkunde mit erwähnt. Eine Kapelle scheint der Ort schon 1385 gehabt zu haben. 1489 wird eine St. Moritz-Kapelle (Mauritius) erwähnt, die allerdings spätestens um 1700 durch die Franzosen ruiniert wurde (stand etwa in Verlängerung am Ankerweg nach Osten). Vor 1706 hatten die Söllinger in der heutigen Kirchstraße (Neu-Söllingen) wieder ihre Kapelle errichtet. 1805 wurde Söllingen selbstständig und erbaute 1843 ihre jetzt noch stehende Pfarrkirche.¹⁸

Zur Pfarrei gehörte auch das kleine Dorf Schiftung. Schon früh besaß es eine kleine Marienkapelle. Bis 1699 musste es dem Pfarrer von Stollhofen das Brennholz besorgen. Noch 1714 wurden Einwohner von Schiftung im Stollhofener Kirchenbuch eingetragen. Danach wurde das Dorf der Pfarrei Sinzheim zugeschlagen.¹⁹

Seit 1999 gehört Stollhofen zur neu gegründeten Seelsorgeeinheit Rheinmünster (Schwarzach, Greffern, Söllingen, Stollhofen). 2004 kam auch noch die kath. Pfarrei Ulm (Lichtenau) hinzu.

Quellen

- 1 Steine aus dem Fundament der Kirche St. Cyriak zeigen in karolingische Zeit. Aufgefunden wurden Bachkiesel mit Mörtel verbunden. Das Material wurde beim Austiefen von Grabstätten aus dem Untergrund herausgebrochen. Die Erwähnung des Kirchenpatrons St. Cyriak erscheint erst 1377 (GLAK 66/8382 fol.1+2) in Verbindung der Erwähnung des Beginenkloster mit der Klausnerin „Anna von Lamesheim“. Vorher könnte die Kirche dem Schutzpatron St. Martin geweiht gewesen sein (Kirchweihe auf St. Martin).
- 2 Friedhof Stollhofen, Grabplatte von 1348, liegt nun seit 2017 in der Friedhofskapelle. Schon 2002 kam vom Landesdenkmalamt die Aufforderung, die Grabplatte, die über Jahrzehnte vor der Kapelle lag, an einem geschützten Platz unterzubringen. Zunächst hatte man die uralte Umschrift als nicht mehr „lesbar“ angesehen. Dr. Lutz vom Denkmalamt bestätigte dann vor rund dreizehn Jahren die Jahreszahl 1348 und entzifferte den Namen „Jacob“. Inzwischen hatte sich die Heidelberger Akademie der Wissenschaft mit Ilias Bartusch (DI 78 Stadt Baden.-B. u. Landkreis Rastatt Nr. 26) diesem einmaligen Denkmal angenommen. Er interpretiert die Umschrift (gotische Majuskel) mit Ergänzungen so: „+.Anno D(OMI)NI. M.C.C.C. X.X.X.X.V.I.I.I. (V)XOR. JO(H)AN(N)IS. D(I)C(T)I. DIENER“ = gestorben im Jahre des Herrn 1348 – Ehefrau von Johannes genannt Diener. Diese Familie Diener dürfte als Niederadlige im Dienste des Markgrafen von Baden in Stollhofen als Vogt eingesetzt gewesen sein. Eine Niederadlige Familie „Diemer“ war ursprünglich im Pfinztal bei Karlsruhe beheimatet. Diese Grabplatte, nun 670 Jahre alt (2018), ist das einzig noch erhaltene steinerne Zeugnis der 1632 zerstörten Pfarrkirche St. Cyriak.
- 3 1154, GLAK C.33 curia dominicalis cum basilica in Stadelhoven.
- 4 1218, GLAK 37 Nr. 3878. Papst Honorius III. versichert die Kirchen und Pfarreien zu Stadelhofen (Stollhofen) und Scherzheim mit dem Bischof von Straßburg seiner Protektion. Allerdings wurde St. Michael schon 1491 (29. Mai) als Kapelle bezeichnet (GLAK 37 Nr. 4226).
- 5 1288, Regesten der Bischöfe von Straßburg, Konrad III. Bd. II. S. 344 Nr. 2231, ebenso 1332 „In der Auwen“ GLAK 67/1321 f.4.
- 6 1524, GLAK 66/8386 fol.7, Cappelfeld, -OCappellen in der Auwen
- 7 1524, O-Kapelle GLAK 66/8286 fol.6.; „Capelau“ 1754, GLAK H. Schwarzach Rheinkarte von Tulla um 1838 „Kappelau“
- 8 1302, StaF T 100 Gayling A 18 bzw. GLAK Gayling A 18; „**die stat Stalhoven**“. Allerdings scheint die Stadt einige Jahre älter zu sein. 1274 (29. Juni) wurden die Städte Seltz/Selz und Seldenowe bei der Auseinandersetzung zwischen König Rudolf von Habsburg und Markgraf Rudolf von Baden zerstört. In den Regesten bezeichnet der Schreiber den Ort Seldenowe als erstens schwer lesbar, auch für ihn unbekannt und vermutlich diesseits des Rheines gelegen. Möglich dass man das unleserliche und unbekannt Seldenowe mit dem Ort Stalhoven gleich setzen könnte (RMB I.497). Ebenfalls HZB.II.XV. 1300 wird **Stollhovam oppidum** cum vicis Selingen und Hügelsheim im Besitz von Erberlino de Windeck erwähnt.
- 9 1212, GLAK 37 Nr. 4360 ist der Verzicht von Heinrich von Stollhofen (Henericus von Stadelhoven) zu Gunsten vom Ritter von Windeck und dem Kloster Schwarzach auf das klösterliche Schultheißenamt beurkundet. Dieses Amt hatte sein Vater Heinrich 40 Jahre zuvor vom Kloster Schwarzach im Tausch gegen ein Lehen in Dossenheim ebenfalls als Lehen erhalten. Dazu hatte er Güter in Söllingen und Hügelsheim. Solcher Niederadel wohnte üblicherweise auf einem befestigten Hof, einer Burg (Vergl. a. S. Gartner). Wobei die oben genannten „von Stollhofen bzw. Stadelhoven“ sich nach 1212 nach Söllingen zurückzogen. Dort nannten sie sich dann zunächst

von Stollhofen zu Söllingen, später nur noch zu Sellingen (bzw. Seldingen). 1313 Bertold von Söllingen, nun Straßburger Bürger (GLAK 37 Nr. 4518), Albrecht Bube, Ritter und Edelknechte Albrecht und Conrad v. Bach. Frietschemann von Tiefenau und 12 Bürger v. Steinbach, bürgten für Schulden in Höhe von 115 lb. den Straßburger Juden David und Aron.

Eheliche Verbindungen mit den „von Bach“ und den „von Rust“ erscheinen in Folge in den Urkunden (z.B.: 1350 Conrad von Söllingen mit einer Elisabeth von Bach). Somit kann davon ausgegangen werden, dass der Wohnsitz der Familie in Söllingen (nach 1212) ein befestigter Hof, eine kleine Burg war. Auch verkaufte 1330 Gertrud von Söllingen, Tochter von Bertold von Stollhofen, einen Hof in „Villa Schüren“ (GLAK 67/1218 S. 125) an die Verwandtschaft von Rust in Stollhofen. Es gingen 1346 vom Sohn von Gertrud, Bertold von Söllingen, weitere Güter an die von Rust (Krieger II. 1102). Als Verwalter des Rheinzolles wurden die „Söllinger Adlige“ allerdings nie erwähnt. In den Regesten der Markgrafen von Baden erscheint eindeutig a. 22.11.1408 (RMB I. Nr. 2536 auch 1419 Burglehen RMB.I.3141) eine Verleihung von einem Viertel des Dorfes Söllingen mit Äcker und Wiesen, dazu den „**Burgstadel in Söllingen**“ an Wolf von Graveneck (od. Kageneck). Dieser „**Burgstadel**“ dürfte wohl schon damals eine Ruine gewesen sein. Auch finden wir noch Flurnamen 1493 (Burgweg) und 1532 (Burgberg, Vergl. Spitz, Heimatkunde Landkreis Rastatt S. 214).

Der Bach von Stollhofen, genannt Sulzbach, auch Stollhofener Mühlbach genannt, mündete damals unterhalb des ältesten Söllinger Ortsteil „Schwarzwasser“ in den Rhein. Sicher stand die Burg auf dem Hochufer über der Mündung von Sulzbach in den Rhein. Hier war auch zunächst der Rheinzoll, bis er dann später, bedingt durch die Stromveränderung, weiter in den Norden verlegt wurde (Vergl. Rheinkarten v. Tulla)

- 10 1292, „Die Burg“, GLAK 67/1321 fol.55f.4), Wo war der Standort der noch mutmaßlichen früheren Burg von 1212? Alternativ könnte man auch den schon 1154 genannten curia dominicalis (s. oben 3) in Stollhofen (Lammgasse) als Wohnplatz oder befestigten Hof des klösterlichen Schult heißen ansehen. Eben 1212 minus 40 Jahren kommt nahe an die Jahreszahl von 1154.
- 11 1345, Das Rathaus (Louben) wurde erstmalig in einem „Ratungsbrief“ vom 1. Dez. 1345 erwähnt: *Bei Mißhelligkeiten um die Longenowe soll nur in des Markgrafen Stadt Stollhofen unter der Louben Recht gesucht und genommen werden. Markgraf Rudolf von Baden anerkennt diese Bestimmung und verspricht die Leute von Ysenheim und Röschwog in dieser Sache nicht mehr zu bedrängen.* (Bull-Reichenmiller S. 158 Nr. 13 transumpt in Notariatsinstrumenten des Notars- und Gerichtschreibers zu Hagenau, Johannes Nelspach, gefertigt 1520, Oktober 10. zu Röschwoog für Heinrich von Fleckenstein, Freiherr zu Dagstuhl nach dem Original des „Ratungsbriefes“ Perg. handgezeichnet Notariatssieget mit Unterschrift des Notars).
- 12 1377 Schatzung St. Cyriak und Beginenkloster (GLAK 66/8382 fol.1)
- 13 1448 Stiftung der Elisabeth von Rust in der Kapelle St. Erhard (GLAK 37/250)
- 14 GLAK 229/102503 Pfarrei 1612–1663 Bericht v. Alexius Speyrer Vikar v. 1663. u. GLAK 37/249,18 1698 Pfarrhausbau
- 15 GLAK 229/102503 Renovierung von St. Erhard vom 4. März 1659 mit der Unterschrift von Markgraf Wilhelm von Baden.
- 16 EAF Spezial Pfarrei Stollhofen 27884
- 17 1396 Kaplaneigründung, GLAK 37/125,1 und 1504 Pfarreigründung in Hügelshem GLAK 37 Nr. 2357a.
- 18 1489 St. Moritz in Söllingen GLAK 229/98804; in der Karte 1706 von der Stollhofener Linie, (Kreisarchiv Rastatt) erscheint an der heutigen Kirchstraße die neue Kapelle, die später der heutigen Kirche weichen musste. In der heutigen Kirche ist ein Stein eingemauert, der die Jahreszahl 1385 trägt.
- 19 Kirchenbuch Stollhofen

Neue Zeiten, Neue Bedürfnisse, Neue Anstalten¹

Die Geschichte des Offenburger Waisenhauses 1854–1892

Emilia Bub

„Sie werden mir, meine Herrn, wohl gestehen, daß unsere neuste Zeit [...] neue und ernste Forderungen an uns und unsere Gemeinde stellt; neue Bedürfnisse sind in dem hier zu besprechenden Falle gewiß vorliegend, das Bedürfnis, für arme Waisenkinder zu sorgen, eine neue Anstalt zu ihrer Bildung und Erziehung zu gründen.“²

Diese Worte³ wurden am 6. August 1845 in einem Vortrag über den Bau eines Waisenhauses an den Stiftungsrat Offenburg gerichtet. Die Forderung nach einem Waisenhaus kam bereits 1832 auf, als der katholische Pfarrer Franz Ludwig Mersy⁴ die Errichtung einer solchen Anstalt vorschlug. Mit dieser Überlegung war Offenburg nicht alleine. Gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam die sogenannte „Rettungshausbewegung“⁵ auf und im ganzen deutschsprachigen Raum wurden Waisen-, Kinder- und Pflegeheime gegründet. Ein wichtiger Faktor war in diesem Zusammenhang die (Neu-)Entdeckung der Kindheit. Bis ins 18. Jahrhundert hinein galten Kinder als kleine, unvollendete Erwachsene. Diese Ansicht änderte sich zunehmend in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und führte nach und nach zur „[...] Entfernung des Kindes aus der Erwachsenenwelt [...]“⁶.

Diese Wandlung der Wahrnehmung wurde maßgeblich durch die Aufklärung beeinflusst und vollzog sich zunächst nur in den gehobenen, gebildeten Gesellschaftsschichten. Hier war ein literarisches Werk von besonderer Bedeutung: „Émile“, das pädagogische Hauptwerk Jean-Jacques Rousseaus. Dieser äußerte sich in seinem Werk wie folgt: „Man muss den Erwachsenen als Erwachsenen und das Kind als Kind betrachten.“⁷ Rousseau trug damit zu einer Sensibilisierung des gebildeten Bürgertums in Sachen Pädagogik und Erziehung bei.

Dennoch unterschieden sich die Veranlassungen für die Gründung von Waisenhäusern enorm. Ob nun aus religiös-sittlichen, wirtschaftlichen oder pädagogischen Gründen, Waisenhaus war nicht gleich Waisenhaus. Bereits im 14. Jahrhundert gründeten Stifter vereinzelt Findel- und Waisenhäuser, jedoch „[...] waren spezielle Einrichtungen für Waisen und pflegebedürftige Kinder weitgehend unbekannt.“⁸ In den meisten Städten wurden elternlose Kinder zusammen mit Armen,

Alten und Kranken notdürftig versorgt. Mehr als eine materielle Grundversorgung der Kinder war nicht vorgesehen. An dieser Situation änderte sich auch mehrere Jahrhunderte später kaum etwas.

Mit der im 17. Jahrhundert einsetzenden Neuorientierung des Armenwesens entstanden mehr und mehr spezielle Anstalten für Waisen (Rostock 1623, München 1625, Osnabrück 1634 u. v. m.). Allerdings waren auch diese Einrichtungen oft Kombinationen aus Waisen-, Kranken-, Armen- und Zuchthäusern. Hier lebten Angehörige aller gesellschaftlichen Randgruppen beiderlei Geschlechts und jeden Alters. Im 18. Jahrhundert hatten Waisenhäuser oftmals merkantilistische Züge. In diesen Einrichtungen war meistens ein wirtschaftlicher Betrieb integriert. Die Insassen wurden zum Arbeiten angehalten, da man der Ansicht war, dass diese dem Staat so finanziell weniger zur Last fielen.

Neben merkantilistischen Einrichtungen entstanden gleichzeitig pietistisch geprägte Anstalten, die den Müßiggang als Grund allen Übels und gesellschaftlichen Verfalls ansahen. Diesem Laster sollte mit Gebeten und Arbeit entgegengewirkt werden. Die Kombination von Waisen- und Zuchthäusern lehnten die Pietisten ab, da sie einen schädlichen Einfluss der Erwachsenen auf die Kinder befürchteten.

Die Lebensbedingungen in solchen Anstalten waren, aus heutiger Sicht, untragbar. Diese Ansicht verbreitete sich aber bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Besonders radikal zeigten sich die Anhänger der „Philanthropen“, die die Unterbringung von Kindern in Heimen und Erziehungsanstalten stark kritisierten. Die Heimerziehung widerspreche, nach philanthropischer Vorstellung, der natürlichen Entwicklung in der Obhut der Familie.

Weitere Kritikpunkte waren die bereits angesprochenen unhaltbaren Zustände in vielen Heimen: mangelnde Hygiene, schlechte Ernährung, fehlende Erziehung und Bildung, und die hohe Sterberate. Diese Kritik ist heute wie damals bekannt unter dem Namen „Waisenhausstreit“⁹. Die Diskussion, ob nun der Heim- oder der Familienpflege der Vorzug zu geben sei, beschäftigte auch die Offenburger.

Bevor die Idee eines Waisenhauses aufkam, wurden elternlose Kinder in Offenburg entweder bei Verwandten oder Pflegefamilien untergebracht oder zusammen mit anderen Bedürftigen vom St. Andreas-Hospitalfonds versorgt. Nachdem Pfarrer Mersy 1832 den Vorschlag für ein Waisenhaus gemacht machte, sollte zunächst der St. Andreas-Hospitalfonds für eine passende Unterkunft sorgen. Im Folgejahr hielt der Stiftungsrat fest, dass

für das Vorhaben ein neuer Fonds gegründet werden solle, der für die Gründung und Betreuung eines Waisenhauses verantwortlich sei.

Das Kapital für dieses Vorhaben wurde durch Stiftungen des St. Andreas-Hospitalfonds, der Zünfte, aber auch durch Privatpersonen zusammengetragen. Bis 1845 konnte das Vorhaben allerdings nicht weiter vorangebracht werden. Es ist anzunehmen, dass der Fonds die finanziellen Mittel für einen Neubau zunächst nicht aufbringen konnte.

Ein Grund für die Errichtung eines Heims war u. a. die Ansicht, dass man die Kinder vor Willkür und Ausbeutung durch die Pflegefamilien schützen müsse. Deren Einfluss sei *„[...] nur äußerst selten ein aus Theilnahme an dem harten Schicksale derselben hervorgehender [...]“*¹⁰. Auch sei die *„[...] Veranlassung zur Uebernahme solcher Zöglinge [...] leider nur zu oft Rücksicht auf Gewinn [...]“*¹¹

Auch war man der Ansicht, dass durch mangelnde Erziehung und Bildung in einfachen Familien die Waisen zum Negativen beeinflusst würden. Um dies zu vermeiden, und um die Waisen zu *„[...] sittlichen und arbeitsliebenden Menschen, und dadurch zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft heranzubilden.“*¹², sprach man sich für ein Waisenhaus aus. Hinzu kam die Befürchtung, dass durch fehlende Beaufsichtigung und Anleitung die Kinder durch Armut oder Kriminalität in Zukunft das *„[...] Eigenthum und Leben, die Ruhe und öffentliche Ordnung der Stadt gefährden [...]“*¹³ würden. Um das zu verhindern, sollten alle Waisen unter eine Aufsicht gestellt und im Sinne von bürgerlicher Bildung und sittlichem Benehmen erzogen werden.

Ein weiterer Aspekt, der für die Errichtung eines Waisenhauses sprach, war ein pragmatischer: nämlich der finanzielle. Das Betreiben eines Waisenhauses würde der Stadt weniger Kosten verursachen als die Zahlung der Pflegegelder.

Der Entschluss, ein Waisenhaus zu bauen, fiel endgültig im Jahr 1845 mit der Einrichtung eines „Komitees zur Gründung eines Waisenhauses“. Als Standort diente ein großes Grundstück bei der heutigen evangelischen Stadtkirche.

Bereits 1846 wurde der Grundstein für das neue Waisenhausgebäude gelegt. Zwei Jahre später war das Waisenhaus fertiggestellt, konnte jedoch aufgrund der Revolution 1848/49 nicht eröffnet werden, da das Gebäude als Reservelazarett für die preußische Besatzung diente.

Erst am zweiten Februar 1854 wurde das Waisenhaus eröffnet und beherbergte 60 Kinder, sowie den Waisenvater und dessen Familie. Es handelte sich um ein zweistöckiges Gebäude von etwa 30 Metern Länge und 13 Metern Breite. Im ganzen



Abb. 1.¹⁴
Stadtplan von 1858

Haus verteilt befanden sich die Klassenzimmer der Schule, sowie die Wohnung des Waisenvaters und die Zimmer der Waisenkinder. Zusätzlich gab es ein Wirtschaftsgebäude, das über eine Scheune, Ställe und Arbeitsräume verfügte.

Wie genau das Leben im Waisenhaus auszusehen hatte, regelten die Statuten (1849): Von Zweck und Zielsetzung der Anstalt, über Aufnahme, Erziehung, Nahrung und Bildung bis hin zur Entlassung der Kinder war der ganze Tages-, Wochen- und Jahresablauf festgelegt. Wider Erwarten, gemeinnützige Einrichtungen würden sich aller bedürftigen Kinder annehmen, existierten genaue Aufnahmebestimmungen. Voraussetzungen für die Aufnahme in das Offenburger Waisenhaus waren:

- 1) *Heimatrecht in hiesiger Gemeinde*
- 2) *Zurücklegung des sechsten Lebensjahres*
- 3) *Armuth, d. i. Mangel der zur Pflege und Erziehung der Kinder erforderlichen Mittel*
- 4) *Bildungsfähigkeit. Kinder, welche nach erhobenem Physikats-Gutachten mit einer ansteckenden Krankheit behaftet, in hohem*

Grade mißgestaltet oder bildungsunfähig sind; solche, welche unheilbare körperliche Gebrechen haben; endlich solche Kinder; die moralisch so verdorben sind, daß ihre Aufnahme nur Noth- heile für die Waisen besorgen ließe, sind von der Anstalt aus- geschlossen

Unter diesen Voraussetzungen sind aufnahmefähig:

- 1) Elternlose eheliche Kinder beiderlei Geschlechtes
- 2) Kinder, die zwar noch ein Elterntheil haben, welch letzterer aber durch Armuth oder unheilbare Gebrechen, z.B. Blindheit, Läh- mung u. dgl. gehindert ist, für die Pflege und Erziehung der Kinder zu sorgen.
- 3) Kinder, welche wegen moralischer Verdorbenheit Ihrer Eltern als verwaist zu betrachten sind
- 4) Uneheliche Kinder armer Personen, sowie Findelkinder, können nur ausnahmsweise und in dringenden Fällen aufgenommen wer- den, insofern es der Raum in der Anstalt gestattet. Ferner:
- 5) Kinder, die ein zu ihrem unterhalte hinreichendes Vermögen besit- zen, oder solche, für welche ein Wohlthäter den Verpflegungs- Aufwand erlegt.¹⁸

Es genügte demnach nicht, „nur“ Waise oder Halbwaise zu sein, um im Heim Aufnahme zu finden. Obwohl in vielen der

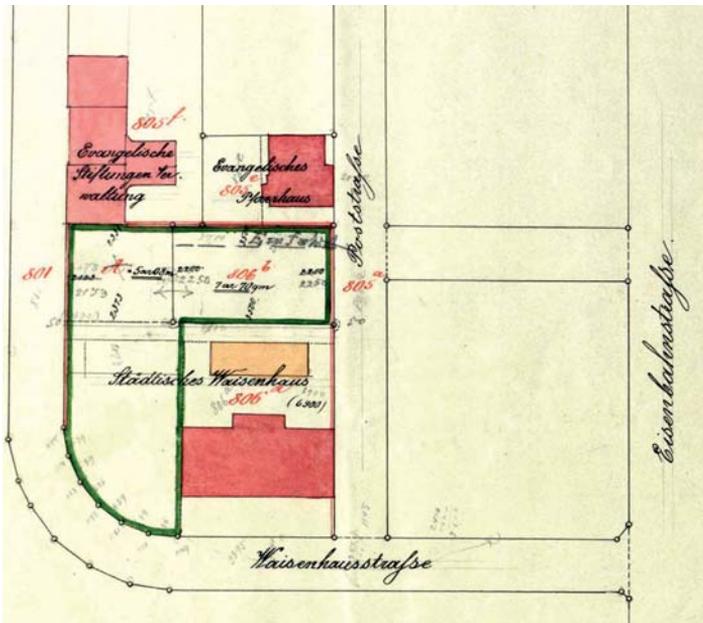


Abb. 2:¹⁵ Grundstücksplan des Offenburger Waisenhauses.

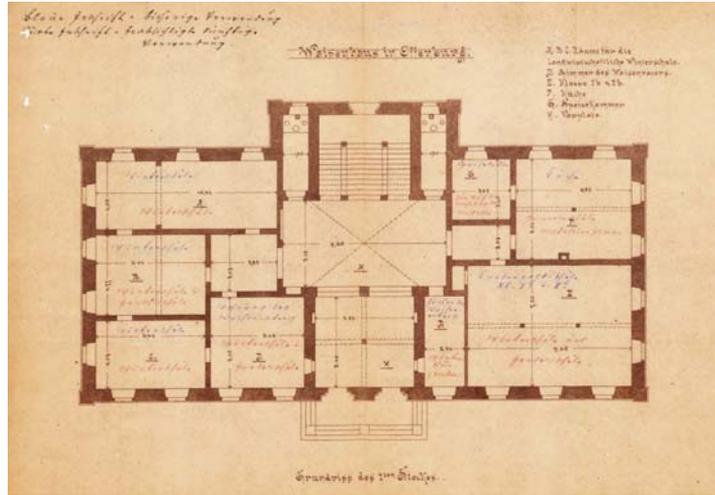


Abb. 3:¹⁶ Grundriss
des Waisenhaus-
gebäudes, Erdgeschoss

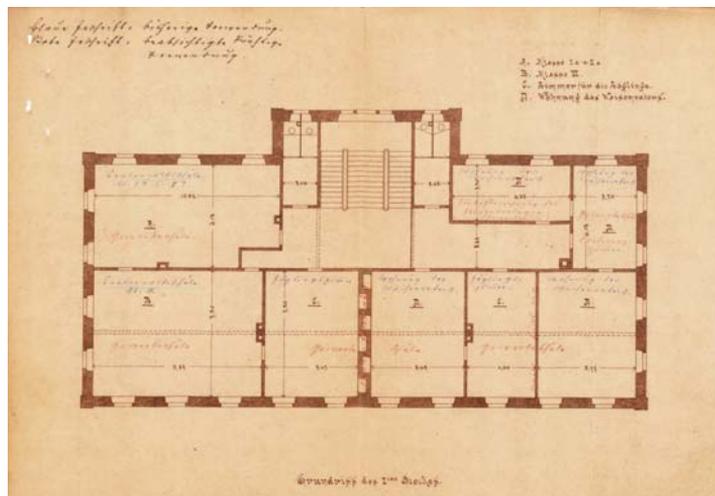


Abb. 4:¹⁷ Grundriss
des Waisenhaus-
gebäudes, 1. Stock

erhaltenen Berichte die Rede davon ist, allen Waisen Hilfe angedeihen zu lassen, hatte man sich doch zum Ziel gesetzt, dem immer mehr zunehmenden Pauperismus einen Damm entgegenzusetzen. Verwunderlich ist demnach, dass die Aufnahmebedingungen doch recht viele Kinder von der Hilfe und Fürsorge des Heimes ausschlossen.

Wie mit Kindern verfahren wurde, die den Anforderungen nicht entsprachen, ist nicht dokumentiert. Es kann angenommen werden, dass diese Kinder entweder weiterhin in Pflegefamilien untergebracht wurden oder von anderen Fonds Hilfe erhielten.

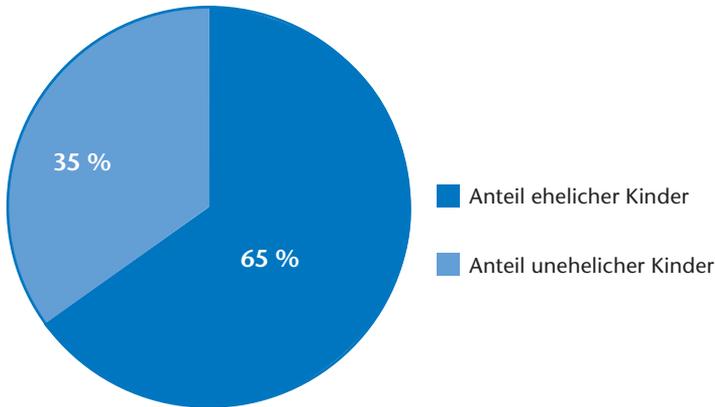


Abb. 5:¹⁹ Anteil ehelicher und unehelicher Kinder im Waisenhaus (1854–1892)

Als Elternteil, Verwandter oder Vormund konnte man aber die Aufnahme eines Kindes in das Heim beantragen. Der Antrag um Aufnahme ins Waisenhaus musste schriftlich an die Waisenhauskommission gerichtet werden, welche dann die Familien-, Vermögens- und Gesundheitssituation des/der betroffenen Kindes/Kinder überprüfte und über die Aufnahme entschied.

Im sogenannten „Nationale über die Waisenkinder“, einer Auflistung aller Zöglinge der Anstalt von Eröffnung bis Schließung, lassen sich viele Informationen zu Anzahl, Geschlechterverteilung, Alter und Geburtsstand finden. Von 1854 bis 1892 wurden insgesamt 207 Kinder im Offenburger Waisenhaus aufgenommen. Gerade was die Aufnahme unehelicher Kinder betrifft, scheint man in der Realität nicht ganz so streng gewesen zu sein, wie die Statuten vermuten lassen: Von allen je aufgenommenen Kindern waren über 1/3 (immerhin 35 %) unehelich. Auch waren bei Weitem nicht alle Kinder Vollwaisen.

Die Zielsetzung nämlich, für die „[...] geistige Bildung und religiös-sittliche Erziehung der Kinder für das praktische Leben [...]“²⁰ zu sorgen, wurde nach damaligem Ermessen wie folgt gehandhabt:

„Bei gesunder und genügender Nahrung, Abwechslung von Arbeit und Ruhe, zweckmäßiger Kleidung, reinlicher Wohnung und Wäsche, vollkommener Krankenpflege, finden für die Gesundheit zuträgliche häusliche Arbeiten, Garten- und Hofarbeiten, unter der erforderlichen Aufsicht, viel Bewegung in freier Luft, Spaziergänge im Sommer und Winter, sowie Turnen im Hofe von Knaben und Mädchen statt; man sieht auf Abhärtung gegen das Wetter, gegen Anstrengung und Leiden; es sind besondere Spielplätze für jedes Geschlecht vorhanden. Körper und Geist stehen in Wechselwirkung.“²¹

Wie genau der Alltag der Heimkinder tatsächlich aussah, lässt sich nur schwer nachvollziehen. Schenkt man den Statuten Glauben, so war zumindest die Grundversorgung der Kinder mehr als ausreichend. Für einen gesunden Zögling beispielsweise galt folgender Speiseplan:

Morgens: eine gut zubereitete Suppe, abwechselnd Brod-, Reis-, Kartoffel-, Mehl-, oder Zwiebelsuppe.

Mittags: Suppe, Gemüse nach der Jahreszeit, oder Mehlspeise nebst Kartoffeln; dreimal in der Woche Fleisch, d. i. Rind- oder Kalbfleisch.

Nachts: Suppe, Beissen von Kartoffeln mit Milch, Salat, gekochtes Obst oder eine Mehlspeise²²

Alle Speisen und deren Mengen pro Kind waren genau vorgegeben. Die Besorgung und Zubereitung der Mahlzeiten wurde von der Waisenmutter erledigt, die dafür zu sorgen hatte, dass „[...] die Zöglinge vollkommen gut genährt [...]“²³ waren.

Eigene Kleidung war den Kindern untersagt, da alle Zöglinge, je nach Geschlecht, dieselbe Kleidung zu tragen hatten:

Jungen		Mädchen	
1 Jacke 1 Paar Hosen 1 Kappe	Aus blauem Stoff für Sonn- und Feiertage	1 Rock (blau) 1 Spenser ²⁶ (blau) 1 Schürze (weiß)	Aus Baumwollstoff für Sonn- und Feiertage
Jacke Beinkleider Weste	Aus ungebleichtem Zwilch ²⁴	1 Rock 1 Spenser 2 Schürzen	Aus Halbleinen
Außerdem: 2 Paar Schuhe 3 Halstücher 4 Paar Strümpfe 3 Hemden 3 Sacktücher ²⁵ 1 Hosenträger 1 Paar Handschuhe		Außerdem: 2 Unterröcke 4 Hemden 2 Halstücher 4 Nastücher ²⁷ 2 Paar Schuhe 1 Paar Handschuhe 2 Kämmе	

Neben der Grundversorgung der Kinder kümmerte sich die Heimleitung auch um die praktische und geistige Ausbildung. Wie diese aussah, hing davon ab, ob ein Kind männlich oder weiblich war.

Trotz der allgemein vertretenen Ansicht, dass die Zöglinge für handwerkliche und dienstleistende Berufe bestimmt waren, sollten alle Kinder eine schulische Grundausbildung an der öffentlichen Volksschule erhalten. Dies war insofern gewähr-

leistet, als der Waisenvater auch gleichzeitig Lehrer an der Volksschule war. Die Kinder erhielten zusätzlich außerhalb der Schule Unterricht in Fächern wie häuslicher Ökonomie²⁸, Gartenbau, aber auch Singen und Zeichnen. Neben profaner Bildung wurde der religiösen Bildung ein hoher Stellenwert eingeräumt. Unter allen Umständen sollte die sittliche Verwahrlosung der Kinder verhindert und ihnen Religiosität, Sitte und Benehmen beigebracht werden.

Bei Jungen wurde vor allem darauf geachtet, dass sie primär schulisches Wissen, aber auch Kenntnisse in handwerklichen Tätigkeiten erhielten. Im Gegensatz dazu wurden Mädchen mit der Führung eines Haushalts, dem Wäschemachen und Versorgen des Gemüsegartens vertraut gemacht. Ebenso erhielten sie Unterricht im Nähen, Stricken, Bügeln und Kochen.

Intention dieser Erziehung war, dass sich sowohl Jungen als auch Mädchen nach der Entlassung aus dem Waisenhaus selbstständig versorgen und sich „[...] ihr weiteres ehrliches Fortkommen auf günstige Art [...] sichern [...]“²⁹ konnten.

Aufgrund dieser Berichte ist davon auszugehen, dass die Kinder, unter Berücksichtigung der damaligen gesellschaftlichen Normen, eine solide Ausbildung erhielten. Konkrete Schicksale von Waisen lassen sich nur in Teilen rekonstruieren, da es kaum Berichte über das Alltagsgeschehen im Heim gibt. Lediglich in den Sitzungsprotokollen der Waisenhauskommission sowie in den Rechnungsbüchern des Waisenhauses finden sich Aussagen über alltägliche Vorgänge. Hier findet man beispielsweise Informationen über organisatorische Abläufe, Anschaffungen von Inventar und die Entscheidungen über Aufnahme und Entlassung von Kindern. Über Einzelschicksale findet sich in diesen Quellen jedoch kaum etwas.

Ergiebiger sind hier die Berichte des zweiten Waisenvaters Bernhard Droll, der von 1874 bis zur Schließung des Heims dieses Amt innehatte. Diese Berichte, es handelt sich hauptsächlich um offizielle Schreiben oder Anträge, geben Informationen zu den Werdegängen einzelner Kinder und ermöglichen zumindest eine teilweise Rekonstruktion von Schicksalen. Allerdings muss berücksichtigt werden, dass sich diese Berichte auf die Jahre 1878 und 1879 beschränken. Auch darf nicht vergessen werden, dass in der Regel nur Informationen zu Personen existieren, die durch einen besonderen Verdienst, Krankheit, andere Auffälligkeiten oder gar Kriminalität aktenkundig wurden. Im Fall der oben genannten Berichte erhält man hauptsächlich Informationen über das Verhalten der Kinder und deren Unterbringung nach der Entlassung.

Die Mehrheit der Jungen wurde mit 14 oder 15 Jahren entlassen, um eine Lehre zu beginnen. Wie beispielsweise Josef Baumann³¹ (geboren am 13. November 1863), unehe-licher Sohn der Karoline Baumann. Er wurde am 3. Mai 1878, nach sechs Jahren im Heim, mit 15 Jahren entlassen und ging zu Gärtner Kopp aus Offenburg in die Lehre.

Ob nun Bierbrauer, Konditor, Schuster oder Gärtner – bei der Vermittlung in die Lehre wurden die Fähigkeiten und Wünsche der Jugendlichen teilweise berücksichtigt. Diese Tatsache zeugt davon, dass die Verantwortlichen sich durchaus bemühten, die Kinder gut zu versorgen.

Mädchen wurden, ähnlich wie Jungen, meistens im Alter von 15 Jahren entlassen. Sie gingen aber nicht in eine Lehre, sondern in den Dienst von Familien, Witwen oder anderen Dienstherrn. Meistens als Dienstmädchen, Magd

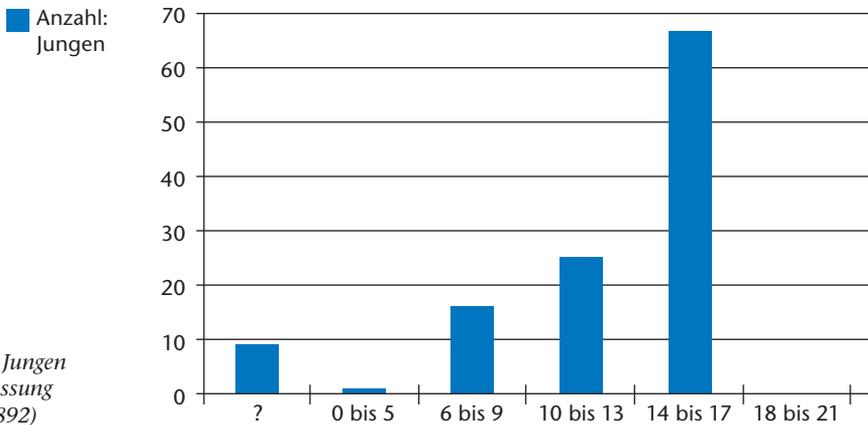


Abb. 6:³⁰
Alter der Jungen
bei Entlassung
(1854–1892)

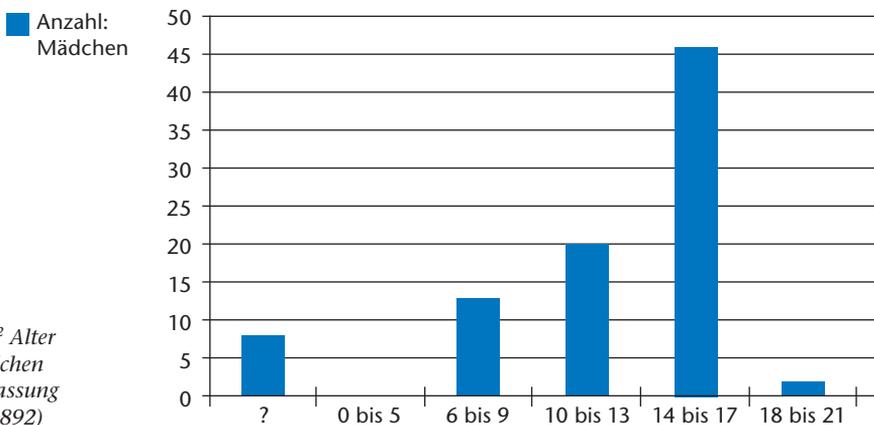


Abb. 7:³² Alter
der Mädchen
bei Entlassung
(1854–1892)

oder Näherin. So wie Sophie Schaub³³ (geboren am 4. Juni 1841), uneheliche Tochter der Anna Schaub, die am 25. März 1856 mit 15 Jahren aus dem Heim entlassen wurde und zu Madame Loeffler in den Dienst trat.

Natürlich wurden nicht alle Kinder entlassen und sofort in einer anderen Einrichtung versorgt. Einige Kinder waren nur vorübergehend im Heim untergebracht und wurden schon nach kurzer Zeit wieder zurück zu ihren Verwandten geschickt. Vereinzelt gab es auch Auswanderungen nach Nordamerika: Ein Fall hier ist der der Louise Stiefvater³⁴, die zusammen mit ihrer Familie im Jahr 1858 nach Nordamerika auswanderte.

Leider gab es auch tragische Schicksale. So wie das des Rudolf Lederle³⁵, der am 1. April 1856 mit nur acht Jahren im Heim verstarb. Bis 1885 sind „nur“ sieben Sterbefälle dokumentiert. Diese Zahl war durchaus gering und könnte somit als Hinweis einer guten Versorgung der Kinder im Heim interpretiert werden.

Neben Krankheit und Tod gab es in den frühen Jahren des Heims noch andere Schattenseiten:

Im Jahr 1856 wurde der Waisenvater und Lehrer Gnirs³⁶ wegen der „[...]Verführung von Waisen Mädchen [...]“³⁷ beim Großherzoglichen Oberamt angezeigt. Zunächst zeigte sich der Stiftungsrat unbeeindruckt, da man vermutete, dass es sich um Verleumdung handle. Man beschuldigte Gegner des Waisenhauses und nahm an, diese wollten dem Ruf der Einrichtung schaden. Jedoch wurde angemerkt, dass es „[...] Gerüchte über ein unsittliches Benehmen des Lehrers Gnirs [...]“³⁸ gäbe. Gnirs selbst forderte daraufhin seine Versetzung, mit der Begründung, unter solchen Zuständen nicht arbeiten zu können. Um die „öffentliche Sittlichkeit“ nicht zu gefährden und somit einen Skandal zu verhindern, erbat der Stiftungsrat ein diskretes Vorgehen im Fall Gnirs. Denn eine solche Untersuchung würde den Ruf von sämtlichen Bildungs-, Pflege- und Erziehungsanstalten negativ beeinflussen. In einem Nachtrag ist festgehalten, dass gegen Gnirs eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet und diesem fristlos gekündigt wurde. Nicht angegeben ist die Zahl der betroffenen Kinder und wie die Übergriffe letztendlich entdeckt wurden.

Nach diesem Skandal wurden im Offenburger Waisenhaus barmherzige Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul aus Freiburg als Aufsichtspersonal eingestellt. Über das Schaffen der Schwestern ist kaum etwas dokumentiert.³⁹ Diese leiteten das Waisenhaus, bis im Jahr 1874 die Leitung der Anstalt dem Lehrer Bernhard Droll übertragen wurde.

Drolls Aufzeichnungen machen es möglich, ein paar Lebenswege von Heimkindern näher zu verfolgen. Diese stehen beispielhaft für mehr als 200 Kinderschicksale: Anna Krauß, Julius Broß und Marie Dold.

Anna Krauß, eheliche Tochter des verstorbenen Bäckers Wilhelm Krauß und dessen Frau Franziska Krauß (geb. Frank), wurde am 26. Januar 1864 geboren. Anna war die Älteste von vier Geschwistern. Die Krauß'schen Kinder wurden zusammen am 20. Oktober 1873 ins Waisenhaus Offenburg aufgenommen: Neben Anna waren da Franziska Cäcilie Krauß, Karl Georg Krauß und Wilhelmina Augusta Krauß.

Nach fünf Jahren im Waisenhaus wurde Anna am 4. Mai 1878 entlassen und fand eine Anstellung bei Konditor Herrmann Zabler in Baden-Baden. Spätere Berichte zeugen davon, dass Anna nach längerem Aufenthalt in Frankreich Herrn Duval, Hausmeister auf Schloss Fompeyres⁴⁰, heiratete und mit diesem ein Kind hatte.

Ihr Ehemann verstarb allerdings bereits im zweiten Jahr der Ehe und Anna kehrte zusammen mit ihrer Tochter Amélie nach Offenburg zurück. Da sie in Offenburg keine Familie mehr hatte, fand sie zunächst im Waisenhaus Unterkunft. Als Anna am 10. März 1893 starb, adoptierte der Waisenvater Droll Amélie, deren Lebensweg man bis ins Jahr 1943 verfolgen kann.

Ein weiteres Schicksal ist das des Julius Broß. Geboren am 27. Februar 1865 als ehelicher Sohn der Crestentia Broß, kam er mit sieben Jahren, nach dem Tod seiner Mutter, ins Waisenhaus Offenburg. Am 4. August 1879 wurde Julius mit 14 Jahren aus dem Heim entlassen.

Weitere Informationen über sein Leben findet man in Krankenakten, aber auch in einem Antrag seiner Ehefrau Luise Broß (geb. Schreiber). Diese bittet um Unterhaltszahlungen für sich und das gemeinsame Kind, da ihr Ehemann nicht in der Lage sei, die beiden zu versorgen. Da Julius in Werken in Appenweier und Offenburg tätig war, scheint es möglich, dass er eine Ausbildung zum Schlosser erhielt. Nach mehreren Kündigungen war er in Basel als Wagenwärtergehilfe beschäftigt. Allerdings behalte er, so seine Frau, zu viel Geld für sich selbst. Auch beschreibt sie die Ehe als ungünstig. Ob es zu Unterhaltszahlungen kam, ist nicht bekannt.

Zuletzt wäre da noch das Schicksal der Marie Dold. Sie wurde am 3. Juli 1862 als uneheliche Tochter der Caroline Dold geboren und am 9. Oktober 1867 ins Waisenhaus aufgenommen. Maries Schicksal ist insofern besonders, da sie an einer Krankheit litt, die in den erhaltenen Akten als *fließende Drüsen*⁴¹ beschrieben wird. Diese wird auch als Ursache für die

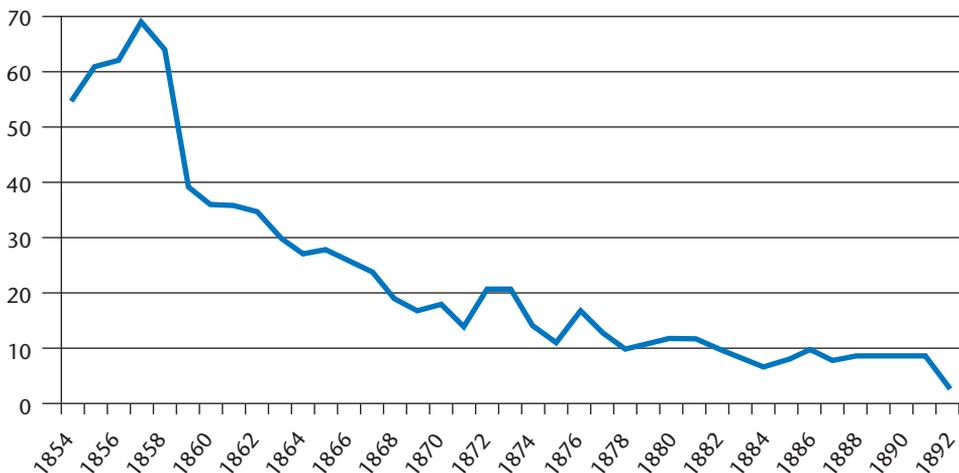
„charakterlichen Schwächen“ Maries angesehen. Ihr fehle, aufgrund von geistiger Beschränkung, jede Befähigung zur einstigen Selbstständigkeit⁴². Zwar besitze sie Kenntnisse im Weisnähen⁴³, aber benötige ständige Aufsicht und Anleitung. Zunächst bemühte man sich, Marie bei einer Näherin unterzubringen, die für Kost und Logis sorgen könne. Da durch ihre Krankheit ihre äußere Erscheinung „[...] bei Jedermann, der nicht daran gewöhnt ist, sofort eine Abneigung hervorruft [...]“⁴⁴, war es dem Waisenvater und dem Stiftungsrat nicht gelungen, eine passende Unterkunft für das Mädchen zu finden.

Auch unter Einbeziehung des Vormunds, eines gewissen Kaufmann Steck, konnte keine passende Lösung gefunden werden. Marie war bis dahin eines der Kinder, die am längsten im Heim untergebracht waren: mit 17 Jahren war sie, nach 12 Jahren, immer noch im Heim. Letztendlich entschied man sich dazu, Marie in der Anstalt Fussbach⁴⁵, einem Pflegeheim für Kranke und Behinderte, unterzubringen. Ab 1879 ist nichts mehr über Marie bekannt.

Bis ins Jahr 1892 war das Waisenhaus geöffnet, doch bereits 1885 merkte Waisenvater Droll an, dass die Anzahl der Kinder beinahe der des Dienstpersonals gleichkäme.⁴⁶ Mit den Jahren kann man den Rückgang der Anzahl der Kinder im Heim beobachten.

Mit der Begründung, die Verpflegungskosten der Kinder seien zu hoch und die Weiterführung des Heimes würde sich finanziell nicht lohnen, wurde das Waisenhaus 1892 vorübergehend geschlossen. Das Gebäude wurde von der Stadt Offenburg gemietet und zu Schulzwecken genutzt. Dennoch blieb die Frage nach der Versorgung bedürftiger Kinder bestehen.

Abb. 8:⁴⁷ Gesamtzahl der Kinder im Waisenhaus (1854–1891)⁴⁸



Wie man in einer Auflistung aus dem Jahr 1898 sehen kann, gab es insgesamt 34 „[...] als verwaist anzusehende[n] ortsarme[n] Kinder und Zwangszöglinge [...]“⁴⁹. Es ist offensichtlich, dass nach wie vor das Bedürfnis nach Versorgung und Pflege bestand. Doch „[...] ein rentabler Betrieb käme [...] nur bei einer Belegung mit etwa 40–60 Kinder in Frage [...]“⁵⁰. Auch habe in den letzten Jahren ein Wandel in der Fürsorge zu Gunsten der Familienpflege stattgefunden. Laut Stiftungsrat habe man gute Erfahrungen damit gemacht, Kinder in Pflegefamilien unterzubringen.

Alle diese Kinder wurden demnach in Familien in Offenburg oder umliegenden Dörfern, wie beispielsweise in Elgersweier, Ortenberg, Schutterwald oder Durbach, untergebracht.

Die Pflegefamilien erhielten von der Stadt Offenburg einen jährlichen Geldbetrag, der zwischen 22 und 80 Mark lag.

Es gab Überlegungen, das Waisenhaus mit dem Kinderheim im Pfründerhaus⁵¹ zusammenzulegen. Schließlich entschied



Abb. 9⁵³



Abb. 10⁵⁴

der Stiftungsrat sich aus Platzgründen und nicht zuletzt wegen finanziellen Gründen dagegen. Den Fonds betreffend, wurde nach Schließung der Anstalt festgehalten, dass dieser weiterhin für die Versorgung von Waisen und bedürftigen Kindern genutzt werden solle. Der Stadtrat beantragte 1915 die Einverleibung des Waisenhausfonds in den St. Andreas-Hospitalfonds, da die Zwecke der beiden Fonds ähnlich seien und die Stiftung „[...] mit den Anschauungen und Bedürfnissen der Gegenwart nicht mehr in Einklang [...]“⁴⁵² stünde.

Nicht nur die Tatsache, dass der Fonds und dessen Statuten als veraltet angesehen wurden, auch die finanzielle Situation hatte sich drastisch verändert. Verfügte der Fonds 1921 noch über ein Vermögen von 278 762,55 Mark, so war dieses 1927 durch die Inflation auf nur 4000 Mark zurückgegangen. Somit erübrigte sich die Überlegung einer Neueröffnung des Waisenhauses. Schlussendlich kaufte die Stadt Offenburg das Gebäude 1927 und nutzte es weiterhin für Schulzwecke. Heute befindet sich auf dem ehemaligen Waisenhausareal ein Teil der Gewerblich-Technischen-Schule Offenburg (Okenstraße 4).

Nach mehr als 16 Jahren Planung und weiteren sechs Jahren Wartezeit öffnete das Offenburger Waisenhaus im Februar 1854 seine Pforten. Jedoch konnte diese Institution das 19. Jahrhundert nicht überdauern. Nach nur 38 Jahren wurde das Waisenhaus geschlossen, ohne dass der Betrieb je wieder aufgenommen wurde. Trotz der vergleichsweise kurzen Geschichte ist das ehemalige Waisenhaus ein wichtiger Teil der Stadtgeschichte Offenburgs und sollte nicht vergessen werden.

Informationen über Waisenkinder (1854–1892)

	m	w	ehelich	unehelich	Geburts-jahr	Alter bei Aufnahme	Jahr der Aufnahme	Jahr der Entlassung	Alter bei Entlassung	Jahre im Waisenhaus
1	X		X		1839	15	1854	1854	15	0,5
2	X			X	1846	8	1854	1861	15	7
3	X			X	1839	15	1854	1854	15	0,5
4	X			X	1840	14	1854	1856	16	2
5	X		X		1845	9	1854	1859	14	5
6	X		X		1843	11	1854	1857	14	3
7	X			X	1844	10	1854	1855	11	1
8	X		X		1840	14	1854	1855	15	1
9	X			X	1845	9	1854	1860	15	6
10	X			X	1844	10	1854	1854	11	0,5
11	X		X		1844	10	1854	1858	14	4

	m	w	ehelich	unehelich	Geburts- jahr	Alter bei Aufnahme	Jahr der Aufnahme	Jahr der Entlassung	Alter bei Entlassung	Jahre im Waisenhaus
12	X		X		1846	8	1854	1859	13	5
13	X		X		1839	15	1854	1855	16	1
14	X		X		1839	15	1854	1854	16	0,5
15	X		X		1847	7	1854	1859	13	5
16	X			X	1842	12	1854	1858	16	4
17	X			X	1854	9	1854	1860	15	6
18	X		X		1843	11	1854	1858	15	4
19	X		X		1838	16	1854	1855	17	1
20	X			X	1845	9	1854	1859	14	5
21	X			X	1840	14	1854	1855	15	1
22	X			X	1843	11	1854	1858	15	4
23	X			X	1843	11	1854	1857	14	3
24	X		X		1843	11	1854	1858	15	4
25	X			X	1842	12	1854	1854	13	0,5
26	X			X	1846	8	1854	1855	9	1
27	X		X		1840	14	1854	1854	15	0,5
28	X			X	1842	12	1854	1857	15	3
29	X		X		1841	13	1854	1857	16	3
30		X	X		1844	10	1854	1856	12	2
31		X	X		1846	8	1854	1859	12	4
32		X		X	1840	14	1854	1857	17	3
33		X		X	1841	13	1854	1856	15	2
34		X		X	1845	9	1854	1860	15	6
35		X		X	1844	10	1854	1859	15	5
36		X	X		1844	10	1854	1858	14	4
37		X		X	1845	9	1854	1859	14	5
38		X	X		1843	11	1854	1859	16	5
39		X		X	1846	8	1854	1861	15	7
40		X	X		1844	10	1854	1859	15	5
41		X	X		1846	8	1854	1859	13	5
42		X		X	1844	10	1854	1859	15	5
43		X	X		1845	9	1854	1859	14	5
44		X		X	1845	9	1854	1859	14	5
45		X		X	1845	9	1854	1859	14	5
46		X		X	1843	11	1854	1858	15	4
47		X	X		1840	14	1854	1856	16	2
48		X	X		1845	9	1854	1859	14	5
49		X	X		1840	14	1854	1858	18	4
51		X	X		1841	13	1854	1858	17	4
52		X	X		1843	11	1854	1858	15	4
53		X	X		1840	14	1854	1856	16	2
54		X		X	1846	8	1854	1856	10	2

	m	w	ehelich	unehelich	Geburts- jahr	Alter bei Aufnahme	Jahr der Aufnahme	Jahr der Entlassung	Alter bei Entlassung	Jahre im Waisenhaus
55		X	X		1848	6	1854	1862	14	8
56		X		X	1847	7	1854	1859	13	5
57		X	X		1848	6	1854	1859	11	5
58	X		X		1847	7	1854	1862	13	8
59	X			X	1847	7	1854	1863	16	9
60		X	X		1847	7	1854	1862	15	8
61	X			X	1845	9	1854	1859	14	5
62	X			X	1848	6	1854	1862	17	8
63		X	X		1849	6	1855	1858	9	3
64		X	X		1844	11	1855	1859	15	4
65	X			X	1849	6	1855	1864	15	9
66	X		X		1849	6	1855	1863	14	8
67	X		X		1848	7	1855	1856	8	1
68	X			X	1848	7	1855	1859	11	4
69		X	X		1841	14	1855	1856	15	1
70	X		X		1842	13	1855	1858	16	3
71	X		X		1844	11	1855	1859	15	4
72	X		X		1844	11	1855	1856	12	1
73		X	X		1846	9	1855	1856	10	1
74	X		X		1846	9	1855	1856	10	1
75	X		X		1843	13	1856	1857	14	1
76	X		X		1847	9	1856	1860	13	4
77	X		X		1850	6	1856	1863	13	7
78		X		X	1850	6	1856	1864	14	8
79		X		X	1850	6	1856	1859	9	3
80		X	X		1850	6	1856	1859	9	3
81		X		X	1849	7	1856	1863	14	7
82		X		X	1849	7	1856	1864	15	8
83	X			X	1849	7	1856	1864	15	8
84	X		X		1843	13	1856	1858	15	2
85	X		X		1846	11	1856	1859	14	3
86	X		X		1849	7	1856	1859	10	3
87	X		X		1847	10	1857	1862	15	5
88		X	X		1845	8	1857	1861	12	4
89		X	X		1850	7	1857	1867	17	10
90		X	X		1850	7	1857	1865	15	8
91		X	X		1850	7	1857	1863	12	5
92	X		X		1850	7	1857	1865	15	8
93	X			X	1850	7	1857	1859	9	2
94	X			X	1850	7	1857	1866	16	9
95		X		X	1851	6	1857	1867	16	10
96		X		X	1855	6	1857	1867	16	10

	m	w	ehelich	unehelich	Geburts- jahr	Alter bei Aufnahme	Jahr der Aufnahme	Jahr der Entlassung	Alter bei Entlassung	Jahre im Waisenhaus
97	X		X		1851	6	1857	1859	8	2
98	X		X		1846	9	1857	1859	11	2
99	X		X		1847	10	1857	1859	12	2
100		X	X		1851	7	1858	1867	16	9
101		X		X	1852	6	1858	1867	15	9
102		X		X	1852	6	1858	1860	8	2
103	X		X		1847	11	1858	1862	15	4
104	X		X		1852	6	1858	1868	16	10
105		X	X		1847	11	1858	1861	14	3
106	X		X		1849	9	1858	1963	14	5
107		X	X		1854	4	1858	1869	15	11
108	X		x		1852	7	1859	1967	15	8
109		X		X	1853	6	1859	1868	15	9
110	X			X	1852	7	1859	1867	15	8
111		X		X	1853	6	1859	1868	15	9
112	X			X	1854	6	1860	1868	14	8
113	X		X		1853	7	1860	1863	10	3
114	X		X		1853	8	1861	1868	15	7
115		X	X		1852	9	1861	1868	16	7
116		X		X	-	?	1861	1869	?	8
117	X			X	1855	6	1861	1869	14	8
118	X			X	1856	6	1862	1871	15	9
119	X		X		-	?	1862	1863	?	1
120	X			X	1855	7	1862	1870	15	8
121	X		X		-	?	1862	1866	?	4
122		X		X	-	?	1862	1867	?	5
123		X		X	1857	6	1863	1871	14	8
124	X		X		-	?	1863	1866	?	3
125	X		X		1852	11	1863	1867	15	4
126	X		X		1858	6	1864	1872	14	8
127		X		X	1858	7	1865	1871	13	6
128		X		X	1859	6	1865	1872	13	7
129		X		X	1862	4	1866	1871	9	5
130	X		X		1857	10	1867	1869	12	2
130a	X		X		1861	6	1867	1869	8	2
131		X		X	1862	5	1867	1877	15	10
132	X			X	1859	8	1867	1873	14	6
133		X		X	1861	6	1867	1871	10	4
134	X		X		1859	9	1868	1873	14	5
135		X		X	1859	6	1865	1867	8	2
136	X			X	1855	6	1861	-	?	?
137	X		X		1861	8	1867	1869	10	2

	m	w	ehelich	unehelich	Geburts- jahr	Alter bei Aufnahme	Jahr der Aufnahme	Jahr der Entlassung	Alter bei Entlassung	Jahre im Waisenhaus
138	X			X	1860	9	1869	1875	15	6
139	X		X		1856	13	1869	1871	15	2
140	X		X		1859	10	1869	–	?	?
141	X		X		1863	6	1869	1873	10	4
141	X		X		1860	10	1870	1874	14	4
142		X		X	1865	4	1869	1875	10	6
142	X		X		1864	6	1870	1875	11	5
143		X	X		–	?	1870	–	?	?
143	X			X	1863	8	1871	1877	14	6
144	X		X		1863	8	1871	1877	14	6
145	X		X		1863	9	1872	1874	11	2
146		X	X		1865	7	1872	1874	9	2
147		X	X		1867	5	1872	1874	7	2
148		X	X		1866	6	1872	1874	8	2
149	X		X		1865	7	1872	1879	14	7
150	X		X		1863	9	1872	1878	15	6
151		X	X		1861	11	1872	1874	13	2
152		X	X		1863	9	1872	1874	11	2
153	X		X		1865	7	1872	1874	9	2
154		X	X		1862	11	1873	1873	12	0,5
155	X		X		1865	8	1873	1873	9	0,5
156	X		X		1863	10	1873	1873	11	0,5
157	X		X		1867	6	1873	1873	7	0,5
158	X		X		1868	5	1873	1873	6	0,5
159	X		X		1870	3	1873	1873	4	0,5
160		X	X		1864	9	1873	1878	14	5
161		X	X		1865	8	1873	–	?	?
162	X		X		1866	7	1873	–	?	?
163		X	X		1869	4	1873	–	?	?
164		X	X		1862	11	1873	1876	14	3
165	X		X		1870	3	1873	1876	6	3
166		X		X	1869	5	1874	1879	10	5
167		X	X		1868	7	1875	1875	8	0,5
168	X		X		1869	6	1875	1875	7	0,5
169		X	X		1870	5	1875	1875	6	0,5
170		X	X		–	?	1876	1880	?	4
171		X	X		–	?	1876	1877	?	1
172	X		X		1865	11	1876	1878	13	2
173	X		X		1863	13	1876	1878	15	2
174	X		X		1867	9	1876	1878	11	2
175	X		X		1868	8	1876	1878	10	2
176	X		X		1870	6	1876	1878	8	2

	m	w	ehelich	unehelich	Geburts- jahr	Alter bei Aufnahme	Jahr der Aufnahme	Jahr der Entlassung	Alter bei Entlassung	Jahre im Waisenhaus
177	X			X	-	?	1876	1879	?	3
178		X	X		1868	10	1878	1885	17	7
179	X		X		1872	6	1878	1886	14	8
180	X		X		1868	10	1878	1883	15	5
181		X		X	-	?	1878	-	?	?
182		X	X		1868	11	1879	1883	15	4
183		X	X		1870	9	1879	1885	15	6
184		X	X		1872	7	1879	1887	15	8
185		X		X	1869	9	1878	1884	15	6
185	X		X		1873	6	1879	-	?	?
186	X			X	1865	14	1879	1882	17	3
187		X		X	1862	18	1880	1880	19	0,5
188	X			X	1874	6	1880	-	?	?
189	X		X		1873	7	1880	1882	9	2
190	X		X		1875	5	1880	1882	7	2
191	X			X	1872	10	1882	1887	15	5
192	X		X		1880	5	1885	1887	7	2
193		X	X		1879	6	1885	1892	13	7
194	X		X		1878	8	1886	1892	14	6
195	X		X		1876	10	1886	1890	14	4
196		X	X		1869	7	1886	1889	10	3
197	X		X		1876	11	1887	1891	15	4
198	X		X		1872	15	1887	1887	16	0,5
199		X	X		1884	4	1888	1892	8	4
200	X		X		1879	10	1889	1890	11	1
201		X	X		1883	7	1890	1892	9	2
202	X		X		1885	5	1890	1892	7	2
203		X	X		1879	12	1891	1892	13	1

Anmerkung:

Die Nummerierung wurde so übernommen wie im Originaldokument.

Zahlen können mehrfach oder mit Buchstaben versehen vorkommen.

Angegeben waren u. a. Nummer, Geschlecht, Geburtsstand, Geburtsdatum, Aufnahmedatum und Entlassungsdatum.

Nicht übernommen wurden Name, Informationen zu den Eltern (falls angegeben) und sonstige Anmerkungen zu den Kindern.

Quelle:

Stadtarchiv Offenburg: 05/8274; Waisenhaus Offenburg – Nationale über die Waisenkinder, Offenburg, 1854–1892

Quellenverzeichnis

I. Literaturquellen

- Bundeszentrale für politische Bildung: Informationen zur politischen Bildung Nr. 315, *Das 19. Jahrhundert*, Heft 2/2012, Darmstadt, 2012
- Eisenbach, Ulrich: *Zuchtanstalten, Armenanstalten und Waisenhäuser in Nassau*, Historische Kommission für Nassau, 1994
- Frevert, Ute; Haupt, Heinz-Gerhardt (Hg.): *Der Mensch des 19. Jahrhunderts*, Frankfurt/Main, 1999
- Gillmann, Joseph: *Die Entwicklung der Waisen- und Armenkindererziehung in Baden. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik*, Freiburg 1927
- Landesarchiv Baden-Württemberg: Archivnachrichten Nr. 55, Heimsheim, 2017
- Münsterberg, E.: *Die Armenpflege. Einführung in die praktische Pflgeethätigkeit*, Berlin 1897
- Nipperdey, Thomas: *Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und sakraler Staat*, München, 2013
- O.V.: Universität Freiburg, Juristische Fakultät, Wahlfachgruppe 14 Jugendstrafrecht, *Jugendstrafrecht*, Freiburg, ohne Datum
- Schindelbeck, Dirk: „Das wirst du nicht los, das verfolgt dich ein Leben lang!“ Die Geschichte des Waisenhauses in Freiburg-Günterstal, Freiburg, 2013
- Staatsarchiv Freiburg i. Br.: B 728/1 7354, *Waisenhaus Offenburg: Satzungen, Kommission, Rechner und Waisenväter*, Freiburg, 1875–1892
- Staatsarchiv Freiburg i. Br.: B 728/1 7359, *Waisenhaus Offenburg: Auflistung der ständigen Ausgaben, Vermietung zu Schulzwecken sowie Verkauf des Gebäudes*, Freiburg, 1892–1927
- Stadtarchiv Offenburg/Bibliothek, O.V.: *Ueber die Errichtung eines Waisenhauses. Vortrag in der Sitzung des Stiftungsvorstandes vom 6. August und durch gemeinschaftlichen Beschluss dem Druck übergeben*, Offenburg, 1845
- Stadtarchiv Offenburg: 05/07953, *Waisenhausfonds. Waisenhaus. Verschiedenes.*, Offenburg, 1822–1847
- Stadtarchiv Offenburg: 05/08049, *Waisenhausfonds. Errichtung.*, Offenburg, 1832–1900
- Stadtarchiv Offenburg: 05/08170, *Waisenhausfond.*, Offenburg, 1844–1863
- Stadtarchiv Offenburg: 05/08195, *Vereinigter Armenfonds. Waisenhausbau. Betreibung der hierzu bestimmten Kapitalien*, Offenburg, 1847–1848
- Stadtarchiv Offenburg: 05/08211, *Waisenhausfonds. Die innere Einrichtung des Waisenhauses sowie die Unterhaltung derselben*, Offenburg, 1848–1861
- Stadtarchiv Offenburg: 05/08263, *Eröffnung des Waisenhauses, Beaufsichtigung, Aufnahme und Entlassung der Kinder*, Offenburg, 1853–1892
- Stadtarchiv Offenburg: 05/08274, *Nationale Register über die Waisenkinder*, Offenburg, 1854–1892
- Stadtarchiv Offenburg: 05/08297, *Aufnahme der ehelichen und unehelichen Waisenkinder*, Offenburg, 1856–1864
- Stadtarchiv Offenburg: 05/08480, *Waisenhausfonds. Errichtung und den Betrieb einer Kleinkinderschule im Waisenhaus*, Offenburg, 1872
- Stadtarchiv Offenburg: 05/08491, *Anstellung des Waisenvaters Bernhard Droll und dessen Besoldung*, Offenburg, 1874–1885
- Stadtarchiv Offenburg: 05/08496, *Waisenhausfonds. Notizen über Entstehung und Entwicklung der Anstalt*, Offenburg, 1875–1942
- Stadtarchiv Offenburg: 05/08514, *Berichte des Waisenvaters in verschiedenen Betreffen. Anstellung der Mägde und deren Löhne*, Offenburg, 1878–1887
- Stadtarchiv Offenburg: 05/08548, *Bestand des Waisenhauses, insbesondere vorübergehende Aufhebung des Waisenhauses und dessen Verwendung zu Schulen. [...]*, Offenburg, 1886–1927
- Stadtarchiv Offenburg: 05/08583, *Erbauung von Dienstgebäuden [...]*, Offenburg, 1892–1910
- Stadtarchiv Offenburg: 05/09418, *Herstellung einer Querstraße zwischen Bahnhof und Waisenhausstraße (heute: Haupt- und Okenstraße)*, Offenburg, 1887–1891
- Stadtarchiv Offenburg: 10/19/98, *Sitzungsprotokolle des Waisenhausfonds 1856*, Offenburg, 1856
- Treue, Wilhelm: *Gebhardt – Handbuch der deutschen Geschichte, Band 17, Gesellschaft, Wirtschaft und Technik Deutschlands im 19. Jahrhundert*, München, 1989

II. Internetquellen

- Brandes, Katharina: *Kinderarmut vom 17. Bis ins 20. Jahrhundert. „Gar elendig lamentieren“*, über: <https://www.wissenschaft.de/magazin/weitere-themen/garelendig-lamentieren/>; 14.12.2017
- Kruse, Wolfgang: *Industrialisierung und moderne Gesellschaft*, 27.09.2012, über: <http://www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/kaiserreich/139649/industrialisierung-und-moderne-gesellschaft>; 11.12.2017
- O.V.: *Ausgrenzte Kinder. Historische Streiflichter*, über: http://www.strassenkinderreport.de/index.php?goto=285&user_name=; 11.12.2017
- O.V.: *Heimerziehung in Deutschland*, über: https://de.wikipedia.org/wiki/Heimerziehung_in_Deutschland; 17.12.2017
- O.V.: *Heimerziehung*, über: <https://de.wikipedia.org/wiki/Heimerziehung>; 17.12.2017
- O.V.: *Rettungshausbewegung*, über: <https://de.wikipedia.org/wiki/Rettungshausbewegung>; 17.12.2017
- O.V.: *Waisenhaus*; über: <https://de.wikipedia.org/wiki/Waisenhaus>; 17.12.2017
- Sander, Uwe: *100 Jahre Jugend in Deutschland*, 26.05.2002, über: <http://www.bpb.de/apuz/25608/100-jahre-jugend-in-deutschland?p=all>; 11.12.2017
- Stangl, Werner: *Geschichte der Kindereziehung*, über: <http://arbeitsblaetter.stangltaller.at/ERZIEHUNG/Geschichte-Erziehung.shtml>; 14.12.2017

III. Bildquellen

- Abbildung 1: Stadtplan von Offenburg 1858; S. 6: Stadtarchiv Offenburg, StaO18/10/017, Offenburg, 1858
- Abbildung 2: Grundstücksplan; S. 7: Stadtarchiv Offenburg, 05/08583
- Abbildung 3: Grundriss des Waisenhausgebäudes, Erdgeschoss; S. 8: Staatsarchiv Freiburg: B 728—1_7359, Waisenhaus Offenburg, Grundriss des I. Stockes
- Abbildung 4: Grundriss des Waisenhausgebäudes, 1. Stock; S. 8: Staatsarchiv Freiburg: B 728—1_7359, Waisenhaus Offenburg, Grundriss des II. Stockes
- Abbildung 5: Statistik: Anteil ehelicher und unehelicher Kinder im Waisenhaus (1854–1892); S. 10: Emilia Bub, Statistik: Anteil ehelicher und unehelicher Kinder im Waisenhaus (1854–1892), Offenburg, 2018 Quelle: Stadtarchiv Offenburg: 05/8274: *Waisenhaus Offenburg – Nationale über die Waisenkinder*, Offenburg, 1854–1892
- Abbildung 6: Statistik: Alter der Jungen bei Entlassung (1854–1892); S. 13: Emilia Bub, Statistik: Alter der Jungen bei Entlassung (1854–1892), Offenburg, 2018 Quelle: Stadtarchiv Offenburg: 05/8274: *Waisenhaus Offenburg – Nationale über die Waisenkinder*, Offenburg, 1854–1892
- Abbildung 7: Statistik: Alter der Mädchen bei Entlassung; S. 14: Emilia Bub, Statistik: Alter der Mädchen bei Entlassung (1854–1892), Offenburg, 2018 Quelle: Stadtarchiv Offenburg: 05/8274: *Waisenhaus Offenburg – Nationale über die Waisenkinder*, Offenburg, 1854–1892
- Abbildung 8: Statistik: Gesamtzahl der Kinder im Waisenhaus (1854–1891); S. 17: Emilia Bub, Statistik: Gesamtzahl der Kinder im Waisenhaus (1854–1892), Offenburg, 2018 Quelle: Stadtarchiv Offenburg: 05/8274: *Waisenhaus Offenburg – Nationale über die Waisenkinder*, Offenburg, 1854–1892
- Abbildung 9: Realschule (ehemaliges Waisenhaus) und evangelische Kirche, Offenburg, 1902; S. 18: Stadtarchiv Offenburg: 03.02.240–42: Realschule und evangelische Kirche 1902, Offenburg, 1902
- Abbildung 10: Blick auf das Gelände des ehemaligen Waisenhauses Offenburg. Zu sehen: Außenstelle der Gewerblich-Technischen Schule Offenburg (Friedrich-August-Haselwander-Schule), 2018; S. 19: Foto: Emilia Bub, Offenburg, 22.05.2018

Anmerkungen

- 1 o.V.: *Ueber die Errichtung eines Waisenhauses, Vortrag in der Sitzung des Stiftungsvorstandes vom 6. August [...]*, Offenburg, 1845, S. 4, Stadtarchiv Offenburg / Bibliothek
- 2 s.o.S. 4, Z. 36–39
- 3 Der Name des Redners geht nicht aus der Quelle hervor
- 4 Informationen zur Person in: Wolfgang M. Gall: *„...eine schändliche Verschwörung gegen das Cölibatsgesetz“ – Biografische Anmerkungen zu dem Offenburger Reformkatholiken Dekan Franz Ludwig Mersy*, in: Die Ortenau 1997, S. 431–440

- 5 Die Rettungshausbewegung war eine christliche soziale Bewegung, die mit ihren pädagogischen Konzepten das Ziel verfolgte, verwaiste Kinder zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu erziehen.
- 6 Universität Freiburg, Juristische Fakultät, Wahlfachgruppe 14/ Jugendstrafrecht: *Jugendstrafrecht*, Freiburg, o. Datum, S. 1, Z. 5
- 7 Jean-Jacques Rousseau: *Émile oder über die Erziehung*, Amsterdam, 1762, S. 76
- 8 Ulrich Eisenbach: *Zuchthäuser, Armenanstalten und Waisenhäuser in Nassau*, Historische Kommission für Nassau 1994, S. 133, Z. 19–20
- 9 Man versteht darunter die öffentliche Kritik am System der Heimunterbringung und -erziehung. Der Waisenhausstreit wurde vor allem durch Philanthropen vorangetrieben und war in manchen Regionen so vehement, dass vereinzelte Heime geschlossen wurden. Das Prinzip der Familienerziehung konnte sich allerdings erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts durchsetzen.
- 10 Stadtarchiv Offenburg / Bibliothek, o.V.: *Ueber die Errichtung eines Waisenhauses, Vortrag in der Sitzung des Stiftungsvorstandes vom 6. August [...]*, Offenburg, 1845, S. 3, Z. 21 f.
- 11 Stadtarchiv Offenburg / Bibliothek, o.V.: *Ueber die Errichtung eines Waisenhauses, Vortrag in der Sitzung des Stiftungsvorstandes vom 6. August [...]*, Offenburg, 1845, S. 3, Z. 23 f.
- 12 Stadtarchiv Offenburg, Wochenblatt Nr. 24 vom 14. Juni 1844: *Die Gründung eines Waisenhauses in Offenburg*, Z. 8–10
- 13 Stadtarchiv Offenburg / Bibliothek, o.V.: *Ueber die Errichtung eines Waisenhauses, Vortrag in der Sitzung des Stiftungsvorstandes vom 6. August [...]*, Offenburg, 1845, S. 5, Z. 10 f.
- 14 Stadtarchiv Offenburg, StaO 18/10/017, Offenburg, 1858
- 15 Stadtarchiv Offenburg, 05/08583
- 16 Staatsarchiv Freiburg: B 728—1_7359, Waisenhaus Offenburg, Grundriss des I. Stockes
- 17 Staatsarchiv Freiburg: B 728—1_7359, Waisenhaus Offenburg, Grundriss des II. Stockes
- 18 Stadtarchiv Offenburg: 05/8496, *Die Statuten der Waisenanstalt in Offenburg*, Offenburg, 1849, S. 4, Kap. 2, Z. 15–42
- 19 Emilia Bub, Statistik: Anteil ehelicher und unehelicher Kinder im Waisenhaus (1854–1892), Offenburg, 2018 Quelle: Stadtarchiv Offenburg: 05/8274: *Waisenhaus Offenburg – Nationale über die Waisenkinder*, Offenburg, 1854–1892
- 20 Stadtarchiv Offenburg: 05/8496, *Die Statuten der Waisenanstalt in Offenburg*, Offenburg, 1849, S. 3, Kap. 1, Z. 6–8
- 21 Stadtarchiv Offenburg: 05/8496, *Die Statuten der Waisenanstalt in Offenburg*, Offenburg, 1849, S. 5, Kap. 4, Z. 26–36
- 22 Stadtarchiv Offenburg: 05/8496, *Die Statuten der Waisenanstalt in Offenburg*, Offenburg, 1849, S. 6, Kap. 5, Z. 22–28
- 23 Stadtarchiv Offenburg: 05/8496, *Die Statuten der Waisenanstalt in Offenburg*, Offenburg, 1849, S. 7, Kap. 5, Z. 4–5
- 24 Ein strapazierfähiges Gewebe
- 25 Taschentücher
- 26 Auch Spencer, eine kurze Jacke
- 27 Taschentücher
- 28 Vergleichbar mit Hauswirtschaftslehre
- 29 Stadtarchiv Offenburg: 05/8496, *Die Statuten der Waisenanstalt in Offenburg*, Offenburg, 1849, S. 11, Kap. 12, Z. 41
- 30 Emilia Bub, Statistik: Alter der Jungen bei Entlassung (1854–1892), Offenburg, 2018 Quelle: Stadtarchiv Offenburg: 05/8274: *Waisenhaus Offenburg – Nationale über die Waisenkinder*, Offenburg, 1854–1892
- 31 Stadtarchiv Offenburg: 05/8274, *Nationale über die Waisenkinder*, Offenburg, 1854–1892, S. 32, Nr. 150
- 32 Emilia Bub, Statistik: Alter der Mädchen bei Entlassung (1854–1892), Offenburg, 2018 Quelle: Stadtarchiv Offenburg: 05/8274: *Waisenhaus Offenburg – Nationale über die Waisenkinder*, Offenburg, 1854–1892
- 33 Stadtarchiv Offenburg: 05/8274, *Nationale über die Waisenkinder*, Offenburg, 1854–1892, S. 9, Nr. 33

- 34 Stadtarchiv Offenburg: 05/8274, Nationale über die Waisenkinder, Offenburg, 1854–1892, S. 9, Nr. 36
- 35 Stadtarchiv Offenburg: 05/8274, Nationale über die Waisenkinder, Offenburg, 1854–1892, S. 17, Nr. 67
- 36 Es konnten leider keine genaueren Informationen zu diesem Vorfall oder der Person gefunden werden. In Akten aus dem Generallandesarchiv Karlsruhe finden sich jedoch Aussagen über einen gewissen Lehrer Peter Gnirs, der, laut Akten, in Offenburg als Waisenvater angestellt war. Es ist anzunehmen, dass es sich um ein und dieselbe Person handelt. Nähere Informationen lassen sich in folgenden Akten finden: GLA 235/29562, GLA 235/16383/BL. 91, GLA 389 Zug. 1937/33 Nr. 602. Außerdem in „Die Ortenau Nr. 80“, 1980, S. 172–207.
- 37 Stadtarchiv Offenburg: 10/19/98, Sitzungsprotokolle des Waisenhausfonds 1856, Sitzung vom 19. September 1856, Offenburg, 1856
- 38 Stadtarchiv Offenburg: 10/19/98, Sitzungsprotokolle des Waisenhausfonds 1856, Sitzung vom 19. September 1856, Offenburg, 1856
- 39 Im Stadtarchiv Offenburg finden sich dazu kaum Informationen. Es ist denkbar, dass in einem entsprechenden kirchlichen Archiv mehr zu diesen Jahren zu finden ist.
- 40 Das Schloss existiert heute noch und befindet sich in der Nähe von Bordeaux in der Gemeinde Saint-Magne-de-Castillon, wird jedoch als Weingut genutzt.
- 41 Es ist nicht bekannt, um welche Krankheit oder Behinderung es sich gehandelt hat. Recherchen hierzu blieben ergebnislos.
- 42 S. Stadtarchiv Offenburg: 05/8514, Brief des Waisenvaters Droll an den Stiftungsrat vom 17. März 1878, Offenburg 1878
- 43 Herstellung von Wäsche, Tüchern etc.
- 44 Stadtarchiv Offenburg: 05/8514, Brief des Waisenvaters Droll an den Stiftungsrat vom 25. März 1878, Offenburg 1878
- 45 Eine sogenannte Kreispflegeanstalt. Diese wurde 1874 eröffnet und ist heute ein Teil der Pflege- und Betreuungsheime Ortenau.
- 46 Stadtarchiv Offenburg: 05/8491, *Bericht des Waisenvaters Droll über die Entwicklung der Waisenanstalt vom 8. Februar 1885*, Offenburg 1885
- 47 Emilia Bub, Statistik: Gesamtanzahl der Kinder im Waisenhaus (1854–1892), Offenburg, 2018
Quelle: Stadtarchiv Offenburg: 05/8274: *Waisenhaus Offenburg – Nationale über die Waisenkinder*, Offenburg, 1854–1892
- 48 Anmerkung: In dieser Statistik konnten 9 Kinder wegen unvollständiger Angaben nicht berücksichtigt werden.
- 49 Stadtarchiv Offenburg: 05/8548:
- 50 Stadtarchiv Offenburg: 05/0077, *Schreiben an den Waisenhausfonds vom 11. Juni 1927*, Offenburg, 1927
- 51 Ein Kleinkinderheim bzw. ein Mutter-und-Kindheim; Schwerpunkt lag auf der Versorgung erwerbstätiger Schwangeren vor und nach der Entbindung.
- 52 Stadtarchiv Offenburg: 05/0077, *Schreiben an den Waisenhausfonds vom 13. Juli 1921*, Offenburg, 1921
- 53 Realschule (ehemaliges Waisenhaus) und evangelische Kirche, Offenburg, 1902. Stadtarchiv Offenburg: 03.02.240–42: Realschule und evangelische Kirche 1902, Offenburg 1902
- 54 Blick auf das Gelände des ehemaligen Waisenhauses Offenburg. Zu sehen: Außenstelle der Gewerblich-Technischen Schule Offenburg (Friedrich-August-Haselwander-Schule), 2018. Foto: Emilia Bub, Offenburg, 22.05.2018

13. August 1938

Tschechisches Verkehrsflugzeug am Buchwälder Kopf abgestürzt

Josef Werner

Auf dieser Schreibmaschine des damaligen Durbacher Ratschreibers Josef Lauinger wurde die traurige Mitteilung über den Absturz eines tschechischen Verkehrsflugzeugs in die Welt berichtet.



Ein schlichter grauer Grabstein auf dem alten Friedhof in Offenburg mit der Aufschrift

***„Hier ruht Heinrich Schliestedt, Vorstandsmitglied
des Deutschen Metall-Arbeiter-Verbandes,
geb. 18. Jan. 1883, gest. 13. August 1938
durch Flugzeugabsturz in Durbach“***

erinnert heute noch an das furchtbare Unglück in Durbach.

Valentin Huber, Sohn des Hofbauern Valentin Huber im Durbacher Zinken Lautenbach, erinnerte sich an diesen Tag.

„Gegen 13 Uhr am Samstagmittag hörte man im Lautenbach und auf den umliegenden Höfen (Dünberg/am Rain) zunächst Motorengeräusch von einem offenbar tief fliegenden Flugzeug, dann vernahm man ein lautes Krachen. Es herrschte an diesem Tag ein außergewöhnlich dichter Nebel, bzw. Dunst, im Bereich des Brandeckkopfes und um den Buchwälder-Kopf mit Farnhalde. Ich war mit meinem Bruder Emil als Erster an der Absturzstelle am Buchwälder Kopf. Das Flugzeug war vollständig ausgebrannt. Um die Absturzstelle herum lagen die stark verkohlten Leichen der Passagiere und viel Post und Gepäck, das aus dem Flugzeug herausgeschleudert wurde und vielfach noch unversehrt war. Darunter z. B. auch eine Mappe mit tschechischem Geld. Der einzige noch lebende Passagier war eine Stewardess, die bis zur Hüfte schwerste Verbrennungen hatte. Während Emil durch das steile und unwegsame Wald- und Reb Gelände zu dem ca. 1,5 km entfernten Gasthaus ‚Rebstock‘ ging um telefonisch Polizei und Sanitäter zu verständigen, wurde die schwer verletzte Stewardess

Tschechoslowakisches Flugzeug bei Durbach verunglückt / 17 Tote

Am Samstag gegen 11.30 Uhr verunglückte ein Verkehrsflugzeug tschecho-slowakischer Nationalität der Strecke Prag—Straßburg—Paris bei Durbach in der Nähe von Offenburg. Das Flugzeug ist offenbar zu niedrig geflogen und gegen einen Bergabhang geraten. Bei dem Unfall sind 16 Personen ums Leben gekommen. Eine Frau wurde in schwerverletztem Zustand in das Krankenhaus Offenburg eingeliefert.

Die schwere Katastrophe hat mit dem Tode der einzig Überlebenden, der Stewardess Maria Kreuter aus Wien, insgesamt 17 Todesopfer gefordert.

Das Flugzeug ist nach den vorliegenden

zur Unglücksstelle, die ein erschreckendes Bild bot. Das Flugzeug lag zertrümmert und brennend am Boden. Die Passagiere lagen zerstreut um das Flugzeug herum und waren zum Teil schon bis zur Unkenntlichkeit verbrannt. Etwa 20 Meter von der Unfallstelle entfernt, fanden die Jungen, auf einem Baumstamme sitzend, ein junges Mädchen. Es war die Stewardess des Flugzeuges, Fräulein Maria Kreutter, die jämmerlich um Hilfe rief. Ihre Füße und Hände zeigten starke Brandwunden. Nur einer der übrigen Verunglückten gab noch Lebenszeichen von sich, aber gleich darauf war er tot. Einer der Jungen blieb an der Unglücksstelle, während der andere ins Tal stürzte, um Hilfe zu holen.

von weiter hinzugekommenen Anwohnern mit einem aufgeklappten Pilotensitz auf den Hof des heutigen Weinguts Alfred Huber in Durbach, Lautenbach gebracht. Von dort aus wurde sie nach Offenburg ins Krankenhaus transportiert.“

Die nun hinzugekommene Polizei sperrte die Absturzstelle weiträumig ab und ließ niemand mehr an die Unfallstelle heran. Die Stewardess trug einen Gürtel mit Kennzeichen einer tschechischen Gewerkschaft. Weil dies bei der Polizei etwas kritisch bewertet wurde, vermutete man „Spionagetätigkeit“.

Die auf dem Huber-Hof arbeitende Zäzilia Doll (Werner) berichtete:

„Die dreiundzwanzigjährige Stewardess Maria Kreuter aus Wien hatte schwere Brandwunden an beiden Beinen. Sie schrie vor Schmerzen und bat immer wieder schlagt mich doch tot!“

Maria Kreuter mussten im Offenburger Krankenhaus beide Beine amputiert werden. Die ärztliche Kunst konnte jedoch nicht mehr helfen. Sie verstarb an ihren schweren Verletzungen bereits am Sonntagmorgen. Die insgesamt 17 Todesopfer wurden in der Offenburger Leichenhalle aufgebahrt. Die Ortenauer Bevölkerung nahm großen Anteil an dem Unglück und schmückte die Särge mit Blumen.

Ein Großaufgebot an Ermittlern untersuchte das Unglück und die Ursachen des Flugzeugabsturzes. Bereits am Samstag-

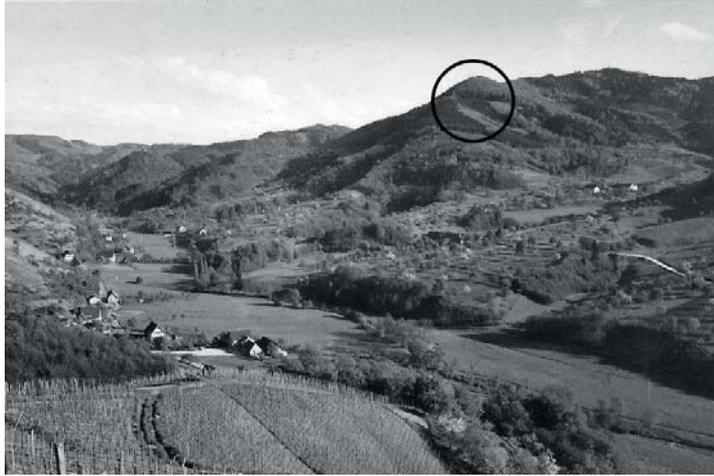
nachmittag erschienen die Staatsanwaltschaft, ferner eine Kommission der Luftpolizei Freiburg an der Unfallstelle, die von der Gendarmerie in weitem Umkreis abgesperrt wurde. Am Sonntag kam eine weitere Kommission des Reichsluftfahrtministeriums aus Berlin und eine weitere Kommission aus Prag. Anhand der Passagierliste konnte der Direktor der Air France aus Straßburg die Namen der Verunglückten feststellen. So finden sich nach Abschluss der Ermittlungsarbeiten unterm 19.09.1938 im Sterberegister des Standesamts Durbach folgende Namen (siehe Tabelle unten).

Die Passagiere waren Tschechen, Franzosen und Engländer, die auf dem Flug nach Paris waren. Die mitgeführte Post lag zum Teil unversehrt in der Nahе der Unfallstelle, darunter befand sich zahlreiche Post nach „Rotspanien“.

Wegen dem großen Anteil an Israeliten und nicht zuletzt auch wegen diesen Postsendungen munkelte man in der Bevölkerung, dass das Flugzeug womöglich abgeschossen worden sei. Dem war wohl nicht so. Das Flugzeug der Linie Prag–Paris war am Vormittag in Prag zum Flug nach Straßburg–Paris gestartet und kam im Brandeckgebiet in Nebel und Regen. Der Pilot muss sich beim Überfliegen der Schwarzwaldberge getäuscht haben und versuchte, anscheinend in der Meinung, dass er sich schon in der Rheinebene befinde, die Nebelwand zu

Name	Beruf	Geb. Datum	Nationalität/Konfession	Wohnort
Dr. Günter Bernheim	Kaufmann	18.03.1911	Israelitisch	Paris
Leo Harold Frank	Tonmeister	12.04.1901	Israelitisch	Prag
Ruth Frank		10.02.1912	Israelitisch	Prag
Helmut Fritjof Arzt		11.03.1908	Israelitisch	Paris
Margarethe Grete Than	Schauspielerin	14.03.1900	Katholisch	Paris
Dr. Bedrich Eisner		14.03.1899	Israelitisch	Prag
Richard Hirsch	Administrateur de Société	09.03.1903	Katholisch	Paris
Karel Brabenec	Chefpilot	05.11.1895	Dem tschechoslowakischen Glaubensbekenntnis angehörend	Prag
Alois Krahulec	Pilot	17.01.1901	Katholisch	Prag
Maximilian Scheer	Student	08.04.1913	Israelitisch	Wien
Milton Morris Abeles	Arzt	04.03.1906	Israelitisch	New-York
Dorothy Abeles		02.10.1914	Israelitisch	New-York
Heinrich Gustav Adolf Schliestedt	Redakteur	18.01.1883		Prag
Demetrio Pereda		07.06.1891		Prag

*Der Buchwälder Kopf
ist die Bergkuppe
zwischen dem Lauten-
bachtal und dem
Brandecktal.
– Aufnahme um 1964*



durchstoßen. Dabei blieb das Flugzeug an dem ca. 600 m hohen Buchwälder Kopf hängen und stürzte ab.

Der „Führer“ berichtete: „Für die 17 am Samstag auf so furchtbare Weise verunglückten Insassen des tschecho-slowakischen Flugzeuges fand in den Abendstunden des Montags in der Leichenhalle in Offenburg eine ergreifende Trauerfeier statt. In der prachtvoll geschmückten Halle standen in zwei langen Reihen 16 Särge, gekrönt von dem noch offenen Sarg des 17. Opfers, der erst am Sonntagfrüh verstorbenen Stewardess. Auf jedem der schlichten Särge Blumen über Blumen, ein Zeichen des Mitgefühls unserer Bevölkerung. Nach dem Largo von Händel ergriff Ministerialrat Kraft das Wort, um im Auftrag des badischen Ministers des Innern einen prächtigen Kranz niederzulegen. Namens der Stadt Offenburg fand Oberbürgermeister Dr. Rombach Worte der Anteilnahme und des Mitgefühls für die so jäh aus dem Leben Gerissenen. Auch sein letzter Gruß war ein Kranz. Ein Abgeordneter der hier weilenden tschecho-slowakischen Untersuchungskommission legte im Auftrag der tschecho-slowakischen Republik, der tschecho-slowakischen Fluglinie und im Namen der Angehörigen der Toten ebenfalls einen Kranz nieder. Er fand weiter herzliche Worte des Dankes für die deutschen Reichsbehörden und die Stadt Offenburg für ihre Bemühungen und herzliche Anteilnahme. Als Letzter trat ein Vertreter der Deutschen Lufthansa vor die Reihe der Särge, um ebenfalls mit Worten tiefster Ergriffenheit den Dahingegangenen einen letzten Gruß zuzurufen. Im Laufe des Abends wurden noch zwei der tödlich Verunglückten von einem Straßburger Transportauto abgeholt und in die Heimat überführt.“

Die Namen der Toten des Flugzeugunglückes

Vom Oberstaatsanwalt wird uns mitgeteilt:
Die Namen folgender Leichen sind festgestellt:

1. Milhorn Abeles
2. Dorothee Abeles, geb. Cohn
3. Karl Prabenec, Pilot
4. Günther Bernheim
5. Harold Leo Frank
6. Ruth Frank geb. Ciz
7. Dr. Bedrid Eisner
8. Richard Hirsch
9. Maria Kreuter, Stewardess
10. Desiderius Lustig
11. Krabulek, Chefpilot
12. Soukup, Bordfunter
13. Brit Than geb. Haid

Noch nicht identifiziert sind die Leichen folgender männlicher Personen:

1. Demetrio Bereda
2. Herrmann
3. Heinrich
4. Urb

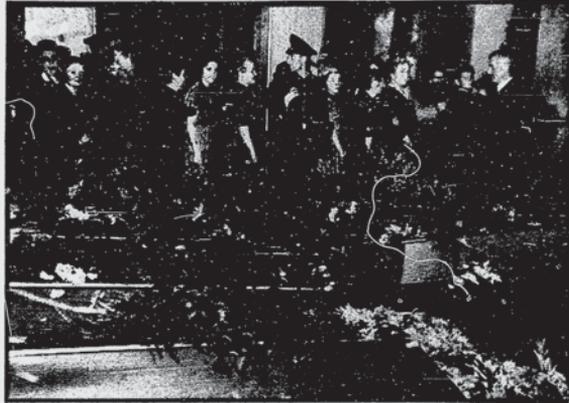
Von Angehörigen des Desiderius Lustig und des Dr. Eisner sind Mitteilungen bei der Staatsanwaltschaft Offenburg noch nicht eingetroffen. Ebenso ist nichts über Herrn Herrmann bekannt. Die erforderlichen Verbindungen mit der Tschecho-slowakischen staatlichen Aerolinie sind aufgenommen.

*
Zu dem Flugzeugunglück am Buchwälder Kopf bringen die „Straßburger Neuesten Nachrichten“ noch weitere Einzelheiten. Das Flugzeug war eine Maschine tschechischer Her-

In Enghelm, dem Straßburger Flugplatz, rüstete man zur Landung. Um 11 Uhr hätte das Flugzeug landen sollen. Erst um 13 Uhr vernahm man die Kunde, daß Bauern im Schwarzwald in 660 Meter Höhe die schwelenden Trümmer des Flugzeuges aufgefunden hätten.

Das Unglück ereignete sich um 11 Uhr 05 Die Besatzung von Straßburg-Enghelm hatte eben dem Piloten mitgeteilt, daß er zu tief fliege und auf 1000 Meter steigen solle. Genau um diese Zeit, es war um 11.05 Uhr, gab der Bordfunter keine Meldung mehr.

Die Aufbahrung der Todesopfer in der Offenburger Leichenhalle



Die Offenburger Bürgerschaft zieht in stummer Ergriffenheit an den vielen Särgen vorbei (Photo Grimm)

Der „Führer“ schreibt weiter: „Der Flugzeugführer war Luftmillionär. Über die Opfer und die Beschaffenheit der Maschine sind jetzt weitere Einzelheiten festgestellt worden. Die Maschine gehört zu den modernsten Apparaten der tschechoslowakischen staatlichen Aerolinie und war erst seit November des vorigen Jahres im Dienst. In einer Höhe von etwa 1700 Meter entwickelte das Flugzeug, das einen 2000-PS-Walther-Motor hatte, eine Geschwindigkeit von 330 Stundenkilometer. Es besaß doppelte Steuerung und eine komplette Radiosende- und Empfangsanlage. Die Maschine wurde von dem tschechoslowakischen Piloten Prabenec gesteuert, der kürzlich den 100 000sten Luftkilometer ohne den geringsten Zwischenfall zurückgelegt hatte. Das Flugzeug ist in Prag um 9 Uhr aufgestiegen und sollte flugplanmäßig um 11 Uhr 5 in Straßburg eintreffen. Der Absturz ist unmittelbar nach 11 Uhr erfolgt. Der Bordfunter gab die letzte Standortmeldung um 11.1 Uhr, zu welcher Zeit sich die Maschine in einer Schlechtwetterzone in einer Höhe von 600 Meter befand.“

Diese Zeitangabe über den Absturz steht im Widerspruch zu den Aussagen der Zeitzeugen und auch zu dem im Sterberegister mit 13:05 Uhr angegebenen Sterbezeitpunkt.

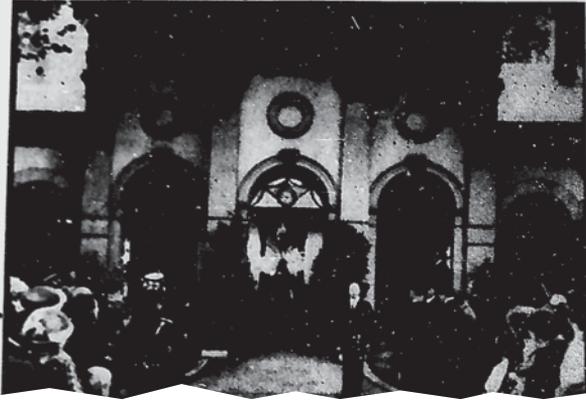
Siebzehn Männer der Durbacher Feuerwehr hielten am 14.8.1938 an der Unglücksstelle Wache, was von Feuerwehrkommandant Bartholomäus Bahr mit 119 Stunden aufgelistet

Trauerfeier für die Opfer des Flugzeugunglückes Das Mitgefühl der Offenburger Bevölkerung und der Ortenau

Für die am Samstag verunglückten Insassen des reichsdeutschen Flugzeuges fand in den Abendstunden des Monats auf dem Offenburger Friedhof eine schlichte Trauerfeier statt. In der Leichenhalle, die mit Blumen reich geziert ist, stehen in zwei langen Reihen 16 Särge, oben der offene Sarg des 17. Oktober, der am Sonntagmorgen im Offenburger Krankenhaus verstorbenen Stewardess. Die Särge waren überaus reich mit Blumen geschmückt, die die Stadt Offenburg und auch die vielen Besucher im Laufe des Tages niederlegten.

Die Vertreter des Senates, der Kreishauptstadt Offenburg sowie die mit der Untersuchung des Unglücks beauftragten deutschen und französisch-italienischen Kommissionen hatten sich vor der Friedhofshalle versammelt. Aber auch viele Einwohner von Offenburg hatten sich zur Trauerkundgebung eingefunden u. damit ihre große Anteilnahme an dem Flugzeugunglück kundzugeben.

Geistliche, Trauermusik klangen über den Feg. Nach dem Sarge von Hände ergriff der Vertreter des bad. Senates, Ministerialrat Dr. Straub, als erster Redner das Wort. Der Redner nahm an dem schweren



wurde. Sechs Männer hielten insgesamt 72 Stunden Nachtwache. Über das Bezirksamt Offenburg wurden an die Lufthansa Kostenrechnungen eingereicht. Dabei wurde für die Bewachung eine Vergütung von einer Reichsmark je Stunde als ausreichend angesehen. Gendarmeriemeister Kropp meldete: „Da alle Feuerwehrleute durch den strömenden Regen durchnässt und durch das Hochschleppen und zu Tal bringen der Schlitten mit den Toten noch völlig verschwitzt waren, musste eine entsprechende kleine Verpflegung gegeben werden, um die Leute bei Kräften zu erhalten.“ Die Sanitäter waren bis zur Freigabe durch die Kommission 95 Stunden im Einsatz. Das Gasthaus Linde, Metzger Bruder und Bäcker Feger stellten gelieferte Essen und Getränke in Rechnung. Valentin Huber vom Lautenbach wurde mit 35 RM wegen Versorgung der Stewardess angegeben. Franz Laible vom Dünberg berechnete für den Abtransport der 16 Leichen je 20 RM. Für den Abtransport des Flugzeuggerippes am 15. und 16. August wurden Anton Männle u. a. mit insgesamt 48 Stunden vergütet.

An der Absturzstelle im Wald am Buchwälder Kopf erinnert heute noch eine etwas kahle Stelle an das schwere Unglück. Nur wenige Meter entfernt führt heute der neu angelegte und viel begangene Wanderweg „Durbacher Weitblick“ vorbei.

Fundstelle: Gemeindearchiv Durbach

Josef Werner, Kirchgässle 2, 77770 Durbach

Trafostation – 100 Jahre Stromversorgung in Ebersweier – Pfarrer Lorenz Oechsler bringt Licht nach Ebersweier

Hans Haffner

In der Dorfmitte, „Am Durbach“, zwischen Haus-Nummer 3 und 4, zweigt ein ausgebauter Weg, der „Schmiedweg“ (die Schießgasse) nach Appenweier. Er führt zwischen den beiden Wohngrundstücken 3 u. 4 vorbei, und danach, südlich, gegenüber der Sackgasse „Im Stück“ und dem Friedhof, steht das schmale Transformatoren-Haus. Von hier wurde bis 1989 die elektrische Versorgung von Ebersweier geregelt und heute (seit 1993) nun zweckentfremdet, doch sinnvoll, dient es als Unterschlupf von gefährdeten Tierarten.

Eine elektrische Versorgung für Ebersweier gab es anfangs des Jahrhunderts nicht, obwohl die umgebenden Gemeinden größtenteils schon vor dem ersten Weltkrieg über elektrischen Strom oder aber über Gaslaternen verfügten. In den Straßen von Ebersweier sorgten noch Petroleumlampen, die täglich nachgefüllt werden mussten, für ein Laternenlicht und ab 1915 unterband der Mangel an Petroleum, dass nachts die Straßen ausgeleuchtet werden konnten, und Ebersweier versank so im Dunkel.

1916 bekam die Pfarrei einen neuen Pfarrherrn zugewiesen. Dieser Pfarrer, Lorenz Oechsler, wurde am 21. November 1863 in Kirrlach bei Bruchsal geboren, wurde 1889 in St. Peter zum Priester geweiht und war anschließend Vikar in Rastatt. Bevor



Abb. 1: Postkarten-ausschnitt ca. 1933



Abb. 2: Geistlicher Rat Lorenz Oechsler;
Foto: Reiner Vogt



Abb. 3: Kirche St. Stefan Oberachern
1903–1905



Abb. 4: eine nach dem Pfarrer benannte Straße

er Pfarrer in Oberachern wurde, amtierte er ab 1895 als Pfarrverweser in der Dreifaltigkeits-(Spital-)Pfarrei in Konstanz. Pfarrer Oechsler ging in die Oberacherne Kirchen- und Gemeindegeschichte vor allem als Bauherr der heutigen Stefanskirche (1903–1905) ein. Architekt war Johannes Schroth, der ca. 40 Kirchen in Mittelbaden plante und baute, darunter auch die Dreifaltigkeitskirche in Offenburg. 1916 wurde der Pfarrer nach Ebersweier versetzt und elf Jahre später, 1927, wurde er nach Hemmenhofen am Bodensee berufen. Während seines Ruhestands ernannte ihn Erzbischof Conrad Gröber 1939 zum Geistlichen Rat. Er kehrte wieder nach Oberachern zurück und starb am 21. April 1952 in Achern im Krankenhaus. Er wurde auf dem Friedhof Oberachern bestattet; sein Grabmal befindet sich heute im Bereich des Friedhofs auf dem Ehrenhof.

Dieser Pfarrer, der bisher Beträchtliches geleistet hatte, musste nun sein Pfarr- und Fürsorge-Amt in einem Dorf mit veralteten Strukturen von noch „vor der Jahrhundertwende“¹, mit einer dezimierten Gemeindeführung ohne Sachverstand und bei kriegsgeschädigten Einheimischen ausüben. Seit beinahe zwei Jahrzehnten war er elektrisches Licht gewohnt und fand nun ein Dorf und eine Pfarrstelle vor ohne Licht und funktionierende Straßenlampen; zudem war das Petroleum rationiert, das für den Gebrauch von Petroleumlampen² des Abends und der Nacht gekauft werden musste.

Der Not gehorchend machte er die Elektrifizierung zu seiner Sache. Sein Wissen über die Elektrizitätsversorgung dort in Achern und die Ausdehnung dieser Versorgung (1908) innerhalb von drei Jahren auf deren Umlandgemeinden veranlassten ihn, mit dem Überlandwerk Achern zusammenzuarbeiten. Denn geradezu beispielhaft war das Überlandwerk Achern (1899), das auf der Basis einer Dampfzentrale sein im Badischen gelegenes Versorgungsgebiet ausdehnte und 1911 zwanzig Orte belieferte. Pfarrer Oechsler war mit Achern verbunden, seine „Stefanskirche“ hatte schon 1905 elektrisches Licht. Er überzeugte den noch verbliebenen Rat der Gemeinde Ebersweier, sich nicht der Stadt Offenburg³ anzuschließen und verwies darauf, dass schon 1917 vom Überlandwerk die ersten Hochspannungsleitungen wieder errichtet und eine flächendeckende Versorgung angeboten wurde.

Dort hatte im Juli 1918 (es herrschte noch Krieg) unser hiesiger Pfarrer Lorenz Oechsler schon vorgespochen und das Interesse der Gemeinde, die ein Gutachten über die Anlagekosten⁴ eingeholt hatte, an einer schnellen Ausführung der Stromversorgung durch das E-Werk Achern bekundet. Im November des Jahres 1918 wurde mit der Planung begonnen, Ebersweier

Elektrizitätswerk Achern
 Rheinische Schuckert-Gesellschaft
als elektrische Industrie (Rheinische Gesellschaft) Maschbau
 Fernsprecher Nr. 40 und 45
(Post Achern)
 Postfach-Nr. 9337 Karlsruhe

Achern, den 5. Juli 1918.

Sr. Hochwürden
 Herrn Pfarrer Oechsle,
 Ebersweier,
 b/Offenburg.

Antwort auf Schreiben vom
 Abteilung: T.B. Hb./J.
 Versorgung der
 Gemeindef: Gemeinde m. elektr.
 Energie.
(Entscheidung und Beantwortung
 ist bei der Antwort anzugeben)

Wir nehmen höflich Bezug auf Ihre persönliche Vorgespräche auf unserem Büro betr. Versorgung der Gemeinde Ebersweier mit elektrischer Energie und teilen Ihnen mit, dass wir in den nächsten Tagen auf die Angelegenheit zurückkommen werden.

Hochachtungsvoll
Elektrizitätswerk Achern
 LA *[Handwritten Signature]*

Anlage 1: Vorsprache des Pfarrers in Achern 8. Juli 1918

Elektrizitätswerk Achern
 Rheinische Schuckert-Gesellschaft
als elektrische Industrie (Rheinische Gesellschaft) Maschbau
 Fernsprecher Nr. 40 und 45
(Post Achern)
 Postfach-Nr. 9337 Karlsruhe

Achern, den 31. Juli 1918

Hochwürden
 Herrn Pfarrer Oechsle
 Ebersweier.

Antwort auf Schreiben vom
 Abteilung: T.B. Hb./Pf.
 Versorgung der Gemeinde
 Ebersbach.
(Entscheidung und Beantwortung
 ist bei der Antwort anzugeben)

Wir nehmen auf Ihren Besuch auf unserem Büro höflich Bezug und teilen Ihnen mit, dass nach den bestehenden Abmachungen die Stadt Offenburg nicht berechtigt ist, die Gemeinde Ebersweier mit elektrischer Energie zu versorgen. Sollte die Gemeinde Ebersweier auf baldige Versorgung Wert legen, so bitten wir Sie, veranlassen zu wollen, dass der Gemeinderat sich mit uns ins Benehmen setzt; wir werden dann das Weitere veranlassen.

Hochachtungsvoll
Elektrizitätswerk Achern
 LA *[Handwritten Signature]*

Anlage 2: Vorsprache des Pfarrers in Achern 31. Juli 1918

an das Acherner Stromnetz anzubinden und die allgemeine Beleuchtung mit Petroleumleuchten durch elektrisches Licht zu ersetzen. Und das zu einer Zeit, in der gerade erst am 11. November 1918 die Kapitulation erfolgte und der 1. Weltkrieg endete.

Mit dem Pfarrer hatte die Gemeinde einen Koordinator, der dem Dorf schnellstens und am günstigsten „Licht“ vom Überlandwerk Achern besorgte. Mit der Planung einer Trafostation konnte begonnen werden und die Bauabteilung des E-Werks fertigte die Genehmigungs-Pläne zur Vorlage am 22. Mai 1919 an das Badische Bezirksamt Offenburg, das auch die Aufstellung von ca. 50 Strommasten⁵ erlaubte. Die Erstellung der Trafostation erfolgte innerhalb von drei Monaten; die Straßenbeleuchtung wurde zum Jahresende 1919 fertiggestellt⁶ und die Einrichtung und Verkabelung mit den Anlussteilnehmern wurde zügig durchgeführt und endete 1923.



Abb. 5: Trafostation Nordseite



Abb. 6: Südseite, traufseitig
Nistkästen, Maueröffnung oben
Mitte für Schleiereulen



Abb. 7: ehemaliger Strom-
masten gegenüber Schmiedweg;
Foto: Klothilde Knopf



Abb. 8: Kleindenkmal
Lorenz Oechsler, im
Ehrenhof des Friedhofs
in Oberachern;
Foto: Reiner Vogt

Ebersweier hatte ab dem Zeitpunkt der Elektrifizierung 1919 schon **220 Volt** Stromspannung, da das Ortsnetz erst nach dem Krieg gelegt wurde. Das ÜWA teilte am 15. November 1919 dem Bürgermeisteramt mit, dass ihnen der Baubescheid für die Trafostation vorläge. So konnte das Transformationsaggregat in der Trafoturmstation im Jahr 1920 den ersten Strom für die Straßenbeleuchtung liefern. Ab Februar 1920 (mit Erst-Zählerstand 0007) liegen dazu die monatlichen Rechnungen des E-Werks an die Gemeinde vor.

Die Süwag, Achern, (Folgeunternehmen des Überlandwerks) teilte auf Anfrage mit, „nach ihrer Aktenlage wurde die Turmstation mit der Bezeichnung **Transformatorstation Type XII „Friedhof“** 1923 fertiggestellt. Damit waren die gesamten Elektrifizierungsarbeiten für Ebersweier beendet.⁷

Der Ortsteil Ebersweier wurde vom Überlandwerk versorgt, der Hauptort Durbach jedoch vom E-Werk Mittelbaden. Jahre nach der Eingemeindung wurde im Rahmen einer Begrädigung bzw. Bereinigung der Versorgungsgebiete die Stromversorgung⁸ einschließlich der Trafostation für den Ortsteil Ebersweier ab 1.1.1989 vom E-Werk Mittelbaden übernommen. Bis dahin hatte der einheimische Franz Zentner die Turmstation gewartet.

Mit der Modernisierung der Stromnetze und der Entwicklung neuer Isolierungen hat sich die unterirdische Verlegung

von Kabeln anstelle der früheren Freileitungen weitgehend (in den neuen Baugebieten) durchgesetzt. Die Trafohäuschen wurden durch niedrige Fertighäuser ersetzt. Viele der schönen alten Turmstationen wurden bereits abgebrochen, laufend kommen neue Abrisse hinzu. Auch in Ebersweier wurde teils durch die vorgenommene Erdverkabelung die Benutzung des Trafohäuschen überflüssig.⁹ Eine Demontage der Ebersweierer Turmstation wurde 1993 auf 8000–10000 DM geschätzt. Um einen Abriss zu vermeiden, wurde nach Alternativen gesucht und nach Beispielen andernorts geprüft. Denn neben dem Denkmalschutz und Nutzungsmöglichkeiten für Kunstprojekte gab es einen weiteren Grund, stillgelegte und funktionslos gewordene Trafotürme zu erhalten: den Naturschutz. Dem wurde in Ebersweier 1993 unter Zuhilfenahme des NABU's entsprochen und so ein „Tierheim“ erfolgreich geschaffen. Das E-Werk, das so die Abbruchkosten sparte, beteiligte sich mit einem Betrag beim naturgerechten Ausbau. Neben Nistplätzen für viele kleine Vogelarten haben auch Turmfalken und Schleiereulen hier ihr Zuhause gefunden. Die Trafo-Turmstation wurde Eigentum der Gemeinde und soll



Abb. 9: Vier junge Schleiereulen vom 15. Juni 2017; Foto Gerhard Siebert



Abb. 10: ehem. Ausstattung; baugleich mit der Turmstation v. 1918 in Kuerbach (Museum); Foto: Pit Fischer 2011



Abb. 11: ehem. Ausstattung wie Bild 10

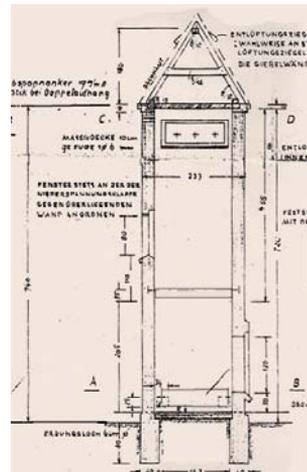


Abb. 12: Schnittzeichnung Trafostation Type 12



Abb. 13: neue
Trafostation und
Mast „Im Stück“



Abb. 14: neue
Trafostation 1998
auf dem Grundstück
Paul Kuderer (nicht
bezeichnete Fotos von
Uz.) Hans L. Haffner
2018

nun anlässlich der vollendeten 100 Jahre „Stromversorgung für Ebersweier“ auch äußerlich behutsam hinsichtlich Farbgebung, Originalbauteilen, Eingrünung, Denkmal- und Naturschutz hergerichtet werden. Der einheimische Gerhardt Siebert als NABU-Mitarbeiter überwacht das „Tierheim“.

1989 wurde damals in Regie des E-Werks Mittelbaden auf dem Grundstück von Franz Vetter (als Provisorium) ein Eisenmast mit Podest, auf dem ein Transformator montiert wurde, erstellt und damit erübrigte sich das Trafogebäude, bzw. dessen Funktion. 1998 wurde dann auf dem Grundstück des Paul Kuderer, 200 m nordwestlich der aufgegebenen Station, eine Fertigteil-Trafostation mit 2,00 × 4,00 × 2,00 m (B/L/H) platziert. Daneben wurde dazu zeitgleich ein ca. 14 m hoher Betonmast aufgebaut und entsprechend auch ein Betonmast statt dem Eisenmast auf dem Grundstück Franz Vetter an der Grenze. Von hier führt derzeit die Hochspannungsleitung über weitere Masten im Abstand bis 200 m (mit einer Distanz von ca. 10 m an der alten Turmstation vorbei) bis zum Baugebiet „Hofacker“. Bei starken Gewitter schlagen hier öfter Blitze ein und die Anlieger können dann diese züngelnd auf den Drähten tanzen und flitzen sehen. An ein solches Gewitter, drei Wochen nach der Fertigstellung im Mai 1998, können sich Anwohnern noch erinnern; denn dieses Gewitter am 21. Juni 1998, einem Sonntag, war während einer Geburtstagfeier und konnte als Feuerwerk zu Ehren des Jubilars nachempfunden werden.

Anmerkungen

- 1 GAE Protokollbuch Nr. 01 vom 01. Jan. 1911
- 2 GAE Protokollbuch Nr. 01 vom 22. Jan. 1915
- 3 GAE V. 2/4 Schreiben vom 16. Aug. 1910, v. 8. Nov. 1912 u. v. 27. Okt. 1913
- 4 GAE Protokollbuch Nr. 01 V. 2.4
- 5 StAF Freiburg Akte B 728/1 Nr. 8097 1919
- 6 StAF Freiburg Akte B 728/1 Nr. 8097 1919
- 7 Schreiben Süwag-Syna GmbH-vom 22. Aug. 2013 an Uz.
- 8 GAD Schreiben des E-Werks Mittelbaden v.20. Febr. 1989
- 9 GAD Ortsverwaltung, Schreiben an E-Werk vom 15. Juni 1993

Stammen die Vorfahren des jüdischen Juweliers Elias S. Ettenheimer aus Rochester, USA, ursprünglich aus Ettenheim?

Bernhard Uttenweiler

Nach Auftauchen eines Briefumschlags aus den USA im Internet mit dem Absender „E.S. Ettenheimer & Co.“ und dem Familiennamen „Ettenheimer“ ist für die Lokalgeschichte und die Geschichte der Juden in Ettenheim ein neues Aufgabengebiet entstanden. Die Wahrscheinlichkeit, dass die amerikanischen „Ettenheimer“ mit Ettenheim etwas zu tun haben könnten, ist relativ groß, da Personen bzw. deren Vorfahren, die einen Ortsnamen tragen, ursprünglich auch aus diesem Ort kamen oder eine besondere Beziehung dorthin hatten.

Bis zur Entdeckung des hier abgebildeten Briefumschlages der Juweliers „E.S. Ettenheimer & Co.“ aus Rochester in den USA, den ich vor einigen Jahren im Internet ersteigern konnte, war der Familiennamen „Ettenheimer“ hier völlig unbekannt.

Der 1885 in den USA abgestempelte Umschlag mit dem imposanten Geschäftshaus ist Ausgangspunkt für eine Spurensuche, die bis ins frühe 18. Jahrhundert reicht, als der Straßburger Fürstbischof Armand Gaston (1704–1749) Landesherr von Ettenheim war.

Briefumschlag der jüdischen Juweliers E. S. Ettenheimer & Co. aus Rochester, USA, von 1885. Repro: Wolfgang Hoffmann, Ettenheim



Über Elias S. Ettenheimer, den Inhaber des Juweliergeschäfts in Rochester, informiert die um 1911 erschienene Geschichte der Juden von Rochester¹ recht ausführlich. Danach war Elias S. Ettenheimer in der jüdischen Gemeinde ein angesehenes Mitglied. Er wurde in Ederheim² in Deutschland geboren, von wo er in den frühen dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts auswanderte, eine Zeit, in der eine Auswanderungswelle in die Vereinigten Staaten von Amerika stattfand. In den ersten Jahren wohnte Elias S. Ettenheimer in Syracuse und war als Handelsvertreter unterwegs, bis er 1860 in Rochester ein gut gehendes Juweliergeschäft gründete, das bis 1907 bestand. Im Jahre 1908 verstarb er im Alter von 89 Jahren. Sein 1852 in Rochester geborener Sohn S. Louis nahm 1866 eine Beschäftigung in der Firma auf.

Dank der großartigen Unterstützung von Rolf Hofmann³ aus Stuttgart, der sich seit Jahren mit außergewöhnlichem Engagement und großer Ausdauer um die Erforschung der jüdischen Geschichte im Nördlinger Ries bemüht, und dank der Informationen von Gerhard Beck⁴ vom Fürstlichen Archiv Oettingen-Wallerstein, Mitautor der Chronik von Ederheim, konnte ich über die Vorfahren der „Ettenheimer“ aus Rochester mehr in Erfahrung bringen.

Der Juwelier Elias S. Ettenheimer kam 1820 als neuntes von elf Kindern in Ederheim zur Welt. Als die Juden zu Beginn des 19. Jahrhunderts feste und vererbare bürgerliche Namen annehmen mussten, wählten sie oft einen Namen, der auf die Herkunft ihrer Vorfahren hinwies. In Baden wurde die Namensgebung durch das Badische Judenedikt vom 13. Januar 1809 geregelt, in Bayern durch das Judenedikt vom 10. Juni 1813.

Der Vater von Elias S. war Salomon Moses Ettenheimer, ein Händler in Ederheim, der ca. 1767 in Ederheim zu Welt kam und sich um 1800 mit Rebekka Pesla verheiratete. Er verstarb 1853 in Ederheim und wurde in Harburg bestattet, wo sich noch heute sein Grab befindet.

Von den elf Kindern des Ehepaars sind außer dem Juwelier Elias noch drei weitere Söhne – Ephraim, Jakob und David – und die Tochter Miriam in die USA ausgewandert und haben dort zur Verbreitung des Familiennamens „Ettenheimer“ beigetragen.

Eine andere Namensentscheidung traf Samuel Moses, der Bruder von Salomon Moses Ettenheimer. Er entschied sich für seinen Geburtsort und nahm den Namen „Ederheimer“ an. Später ließ er sich in Esslingen nieder. Die beiden Brüder trugen folglich unterschiedliche Familiennamen.

Von der Pflicht, einen neuen Namen anzunehmen, war Moises Jacob, der Vater von Salomon Ettenheimer und Samuel Ederheimer noch nicht betroffen. Wir wissen nicht, wann und wo er zur Welt kam. Bekannt ist jedoch, dass er um 1760 heiratete und 1784 in Ederheim verstarb.

Von Jacob David, dem Vater von Moises Jacob, sind gar keine Lebensdaten überliefert. Er taucht in den Akten als „Jud von Ederheim“ auf. Mit ihm, also dem Urgroßvater von Elias S. Ettenheimer, sind wir zeitlich inzwischen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts angekommen, in jener Zeit also, in der Kardinal Armand Gaston de Rohan-Soubise (1704–1749), der erste der vier Straßburger Fürstbischöfe aus dem Hause Rohan, Landesherr von Ettenheim war.

Auf Drängen der Ettenheimer Bürgerschaft hatte er 1716 die Juden aus der Stadt verwiesen, jedoch 1717 wieder fünf Familien mit der Einschränkung zugelassen, dass jeweils nur ein verheirateter Sohn im Haus der Eltern wohnen bleiben durfte.⁵ Die anderen mussten, wenn sie sich verheiraten wollten, in einem anderen Herrschaftsgebiet eine neue Bleibe suchen. Jakob David, der Urgroßvater des Juweliers von Rochester, ist also der Urahn, der heute noch in Amerika lebenden „Ettenheimer“.

Die Tatsache, dass auch in Ettenheim in den Bürgermeisterrechnungen von 1698 mit Salomon und Jacob Moyses⁶ zwei jüdische Familien aufgeführt sind, deren Namen in Ederheim ebenfalls auftauchen, ist natürlich kein weiterer Beweis für die Abstammung der heute in Amerika lebenden Juden aus Ettenheim, bringt uns allerdings wieder um ein Stückchen der Wahrscheinlichkeit näher.

Das Vorhaben von Klaus Keller aus Altdorf, den Familien „Ettenheimer“ in Amerika diese Information über ihre Familiengeschichte zu vermitteln, konnte vorläufig noch nicht verwirklicht werden, da ein Kontakt bis jetzt nicht zustande kam. Doch es bleibt zu hoffen, dass dies noch gelingen wird.



*Grabstein von
Salomon Moses
Ettenheimer auf dem
Friedhof in Harburg
(Grab Nr. 135). Foto:
Rolf Hofmann,
Harburg Project*

Anmerkungen

- 1 The Jews of Rochester, S. 57 Elias S. Ettenheimer und S. 89 sein Sohn S. L. Ettenheimer. Im Internet unter dem Titel des Buches mit dem Zusatz „Monroe County Library“ als PDF frei zugänglich.
- 2 Ederheim: Kleiner Ort südlich von Nördlingen.
- 3 Rolf Hofmann. Stuttgart. Vgl. auch sein Harburg Project im Internet unter „Alemannia Judaica“. Herr Rolf Hofmann wurde 2006 für seine ehrenamtliche Forschungsarbeit im Nördlinger Ries mit dem „Obermayer German Jewish History Award“ ausgezeichnet.
- 4 Gerhard Beck: Chronik Ederheim, Hrsg.: Gemeinde Ederheim, 2016, 696 S. Enthält auch die Genealogie der „Ettenheimer“ nach den Unterlagen von Rolf Hofmann.
- 5 Hubert Kewitz: Geschichte der Ettenheimer Juden bis zum Übergang an Baden im Jahre 1803. In: Historischer Verein Ettenheim (Redaktion Bernhard Uttenweiler) Hrsg.: Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim, Altdorf, Kippenheim-Schmieheim, Rust, Orschweier. Ettenheim 1988, erweiterte zweite Auflage 1997, S. 194–203. Carl Theodor Weiss: Geschichte und rechtliche Stellung der Juden im Fürstbistum Straßburg, besonders in dem jetzt badischen Teile, nach Akten dargestellt. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Ettenheim. Dissertation Heidelberg 1894. Bonn 1894.
- 6 Kewitz, a. a. O., S. 201.

Die Jüdische Jugendherberge in Seebach/Ortenau: Ein Wanderbericht aus dem Jahr 1933

Martin Ruch

Heinz G. Huber hat 1990 in „Ortenauer Lebensläufe“⁴¹ und zuvor schon in mehreren Beiträgen in der Acher-Rench-Zeitung (3.8., 8.8., 11.8.1989) die Geschichte dieser einzigartigen jüdischen Institution bereits geschildert. Dabei ist er vor allem auf deren Gründer und Initiator Siegfried Schnurmann (geb. 1907 in Offenburg, gest. in Freiburg, begraben auf dem dortigen Jüdischen Friedhof) eingegangen, der ihm über das damalige Zustandekommen noch persönlich berichtet hatte:

„Mit dem Fahrrad fuhr ich nach Seebach und fand ein Haus, das gerade fertiggestellt war. Ich fragte an, ob man mir nicht eine Wohnung vermieten wollte. Es hieß: „Gerne, damit wir zu ein bißchen Geld kommen.“ Im Obergeschoß standen drei Zimmer und eine Küche leer. Zufällig las ich in der Zeitung, daß in einer Kehler Kaserne alte Eisenbetten zu verkaufen waren. Ein jüdischer Ölhändler stellte mir einen Lastwagen zur Verfügung, und so schleppten wir Betten und Matratzen in die Wohnung. Ich sagte: „So, zwanzig Bettstellen kommen da hinein, das ist der Jungenraum, und zwanzig dort, das ist der Mädchenraum.“ Die Haushaltsgegenstände habe ich in Offenburg bei jüdischen Familien zusammengehamstert. Diese Räume wurden dann das Zentrum der jüdischen Jugendbewegung in Mittelbaden. Die Gruppen kamen von überall her, von Berlin, von Norddeutschland, es war eine wundervolle Zeit. Wenn wir uns in der Öffentlichkeit bewegten, hieß es immer, nur nicht auffallen, du mußt aufpassen, sonst sehen sie dich an. Die menschliche Gemeinschaft, die wir hier erlebten, half uns über die zunehmende Isolierung und über das Gefühl des Ausgeschlossenenseins hinweg, das sich mit zunehmender Diskriminierung der Juden verstärkte. Hier waren wir Menschen unter Menschen.“

Abb. 1: Ansicht
der Jüdischen
Jugendherberge,
aus: Acher-Rench-
Zeitung 3.8.1989





Abb. 2: Ansicht.
Quelle: Stadtarchiv
Offenburg, Bestand 9
Nachlass Schnurmamm

Die Vermieterin der Herberge, Frau Kloiber (geb. 1908), erinnerte sich in Hubers Buch noch gerne an die Zeit, als sie jüdische Kinder in ihrer Wohnung aufnehmen konnte:

„Wir hatten 1932 neu gebaut, nachdem uns das alte Haus abgebrannt war. Wir wußten oft nicht, wie wir das Geld für die monatliche Kreditzahlung aufbringen sollten. Da kam Herr Schnurmamm und mietete die Wohnung an; er sagte uns, daß er mit Freunden, Bekannten und Kindern am Wochenende kommen würde. Die Kinder, die Herr Schnurmamm mitbrachte, waren zwischen 10 und 12 Jahren alt. Im Sommer wanderte er mit ihnen, im Winter fuhren sie Ski, sie machten Spiele. Manchmal hörte man sie auch beten. Wenn die Jugendlichen einmal umhertobten, schritt Herr Schnurmamm direkt ein. Es ging manchmal turbulent zu, aber es war immer angenehm. Wir hatten ja selbst zwei Buben.“

1936 kam das Ende der jüdischen Jugendherberge. Siegfried Schnurmamm betreute damals eine Gruppe, die in Diersburg bei Bauern untergebracht war und sich durch landwirtschaftliche Arbeit, Hebräischunterricht etc. auf die Auswanderung nach Palästina vorbereitete. Da die Engländer monatlich nur 1000 Einwanderungszertifikate ausstellten, andererseits der Druck auf die Juden in Deutschland immer mehr zunahm, war die Situation schwierig geworden.

„Die Gestapo war in Diersburg bereits hinter den Jugendlichen her, und so habe ich sie hinaufgebracht nach Seebach. Ich trat mit der jüdischen Organisation in Verbindung und berichtete von der besonderen Bedrohung, so konnten die Jugendlichen bevorzugt bei der Ausreise berücksichtigt werden. Eines Morgens wurde ich um halb sechs von der Gestapo aus dem Bett geholt und hinüber auf das Bezirksamt geschleppt. Dort wurde ich ausgefragt, wieso ich dazu gekommen sei, die Jugendlichen nach Seebach umzuquartieren. Ich erfuhr, daß alle im Amtsgefängnis saßen. Die festgenommenen Jugendlichen gelangten aber alle noch nach Israel und entgingen so dem Holocaust.“



Abb. 3: Jüdische Jugendherberge in Seebach. Aus: Martin Ruch: „In ständigem Einsatz“ Das Leben Siegfried Schnurmanns. Konstanz 1997, S. 98

Wie sehr die Ortenauer jüdische Herberge genutzt und geschätzt wurde, das zeigt ein zeitgenössischer Bericht in der Zeitschrift „Der Israelit“⁴² vom 4.10.1933. Er zeigt aber auch, in welchem Spannungsfeld sich Siegfried Schnurmann bewegte. Denn zwischen streng jüdischem Anspruch, wie er in der Haltung des wandernden Autors zu Tage trat, und einer eher liberalen Haltung zu vermitteln, war nicht leicht. Zur Erinnerung: *Der Israelit* war über fast acht Jahrzehnte das bedeutendste Publikationsorgan der deutsch-jüdischen Orthodoxie. Unter der Leitung ihres Gründers, des Rabbiners und Schriftstellers Marcus Lehmann (1831–1890), verstand sich die traditionsbewusste Zeitschrift als Gegengewicht zur liberal-reformerischen *Allgemeinen Zeitung des Judentums* sowie ihrer Nachfolgerin, der *CV-Zeitung*. Und so kommt in dem unten zitierten Wanderbericht auch ein Anspruch zu Wort, der zwar die einsetzenden antisemitischen Maßnahmen der Nationalsozialisten registriert, der aber gleichzeitig das Festhalten an althergebrachten Vorschriften fordert. Ihr Nichtbeachten sollte mit Ausweisung geahndet werden. Eine tragische Konstellation: die NSDAP vertrieb die Juden aus allen Positionen, verbot ihnen sogar die Parkbank oder die Benutzung des Schwimmbades – die Orthodoxie andererseits wollte ein liberales jüdisches Mädchen aus der jüdischen Herberge vertreiben, weil sie die Speisegesetze nicht achtete. Wäre noch zu sagen, dass Siegfried Schnurmann nicht dieser rigorosen Linie angehörte, und zeitlebens nicht mit Verboten reagierte, wenn er selbst auch ein frommer Mensch war.

Abb. 4: Am Tisch in der Jugendherberge, links „Isi“ (= Isidor) Spitzer aus Offenburg (geb. 1906, umgekommen 1943 in Majdanek), rechts Siegfried Schnurmann, geb. 1907.
Aus: Ruch, S. 98



Abb. 5: Siegfried Schnurmann am Harmonium der heimatischen Synagoge Offenburg.
Aus: Ruch, S. 95



Der Israelit: „Vieles hat sich in den letzten Monaten für uns Juden, sowohl auf politischem, als auch wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet geändert. Wir müssen versuchen, uns diesen veränderten Verhältnissen anzupassen und – wenn möglich – von uns aus geeignete Gegenmaßnahmen zu ergreifen. Besonders die Jugend sieht sich auf allen Gebieten gehemmt. Die Turnhallen sind für sie geschlossen, die Badeanstalten dürfen in manchen Städten von Juden nicht mehr benutzt werden, die Herbergen nehmen keine Juden mehr auf. Letzteres besonders ist der Grund dafür, dass die jüdische Jugend die deutsche Heimat nicht mehr durchwandern kann – und die jüdische Jugend wanderte in den letzten Jahren in großen Scharen und suchte in den Wäldern Erholung und Stärkung. Für den größten Teil der jüdischen Jugend ist dieses Wandern jetzt aus pekuniären Gründen unmöglich geworden, denn ein Übernachten in Hotels, Gast- und Kurhäusern usw., zumal im Gebirge, ist für die Jugend fast unerschwinglich teuer. Wohl gibt es, wenig-

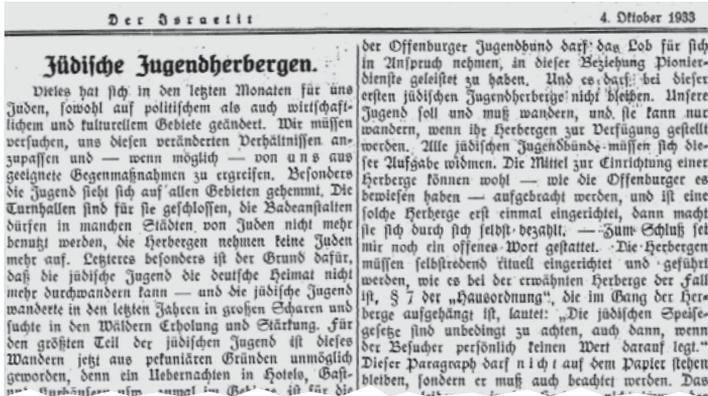


Abb. 6: Bericht in: Der Israelit 1933

tens im Schwarzwald – wie ich feststellen konnte – sogen. Touristenquartiere, in denen man für 50 Pfg. bis 1 Mk. Nachtquartier bekommen kann, aber diese Quartiere sind zu vereinzelt, als dass sie für eine längere Wanderung in Betracht kommen könnten. – Vielleicht werden viele der Leser sagen: In der heutigen Zeit kann man keine größeren Wanderungen machen, die Jugend wird unter dem Rischus³ zu leiden haben. Dass dieses nicht der Fall ist, habe ich in einer 14tägigen Tour durch den Schwarzwald erfahren. Wir wanderten zu ‚Viert‘, übernachteten in Gast- oder Kurhäusern und verschiedentlich in den erwähnten Touristenquartieren. Überall war man nett und freundlich zu uns, wir schliefen mit Nationalsozialisten in einem Saal, aber das Wort ‚Jude‘ – der Wahrheit die Ehre – ist auch nicht ein einziges Mal gefallen. Man begrüßte sich auf die freundschaftlichste Weise, wünschte sich angenehme Ruhe und vor dem Weitermarsch angenehme Wanderung.

Trotz allem freuten wir uns und waren sehr erstaunt, als wir hörten, dass es in der Nähe der Hornisgrinde – eines berühmten Ausflugsortes in dem nördlichen Schwarzwald – eine jüdische Jugendherberge geben sollte. Idyllisch an einem Abhang gelegen, mit wundervollem Ausblick auf die umliegenden Berge und zu der 2½ Stunden entfernten hochragenden Hornisgrinde, so fanden wir die jüdische Jugendherberge, die vor ca. ¾ Jahren schon von dem jüdischen Jugendbund Offenburg i. Schw. eingerichtet wurde. Herzliche Begrüßung, sofort wird den ermüdeten Wanderern Kaffee gereicht, und nach 5 Minuten weiß man, dass man sich unter ‚Seinesgleichen‘ befindet. Jetzt spürt man doch den Unterschied zwischen einem Touristenquartier und einer Herberge, die unter der Leitung der eigenen Glaubensgenossen steht. Hier ist man zu Hause, hier fühlt man sich wohl. Zwei große Schlafräume, eine geräumige Küche,



Abb. 7: Urkunde über
Ehrenmitgliedschaft
Naturfreunde, 1992.
Quelle: Stadtarchiv
Offenburg, Bestand 9
Nachlass Schnurmann

in der milchig und fleischig selbstredend getrennt ist, und ein Wohnzimmer, in dem selbst eine Couch nicht fehlt, alle Zimmer auf das Beste ausgestattet, bieten uns einen angenehmen Aufenthalt, der durch die frohen und lustigen Offenburger Jugendlichen noch verschönert wird. Man erzählt sich seine Erlebnisse, geht gemeinsam spazieren, singt fröhliche deutsche und hebräische Lieder, ist vergnügt und ausgelassen und verißt, daß gar bald das Leben mit seinem Ernst und mit seinen Sorgen wieder auf einem lasten wird.

40 Pfg. nur kostet das Quartier, Unbemittelte zahlen 20 Pfg. Die Miete für die Herberge, die 20 Mark im Monat beträgt, wird von diesem Geld aufgebracht. Da die Herberge sehr

viel benutzt wird, ist es ein Leichtes, das Geld zusammenzubringen. Die Herberge selbst wurde durch Spenden des Offenburger und des Murgtalbundes, der Karlsruher und der Konstanzener eingerichtet. Man mietete die obere Etage eines Wohnhauses und hatte an dem Besitzer und vor allem an der Besitzerin des Hauses gleichzeitig zwei Menschen, die in vorbildlicher Weise für die Herberge sorgten und sorgen. Da im Winter Gelegenheit zum Skilaufen ist, wird die Herberge während des ganzen Jahres benutzt. – Wenn ich nicht irre, ist dieses die erste jüdische Jugendherberge, und der Offenburger Jugendbund darf das Lob für sich in Anspruch nehmen, in dieser Beziehung Pionierdienste geleistet zu haben. Und es darf bei dieser ersten jüdischen Jugendherberge nicht bleiben. Unsere Jugend soll und muß wandern, und sie kann nur wandern, wenn ihr Jugendherbergen zur Verfügung gestellt werden. Alle jüdischen Jugendbünde müssen sich dieser Aufgabe widmen. Die Mittel zur Einrichtung einer Herberge können wohl – wie die Offenburger es bewiesen haben – aufgebracht werden, und ist eine solche Herberge erst einmal eingerichtet, dann macht sie sich durch sich selbst bezahlt. – Zum Schluß sei mir noch ein offenes Wort gestattet. Die Herbergen müssen selbstredend rituell eingerichtet und geführt werden, wie es bei der erwähnten Herberge der Fall ist, § 7 der Hausordnung, die im Gang der Herberge aufgehängt ist, lautet: „Die jüdischen Speisegesetze sind unbedingt zu achten, auch dann, wenn der Besucher persönlich keinen Wert darauf legt.“ Dieser Paragraph darf nicht auf dem Papier stehen bleiben, sondern er muß auch beachtet werden. Das war – leider – in der Herberge nicht immer der Fall. Soll das Kaschrus⁴ streng durchgeführt werden, dann muß unbedingt die Zeit des Kochens und der Mahlzeiten eine zuverlässige Person die Aufsicht führen. Es geht nicht an, dass ein jeder, der in die Herberge kommt, ohne Weiteres die Küche mit ihrer Einrichtung benutzt, ohne überhaupt zu wissen, was milchig und was fleischig ist. Und wenn eine liberale Jüdin die Unverfrorenheit besitzt – ich habe es selbst miterlebt – zu sagen: ‚Ich kümmere mich – auch hier – nicht um die Speisegesetze!‘, dann muß eine solche Dame des Hauses verwiesen werden. Des Weiteren wurde mir erzählt, dass oft einzelne Offenburger am (Schabbat) mit der Bahn oder mit Rädern in die Herberge kommen. Auch in dieser Hinsicht hat das jüdische Gesetz Beachtung zu finden. Es wäre angebracht, in die Hausordnung einen Paragraphen aufzunehmen, der besagt, dass Besucher, die am (Schabbat) ankommen, keine Aufnahme in der Herberge finden, denn: Wer eine jüdische Herberge in



Abb. 8: Siegfried Schnurmann im Alter von 29 Jahren. Quelle: Stadtarchiv Offenburg Bestand 9 Nachlass Schnurmann

Anspruch nehmen will, hat sich in allem nach dem jüdischen Gesetz auch zu richten. E.J.!”

Schnurmanns Jugendherberge in Seebach blieb allen solchen orthodoxen Forderungen zum Trotz ein offener Raum für alle, bis zur Schließung und der Rettung seiner Jugendgruppe nach Israel, wo auch Schnurmann später Jahre im Kibbuz Daphne lebte und arbeitete, bis er nach Deutschland zurückkehrte und sich als Sozialarbeiter um bedürftige, kranke und alte Juden kümmerte. Und wanderte: Er blieb begeistertes und vielfach geehrtes Mitglied der *Naturfreunde*.

Anmerkungen

- 1 Ortenauer Lebensläufe. Zeitgeschichtliche Episoden von der Jahrhundertwende bis in die fünfziger Jahre. Edition Isele, Eggingen 1990, S. 123–125
- 2 <http://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/cm/id/2446951>
- 3 Rischus: Antisemitismus
- 4 Kaschrus: Speisegesetze

Paul Schott: ein elsässisch-badisches Schicksal in Krieg und Frieden

Karl Hansert

Das vergangene Jahr 2018 war ein Jahr der Erinnerung an das Ende des Ersten Weltkrieges, „La Grande Guerre“ der Franzosen. In vielen Veranstaltungen, in Beiträgen in Zeitungen und in spezieller Literatur wurde insbesondere an die Ereignisse vom November 1918 in Deutschland erinnert, die durch die Ergebnisse der neueren historischen Forschung in ein neues Licht gerückt wurden, besonders im Blick auf ihre Bedeutung für die politische Entwicklung unseres Vaterlandes bis in unsere Tage. Dabei konnte leicht der Eindruck einer Sicht von oben auf die Ereignisse aufkommen. Denn in der Tat waren es im November 1918 und in den folgenden Monaten dramatische Ereignisse, die zunächst mit großer Geschichte und großen Namen in Erinnerung sind: nach über sechs Jahrhunderten war das einstmals große und gewaltige Osmanische Reich Geschichte geworden, das jahrhundertalte zaristische Russland verschwand von der Weltbühne, ebenso die ehemals glorreiche österreichisch-ungarische Doppelmonarchie, wie auch das kaiserliche Deutschland. Neue Staaten entstanden, andere erlebten eine Wiedergeburt: die Tschechoslowakei, die baltischen Staaten, Polen. In Deutschland brach die Revolution aus, es wurde geschossen, „alle Macht den Räten“ hieß eine Parole, rote Fahnen wehten in Berlin auf dem Reichstag, auf dem Brandenburger Tor und auf dem Berliner Schloss. Die Republik wurde ausgerufen, dazu gleich zweimal. Höchst unterschiedliche Namen, von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, von Philipp Scheidemann bis Prinz Max von Baden, sind in die Geschichte eingegangen.

Dann kamen „Weimar“, die Weltwirtschaftskrise, die Inflation und die „Machtergreifung“, und diese großen Ereignisse verstellten, wie könnte es auch anders sein, leicht den Blick auf einzelne Lebensläufe und Schicksale. Deshalb ist es geboten und angemessen, gewissermaßen aus der „Sicht von unten“ jene Menschen in den Blick zu nehmen, die diese Zeiten als Schicksal am eigenen Leibe erleben und erleiden mussten.



Beispielhaft sei das in der Beschreibung des Lebens eines bemerkenswerten Mannes dargestellt, des Lehrers Paul Schott aus dem Elsass – ein bewegendes elsässisch-badisches Schicksal in „Krieg und Frieden“.

In seinem Gesuch um Aufnahme in das kaiserliche Lehrerseminar in Oberehnheim (jetzt: Obernai) stellt Paul Schott sich vor:

*„Geboren wurde ich am 26. Juni 1892 als Sohn des Milchhändlers und Landwirts Schott Ludwig und der Christina, geb. Mühlmeyer, in Avolsheim. Die Volksschule habe ich besucht in Avolsheim. In Molsheim die Mittelschule und in Lauterburg die Präparandenschule“.*¹

In der nach preußischem Vorbild eingerichteten Präparandenschule („Präparandie“) in Lauterburg wird der junge Bauernsohn Paul Schott auf den Eintritt in das kaiserliche Lehrerseminar in Oberehnheim vorbereitet, wo er vom 14. September 1908 bis 16. Juni 1911 auf das Elementarschulamt ausgebildet wird. Mit dem „Zeugnis zur Befähigung zur provisorischen Verwaltung einer Elementarschule in Elsass-Lothringen“ schließt er die Ausbildung erfolgreich ab.

Dieses Zeugnis vom 16. Juni 1911, ausgestellt zehn Tage vor dem 19. Geburtstag des Lehramtskandidaten Paul Schott, weist, in dieser Reihenfolge, folgende Prüfungsfächer aus:

Religion, Deutsch, Französisch, Rechnen und Raumlehre, Geschichte, Geographie, Naturbeschreibung, Naturlehre, Schreiben, Zeichnen, Violinspiel, Klavierspiel, Orgelspiel, Gesang, Harmonielehre und Methodik des Gesangsunterrichts mit schriftlicher Arbeit, Turnen, Garten- und Obstbau.

Alle Prüfungsfächer werden mit „genügend“ benotet, jedoch, und das wird in seinem weiteren Leben noch bedeutsam werden, hinter „Zeichnen“, „Gesang“, „Klavierspiel“, „Violinspiel“ und „Orgel“ steht ein „gut“, und bei „Besondere Fähigkeiten“ wird „Zeichnen“ angeführt.

Die „kaiserliche Prüfungskommission“ stellt fest, „der Kandidat ist gut befähigt“.¹

„Vom 1. Dezember 1911 bis 1919“, so schreibt Paul Schott später, am 24.04.1946, an die „Spruchkammer“ in Straßburg im Verfahren zur Entnazifizierung – davon wird später ausführlich die Rede sein – „war ich an verschiedenen Schulen im Elsass als Lehrer tätig, unterbrochen von der Dienstzeit vom 1.10.1912–30.09.1913 im Inf. Rgt. 172, 1. Komp. in Neu-Breisach. Vom 1.10.1914–03.05.1916 war ich an der Front, in Schlachten im Oberel-

sass als Unteroffizier. Im Mai 1915 erfolgte die Heirat mit Marie Werner, geb. am 18.07.1894, der Vater der Frau ist Johann Nepomuk Werner, Land- und Gastwirt aus Weier, nahe Offenburg“.²

In der Personalakte findet sich ein Hinweis, dass es sich bei den „Schlachten im Oberelsass“ um Kämpfe am Hartmannsweilerkopf gehandelt haben könnte.

Nach der Entlassung aus dem Militär am 3. Mai 1916 kehrt Paul Schott in den Schuldienst zurück, wo er offensichtlich noch dringender benötigt wird. Er unterrichtet bis zum November 1918 – das genaue Datum lässt sich nicht feststellen – an der Elementarschule in Oberehnheim.

Am 11. November 1918 kapituliert Deutschland. Der Krieg mit Frankreich ist zu Ende, und das Elsass wird wieder französisches Staatsgebiet. Paul Schott ist somit plötzlich und höchst unfreiwillig französischer Staatsbürger geworden und das Schicksal trifft ihn hart.

Ausweisung und Lehrer im badischen Staatsdienst

Am 25. Januar 1919 muss sich Paul Schott in Straßburg einer „Commission de triage“ stellen. Von dieser *commission* wird er nur wenige Tage später, am 1. Februar 1919, von seinem Heimatort Avolsheim, wo er im Haus seiner Mutter vorübergehend untergekommen ist, „zum Verhör befohlen“, und zwar nach Hegenheim. Eine Woche später erhält er eine erneute Aufforderung zum Verhör nach Zimmersheim. Das Dorf Avolsheim liegt in der Vorbergzone der Vogesen, 30 Kilometer westlich von Straßburg. Zimmersheim ist ein Dorf etwa 10 Kilometer südöstlich von Mülhausen (Mulhouse), heute zählt es zur „Mulhouse Alsace Agglomération“. Hegenheim (Hégenheim) liegt am Südostrand des Sundgaus, in unmittelbarer Nähe der Grenze zur Schweiz, 4 Kilometer westlich von Basel. Von Avolsheim nach Zimmersheim sind es 110 Kilometer, von Avolsheim nach Hegenheim gar 130 Kilometer. Wir können uns heute wohl kaum eine Vorstellung machen davon, wie unglaublich beschwerlich und schikanös dazu es für Paul Schott war, diese Wegstrecken zu bewältigen – innerhalb von zwei Wochen, im kalten und verschneiten Februar 1919. In seinen Aufzeichnungen findet sich dazu keine Bemerkung.

In den Verhören in Hegenheim und Zimmersheim lautet die Anklage der „Commission de triage“: „Hervorragende Betätigung für das Deutschtum. Führen des Jugendorchesters, Verkehr mit deutschen Offizieren“.

„Am 28. Februar 1919 wurde ich abgesetzt und am 24. April 1919 ausgewiesen, auch weil meine Frau Badenserin ist“, schreibt

der Lehrer Paul Schott später, 1946, wieder im Zusammenhang des Verfahrens der Entnazifizierung an die Spruchkammer. Ohne jegliche Einkünfte – das Lehrergehalt wurde ihm natürlich entzogen – lebt er noch für wenige Tage bei seiner Mutter in Avolsheim, dann zieht er mit seiner Frau und seinem einjährigen Buben, getauft auf den Namens seines Vaters Paul, über den Rhein ins Badische und wohnt mit seiner Frau äußerst beengt und mittellos im Haus seiner Schwiegereltern im kleinen Dorf Weier bei Offenburg, heute zur Großen Kreisstadt Offenburg gehörend.

Paul Schott ist aus seiner elsässischen, inzwischen französisch gewordenen Heimat vertrieben, obwohl er zuvor mit der Rückkehr des Elsass in den Staat Frankreich französischer Staatsbürger geworden war. Mit ungebrochener Energie, und diese Eigenschaft kennzeichnet ihn sein Leben lang, bemüht er sich, einen neuen Anfang zu machen. Bereits am 30. April 1919 schreibt er aus Weier an die badische Staatsregierung in Karlsruhe, mit der Bitte um Übernahme in den badischen Schuldienst, die ihm wenige Tage später, am 10. Mai 1919, zunächst die „Einbürgerung“ bestätigt.

Nach der Bestätigung der „Einbürgerung“ wird Paul Schott in einem bemerkenswert schnellen Verwaltungsakt, am 15. Mai 1919, in den Badischen Schuldienst übernommen. Schon eine knappe Woche später, am 20. Mai, beginnt er seinen Dienst an der Volksschule in Lahr-Dinglingen, wobei er ausdrücklich darauf hinweist, dass *„ich auch katholischen Religionsunterricht erteilen will“*. Aber zwei Tage später, am 22. Mai, bekommt er französische Post aus Straßburg – offensichtlich war dort sein neuer Wohnort bekannt –, die ihn darauf hinweist, dass er immer noch „französischer Staatsbürger und noch dienstpflchtig“ ist, selbstverständlich „dienstpflchtig“ in der französischen Armee.

Ein halbes Jahr später, am 12. Dezember 1919, legt er vor dem Kreisoberschulrat Reinfahrt in Lahr seinen Diensteid ab:

„Ich schwöre zu Gott, dass ich alle Obliegenheiten des mir übertragenen Amtes den Gesetzen, Verordnungen und Dienstvorschriften entsprechend gewissenhaft wahrnehmen will. Ich schwöre Treue der Reichsverfassung und der Landesverfassung. Das schwöre ich, so wahr mir Gott helfe.“

Die Belehrung vor der Vereidigung sieht vor: „Auf Antrag des zu Vereidigenden sind in der Eidesformel gem. Art. 177 der Reichsverfassung die Worte „zu Gott“ und „das schwöre ich, so wahr mir Gott helfe“ wegzulassen. Paul Schott hat die

Worte „zu Gott“ und „so wahr mir Gott helfe“ nicht weggelassen. Anschließend wird er zum Unterlehrer befördert – und übernimmt als Dirigent den Männergesangverein Lahr-Dinglingen.

Aber es sind keine ruhigen Zeiten für den Lehrer Paul Schott und seine Frau. Denn schon nach gut drei Jahren wird er auf den 1. November 1922 erneut versetzt, jetzt nach Durbach-Gebirg. Die Rechnung für den Umzug – offensichtlich war das Lehrerehepaar Schott in Lahr-Dinglingen untergekommen – reicht er beim Kreisschulamt Offenburg ein, zusammen mit der Beschreibung des Umzugs. Paul Schott ist, wie sich noch zeigen wird, ein fleißiger, wortgewandter Vielschreiber. Er schreibt in „Sütterlin“ oder in einer sehr schönen, vollkommen gleichmäßigen lateinischen Ausgangsschrift, auch auf einer Schreibmaschine, ohne sich auch nur ein einziges Mal erkennbar vertippt zu haben, und seine Schilderung des Umzugs ist eine bemerkenswerte Beschreibung einer Reise von Lahr-Dinglingen nach Durbach-Gebirg anno 1922, wie sie in unseren Tagen kaum noch vorstellbar ist.

„Umzug am 13. und 14. November: 2 Möbelwagen von Lahr-Dinglingen – Friesenheim – Oberschopfheim – Niederschopfheim – Hofweier – Offenburg – Bohlsbach – Windschlag – Ebersweier – Durbach – Durbach-Gebirg. 36 Kilometer.

Am 1. Tag 3 Pferde bis Offenburg. Am 2. Tag 5 Pferde, da zwei Pferde als Vorspann durch immerwährende Steigung nötig. Rechnung der Spedition Mussler, Offenburg, 103.516,00 Mk. Der ergebenst Unterzeichnete bittet das Kreisschulamt Offenburg, das Gesuch um Erstattung der Kosten weiterleiten zu wollen“.³
– „103 516,00 Mk“, wir sind in Zeiten der Nachkriegsinflation.

Aber wie schon in Lahr-Dinglingen, so muss der Lehrer Paul Schott mit seiner Frau und dem kleinen Buben nach noch nicht einmal zwei Jahren auch in Durbach-Gebirg erneut seine Habe packen: auf den 1. August 1924 wird er nach Schutterwald versetzt, jetzt allerdings mit der Beförderung zum Hauptlehrer. Aber auch an seiner neuen Stelle will er nicht nur der Schullehrer sein. Er will Musik machen, so steht es ja auch im Zeugnis der „kaiserlichen Prüfungskommission“ von 1911, und schon nach drei Monaten, auf den 1. November, übernimmt er die Stelle des Organisten und Dirigenten des Kirchenchors im Dorf. Über die Dauer von nicht weniger als zwölf Jahren, bis zu seiner erneuten Versetzung 1938, jetzt nach Kehl, versieht er diesen Dienst. In einer Zeit, in der die Nazis im Dorf und die Gestapo in Offenburg schon unmittelbar nach der „Machtergreifung“ das religiöse Leben in der Gemeinde auf jede nur erdenkliche Weise behinderten: so wurde der damalige Pfarrer

Anton Schmid wegen Verstoßes gegen den so genannten Kanzelparagraphen mehrfach verhört, wurde zweimal kurzfristig inhaftiert, und, als besondere Schikane, wurde die Kirche von Anfang Oktober 1937 bis auf den Tag vor Weihnachten für die Gläubigen verschlossen und versiegelt.⁴ So darf der in diesen Zeiten nicht ungefährliche Dienst des Organisten und Dirigenten des Kirchenchores auch als Ausdruck einer persönlichen Verbundenheit und Solidarität mit dem von den Nazis verfolgten Dorfpfarrer gesehen werden.

Aber auch der Lehrer Paul Schott konnte sich den neuen politischen Verhältnissen nicht entziehen. Der bereits 1929 von „alten Kämpfern“ (Herbert Kraft, Georg Mildenberger, Emil Ganter, Karl Gutmann) gegründete „Nationalsozialistische Lehrerbund“⁵ wurde zu einer dominierenden Organisation, der sich ein Lehrer kaum entziehen konnte, wenn er berufliche und persönliche Nachteile vermeiden wollte. Auch der Lehrer, Organist und Kirchenchordirigent Paul Schott konnte sich dem Druck, diesem „Bund“ beizutreten, nicht entziehen, zumal sein Vorgesetzter und Schulleiter der stellvertretende Ortsgruppenleiter war, und so wurde er mit dem 1. Oktober 1935 Mitglied im „Nationalsozialistischen Lehrerbund“. Paul Schott verstand es aber gut, sich im Hintergrund zu halten. So wurde er nur in der „Organisationsverwaltung des NSV“⁶ tätig und, seiner Neigung zur Erforschung der Geschichte der Heimat folgend, mit dem 1. November 1935 zum „Kreisreferent des Deutschen Volksbildungswerkes“ und zum „Kreissachbearbeiter für das Volksbuch“ ernannt. Im Ausweis in der Personalakte findet sich die

„Ermächtigung: Der Inhaber dieses Ausweises ist berechtigt, für die nachstehend bezeichneten Bauerngeschlechter die Familien- und Hofgeschichte und alle hierfür einschlägigen Fragen zu bearbeiten“. – Karlsruhe 6. Juni 1936, Reichsnährstand Bauernschaft, Hauptabteilung 1.

„Die Auswanderung“ – „Unser Dorf- und Hausbuch“

„Für die Bauerngeschlechter die Familien- und Hofgeschichte zu bearbeiten“ war für den Lehrer und Kreisreferenten Paul Schott eine Herausforderung, der er sich geradezu mit Leidenschaft hingab, mit sorgfältigem Quellenstudium und unvorstellbarem Fleiß – eine willkommene Herausforderung dazu, weil er sich mit den „Familien- und Hofgeschichten“ aus dem Parteibetrieb im Dorf und im „Gau Baden“ heraushalten konnte.

Er beginnt mit einer umfangreichen und äußerst sorgfältig recherchierten Arbeit über „Die Auswanderung in Schutterwald in den letzten 100 Jahren“. Nicht weniger als 45 Namen werden aufgeführt, wir erfahren, in welchen Jahren welche Personen ausgewandert sind, der Chronist teilt sie ein in „Ledige“, „Paare“, „Familien mit Kindern“, wobei sogar die Zahl der Kinder mitgeteilt wird.⁷ Es würde zu weit führen, weitere und erstaunliche Einzelheiten aufzuführen.

Aber die ganz große Arbeit ist „Unser Dorf- und Hausbuch“. Mit dem Schreiben angefangen hat er am 1. Mai 1936, wobei Paul Schott möglicherweise gleichzeitig an der „Auswanderung“ schreibt. Auf 456 – vierhundertsechsfünfzig! – Schreibmaschinenseiten schreibt er „Unser Dorf- und Hausbuch“, vermerkt ist „Moritz Diesterweg Verlag, Frankfurt am Main, Bestell-Nr. 1630“. Über zwei Seiten schickt er voraus „Für den Leser zum Geleit“: es ist ein Loblied auf die „Heimat“ – *nur 6 Buchstaben... bald klingt es wie Maiensang und Engelstimmen... mal wie ein stürmisches Meer... ein unwiderstehliches Sehnen, es plagt den Bertoffenen Tag u. Nacht*“. Und das „Geleit“ endet mit einer geradezu hymnischen Liebeserklärung an sein Dorf Schutterwald: *„so schön, so lieb und vergiss es nie, aber gar nie“* – so schreibt der in der Wolle gefärbte „Altelsässer“, wie er sich später bezeichnet.

Die „Inhaltsübersicht“ im „Dorf- und Hausbuch“ beginnt mit einer „Einführung und Gebrauchsanweisung des Verfassers“, dann kommen, in Auswahl, Kapitel „Aus der Vergangenheit“, „Die Kirche“, „Den Helden des Weltkrieges“, „Den Opfern der Arbeit“. Unter „Väterworte“ gibt es „Volkssagen“, „Volksrätsel“, „Volksprache“. Im Kapitel „Volklied – alte Lieder, die früher in Schutterwald gesungen wurden“, führt der Lehrer, Kirchenchorleiter und Organist nicht weniger als 89 – neunundachtzig! – Lieder auf, mit bis zu acht Strophen! Alle sind aufgeschrieben mit der Schreibmaschine, mit nur ganz wenigen erkennbaren Tippfehlern. Dazu hat der Verfasser Karten zur Dorfgeschichte angefertigt, Grafiken zu Flurnamen, zahlreiche eigene Fotos – anno 1936 nicht gerade eine Selbstverständlichkeit – zu Personen, zu öffentlichen Gebäuden, zu Bauernhäusern und Fluren des Dorfes, die inzwischen zeitgeschichtlich wertvoll sind und eindrucksvoll zeigen, wie sehr das Dorf sich verändert hat innerhalb von nur zwei Generationen. Es ist kaum möglich, in diesem Beitrag eine Auswahl der in der „Inhaltsübersicht“ aufgeführten und bearbeiteten Themen zu treffen, aber es kann unmöglich unerwähnt bleiben, wie der Chronist über 41 Seiten die höchst komplizierte Geschichte des „Waldprozesses“ des Dorfes mit der Stadt Offen-

burg aufschreibt, ein Prozess, der sich vom 15. Jahrhundert bis zum 17. April 1813 hinzog. Er endete mit einem Vergleich, nachdem er zwischendurch sogar das Reichskammergericht in Wetzlar beschäftigt hatte.

Das einleitende „Für den Leser zum Geleit“ schließt er in seiner schönen Handschrift: *„Jede Vervielfältigung oder Abschrift ist nicht erlaubt. Paul Schott, Hptl. Kehl Ostersonntag 1938“*

„Die Auswanderung in Schutterwald in den letzten 100 Jahren“ umfasst 26 Seiten, „Unser „Dorf- und Hausbuch“ geht über 456 Seiten. Alles ist aufgeschrieben mit der guten alten mechanischen Schreibmaschine und in knapp zwei Jahren – für uns in der Zeit des Computers wohl eine kaum vorstellbare Leistung, wobei daran zu erinnern ist, dass Paul Schott auch als Hauptlehrer in der Volksschule unterrichtet, in der Kirche die Orgel spielt und den Kirchenchor leitet.

Es würde den Rahmen dieses Beitrags bei Weitem überschreiten, „Unser Dorf- und Hausbuch“ näher darzustellen. Es wäre indessen eine besonders verdienstvolle Arbeit, diesen Schatz in seinem ganzen Umfang zu heben.⁸

Eintritt in die NSDAP. Deutsche Staatsbürgerschaft.

Dem Eintritt in die NSDAP hatte Paul Schott sich bis jetzt entziehen können. Aber die Zeiten für Lehrer ohne Parteibuch wurden schwierig. Der badische Philologenverband war bereits im Dezember 1934 aufgelöst und über die „Deutsche Erziehungsgemeinschaft“ dem Nationalsozialistischen Lehrerbund angegliedert worden. Das Ministerium für Unterricht und Kultus unter dem berüchtigten Dr. Wacker in Karlsruhe, einem Nazi der ersten Stunden, hatte *„vorgeschlagen“*, *„alle Lehrer eines Kollegiums, die politisch belastet sind...von der Anstalt zu versetzen“* und die frei gewordenen Lehrerstellen *„durch tüchtige nationalsozialistische Lehrkräfte“* zu ersetzen. Natürlich konnten diese Versetzungen nicht an allen Schulen mit gleicher Konsequenz durchgeführt werden, aber eine gezielte Versetzung eines „politisch belasteten“ Lehrers war jederzeit möglich. Mehr noch: im badischen Wertheim waren mehr als die Hälfte des Kollegiums mit 17 Lehrern keine Parteigenossen. Dort wurden im Schuljahr 1935/36 sämtliche Lehrer ohne Parteibuch gegen *„tüchtige nationalsozialistische Lehrkräfte ausgetauscht“*, mit Versetzungen von Wertheim z. T. bis nach Donaueschingen.⁹

Natürlich weiß man das auch in der Lehrerschaft in Schutterwald, möglicherweise hat auch der Schulleiter, der auch stellvertretender Ortsgruppenleiter ist, dafür gesorgt, dass

auch der Kollege Schott Bescheid wusste, versehen mit entsprechenden Hinweisen. So tritt nun Paul Schott doch am 1. Mai 1937 in die NSDAP ein und erhält die Mitglieds-Nummer 5 255 263. Seine parteipolitischen Aktivitäten scheinen sich jedoch sehr in Grenzen gehalten zu haben: er wird Mitglied im „Reichsbund für Leibesübungen“, sowie im nicht besonders bedeutungsvollen „NS-Funkverein Schutterwald“.

Nun ist festzustellen: Der Lehrer Paul Schott ist „Beauftragter“ in der „Ortsverwaltung des NSV“ und „Kreisreferent des Deutschen Volksbildungswerkes und Kreissachbearbeiter für das Volksbuch“, schreibt „Unser Dorf- und Hausbuch“ und über „Die Auswanderung in Schutterwald in den letzten 100 Jahren“. Er spielt in der Kirche die Orgel und dirigiert den katholischen Kirchenchor, aber 19 Jahre nach Ende des „Großen Krieges“ und 17 Jahre nach seiner Vertreibung aus seiner elsässischen Heimat ist er immer noch, wenn auch unfreiwillig, französischer Staatsbürger – und neuerdings dazu auch noch Parteigenosse. Eine wohl einmalige Kuriosität in der von Verwirrungen nicht armen elsässisch-badischen Geschichte nach dem „Großen Krieg“.

Zwar findet sich in der Personalakte¹⁰ unter dem 3. August 1935 das „Gesuch des Hauptlehrers Paul Schott an den Minister des Innern in Karlsruhe um Entlassung aus französischer Staatsbürgerschaft“. Das „Gesuch“ ist bezüglich der Zuständigkeit merkwürdigerweise adressiert „an den Minister des Innern Karlsruhe“, und vielleicht liegt darin der Grund dafür, dass eine Antwort seit fast zwei Jahren aussteht, was der sonst so fleißige Schreiber Paul Schott erstaunlicherweise hingenommen hat – aber er war ja, wie wir wissen, anderweitig gut beschäftigt. Aber jetzt, am 18. Juli 1937, sechs Wochen nach seinem Eintritt in die NSDAP, bekommt Paul Schott Post aus Paris:

„Monsieur Paul Schott... Est autorisé l'acquisition de la nationalité allemande (article 981 de la Loi du 10. Aout 1927). Fait à Paris, le quinze Avril milneufcenttrentesept“.

Am 24. Juli 1937, fast drei Monate nach der Berechtigung der „acquisition de la nationalité allemande“, bestätigt ihm die badi-sche Staatsregierung in Karlsruhe, dass das Mitglied der NSDAP Nr. 5 255 263 Paul Schott nunmehr ein deutscher Staatsbürger ist.

Über zwölf Jahre lebte der Lehrer Paul Schott mit seiner Familie in Schutterwald. Der Erstgeborene, auf den Namen seines Vaters Paul getauft, war im Kleinkindesalter verstorben.



Ein zweites Kind, ein kleiner Helmut, war dazugekommen, von ihm wird später noch die Rede sein. Es war für den Lehrer eine gute und äußerst fruchtbare Zeit. Neben seiner musikalischen und forschenden Tätigkeit hat er sich auch mit Zeichnen und in der Malerei, mit z.T. religiösen Motiven, hervorgetan. Schließlich hatte, wie bereits erwähnt, schon die „kaiserliche Prüfungskommission“ von 1911 in Oberehnheim ihm, dem Sohn des Landwirts und Milchhändlers in Avolsheim, in „Gesang“, „Violinspiel“, „Klavierspiel“ und „Orgel“ ein „gut“ bestätigt – damals eine Note von Wert –, und unter „besondere Fähigkeiten“ wurde „Zeichnen“ hervorgehoben.

Aber jetzt, nach zwölf Jahren in Schutterwald, erhält Paul Schott am 31. Juli 1937, zum Ende des Schuljahres, wieder Post vom Schulamt. Es ist die Versetzung an die Volksschule in Kehl, und zwar schon zum 1. November. Er wäre liebend gerne „in unserem schönen Dorf in der Rheinebene“ wie er im „Dorf- und Hausbuch“ über sein geliebtes Schutterwald schreibt, geblieben, auch weil er ahnt, was ihn in Kehl erwarten würde – eine Ahnung, die sich später bestätigen sollte. So legt er gegen die Versetzung Einspruch ein, die Ablehnung erfolgt postwendend. Aber Paul Schott „ersucht“, wie er formuliert, erneut, doch in Schutterwald bleiben zu dürfen. Seinem Ersuchen fügt er ein Schreiben des Vorstandes des Kirchenchores bei, der ebenfalls „ersucht, den PG Schott als Dirigenten und Organist behalten zu dürfen“, unter den Unterschriften des Chorvorstandes steht ein „H.H.“ (im Original ausgeschrieben). Dieses „Ersuchen“ des Kirchenchor-Vorstandes fällt in die Zeit, in der, wie schon beschrieben, die Kirche in Schutterwald von der Gestapo-Leitstelle in Offenburg über fast drei Monate verschlossen und versiegelt worden war, vom 1. Oktober bis zum 23. Dezember 1937.⁴ Diese Post scheint jedoch beim Schulamt in Offenburg nicht gut angekommen zu sein, denn der Lehrer Schott erhält einfach keine Antwort, jedenfalls findet sich in der Personalakte kein Beleg. So steht für die Lehrerfamilie Schott erneut ein Umzug an, jetzt nach Kehl, wo Paul Schott am 1. November 1937 seinen Dienst als Hauptlehrer an der Volksschule aufnimmt, und zwar ziemlich unfreiwillig, wie wir annehmen müssen.

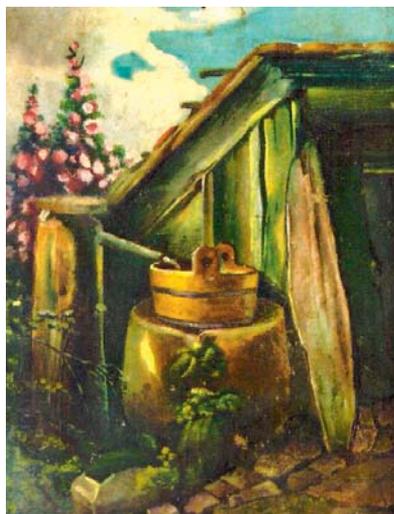
Straßburg

Keine drei Jahre später kommt der Krieg, Frankreich kapituliert am 25. Juni 1940, das Elsass wird wieder deutsch, und so ist Straßburg wieder eine deutsche Stadt. Paul Schott sieht hier die Gelegenheit, aus dem ungeliebten Kehl wegzukommen. Er beeilt sich und stellt schon am 10. Juli, keine drei Wochen, nachdem Frankreich militärisch kapituliert hatte, seinen Antrag auf Versetzung nach Straßburg – es ist ein wahrhaft schicksalhafter Antrag, wie er nur vier Jahre später schmerzhaft erfahren muss. Aber jetzt wäre Straßburg mehr als nur von Kehl wegzukommen. Es wäre vor allen Dingen die ersehnte Rückkehr in seine geliebte elsässische Heimat, aus der er vor 20 Jahren vertrieben worden war. Übrigens finden sich keine Hinweise dafür, dass er sich in Kehl politisch betätigt hätte, vielmehr hat er auch hier Spuren seiner künstlerischen Natur hinterlassen. In der Entnazifizierungsakte – davon wird später noch die Rede sein – wird vermerkt, dass der Lehrer Paul Schott „Theateraufführungen mit christlichem Inhalt“ inszenierte.

Der Lehrer in Kehl schreibt in seinem Gesuch auf Versetzung nach Straßburg:

„Ich bin Altelsässer, da beide Elternteile vor 1870 im Elsass geboren sind. Ich bin vor dem ersten Weltkrieg in die Lehre gegangen und habe im 1. Weltkrieg für meine Heimat gekämpft. (...) Ich bin der elsässischen Mundart mächtig, mit dem Brauchtum des Unterelsass ganz vertraut. 8 Angehörige (die Mutter, Geschwister) leben in der Umgebung von Straßburg. Ein Onkel ist im elsässischen Schuldienst, ich hatte immer Kontakt mit alten Freunden und Bekannten im Elsass“, und er schließt mit einer unmissverständlichen Botschaft an die neue deutsche Regierung in Straßburg: *„Ich weiß, woran es jetzt mangelt, da vorher die Schulen unter französischer Herrschaft waren“.*

So sehr dieser Antrag auf Versetzung aus Kehl nach Straßburg in erster Linie der Wunsch nach der Heimkehr ins geliebte Elsass ist, so ist er auch geschrieben aus *„unerträglicher wirtschaftlicher Not“*, verbunden mit dem *„Antrag auf Wirtschaftshilfe für Rückwanderer“*, wobei auch, für die sonstige



Korrespondenz des Lehrers Paul Schott überraschend, familiäre Nöte einfließen. Die nachfolgende Beschreibung seiner „unerträglichen wirtschaftlichen Not“ wird neben der Liebe zum Dorf Schutterwald auch ein Grund gewesen sein, weshalb er sich gegen die Versetzung gleich zweimal gewehrt hatte. Die Lehrerwohnung in Schutterwald mag sicher auch bescheiden ausgestattet gewesen sein, aber der Lehrer „in unserem schönen Dorf Schutterwald in der Rheinebene“ wusste offensichtlich oder hatte zumindest geahnt, was ihn in Kehl erwarten würde.

So schreibt er:

„Im Haushalt 3 erwachsene Personen. Sohn Abiturient. Nur zwei möblierte Zimmer, eines zum Schlafen. Keine Kochgelegenheit. In eine Wirtschaft oder Pension zum Essen. Alle Wäsche zum Waschen und Bügeln ausgeben. Kein Privatvermögen. Im Gegenteil: Durch Bürgschaft meines Schwiegervaters hat nicht nur meine Frau ihr Erbteil von 10.000 RM verloren, sondern ich muss für den Teil der Zinsschuld von 8.000 RM aufkommen“.

Dann führt er auf:

Zwei möblierte Zimmer	50 RM
Verpflegung pro Tag	2.70
Wäschewaschen und Bügeln	20.–
Heizung und Licht	20.–
Gliederungen, Beiträge für Partei	20.–
Lebens- und Krankenversicherung	50.–

Insgesamt listet er Ausgaben für den Lebensunterhalt in Höhe von 360 Reichsmark auf, bei einem Gehalt von 460 Reichsmark, und er schließt mit dem Hinweis auf seine „vaterländische Gesinnung als Rückwanderer, der dringend wirtschaftliche Hilfe benötigt“.

Sein Antrag auf Versetzung nach Straßburg dürfte willkommen gewesen sein, schließlich wird der deutsche Lehrer, zumal „Altelsässer“, dort wieder benötigt, und für den Rückwanderer geht es dann ganz schnell: schon ab dem 22. Oktober 1940, vier Monate, nachdem Straßburg wieder eine deutsche Stadt geworden war und drei Monate nach seinem Antrag auf Versetzung, unterrichtet Paul Schott als Hauptlehrer an der „Neufeldschule für Knaben“. Von den Umzugskosten in Höhe von 306,88 RM werden ihm 300 RM erstattet.

Auch für die Zeit in Straßburg finden sich in der Personalakte keine Hinweise, dass der Lehrer Paul Schott sich politisch geäußert oder gar sich politisch betätigt hätte. Auffallend ist



jedoch ein „Nachweis“: *Der Hauptlehrer Paul Schott hat vom 01.09.1941 bis 20.09.1941 einen Ausbildungskurs für Schiffsmodelle für elsässische Volkslehrkräfte mit Erfolg absolviert*. Karlsruhe 20.09.1941, Gärtner, der Beauftragte für die Umschulung der elsässischen Lehrerschaft“. Was den Mann, der „Unser Dorf- und Hausbuch“ mit 456 Seiten geschrieben hat, dazu eine große Arbeit über „Die Auswanderung in Schutterwald in den letzten 100 Jahren“, bewogen hatte, in der „Umschulung der elsässischen Lehrerschaft“ einen „Ausbildungskurs für Schiffsmodelle“ zu absolvieren, bleibt sein Geheimnis.

Vielleicht auch nicht: Denn am 14. Oktober 1941, ein Jahr, nachdem Paul Schott seine Tätigkeit als Lehrer an der Neufeldschule aufgenommen hat, bewirbt er sich beim Oberschulamt in Straßburg auf die Stelle des Leiters der Schule. Schon eine Woche später erhält er einen abschlägigen Bescheid, und zwar nicht vom Oberschulamt, sondern vom „Chef der Zivilverwaltung“, wobei diese Ablehnung gleichzeitig eine politische Beurteilung bedeutet:

„Der Antrag des Oberschulamtes auf die Schulleiterstelle wird vom Chef der Zivilverwaltung für zwei Jahre zurückgestellt. Seine politische Haltung ist nicht immer so, dass ich es befürworten kann.“¹¹

Offensichtlich war die Bewerbung mit dem „Antrag vom Oberschulamt“, das Paul Schott für geeignet hielt, dort befürwortet worden. Der „Chef der Zivilverwaltung“ hingegen sieht das anders. Bei ihm kommt es nicht auf die pädagogische Qualifikation der Hauptlehrers Paul Schott an, sondern auf seine „politische Haltung“, und diese ist eben „nicht immer so“. Der „Ausbildungskurs für Schiffsmodelle“, wenn er denn im Sinne der Beförderung der beruflichen Karriere „absolviert“ gewesen sein sollte, war also wohl umsonst gewesen.

Paul Schott, so kennen wir ihn, wartet jedoch keine zwei Jahre. Schon acht Wochen später, am 10.12.1941, wiederholt er seine Bewerbung. Am 19. Dezember wird ihm, jetzt unmissverständlich, mitgeteilt, dass *„Sie als Schulleiter nicht in Frage kommen. Sie müssen den aktiven Einsatz für die Partei noch mehr unter Beweis stellen“*. Der Minister des Kultus und Unterrichts Dr. Wacker.

Neben diesen Bewerbungen auf die Stelle des Schulleiters findet sich, fast eher beiläufig, in der Personalakte eine nur kurze Bemerkung, die das schreckliche Geschehen im Leben des Lehrers Paul Schott und seiner Frau Maria wiedergibt. Der erstgeborene Sohn, Paul, war schon im Kleinkindesalter verstorben. Jetzt schreibt der Lehrer Paul Schott, dass der zweite Sohn, Helmut, der im Versetzungsgesuch vom 10. Juli 1940 erwähnte Abiturient, im Mai 1942 als Kampfflieger über England getötet wurde, 22 Jahre jung. Der Vater Paul Schott, der sonst viel und ausführlich schreibt, vermerkt zum Tod seiner beiden Söhne nichts weiter und erlaubt keinen Blick in seine seelische Verfassung.

Gefangenschaft, Heimkehr und „Entnazifizierung“

Fast genau vier Jahre nach seiner von ihm angestrebten Wunschversetzung nach Straßburg muss Paul Schott nun schmerzhaft erfahren, wie schicksalhaft dieser Umzug sich erweisen sollte: am 23. November 1944 wird Straßburg von französischen Truppen erobert, und schon folgenden Tages wird Paul Schott aus seiner Wohnung abgeholt und in ein Gefängnis in der Stadt eingeliefert. Aus der Entnazifizierungsakte ist über diese Ereignisse nur zu entnehmen, dass er „vom 5.12. 1944 bis 24.11.1945 im Internierungslager im Elsass und in den Pyrenäen in Gefangenschaft“ war. Er selbst hat über diese Zeit nichts geschrieben, jedenfalls finden sich in den Akten keine Hinweise, wir erfahren auch nicht näher, wo er in Gefangenschaft gewesen war. Seine Frau hatte sich schon im November 1944 in das elterliche Haus in Weier bei Offenburg geflüchtet. Zwei Tage nach seiner Entlassung aus dem Lager „in den Pyrenäen“, am 26. November 1945, kommt er nach Deutschland, in das Dorf Weier zurück, offensichtlich wusste er, wo seine Frau sich aufhielt, und das Lehrerehepaar lebt, äußerst beengt, im Hause der Eltern der Frau.

Nun weiß Paul Schott, dass das Verfahren der Entnazifizierung vor der „Spruchkammer“ unausweichlich auf ihn zukommen würde, ein Verfahren mit ungewissem Ausgang. Dennoch schreibt er, zuversichtlich wie es eine Art ist, schon

zwei Tage nach seiner Heimkehr, am 28. November 1945,¹¹ wobei er sein Gesuch vom 10. Juli 1940 um Versetzung von Kehl nach Straßburg jetzt verständlicherweise mit „*durch Verordnung ... nach Straßburg versetzt*“ umschreibt:

An das Badische Ministerium des Kultus und Unterrichts in Freiburg

Betr.: Wiederverwendung im Schuldienst

Das Badische Ministerium des Kultus u. Unterrichts bitte ich, mich wieder im Badischen Schuldienst zu verwenden. Meine letzte Dienststelle war bis März 1944 Kehl. Durch Verordnung W7b2988 v. 23.3.44 wurde ich nach Strassburg versetzt.

Ich kann erst jetzt mein Gesuch um Wiederverwendung einreichen, da ich vom 5.12.44 bis 24.11.45 in Internierungshaft im Elsass und in den Pyrenäen war.

Gründe für die Tätigkeit in einem angeschlossenen Verband:

1. *In der NSV arbeitete ich auf Anforderung des Ortsgruppenleiters von Schutterwald bis zu meiner Versetzung nach Kehl.*
2. *Weil ich mich seit 1924 mit der Heimatforschung beschäftigte, wurde ich zur Dorfbucharbeit von 1936 ab herangezogen u. musste zu gleicher Zeit das Amt eines Volksbildungswarts übernehmen.*

Paul Schott

Hauptlehrer

26. November 1945

Bis zum Abschluss des unausweichlichen Entnazifizierungsverfahrens kann Paul Schott nicht als Lehrer eingesetzt werden, der Lehrer schlägt sich mühsam mit Arbeiten bei den Bauern im Dorf durch. Schließlich, nach sechs Monaten des Wartens, wiederholt sich, was er schon einmal hatte durchmachen müssen, im Februar 1919. Damals wurde er von den französischen Siegern „zum Verhör befohlen“, weil er Lehrer „an verschiedenen Schulen im Elsass“ war, „wegen hervorragender Betätigung für das Deutschtum“ und „wegen des Verkehrs mit deutschen Offizieren“. Jetzt, 25 Jahre später und ein halbes Jahr nach seiner Heimkehr aus der Gefangenschaft in den Pyrenäen, muss er sich wieder verhören lassen, muss sich dem Verfahren der „Entnazifizierung“ unterziehen. Der Termin vor der „Spruchkammer“ ist auf den 24. April 1946 festgelegt.

Paul Schott bereitet sich, wie es seine Art ist, sorgfältig vor, und legt der Spruchkammer vorab seine „Erklärung“ vor.¹¹

Meine politische Tätigkeit vor u. nach der Machtergreifung.

Vor der Machtergreifung stand ich der Zentrumsparlei nahe. Seit 1923 war ich Berichterstatler der Offenburger Zentrumsparlei bis zur erzwungenen Einstellung ihres Erscheinens. (Offenburger Zeitung, Lokalberichte, u. heimatkundliche Aufsätze.) In den Wahlversammlungen habe ich für die Zentrumsparlei gesprochen, u. a. sagte ich einmal: Wollt ihr haben, dass aus den Schulsälen das Kreuzifix oder das Schulgebet verschwindet wie in Thüringen unter dem Minister Frick? Sicher nicht, darum wählt Zentrum. Lange Zeit wurde ich von den damaligen Nazis als „Schwarzer“ bezeichnet, weil ich ihren Diskussionsredner in meinem Berichte lächerlich machte.

Vor der Machtergreifung war ich in der NSDAP, ihren Gliederungen, nicht tätig. Nach wie vor half ich die Feiern der Kath. Vereine mitgestalten. Während dieser Zeit wurde ich 2mal vom Ortsgruppenleiter angezeigt, weil ich den Jungmädeln eine lachhafte Fastnachtsveranstaltung während des Unterrichts verbot u. weil ich ohne Genehmigung des Ortsgruppenleiters eine heimatkundliche Ausstellung durchführen wollte. Ein Konzert, das ich mit meinem Kirchenchor zu Gunsten der Kirchenrenovierung durchführen wollte, wurde am Aufführungstag dadurch unmöglich gemacht, daß man uns verbot, Eintritt zu verlangen. Nach meiner Versetzung nach Kehl musste ich auf Anordnung des Kreisleiters als Volksbildungswart tätig sein, wobei jedoch unpolitische Vorträge durchgeführt wurden: z.B. Als Farmer in Afrika _ Als Lehrer an einer Missionsschule in China _ Kochen mit Eis – Germanisches Christentum (Heliand) _ Goethe als Naturforscher _ Soldaten singen _ Schubert in Wort u. Lied u. m. a. Ein Aufsatz „Mehr Heimatpflege“ in der Kehler Zeitung wurde vom „Führer“¹² verweigert und trug mir eine Anzeige beim Kreisleiter und bei der Gestapo ein. Am 1.5.37 trat ich in die Partei ein wie noch sehr viele Lehrer und Beamte. Aber eine Uniform habe ich nie getragen. Ich musste 2mal auf der Kreisleitung erscheinen, wo mir eröffnet wurde, dass ich als Lehrer mehr opfern müßte.

Vom Tage des Kriegsausbruchs an habe ich für die Partei überhaupt nichts mehr getan, nach meiner Übersiedlung nach Straßburg (auf Anordnung des Stadtschulamtes) auch keinen Parteibeitrag mehr bezahlt, da ich mit der Einführung der Partei im Elsass nicht einverstanden war. Auch habe ich mich bei der Ortsgruppe in Str.-Neudorf nicht angemeldet.

Nach der Erkrankung des Schulleiters der Neufeldschule und seiner Pensionierung hatte ich die stellv. Schulleitung inne als dienstältester Lehrer. Während dieser Zeit versuchte ich die Anordnungen der Behörde in möglichst milder Form durchzuführen (z.B. Gruß der Geistlichen im Schulhause, Entfernung der Kreuzifixe).

Mit der Geistlichkeit beider Konfessionen stand ich in bestem Einvernehmen. Obschon ich vom Juni 44 die stellv. Schulleitung

inne hatte, wurde ich nicht befördert wie viele andere reichsdeutsche Lehrer, da ich zu wenig für die Partei tat. Also Vorteile habe ich keine gehabt, sondern nur Schaden (Internierung fast ein Jahr, Verlust meiner Kleider u. meiner Wäsche.)

Paul Schott schließt mit „Die Angaben entsprechen der Wahrheit“ und benennt mehrere Zeugen, u. a. den „ev. Stadtpfarrer in Str.=Neudorf“, sowie den „kath. Stadtpfarrer L. Walter, z. Zt. Kork“.

Dieser Stadtpfarrer L. Walter legt der „Spruchkammer“ zusätzlich eine eigene Erklärung vor:

„Familie Hauptlehrer Paul Schott ist mir seit dem Jahre 1937 bekannt. Herr Hauptlehrer Paul Schott ist mir als praktizierender Katholik bekannt. Wenn er Mitglied in der NSDAP war, so darf mit Sicherheit angenommen werden, dass er es nur dem Namen nach war und dass er die verderblichen Ideologien verwarf. So führte er Theateraufführungen auf mit christlichem Inhalt, die von der lokalen Gestapo-Leitstelle verboten wurden, da der Zensor „Zersetzung der Wehrkraft“ erkannte.

Kath. Pfarramt Kehl, z. Zt. in Kork, 25.1.46, gez. L. Walter, Stadtpfarrer. Die Richtigkeit der Abschrift wird bestätigt, Weier, 15.4.46, der Bürgermeister i. A. Vetter.

Paul Schott fügt seiner „Erklärung“ eine „Anlage 2“ an:
„Vom 16.10.40 an war ich im Elsass in Straßburg als Lehrer tätig. Während meiner Tätigkeit in Straßburg habe ich mich politisch nicht betätigt, da es mir unverständlich erschien, daß in einem besetzten Gebiet die NS-Partei eingeführt wurde, deshalb hatte ich auch kein Parteiamt inne“. Er benennt mehrere Personen, denen er durch sein Eintreten „vor Anzeige und Gefängnis geholfen“ hat, u. a. „eine Frau, welche durch Schulkinder russ. Kriegsgefangene, die bei der Neufeldschule die Splittergräben zuwarfen, Brot zukommen ließ, bewahrte ich durch mein Eintreten vor Anzeige und Gefängnis“. Zeuge els. Lehrer Paul Mathieu, Friedrichsfeldstr., Str.-Neudorf.

In seiner „Erklärung“ ist spürbar, wie sehr Paul Schott nach der als zutiefst ungerecht empfundenen Ausweisung aus seiner Heimat im Jahre 1919 jetzt, nach 26 Jahren, seine Existenz zum zweiten Mal bedroht sieht angesichts der bevorstehenden Verhandlung vor der „Spruchkammer“, wobei er seine damalige Bewerbung nach Straßburg jetzt verständlicherweise als „Anordnung der Stadtschulamtes“ umschreibt.

Am 24. April 1946 fällt die „Spruchkammer“ das Urteil:
„PG (Anm.: Parteigenosse) seit 1.5.1937, Nr. 5 255 263, seit 20.01.1939 im NSLB Gau Baden, Ausweis Nr. 261 011. Politisch

hat er sich nie betätigt. Es erfolgt eine monatliche Kürzung des Gehaltes um 50 RM für die nächsten acht Jahre, für die Dauer seiner Parteizugehörigkeit.“

Die „Spruchkammer“ bestätigt unserem Lehrer, dass er sich „politisch nie betätigt“ hat, gleichwohl bestraft sie ihn, wobei die Gehaltskürzung das Lehrerehepaar in den schwierigen Nachkriegsjahren sehr getroffen hat.

Das Urteil bestätigt die Absurdität der Entscheidung, die auch in einem zwei Tage später durchgeführten Verfahren deutlich wird:

Die Lehrerin Amalie Tonoli, Jahrgang 1895, war in Offenburg an der damaligen Volksschule tätig. Im Lehrerkollegium und als Sprecherin einer katholischen Frauengruppe hatte sie immer wieder und heftig den Nationalsozialismus kritisiert, während der Fronleichnamprozession 1939 hatte sie, gegen den Einspruch der Geistlichkeit, laut über die Offenburger Nazis geschimpft. Sie wurde in der Gestapo-Leitstelle zweimal verhört und in eine Dorfschule im Odenwald strafversetzt. Ein Jahr zuvor war auch sie in den „NSLB Gau Baden“ eingetreten. Nur deshalb wurde sie von der „Spruchkammer“ im Verfahren vom 26. April 1946 mit einem Unterrichtsverbot von sechs Monaten bestraft, zusätzlich wurde ihr Gehalt um 50 RM für die Dauer von fünf Jahren gekürzt.^{11a}

Im vergangenen Jahr hat die Stadt Offenburg in einem Neubaugebiet eine Straße nach Amalie Tonoli benannt.

Die Entnazifizierung des Lehrers Paul Schott ist also mit dem Urteil der Spruchkammer am 24. April 1946 abgeschlossen. Nach der 1919 als zutiefst ungerecht empfundenen Ausweisung aus seiner elsässischen Heimat, nach fünf Umzügen innerhalb von 20 Jahren, nach Gefangenschaft und demütigender Entnazifizierung kehrt endlich mehr Ruhe in das Leben des Lehrerehepaares ein, das auch noch den Tod ihrer beiden Söhne hatte hinnehmen müssen. Aus der Personalakte ist das Datum nicht zu entnehmen, aber Nachforschungen bei ehemaligen Schülern ergaben, dass Paul Schott nach dem „Spruchkammer“-Urteil vom 24. April 1946 schon im Herbst desselben Jahres, zu Beginn des Schuljahres, wieder als Lehrer seinen Dienst verrichten darf, als „1. Lehrer“ in der Volksschule Weier, wo die Schotts wohnten. Er wurde ja dringend benötigt, die jungen Lehrer waren im Krieg totgeschossen oder waren in Gefangenschaft.

Nach wenigen Wochen in seinem Dorf Weier kehrt er zurück zu seiner alten Liebe: er nimmt wieder den Platz ein auf der Orgelbank in der Kirche und dirigiert den Kirchenchor.

Seine wiederholt erwähnte andere große Neigung und Begabung entfalten sich jetzt, unbeschädigt nach den schweren Jahren, in zahlreichen Zeichnungen und Stilleben mit Blumen, Früchten und in Bildern mit bäuerlichen und religiösen Themen, die zahlreiche Käufer fanden. Noch heute sollen in manchen Stuben der umliegenden Dörfer Bilder von Paul Schott zu bewundern sein.

In der Volksschule Weier unterrichtet der „1. Lehrer“ Paul Schott die „Klasse 1 mit 10 Knaben und 9 Mädchen“, sowie die „Klasse 4 mit 9 Knaben und 7 Mädchen“. In der Personalakte findet sich eine über Wochen sich hinziehende Streiterei mit einem Arzt in Offenburg und den Eltern wegen „Züchtigung des Titus W.“ Dieser hatte sich wiederholt mit Mitschülern geprügelt.

Nach acht Jahren als „1. Lehrer“, am 1.07.1953, wird Paul Schott zum Oberlehrer befördert. Aus ärztlichen Bescheinigungen und Berichten ergeben sich aber zunehmend Hinweise auf eine fortschreitende Herzerkrankung. „Mit Ablauf September 1956 auf Antrag vom 6.05.1956 wird der Oberlehrer Paul Schott in den Ruhestand versetzt“, im Alter von 63 Jahren.

Noch zehn gute Jahre waren ihm vergönnt mit Malen, Zeichnen, Orgelspiel und Kirchenchor. Ein Foto, das wohl in diese Zeit datiert werden darf, zeigt ihn als einen gutaussehenden Mann mit einem aufmerksam-kritischen, gleichwohl freundlichen Blick, der eine große Lebenserfahrung ausstrahlt. Im Jahr 1968, mit 76 Jahren, stirbt er, der Todestag ist nicht bekannt. Eine übergroße Trauergemeinde versammelte sich zu seiner Beisetzung. Ganz besonders viele Menschen waren aus seinem „so schönen Dorf Schutterwald“ gekommen, denn die Erinnerung an den Lehrer und den Verfasser der „Auswanderung im Dorf“, an den Chronisten des „Dorf- und Hausbuchs“, an den Organisten und Dirigenten des Kirchenchores war auch nach 30 Jahren noch sehr lebendig geblieben. Einer seiner ehemaligen Schüler, ein angesehener Bürger im Dorf, hielt die Grabrede. Das Grab des Paul Schott auf dem Friedhof in Weier ist nicht mehr auffindbar.

Paul Schott – das bewegende elsässisch-badische Schicksal eines Mannes in Krieg und Frieden.

Anmerkungen

- 1 Landesarchiv Baden-Württemberg Staatsarchiv Freiburg D 180/2 – 24268
- 2 Staatsarchiv Freiburg D 180/2–24268
- 3 Staatsarchiv Freiburg D 180/3–24268
- 4 Ortenau, 96, 2016, 403–428

- 5 Nationalsozialistischer Lehrerbund (NSLB) 1929 gegründet, der Parteiführung der NSDAP angeschlossen. Entwickelte sich ab 1933 zur alleinigen Lehrerorganisation, innerhalb der Partei vergleichsweise bedeutungslos. 1943 im Zuge der Kräfte auf den totalen Krieg aufgelöst, durch Kontrollratsgesetz Nr. 2 vom 10. Okt 1945 verboten.
- 6 NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) 1932 zur Unterstützung bedürftiger Familien innerhalb der Partei gegründet, nach 1933, mit Verbot der Arbeiterwohlfahrt und Unterdrückung von Diakonie und Caritas, Konzentration auf so genannte Volksgesundheit, Propaganda und Schulung.
- 7 „Mein Heimatland“, 24. Jahrgang, Heft 1/1937. Hrsg. H. E. Busse, Freiburg im Breisgau.
- 8 Herrn Clemens Herrmann, dem Vorsitzenden des Historischen Vereins Schutterwald, danke ich ganz besonders, der mir „Unser Dorf- und Hausbuch“ zur Durchsicht überlassen hat.
- 9 Ingeborg Wiemann-Stöhr: Die pädagogische Mobilmachung – Schule in Baden im Zeichen des Nationalsozialismus. 1918
- 10 Staatsarchiv Freiburg D 180/2- 24268
- 11 Staatsarchiv Freiburg D 180/2 -24268
- 11a Staatsarchiv Freiburg C 13 633
- 12 Zeitung „Der Führer“ von 1927 an „Hauptorgan der NSDAP Gau Baden – Badischer Staatsanzeiger“. Im Februar 1945 wegen Papiermangels eingestellt.

Die seltsamen Methoden des Herrn Doktorpfarrers – oder wie ein Visionär am eigenen Egoismus scheiterte

Clemens Herrmann

Dr. (rerum politicarum) Gustav Bannholzer, geb. am 17.2.1886 in Zell im Wiesental. Zum Priester geweiht am 2.7.1912. Er war ab 1926 Pfarrverweser, ab 1929 Pfarrer in Schutterwald. Fast zwingend ließ er sich gerne mit „Herr Doktor“ anreden. Am 1. Dezember 1933 musste er wegen Streitereien mit dem Stiftungsrat, dem Bürgermeister, dem Gemeinderat und großen Teilen der Bevölkerung Schutterwald verlassen. Hauptgrund war hauptsächlich die unsichere Finanzierung des von ihm initiierten Gemeindehauses „St. Jakobus“.

Dorfpfarrer Bannholzer gab regelmäßig über das Kirchenblatt gutgemeinte, manchmal seltsam wirkende Mitteilungen und Empfehlungen an seine Kirchengemeinde heraus.

Pfarrer Bannholzer musste sich oft um sein von ihm gebautes Gemeindehaus St. Jakob Sorgen machen, weil dessen Finanzierung ständig klamm war (das Haus St. Jakob wurde 2018 neunzig Jahre alt). Er verbreitete in seinem Kirchenblatt neben den üblichen, kirchlichen Mitteilungen auch regelmäßig Werbung für diverse weltliche Veranstaltungen im Haus St. Jakob, wie Näh- und Kochkurse, Filmvorführungen, Vorträge, Tanzveranstaltungen, Konzerte, und er warb für die Benutzung des Volksbades und für das Kindergartenwesen. Dieses „Kirchenblättle“ brachte er ab 1930 heraus. So berichtete er in der Ausgabe Januar 1930 über die „Goldene Hochzeit“ der Eheleute Mathias und Beatrix Schley, geb. Haß, am 19. Januar 1930 und wünschte dem Jubelpaar, auch im Namen des Erzbischofs, Gottes Segen. Für den 30. Januar 1930, 8 Uhr abends berief er eine Sitzung des „Ortskirchensteuer-Ausschusses“ in den Bibliotheksaal von St. Jakob ein. Tagesordnung: Festsetzung der Ortskirchensteuer. Für die „Lichtspiele St. Jakob“ meldete er für den 2. Februar 1930 den Film „Der goldene Abgrund“ an. Der Untertitel: „Schiffbrüchige des Lebens“. Der Filminhalt: Bei einem furchtbaren Schiffsunglück werden zwei Mädchen, Zwillinge, durch einen Engländer und einen Missionar gerettet. Die eine wächst in Paris auf, die andere bei dem blinden Missionar auf einer einsamen Insel. Wiedersehen und Schicksal (nach Meinung des Pfarrers) leider ganz eigenartig (nicht für Jugendliche). Um der Fastnachtsstimmung Rechnung zu tragen, kommt



Abb. 1: Dr. Gustav Bannholzer; Foto: Archiv Herrmann



Abb. 2: Gemeindehaus St. Jakob, Schutterwald



Abb. 3: Auto des Pfarrers Bannholzer vor der Sparkasse Schutterwald

der Film „Harold, der Pechvogel“ mit Pat und Patachon als Polizisten und „Wenn man verliebt ist“. Keiner der beiden Filme bedarf einer Empfehlung. Beide sind Sensationsfilme, erste Kinoschlager, für ein lachbedürftiges Publikum (beide Filme jugendfrei). Desweiteren weist Pfarrer Bannholzer auf eine Fastnachtsveranstaltung des Gesellenvereines mit Tanzvergnügen im Saal von St. Jakob im Februar hin. Bei einer dieser Tanzveranstaltungen ist es dann vorgekommen, dass der Herr Doktorpfarrer per Backpfeife gegen seinen Kaplan handgreiflich wurde, was der ohnehin schon angespannten Stimmungslage gegen den Pfarrer weiter abträglich war. Zuvor gingen gegenseitige Bezeichnungen wie „Sie Schürzenjäger“ voraus. Die absonderlichen Vorkommnisse mehrten sich.

Der zweifelhafte Ruf nach Friede und Versöhnung

Nach vier Jahren als Pfarrverweser wurde Dr. Gustav Bannholzer auf Vorschlag von Patronatsherr Philipp Freiherr Roeder von Diersburg durch den Erzbischof Carl von Freiburg am 21. Mai 1930 zum Pfarrer von Schutterwald ernannt. Seine Predigt am darauffolgenden Sonntag hatte es in sich. Verkürzt wiedergegeben:

Zu Beginn seiner Predigt stellte der neuernannte Pfarrer fest: „Die Investitur wird am nächsten Sonntag stattfinden. Von da an bin ich gegen meinen Willen **,unversetzbar‘.**“ Das hatte erst mal gegessen. Pfarrer Bannholzer fuhr fort: „Das Eingeben um die Pfarrei Schutterwald ist mir nicht leicht gefallen. Aber ich habe mit der Erbauung des St. Jakob ‚A‘ gesagt und so musste ich auch ‚B‘ sagen und das Kath. Gemeindehaus finanzpolitisch zu Ende zu führen. Das bin ich meinem Gewissen, meiner Ehre und euch selber am meisten schuldig. Auf diesen meinen Standpunkt musste sich auch die Patronatsherrschaft stellen.“

Wegen der heiklen Finanzlage wurde das Auto von Pfarrer Bannholzer des Öfteren vor der Sparkasse gesichtet.

Ein anderer Bewerber konnte unter den gegebenen Umständen gar nicht in Betracht kommen. Seine Leistungen und seine auf viel Fronarbeit geleistete Arbeit für das Haus St. Jakob konnte Bannholzer nicht genug herausstellen: „Auf alle Fälle darf ich von mir behaupten: Ich habe selbstlos und unter großen Opfern über 4 Jahre für die Gemeinde gearbeitet und geleistet, was mir nicht gerade jeder nachgemacht hätte. Eure Kinder und Kindeskinde werden mir einstens ungeteilte Anerkennung zollen. Sie werden sich auf den Boden der Tatsachen und Wirklichkeiten stellen und kein Verstehen haben für den Kampf der Meinungen, der uns so lange und so tief zerklüftete, obwohl wir alle Sonntage als Kinder eines Glaubens in dieselbe Kirche gingen.“ Der Ruf nach Versöhnung bekam aber in seiner Predigt eher die Züge von Selbstmitleid: „Alles hat einmal ein Ende; auch jeder Kampf muss mal ein Ende haben – wenigstens unter christlich-kultivierten Menschen, unter Menschen mit Verantwortungsgefühl – so auch das unfruchtbare Oppositionsmachen gegen den rechtmäßigen Seelsorger, wie auch das gefühlsmäßige und menschlich begreifliche Nachtragen. (...) Ich kann's verstehen, dass nicht alle meinen Plänen folgen und ihre Durchführbarkeit undersprießlichkeit für die Gemeinde von Anfang an erfassen konnten. Ich kann's verstehen, dass manche mit einem nie dagewesenen Fiasko, mit einer öffentlichen Blamage und mit schweren Nachwirkungen irgendwelcher Art auf die Vermögensverhältnisse der Einwohnerschaft rechnen und ehrlich der Meinung sein konnten, meine Pläne müssten bekämpft und in ihrer Ausführung behindert werden.“ Bannholzer bekräftigte in dieser Predigt weiter, dass er trotz dem Kampf der Meinungen – bei dem seiner Aussage nach auch der Satan die Hand im Spiele hatte – nie Zweifel an der Durchführbarkeit an seinem großen Werk, den St. Jakob auch finanziell über die Runden zu bringen, gehabt hatte. So fuhr er in seiner Predigt fort: „Wo Kämpfe ausgetragen werden, da entwickeln sich erfahrungsgemäß die menschlichen Leidenschaften und allzu leicht wird dann über das Ziel geschossen. Vermutungen, Zwischenträgereien und auch Lügereien spielen dabei eine größere Rolle, als sich gewisse Elemente im Kampfe zweier Meinungen persönliche Vorteile erringen wollen.“ Und weiter: „Ich habe meinen Kampf gekämpft und mich immer nur vom Gedanken an das Gemeinwohl Schutterwalds für Gegenwart und Zukunft tragen lassen. Freilich habe ich in der Verteidigung meiner Sache manchmal eine harte Faust geführt; wer sie zu spüren bekam, war vielleicht nicht zu benei-

den. Aber ich habe auch die ganze Leidenschaft einer Opposition zu verspüren bekommen, was mir mit den Sorgen beim Bauen und Finanzieren des St.-Jakobs die Haare gebleicht, die Nervenkraft gebrochen und die Arbeitsfreudigkeit zum großen Teil genommen hat. Der Kampf ist aus, die Würfel sind gefallen. Ich bin euer Hirt, ihr seid meine Herde. Ich muss euch haben und ihr mich (...).“

In weiteren Worten warb Pfarrer Bannholzer um Friede und für Vergebung und für das Recht, Meinungsfreiheit auch dem Gegner zu gestehen. Sein Schlusswort lautete: „Selig die Friedfertigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.“

Ob diese Predigt geeignet war, den Frieden im Dorfe wieder herzustellen, ist zweifelhaft.

Schutterwald als Fremdenverkehrsort

Welche Gemeinde freut sich nicht über zahlreichen Besuch von Fremden, Ausflüglern und Erholungssuchenden. Auch Pfarrer Bannholzer sah sich, dabei nicht mit gehörigem Eigenlob spendend, als Förderer des Besucherstroms nach Schutterwald. So veröffentlichte er im Kirchenblatt, September 1930 einen Bericht mit dem Titel: „*Fremdenverkehr in Schutterwald*“:

„Seit Eröffnung unseres Gemeindehauses St. Jakob haben Tausende von Fremden dieses Haus aufgesucht und sind voller Bewunderung wieder von dannen gezogen. Kürzlich kam auch eine größere Schar geistlicher Herren aus dem Kapitel Lahr (...) zu uns. Der ‚Lahrer Anzeiger‘ brachte am 17. Juli 1930 unter der fettgedruckten Überschrift ‚Ein Besuch in St. Jakob in Schutterwald‘ einen ausführlichen Bericht. Nach einer ausführlichen Beschreibung des Hauses heißt es: ‚Wenn man St. Jakob mit seiner praktischen Einrichtung betrachtet, dann weiß man nicht, was man mehr bewundern soll, die Gedanken des Hochw. Herrn Pfarrers Dr. Bannholzer oder die Tüchtigkeit des Architekten Prof. J. Graf, Karlsruhe oder die Opferwilligkeit der Gemeinde Schutterwald, welche nicht bloß zum Bau, sondern auch jetzt unter seiner Führung so viele unentgeltliche Arbeiten und Opfer bringt. Gratulieren darf man dem Caritas-Verband e.V. in Schutterwald, welcher Eigentümer dieses herrlichen Hauses ist. (...) Wir möchten nur wünschen, dass recht viele aus Lahr und Umgebung dieses trefflich eingerichtete Haus besuchen; sie werden dort ein gutes Glas Bier nebst einem vorzüglichen Tröpfchen Wein finden, sowie eine Küche, die nicht zu verachten ist. Auch wäre wünschenswert, dass jemand dort Mut und Energie und 400.000 RM. findet, um ein ähnliches Gebäude in Lahr zu erstellen, das

nicht nur Sammelplatz aller Vereine werden könnte, sondern auch eine Stätte, von der recht viel Segen ausgeht.“

Noch mehr Besucher

Zu einem „Kaffeekränzchen“ hatten sich zuvor am 20. Mai 1930 die Offenburger „Gerichtsdamen“ in St. Jakob eingefunden, um anschließend das Gemeindehaus einer eingehenden Besichtigung zu unterziehen. Wie alle Besucher von nah und fern waren auch sie über alles Gesehene und Gebotene überaus befriedigt. „Unter den Damen befand sich auch Frau Oberbürgermeister Dr. Holler. Der kath. Kaufm. Verein ‚Columbus‘ Offenburg beabsichtigt am kommenden Donnerstag, 5. Juni 1930 eine Familien-Abendwanderung nach Schutterwald zu unternehmen und bei dieser Gelegenheit das Gemeindehaus St. Jakob zu besichtigen. Wir heißen die Gäste recht herzlich willkommen.“

Wer denkt bei so viel Zuspruch noch an einen Bankrott des St. Jakob!

Dorfgeschichte? – Für den Herrn Doktorpfarrer kein einfaches Thema

Zuweilen merkte man dem promovierten Pfarrer seinen Mitbürgern gegenüber eine gewisse Arroganz an. So befasste er sich im kath. Gemeindeblatt vom September 1930 mit dem Werk des bereits verstorbenen Heimatforschers Emil Adolf Seigel, die „Varia aus Schutterwalds Vergangenheit“, das Seigels Freund, der damalige Leichenschauer Franz Armbruster verlegen lies. Nach einer allgemeinen Vorbetrachtung des Werkes schrieb Bannholzer im Kapitel III in etwas herablassender Weise: „Inhaltlich stellt das Buch einfach eine Zusammenstellung abgeschriebener Archivalien dar. Eine textkritische und historisch-wissenschaftliche Bearbeitung derselben konnte Seigel auf Grund mangelnder Vorbildung nicht liefern. Umso mehr ist es anzuerkennen und nicht genug zu werten, dass ein Mann ohne jede wissenschaftliche Vorbildung den Mut und die Energie aufbrachte, seiner Heimat wenigstens eine umfangreiche Archivalien-Abschriftensammlung gedruckt zu hinterlassen. Dies muss unter allen Umständen anerkannt werden. Wer mit dem Spaten des Lokalforschers weiter den Boden Schutterwalds schürfen will, wird hier manchen Wegweiser finden (...). Auch unser Gemeindeblatt wird in Zu-

Abb. 4: Titel des Katholischen Gemeindeblatts Schutterwald



kunft noch manche Betrachtung bieten, die geeignet sein dürfte, jung und alt noch mehr mit der Geschichte der engeren Heimat vertraut zu machen. (...)“

Fußnote: Schutterwald hat eine „Emil-Adolf-Seigel-Straße“, eine „Gustav-Bannholzer-Straße“ sucht man bisher vergebens.

Bannholzers Kritik an den „Varia“ löste Gegenreaktionen aus.

Nachdem sich Pfarrer Bannholzer zuletzt etwas herablassend über Emil Adolf Seigel und dessen Heimatbuch im Kirchenblatt geäußert hatte, bekam er Antwort von Seigels Freund und Herausgeber des Buches, Franz Armbruster. Ausgleichend druckte er dessen erläuternden Brief im Kath. Gemeindeblatt vom September 1930 unter der Überschrift: „Das Schicksal der Rathausakten von Schutterwald“ ab. Hierzu teilte Franz Armbruster mit: „Mit Einführung der neuen Grundbuchordnung wurde Emil Adolf Seigel zum Grundbuchhilfsbeamten ernannt. Da der Übergang vom früheren in das neue Grundbuchwesen viel Arbeit erforderte, zog mich Seigel als Schreibgehilfen bei.“

Für die Heizung unserer Arbeitslokale schaffte der jeweils diensttuende Polizeidiener jeden Morgen die nötigen Kohlen, Anfeuerholz und eine Portion Altpapier herbei; das er einem bunten Papierhaufen auf dem Rathausspeicher entnahm. Das Feuermachen besorgten wir selbst. Eines Tages fiel uns ein Stück hartes und vergilbtes Papier auf, welches Seigel dann näher untersuchte und dabei entdeckte, dass es sich um eine Pergamenturkunde (**Abb. 5**) handelte, die sich auf die Waldstreitigkeit der Gemeinde Schutterwald und der Stadt Offenburg bezog.

Dieser zufällige Fund mahnte Seigel, dem Papierhaufen auf dem Speicher eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. Er fand viele Materialien, die er dann später in seiner ‚Varia aus Schutterwalds Vergangenheit‘ veröffentlichte. Immer mehr zog es ihn von nun an zum Studium der Ortsgeschichte hin. Diesen Umständen verdanken wir die Rettung vieler Archivalien des Rathauses.“ Beinahe gleich verhält es sich mit den Altakten der Pfarrgemeinde. Pfarrer Bannholzer beschrieb in einem späteren Gemeindeblatt, dass ihm bei seiner Ankunft in Schutterwald mitgeteilt wurde, dass nach der Jahrhundertwende (um 1910) auf mysteriöse Weise Akten aus dem Pfarrbüro sowie Gegenstände aus der Kirche verschwunden seien. Vermutlich waren darunter auch die Unterlagen über den Kirchenbau und dessen Architekten Joseph Hirschbühl.

Am 30. September 1905 legte Seigel sein Amt als Grundbuchhilfsbeamter nieder, um sich ganz den heimats- und familiengeschichtlichen Forschungen widmen zu können.

Wahlpropaganda

Vor anstehenden Reichstagswahlen versäumte es Pfarrer Bannholzer nicht, in fettgedruckter Schrift in seinem kath. Gemeindeblatt für eine Wahlveranstaltung zu werben:

„Katholiken! Besucht auch am Sonntag, den 7. September nachmittags um ½ 3 Uhr in Scharen die Versammlung in St. Jakob, in welcher Dr. Bohner, der Redakteur der Offenburger Zeitung und Prof. Kuner sprechen werden. Männer und Frauen sind herzlich eingeladen.“



Abb. 5: Urkunde aus dem Waldvertrag zwischen der Gemeinde Schutterwald und der Stadt Offenburg. (Aus dem Schutterwälder Heimatbuch der 1930er Jahre von Hauptlehrer Paul Schott).

Infos über Paul Schott (siehe auch diese Ortenau Beitrag von Karl Hansert über Paul Schott): Paul Schott, geb. am 26.06.1892 in



Abb. 6: Paul Schott, 1924–1936 Hauptlehrer in Schutterwald

Avolsheim im Elsass war von 1924 bis 1936 Hauptlehrer in Schutterwald, verheiratet mit Maria Werner aus Weier. Zwei Kinder, Paul starb dreijährig auswärts und Helmut wurde im II. Weltkrieg zweiundzwanzigjährig abgeschossen. Paul Schott und Gattin zogen am 10.10.1936 von Schutterwald nach Kehl und am 15.04.1941 nach Straßburg-Neudorf. Nach 1945 machten die Schotts in Weier einen Neuanfang. Nach Inhaftierung in Lagern in Frankreich und in Wolfach durch die Franzosen wurde Paul Schott ab 1946 in Weier wieder als Lehrer eingestellt. Er leitete dort, wie zuvor in Schutterwald, den kath. Kirchenchor, war Organist und zeigte sich als kreativer Zeichner. Schott wurde 1957 pensioniert, starb im Jahre 1968 und wurde in Weier begraben. Der Schutterwälder Kronenwirt Albert Wurth hielt am Grabe für die ehemaligen Schutterwälder Schüler und als damaliger Gemeinderat den Nachruf. Das Grab der Familie wurde inzwischen abgeräumt.

Schutterwälder Heimattag brachte für Pfarrer kein Glück

Dorfpfarrer Bannholzer plante für seinen Heimattag 1931 sehr großzügig. Hauptlehrer Paul Schott verfasste eine Nachbetrachtung. Verkürzt nacherzählt vom Verfasser:

Zur Erinnerung an die 93 Heldensöhne der Gemeinde Schutterwald, die 1914–1918 ihr Leben hingaben für ihre Heimat, ging man bald nach Kriegsende daran, in unserem Dorf einen sinnig angelegten Platz zu schaffen, wo die Angehörigen der Gefallenen in stiller Andacht ein inbrünstiges Gebet zu Gott schicken oder die Gemeinde bei einer Trauerfeier ihrer Toten des I. Weltkrieges gedenken kann. Langjährige Planungen der Gemeinde und Kirche unter Bürgermeister Heinrich Schnebelt und Pfarrer Leo Buggle gingen voraus. Pläne, ein Denkmal neben das Kriegerdenkmal des 1870/71er Krieges auf dem Kirchplatz aufzustellen, verwarf man aus Platzgründen bald. Man entschloss sich von Seiten der Gemeinde, ein großzügiges Grundstück südlich des alten Friedhofes für einen repräsentativen, großangelegten Ehrenfriedhof zur Verfügung zu stellen. Trotz der schwierigen wirtschaftlichen Lage brachte man durch Veranstaltungen wie Theateraufführungen, Konzerte, Blumentage und Haussammlungen das Geld für die Gestaltung des neuen Ehrenfriedhofes zusammen. Das aufgebrachte Geld wurde von einem Denkmalausschuss unter Bürgermeister Joseph Junker verwaltet. Endlich im Sommer 1931 kam das schöne Werk zur Vollendung. Auf Anregung des Ortsgeistlichen Gustav Bannholzer sollte am 28. und 29. Juni 1931 ein Heimattag abgehalten werden. Zu Erinnerung an die-

Abb. 7: Skizze von Architekt Graf (Karlsruhe) für ein Ehrenmal in Schutterwald





Abb. 8: Das Muschelkalkkreuz auf dem Ehrenfriedhof wurde eigens für den Heimattag errichtet.



Abb. 9: Der Granitstein fristet heute, abgeändert für die Kriegstoten des TUS Schutterwald etwas versteckt auf dem alten Handballplatz, ein kümmerliches Dasein.

sen Tag sollte in der Mitte ein gewaltiges Heimatkreuz nach dem Plane von Prof. Graf, Karlsruhe (auch Architekt des St. Jakob) erstellt werden. Der heute noch an dieser Stelle stehende Granitblock mit der Widmungstafel sollte in der Mitte vor dem Denkmal aufgebaut werden. Der Gedanke, einen Heimattag zu veranstalten, wäre an sich gut gewesen, wenn nicht die Geldgier dahinter gesteckt hätte. Denn Bannholzer glaubte, auf diese Weise für seinen verschuldeten St. Jakob eine große Geldsumme herausholen zu können und das Heimatkreuz sollte dabei der „Lockvogel“ sein. Auch hoffte er, eine entsprechende Geldsumme des Denkmalfonds zu bekommen. Aber er machte

die Rechnung ohne die nicht verbohrten Schutterwälder, denn es wurde bestimmt, dass der Denkmalfonds vom Denkmalausschuss verwaltet würde. Auch sonst war der Heimattag ein ziemlich schweres Fiasko, sodass durch den Heimattag nicht einmal die Unkosten für die Veränderung des Kriegerdenkmals gedeckt wurden. Die Gemeinde gab für die Veränderung zwar die Genehmigung, bestimmte aber, dass sie für die Kosten in keiner Weise aufkomme. Das Tisch Tuch zwischen der Gemeinde, Pfarrgemeinde und Pfarrer Dr. Gustav Bannholzer wurde immer mehr zerschnitten. Ein gedeihliches Zusammenleben in der Gemeinde war nicht mehr möglich. Dr. Gustav Bannholzer musste am 1. Dezember 1933 das Dorf Schutterwald verlassen und wurde zunächst nach Balg bei Baden-Baden, später in seine Heimat, an den Hochrhein versetzt.

Quellen

Katholisches Gemeindeblatt, Herausgeber: Dr. Gustav Bannholzer. Schutterwald 1930–1933.

Paul Schott: Schutterwälder Heimatbuch, Masch.-schr. Msk. 1936. Privatnachricht Herrmann

Bildnachweise

Originalfotos aus dem „Schutterwälder Heimatbuch“ von Paul Schott.
Portraitaufnahme von Pfr. Dr. Gustav Bannholzer: Herzlichen Dank an Frau Marcella Armbruster für die Überlassung.

Bilderrepro

Clemens Herrmann/punktgenau GmbH

Schiltach 1918–1933: „Gleichgültigkeit bis hin zur Ablehnung“? – Entgegnung und Ergänzung

Hans Harter

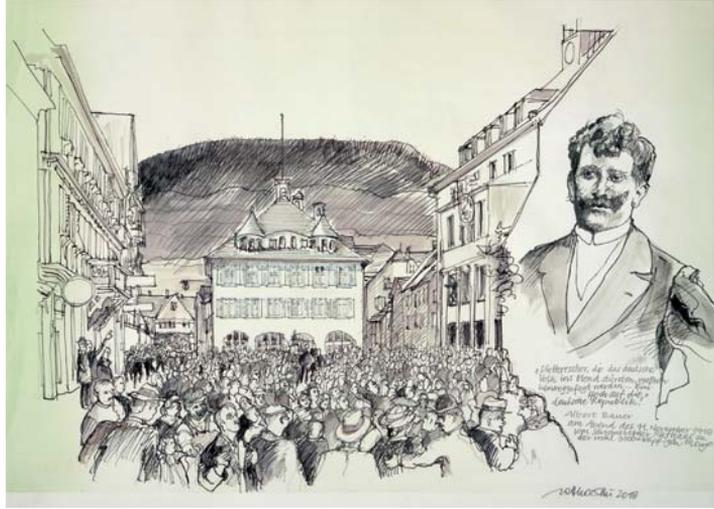
Obwohl Andreas Morgenstern erstmals das Thema „Kriegsende und Neubeginn“ 1918/19 in Schiltach behandelt,¹ mit neuen Quellen zur Existenz eines „Arbeiter- und Volksrats“,² soll die Darstellung hier hinterfragt werden. Sie, die sich als „beispielhafter Blick“ in die badische „Provinz“ versteht, wartet nicht nur mit überraschenden Thesen zur Kriegswahrnehmung³ und zur Tätigkeit des „Volksrats“ auf, sondern zieht auch eine „Bilanz“, die äußerst pessimistisch erscheint: Dass in dem 2000-Einwohner-Städtchen „die Fundamente der Demokratie sich [...] brüchig gestalteten“; dass „die Zahl ihrer aktiven Unterstützer hier wie anderswo gering (war)“; dass „Gleichgültigkeit bis hin zur Ablehnung bei einem bedeutenden Teil der Bevölkerung gedeihen (konnte)“.⁴ Diese Aussagen erinnern an den Slogan der „Republik ohne Republikaner“, wofür Schiltach nun offenbar ein „Beispiel“ sein soll.

Zur Entstehung und Formierung des „Volksrats Schiltach“

Nicht genau bekannt ist die Entstehung des Schiltacher „Arbeiter- und Soldatenrats“, der Anfang Dezember 1918 erscheint.⁵ Da von hier Nachrichten über Demonstrationen oder Streiks fehlen, dürfte er aus dem SPD-Ortsverein heraus gebildet worden sein,⁶ womöglich beeinflusst durch die benachbarte Industriestadt Schramberg, wo am 11.11. eine Kundgebung mit 3000 Teilnehmern stattfand und am 16.11. ein „Arbeiterrat“ gewählt wurde.⁷ Nicht nur, dass viele Schiltacher dort ihr Brot verdienten, es gab auch politische Verbindungen, nachdem die Schiltacher SPD-Ortsgruppe 1897 von Schramberg aus gegründet worden war.⁸

Der „Volksrat“ oder „Arbeiter- und Volksrat“⁹ wandte sich alsbald mit Schreiben an die Gemeindeverwaltung. Ein erstes stammt vom 16.12.1918, als Vorstand Sauerbrunn und Schriftführer Thron um „Überweisung von Holz zur Heizung unseres Geschäftszimmers“ baten.¹⁰ Weiter teilten sie mit, dass als „Vertreter des Volksrats“ im Gemeinderat „aus unserer Mitte Wilhelm Probst ausersehen wurde“. Dazu zitierten sie das „Mitteilungsblatt Nr. 2 der Landeszentrale in Karlsruhe“, dass „bei einer Gemeinderatssitzung stets ein Vertreter als beratende

Abb. 1: Die Ausrufung der Republik am 11. November 1918 in Schramberg. Zeichnung von Uwe Rettkowski (2018). – StA Schramberg



Stimme vom Volksrat zugegen sein (muß).¹¹ Die von Morgenstern nicht erwähnte Berufung auf die „Landeszentrale der badischen Arbeiter-, Bauern- und Volksräte“¹² zeigt, dass die Schiltacher ihre Legitimation von dieser Vertretung aller badischen Räte herleiteten und anhand ihrer „Richtlinien“ agierten. Diese wurden von einem Ausschuss in Verbindung mit der Provisorischen Regierung erlassen, sodass man auch hier an diese Organe angebunden war. Von SPD-Reformpolitikern getragen, verfolgten sie jedoch keine revolutionäre, sondern eine „Strategie des klassen- und parteiübergreifenden Kompromisses“.¹³ So wird auch Abraham Aberle instruiert worden sein, als er in Freiburg an einer „Versammlung der A. und S. Räte“ teilnahm.¹⁴ Dort hieß es, dass „ein Hand in Handgehen der Arbeiter- und Soldatenräte mit den Behörden dringend notwendig sei“.¹⁵

Am 25.2.1919 informierte der „Arbeiter und Volksrat“, dass der Metallarbeiter Christian Wolber „als 2. Beisitzer in den Gemeinderat bestimmt wurde“, mit der „Bitte“, beiden „jederzeit Einsicht in die Geschäfte des Kommunalverbands zu gewähren“. Dass die Räte hier „unterwürfig“ auftraten,¹⁶ ist nicht zu erkennen, wohl aber eine Haltung, die gegenüber der Verwaltung und dem Gemeinderat auf die ihnen zugewachsenen Rechte pochte. Weiter gingen sie jedoch nicht: Sie schickten „Beisitzer“, keine „Gemeinderäte“; sie beanspruchten „jederzeitige Einsicht“ in die Verwaltung, wollten diese aber nicht lenken, wozu sie – von ihren Werkbänken kommend¹⁷ – wohl auch weder willens noch in der Lage waren.¹⁸



Zur Tätigkeit des „Volksrats“

Am 26.12.1918 teilte der „Volks-Rat“ dem Bürgermeister mit, „daß künftighin kein Zwang mehr ausgeübt werden darf wegen Bezug von Dürrgemüse“. Man hatte sich also die Kontrolle der Lebensmittel vorgenommen, als eine der praktischen Herausforderungen, die gerade im Lokalen enorm waren. Hier handelte der Volksrat selbständig, übrigens zur Zufriedenheit des Bürgermeisters, der „sehr gut!“ vermerkte. Für „Milchkontrolle u. Fahnderdienst“ erhielt ein Rat am Tag 16 Mark, für „Nachtpatrouillen“ 10 Mark, auch gab es Sitzungsgelder.¹⁹ Vier Räte saßen im Erwerbslosenausschuss, zwei waren „Beisitzer“ im Gemeinderat, andere sorgten als „Volkswehr“ für die Aufrechterhaltung von „Ruhe und Ordnung“.²⁰

Zugleich wird man auch hier von der allgemeinen Kriegerschöpfung ausgehen müssen: Dass das „Leben je länger je mehr zum schieren Überleben (wurde)“, dass „Einem alles ganz verleidet“ war.²¹ Dies auch angesichts der Seuchen, die im letzten Quartal 1918 hier zehn Leben kosteten: durch Diphtherie, Typhus und Influenza.²² Außerdem waren die jüngeren Männer noch nicht demobilisiert oder aus der Gefangenschaft zurück. So erscheint verständlich, wenn die Menschen sich an die lokalen Autoritäten hielten, wobei mit Buchbindermeister Ludwig Wolpert ein allseits respektierter Bürgermeister amtierte (1911–1929).²³ Zugleich erscheinen Selbstverständnis und Tätigkeit des Volksrats als sozialpolitisch, womit sie sich in den „Rätealltag“ einfügen, wie er sich für Baden herausgestellt hat: „Nicht

Abb. 2: Schiltach (um 1895). Das „Geschäftszimmer“ des Volksrats war in der Bachstraße 19, Rathaus und Altstadt liegen rechts hinten, jenseits der Schiltach. – Sammlg. Harter



Abb. 3: Anzeige der Firma J.C. Wolber, in: DK 23.8.1919. – StA Wolfach

vorstellt.²⁷ Unverständnis herrscht auch gegenüber dem „Erwerbslosenausschuss“ aus je vier Arbeitern und Firmenvertretern sowie dem Bürgermeister mit der ausschlaggebenden Stimme: „Mitten in der Revolution“ gingen Arbeiter in ein Gremium, in dem „die Bürgerlichen [...] die Mehrheit besaßen“, und halfen, dass „den bisherigen Eliten große Entscheidungsgewalt“ blieb. Ebenso wird der „Erhalt vorrevolutionärer Strukturen“ auf „ökonomischer Ebene“ beklagt: Einige „Händler“ verkauften Armeegüter und machten „durch günstige Ankaufspreise“ ein „einträgliches Geschäft“, wovon „allein“ sie, „nicht aber die produzierenden Arbeiter und Angestellten (profitierten)“.²⁸ Hier wird der Sozialisierung dieser „Profite“ das Wort geredet – mit welcher Legitimation, wird jedoch nicht gesagt. Auch nicht, wie dabei, wenn nicht mit „revolutionärer Gewalt“, gegenüber der „reellen Kaufmannschaft“ zu verfahren war, die sich ihrerseits auf „persönliche Freiheit und Freiheit ihres Standes [...] im freien Deutschen Volksstaat“ berief.²⁹

Diese Argumente folgen einer Revolutionsidee, die auch die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse verändern will, hier „grundlegende Erneuerung“ genannt. Die „entschiedene Fortführung der Revolution“ hätte eben doch „tiefere Eingriffe in die Vermögensverhältnisse“ bedeutet, weil sie „die alten Eliten“ daran gehindert hätte, „ihren Vorsprung in Vermögen und Einfluss“ einzusetzen, „um an den Schalthebeln der Macht zu

die Diktatur des Proletariats, sondern die politische und soziale Stabilisierung der entstehenden Republik war das gemeinsame Ziel der Rätebewegung im Spätherbst 1918.“²⁴

Fehlende „revolutionäre Stimmung“?

Angesichts der sich überstürzenden Ereignisse vermisst Morgenstern im Schiltacher Volksrat „eine revolutionäre Stimmung“.²⁵ Falls es „die Euphorie des Neubeginns gegeben haben sollte“, sei sie „rasch“ einer „Ernüchterung“ gewichen,²⁶ wobei weder das eine noch das andere belegt ist. Fast abschätzig kommt der Vorstand des Volksrats weg, der „Familienvater Heinrich Georg Sauerbrunn, ein Weber und Werkmeister – nicht gerade das, was man sich gemeinhin unter einem Revoluzzer aus der Arbeiterschaft



Abb. 4: Die 1893 erbaute Schiltacher Volksschule wurde 1914 Lazarett. Besuch von Großherzogin Hilda am 6.8.1915. – Sammlg. Harter

verbleiben“. Instrumente „weitergehender Revolutionsschritte“ wären die „aus dem Boden sprießenden Volksräte“ gewesen, denen jedoch nicht „an dauerhafter politischer Macht“ lag: „Kurzfristiges Handeln prägte anstelle langfristiger revolutionärer Planungen ihr Wirken“.³⁰

Hier erscheint die These der „steckengebliebenen Revolution“, die für die Republik zu viele verpasste Chancen sieht: Die fehlende Sozialisierung von Schwerindustrie und Banken, die nicht erfolgte „Säuberung“ von Militär, Justiz und Verwaltung. Dies hätte zu ihrem frühen Ende beigetragen, sodass mit Kritik an den damaligen Akteuren und ihrem mangelnden „Revoluzzertum“ nicht gespart wird.³¹ Auf das „Beispiel Schiltach“ bezogen: Mit Familienvätern und kleinbürgerlichen Werkmeistern, die mit den alten Eliten paktierten, war kein neuer Staat, geschweige denn eine soziale Revolution zu machen: „Eine grundlegende Erneuerung (war) nicht gefragt“, „der Schwarzwald“ kein „Gestaltungsort der Revolution aus sich selbst heraus“.³²

Die Frage ist nur, ob den Räten hier nicht etwas abverlangt wird, was sie weder wollten noch konnten, da sie in Theorie und Praxis reformerisch ausgerichtet waren. Auch muss man in ihrer Situation das „Klein-Klein“, „das kurzfristige Handeln“, die „Lösung drängender Probleme“ ernst nehmen, ohne – fast vorwurfsvoll – festzustellen, dass „die Menschen in der ‚Provinz‘“ für „eine entschiedene Fortführung der Revolution nicht zu begeistern (waren)“.³³ Weshalb hätten sie dies wollen sollen? Auch hier gab es bis 1914 Errungenschaften: neue Volksschule, Elektrizität, Krankenhaus, Wasserleitung, katholische Kirche, Bahnanschlüsse, Arbeitsplätze in der Industrie.³⁴ Wenn im liberal geprägten Baden, von Mannheim abgesehen,

die Revolution „undramatisch“ ablief, so deshalb, weil „die realen Bedingungen und Sorgen“ andere waren und „die Notwendigkeit eines radikalen Wechsels weniger als in anderen Regionen oder auf Reichsebene bestand“. ³⁵ „Revolutionäre Eingriffe“ wären außerdem als Unrecht empfunden worden und hätten im bürgerlichen Lager nur zu Protest und Ablehnung geführt. Wo der „Volksrat Schiltach“ energisch auftrat, war in sozialen Belangen, so für jene Mitbürger, die in Wittichen in die Heidelbeeren gingen, was dort als „freches Vorgehen fremder Eindringlinge“ bekämpft wurde: Sie seien doch auch „mehr arme Arbeiter- und Tagelöhnerfamilien als reiche Patrizier“, die die Früchte des Waldes als Nahrung benötigten. ³⁶

Die „Hausacher Konferenz“ und das „Element der Kontinuität“

Die „sozialdemokratische Revolution“, die kein Räte-system, sondern eine parlamentarische Demokratie anstrebte, in Zusammenarbeit mit den Bürgerlichen, ³⁷ fand ihre regionale Entsprechung bei der sog. Hausacher Konferenz am 25.11.1918. Aus dem Amt Wolfach kamen hier Persönlichkeiten zusammen, wohl auch Bürgermeister Wolpert. Amtsrichter Straub informierte über die politischen Leitlinien der „A.- und S.-Räte“, dabei betonend, dass „die Mehrheit des Volkes, namentlich im Süden des Reichs, keineswegs geneigt sei, anstelle der alten Militärdiktatur eine solche von seiten der äußersten Linken einzutauschen“. Eine „EntschlieÙung“ hielt fest, dass sich die Versammlung „geschlossen hinter die neue badische Regierung (stellt), deren bisherige Maßnahmen (billigt) und dringend (bittet), dafür besorgt zu sein, daß die auf den 5. Januar angesetzten Wahlen zur Badischen Nationalversammlung unter allen Umständen stattfinden“. ³⁸ Dies bedeutete die Unterstützung der Regierung durch die bürgerlichen Kräfte und Amtsträger, bei Anerkennung des staatspolitischen Umsturzes vom November 1918. Die Abkehr von der „Militärdiktatur“ war zugleich die Absage an eine monarchische Konterrevolution, während auf der anderen Seite ein Räte-system analog dem der Bolschewiki verurteilt wurde. Weshalb hier „die praktische Gleichsetzung der neuen mit der alten Regierung auffällt“, ³⁹ ist unklar. Dagegen trafen sich die Ziele der Räte mit denen der bisherigen lokalen Honoratioren, so dass Chancen für ein Zusammenspiel bestanden.

Dieses ist bei den Gemeindewahlen im Juni 1919 zu beobachten, die auch hier – entsprechend dem neuen Wahlgesetz – als „Kompromiss“ gestaltet werden sollten: „Vertrauensmänn-



Abb. 6: Fabrikant Fritz Karlin (1885–1941). Gemälde von Werner Leonhard (1932). – P. Brand

Der „Deutsche Demokratische Verein Schiltach-Lehengericht“

Für die Beteiligung des Volks setzten sich auch hier politische Parteien ein. Als erste lud der „Deutsche Demokratische Verein Schiltach-Lehengericht“ zum 29.12.1918 „alle Freunde (Männer und Frauen) eines freien geordneten Volksstaates“ zu Versammlungen.⁴⁷ Dies war eine Ortsgruppe der von linksliberalen Persönlichkeiten in Berlin gegründeten „Deutschen Demokratische Partei“ (DDP), die sich uneingeschränkt hinter die Republik stellte. Sie fasste hier sehr schnell Fuß, offenkundig durch Fabrikant Fritz Karlin (1885–1941), der auch ihr Vorsitzender wurde.⁴⁸ Ihren ersten Erfolg fuhr sie bei den Wahlen zur Nationalversammlung in Baden am 5.1.1919 ein: In Schiltach mit 400 von 821 Stimmen (künftig: St.) [48,8%], in Lehengericht mit 203 von 313 St. [64,8%] jeweils auch stärkste Partei.⁴⁹ Dies überrascht nicht, da Karlin im Wahlkreis II für die DDP kandidierte,⁵⁰ freilich ohne ein Mandat zu gewinnen. Hier ist die These zu relativieren, dass „im Kampf um den besten Listenplatz die Menschen vom Land im Nachteil (waren)“, was „zur bald einsetzenden Gleichgültigkeit gegenüber Parlamentarismus und Demokratie“ beigetragen hätte.⁵¹ Karlin stand auf der DDP-Wahlliste auf dem 17. von 30 Plätzen, seine Nichtwahl hatte mit dem Vorsprung von SPD und Zentrum zu tun, nicht mit der „Unterrepräsentation“ von „Kinzigtal und Schwarzwald“.⁵²

Vor den Wahlen zur Deutschen Nationalversammlung am 19.1.1919 entfaltete die DDP eine weitere Versammlungstätigkeit.⁵³ Wieder erreichte die Partei ein gutes Ergebnis: In Schiltach bei 966 Wählern 360 St. [37,2%]. Auf die 1084 Berechtigten umgerechnet, war dies ein Drittel der Bürger. Als „vaterländisch“ wurde zum 9.3.1919 die Versammlung über „Die Not unseres Vaterlandes“ angekündigt. Es wird von „einem besonders starken Besuch“ berichtet und davon, „daß der D. D. Verein etwa 40 neue Mitglieder in seine Liste eintragen konnte“.⁵⁴ Dies ließ die Mitgliederzahl weiter ansteigen, am 1.1.1920 waren es 204. Sie verringerten sich bis 1924 auf 162: 112 aus Schiltach, 2 aus Schenkenzell und 48 aus Lehengericht: Wirte, Handwerker, Fabrikanten, Unternehmer, Geschäftsinhaber, Angestellte, Werkmeister, Beamte der Post, Polizei und Gemeinde, ein Lehrer, ein Arzt, der Stadtpfarrer sowie Bürgermeister Wolpert. Dies waren nicht nur fast 20% der Schiltacher Wahlberechtigten (1919: 1084), sondern auch ein Großteil des selbstständigen Mittelstands mit Ansehen und Einfluss.

So besaß die DDP eine stabile Basis an Mitgliedern und Wählern, die ihr, nach der SPD, bis 1929 den zweiten Platz sicherte. Bei diesem Ortsverein kann zumindest in dem Zeitraum nicht von einer „geringen Zahl der Unterstützer“ der Republik oder von „Gleichgültigkeit“ gesprochen werden. Zugleich trat hier ein Mann auf, dem die DDP besonders am Herzen lag: Gerbereiteilhaber Gottlieb Trautwein (1892–1953). Er folgte Fritz Karlin 1927 im Vorsitz des Ortsvereins, von ihm gebeten als einer, „der sich nachhaltig für die demokratische Sache interessiert und geeignet ist, diese Sache zu vertreten und für sie zu werben“.⁵⁵

Die SPD in Schiltach

Ende 1918 lud auch die Sozialdemokratische Partei „alle Wähler und Wählerinnen“ zu einer Versammlung ein, zur „Lage im Reich und die Nationalwahlen“.⁵⁶ Bei dieser Wahl zur Badischen Nationalversammlung erhielt sie 309 St. [37,6%] und wurde zweitstärkste Partei. Eine weitere „Volksversammlung“ ging zum Thema „Weltkrieg, Revolution und die deutschen Nationalwahlen“.⁵⁷ Jetzt, am 19.1.1919, erreichte sie 411 St. [42,5%], womit von den 1084 Wahlberechtigten 40% SPD-orientiert waren. Bei der Reichstagswahl am 6.6.1920 erfolgte auf Grund der Spaltung der Partei jedoch ein Einbruch: SPD 201 St. [19,3%], dagegen USPD 250 St. [24%]. Letztere fanden erst 1924 zurück, bei den Dezemberwahlen und nach der Vereinigung der USPD mit der SPD, womit diese mit 341 St. wieder stärkste Partei wurde. Nur ein kleiner Teil, 39 Wähler, wandte sich – wohl dauerhaft – der KPD zu. Hintergrund war die wirtschaftliche Konsolidierung, deren äußeres Zeichen



Abb. 7: Schiltacher Arbeiter im Junghans-Werk Lehengericht (um 1925). – Sammlg. Harter



Abb. 8: Aufruf der DDP zur Volksabstimmung am 13.4.1919, in: DK 12.4.1919. – StA Wolfach

das große Gewerbefest von 1925 war.⁵⁸ Danach erfuhr die Partei einen weiteren Aufwärtstrend: 355 St. bei der Reichstagswahl 1928; 374 St. bei der von 1930 [29% der 1302 Wahlberechtigten].

Damals politischer Hauptfaktor in Schiltach, war die SPD in der Lage, 1926 eine Ortsgruppe des „Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold“ zu begründen, wobei ihr Mitglied Fritz Höhn die treibende Kraft war. Diese Gruppierung hatte im März 1933 noch 73 Mitglieder, von denen 59 der SPD, 8 der DDP und 6 dem zentrumsnahen „Gesellenverein“ angehörten, was ihrer überparteilichen Ausrichtung entspricht. Ihre Zielsetzung, sich kämpferisch für die Republik einzusetzen und sie gegen ihre Feinde zu verteidigen, erfüllte sie mit regem Vereinsleben, Veranstaltungen und Auftritten, aber auch Training (für Saalschutz) und politischer Bildung – sollten die Reichsbannerleute sich doch „für die hehre Sache des Reichsbanners einsetzen“ und „Republikaner des Herzens“ sein.⁵⁹ In dem 1933 geretteten Protokollbuch der Ortsgruppe liest man Appelle wie „Steht treu auf eurem Posten und kämpft für die Republik“⁶⁰ – sie belegen durchaus „aktive Unterstützer“ mit treuer demokratischer Haltung.

Fazit: Schiltach und die Weimarer Demokratie

Will man das Städtchen Schiltach als „Beispiel“ für den „Neubeginn“ 1918/19 im „ländlichen Raum“ zitieren, so weist es durchaus Besonderheiten auf. Zwar vermag es Ansprüche für ein „revolutionäres Geschehen“ im Sinne einer „grundlegenden Erneuerung“ nicht zu erfüllen: Woher hätten hier, im kleinstädtischen Milieu, bei der sozialen Erschöpfung nach vier Kriegsjahren sowie angesichts des militärischen und politischen Zusammenbruchs, radikale revolutionäre Impulse denn auch kommen sollen? Immerhin erfolgte die Bildung eines „Arbeiter- und Soldatenrats“, und zwar aus der SPD-Ortsgruppe, die sich damit in die politische Entwicklung stellte. Der Rat agierte aber nicht autonom, sondern hing „am Tropf“ der Landeszentrale der badischen Arbeiter-, Bauern- und Volksräte, die darauf bedacht war, dass die Räte im Rahmen der „sozialdemokratischen Revolution“ blieben. Doch entwickelte auch der Volksrat Schiltach einen für die lokalen Autoritäten ungewohnten Beteiligungsanspruch, der nicht als „verwaltungsrechtliche Vorgabe“ abgetan werden kann.⁶¹ Die Felder, die er beackerte, waren die akuten Notlagen: Lebensmittelversorgung und Arbeitsbeschaffung. Hier leistete er bei schwierigsten Umständen eine anerkannte sozialpolitische Tätigkeit,

das von Morgenstern kritisierte „Klein-Klein“,⁶² das man aber an der Not, nicht an revolutionstheoretischen Zielen bemessen sollte.

Auch das mangelhafte Votum „für die freiheitliche Verfassung“, behauptet aufgrund des Ergebnisses der Abstimmung vom 13.4.1919 „über die [badi-sche] Verfassung und die Anerkennung der Nationalversammlung als Landtag“, kann anders gesehen werden: Von 898 Berechtigten stimmten hier 475 ab [52,8%] – entschieden mehr als im Amtsbezirk Wolfach [34,7%] und im Land Baden [35%], bei wenigen Nein-Stimmen beide Fragen bejahend. Dass hier „schon die Hälfte der Wahlberechtigten daheim (blieb)“, ist ungenau, auch kann man ihr Fehlen nicht einfach so auslegen, dass sie „nicht für die freiheitliche Verfassung votierten“ und sich „eine unübersehbare Trägheit“⁶³ zeigte. Da war die Tageszeitung nachsichtiger: Das Wetter war „schlecht“, und „die Vorlagen waren von allen Parteien, mit Ausnahme der Unabhängigen [USPD] einstimmig genehmigt und zur Annahme empfohlen, sodass eine Opposition fehlte und mancher, in der Gewißheit, daß die zwei Gesetze ja doch mit großer Mehrheit ihre Annahme finden würden, sich den weiten Weg zur Urne sparte“⁶⁴ – für die Demokratie typische Beteiligungsprobleme, zumal kurz nach zwei anderen, sehr gut frequentierten Wahlgängen [92,3% und 89%]. Die hiesigen absoluten Mehrheiten vom 13.4.1919, sowohl bei der Beteiligung als auch der Zustimmung, waren durchaus ein Votum für die Demokratie und Umwandlung der Monarchie in die „Badische Republik“.

Die Ortsvereine von SPD und DDP, dazu solche von DNVP, DVP, Zentrum und KPD, bilden in Schiltach ein lebendiges parteipolitisches Leben ab. Da Mitgliedszahlen nur bei der DDP bekannt sind, spiegeln vor allem Wahlergebnisse ihre Wirksamkeit. Sie sind für die SPD und DDP, die republiktreu agierten, bis 1930 nicht ungünstig: Zusammen erreichten sie im Durchschnitt 55%. Dazu trug das Zentrum, bei den wenigen Katholiken im protestantischen Ort, stabile 5% bei. Statt „brüchiger“ gab es recht solide „Fundamente der Demokratie“, umso mehr, als eine überparteilich-kämpferische Ortsgruppe des Reichsbanners bestand – für eine Kleinstadt



Abb. 9: Erstes Auftreten der NSDAP („Deutsche Partei“) in Schiltach, in: DK 8.4.1924. – STA Wolfach



Abb. 10: Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, Ortgruppe Schiltach, beim Verfassungstag am 11. August 1930 (oder 1931). – Sammlg. Harter/StA Schiltach

oder die „badische Provinz“ eine herausragende Besonderheit.⁶⁵

Ob der Einbruch bei den Reichstagswahlen im Mai 1924, bei denen der „Völkisch-Soziale Block“ in Schiltach 138 St. [15,4%] und in Lehengericht 63 St. [25%] erhielt, mit dem Wortspiel „Für Protest waren die (protestantischen) Schwarzwälder durchaus zu gewinnen“, adäquat beurteilt ist,⁶⁶ erscheint ebenfalls fraglich. „Protest“-Hintergründe waren immerhin: Das Krisenjahr 1923 mit Hyperinflation, Entwertung der Vermögen sowie der französischen Besetzung der Ruhr und von Teilen der Ortenau. Dennoch konnten die Nazis sich hier nicht festsetzen: Vier Jahre später waren sie auf 6 Wähler geschrumpft, in Lehengericht auf 0. Wohl war die Reichs-

banner-Gründung 1926 die Antwort der hiesigen Republikaner auf dieses erste Aufflackern rechtsextremer Demokratiefreundschaft.

Wendepunkt waren die „Erbitterungswahlen“ zum Reichstag 1930, deren disparates Ergebnis im Gefolge der Großen Depression sich auch hier niederschlug: Zwar blieb die SPD mit 374 St. [31,7%] stärkste Partei, doch in Konkurrenz von links durch die KPD [72 St./6,1%]. Erhebliche Rückgänge gab es für die Liberalen [124 St./10,5%] und die DNVP [6 St./0,5%]. Dies zu Gunsten des Evangelischen Volksdiensts [211 St./17,9%] sowie der NSDAP [252 St./22,2%], das Zentrum war stabil [53 St./4,5%]). Das Anwachsen der Extreme setzte sich jedoch fort [Novemberwahlen 1932: KPD: 169 St.; NSDAP: 325 St.], freilich nicht ohne kämpferische Gegnerschaft: Schon 1928 hatten Demokraten, geführt von Gottlieb Trautwein, die erste hiesige Versammlung der NSDAP gesprengt. 1930 organisierte er mehrere Veranstaltungen mit DDP-Rednern, so zum Thema „Volksverhetzung“. Auch trat er bei den Nazis als Diskussionsredner auf, „stellte sich“, doch musste er feststellen, dass „das Bürgertum vollständig kopflos gemacht wurde durch die Herren Nationalsozialisten“.⁶⁷

Deren „grenzenlose, ins Gemeinste gehende Art“ traf auch ihn: Die SA schickte Drohungen, doch sah er auch das durch die Krise „vollständig zermürbte Volk“ und „in erschreckender Weise die Armut des Mittelständlers, der keinen Unterschied mehr zwischen Sozialismus, Nationalsozialismus und der heu-

tigen Regierung sieht“. Dennoch wollte er „am Glauben der Demokratie mit allen Mitteln“ festhalten und bot alles auf, um Hitler 1932 als Reichspräsident zu verhindern: Vorstand im „Hindenburgausschuss“, Kundgebung für dessen Wiederwahl, „aktive Wahlarbeit“, mit dem Ergebnis, dass Hitler im zweiten Wahlgang hier mit 389 weit hinter den 731 St. für Hindenburg blieb. Sodann: Vorsitz der „Eisernen Front“ und Sammlung aller republikanischen Organisationen vor Ort (SPD, DDP, Reichsbanner, Radfahrverein, Gesellenverein) zu Gunsten der wankenden Republik.⁶⁸

Schlussendlich lag es nicht an den vielen, die für sie kämpften, sondern an der Staatsspitze unter Reichspräsident von Hindenburg, der sie am 20.7.1932 („Preußenschlag“) und am 30.1.1933 („Machtübertragung“) ihren ärgsten Feinden auslieferte. Dagegen war auch das Reichsbanner machtlos: Aufgestellt als Hilfstruppe gegen Putschversuche von links oder rechts, sah es sich mit Staatsstreichen „von oben“ konfrontiert. Nun hätte es gegen legale Regierungen und deren Machtmittel (Polizei, Reichswehr) antreten müssen, was seine Führer zu Recht verweigerten.⁶⁹

Noch am 5.3.1933 setzten die Demokraten auf die Macht des Wahlzettels „für die deutsche Republik“, die jedoch auch in Schiltach, bei 90%iger Wahlbeteiligung, verlor: 514 St. für die NSDAP [40,6%] gegenüber 314 für die SPD [24,8%] und 136 für die KPD [10,7%] – beide hatten, obwohl behindert bzw. verboten, nochmals zugelegt. Das Zentrum erreichte mit 73 St. [5,7%] seinen Spitzenwert, dagegen verloren Ev. Volksdienst [124 St./9,7%], DDP (40 St./3,1%), DVP (19 St./1,5%) und DNVP (40 St./3,1%). Dass die NSDAP hier gegenüber dem Reich 3,3% weniger bekam, war ein schwacher Trost. Gottlieb Trautwein konnte nur noch notieren, dass „das deutsche Volk [...] vielleicht bald einsehen wird, daß die Freiheiten demokratischer Regierungen nicht wieder einbringbar sind“, „innigst“ wünschend, dass es „einst für eine Demokratie reifer ist, als es in den letzten 14 Jahren war, und uns Führer gegeben werden, die uns das hehre Gut der Demokratie unverfälscht erhalten“.⁷⁰

„Die Republik musste nicht scheitern“, insofern ist Morgenstern zuzustimmen, vor allem nicht, wenn sie auch „anderswo“ solch „aktive Unterstützer“ wie in Schiltach gehabt hätte.⁷¹ Je-

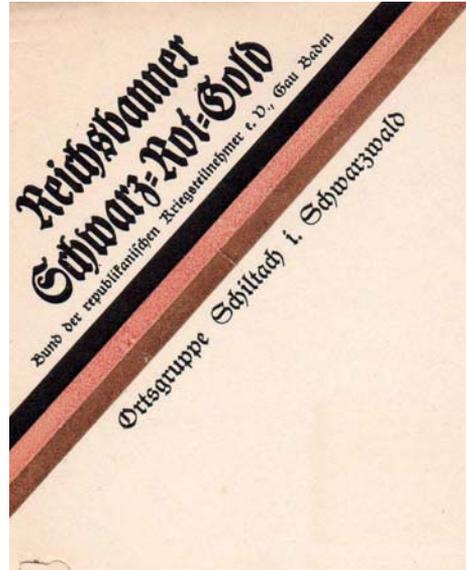


Abb. 11: Briefkopf des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold. – Sammlg. Harter/StA Schiltach

denfalls war es die hiesige Erfahrung, vermittelt von Gottlieb Trautwein, einem der engagiertesten aus ihren Reihen, dass nicht „die Republik ohne Republikaner“ war, sondern diese „ohne Republik“⁷² dastanden. So verstand er nicht, dass in NS-Versammlungen „alle Parteien in der gemeinsten Art im Kot herumgezogen wurden“, dass ihre Redner „öffentlich erklären konnten, dass bei ihrem Sieg alle Angehörigen der anderen Parteien aufgehängt werden. Und dabei sitzt als Bild eines kraftvollen republikanischen Staates der Kriminalbeamte der Regierung, schreibt sich alles schön auf, und dann versinkt die Notiz in den Schränken der republikanischen Bürokratie“.⁷³ Mit solchen Demokraten – des Worts wie der Tat – kann das Städtchen Schiltach durchaus als „Beispiel“ gelten – im positiven Sinn.

Anmerkungen

- 1 Andreas Morgenstern: Kriegsende und Neubeginn in der „Provinz“ 1917–1919: Das Beispiel Schiltach, in: Die Ortenau 98 (2018), 35–56 (künftig: Morgenstern). – Ders.: Revolutionäre Jahre auf dem Land. Ein Blick in die Schwarzwaldgemeinde Schiltach 1917–1919, in: Demokratie in unruhigen Zeiten. Festschrift für Eckhard Jesse, hg. von Sebastian Liebold u. a., Baden-Baden 2018, 75–86.
- 2 Stadtarchiv Schiltach (künftig: StAS) AS-1886.
- 3 „Blieb das Leiden und Sterben merkwürdig fern“, Morgenstern, 41, wie wenn der Weltkrieg an den hiesigen Menschen vorbeigegangen wäre, vgl. dagegen: Hans Harter: „O Deutschland vergiß nie Deine toten Helden!“ – Kriegserfahrung und Kriegsverarbeitung in Schiltach 1914–1925, in: Die Ortenau 94 (2014), 309–342, hier 311–328. – Der Geschützdonner aus dem Elsass war bis ins obere Kinzigtal zu hören und löste permanent Ängste aus.
- 4 Morgenstern, 35, 53f.
- 5 Frühester Nachweis aus einer Rechnung vom 5.12.1918: StAS: AS-1886. – Abbildung bei Morgenstern, 50.
- 6 Vgl. Markus Schmidgall: Die Revolution von 1918/19 in Baden, Karlsruhe 2012, 109f.
- 7 Hans-Joachim Losch: Schramberg in der Zeit der Weimarer Republik (1918–1939), in: Schramberg. Adels Herrschaft – Marktflecken – Industriestadt, Schramberg 2004, 219–230, hier 219.
- 8 Der Vorgang ist Morgenstern, 35, nicht bekannt. – Vgl. Hans Harter: „Das Bürgertum fehlt und überläßt dem Arbeiter den Schutz der Republik“. Die Ortsgruppe Schiltach des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, in: Die Ortenau 72 (1992), 271–302, hier 278 mit Anm. 38. – Vgl. Hans Harter: Der Kampf des Proletariats trug seine guten Früchte. – Die Anfänge der Schiltacher SPD, in: http://www.geschichte-schiltach.de/files/2019-08-10_Hans_Harter_Die_Anfaenge_der_Schiltacher_SPD.pdf
- 9 Nach Schmidgall, Revolution, 167, nannten sich die Arbeiterräte ab Dezember 1918 „Volksräte“.
- 10 Im Haus von Volksratsmitglied H. Mehnert, Bachstraße 19: StAS: AS-1886, Rechnung vom 15.5.1919.
- 11 Ebd., vom 16.12.1918. – Für Morgenstern, 50, geht es um „zusätzliche Gemeinderats-Mandate“.
- 12 Vgl. Schmidgall, Revolution, 167–175. – Die gesammelten „Mitteilungsblätter“ finden sich im Staatsarchiv Freiburg unter W 307 Nr. 66. – Hinweis von Dr. Helmut Horn, Schiltach.
- 13 Vgl. Klaus Schönhoven: Die republikanische Revolution 1918/19 in Baden und in Württemberg, in: Die großen Revolutionen im deutschen Südwesten, hg. von Hans-Georg Wehling und Angelika Hauser-Hauswirth, Stuttgart u. a. 1998, 99–117, hier 104; vgl. ebd., 102, 112.

- 14 StAS AS-1886: Abrechnung der Unkosten vom 12.1.1919. – Wohl war er beim „Delegiertentag der oberbadischen A. und S.-Räte“ am 29.11.1918 in Freiburg.
- 15 Freiburger Zeitung vom 3.12.1918, 2. Abendausgabe (Freiburger historische Bestände – digital).
- 16 So Morgenstern, 49f. – Ebd. die Abbildung des Schreibens.
- 17 Die zwölf Mitglieder des Schiltacher Volksrats (ebd., 50) waren Werkmeister oder Arbeiter in der Industrie, in Sägewerken oder städtische „Tagelöhner“ und SPD-Mitglieder, einige waren bereits älter (Jg. 1860, 1862, 1873).
- 18 Dagegen kritisiert Morgenstern, 50, dass die „Beisitzer“ nicht als „Gemeinderäte“ bezeichnet wurden und „der Volksrat sich auf die Bitte der Information beschränkte“.
- 19 StAS: AS-1886.
- 20 Morgenstern, 47, 49f. – StAS: AS-1886: „Namens-Verzeichnis der Volkswehr“. – Dazu ist ein Beitrag von Dr. Helmut Horn, Schiltach, zu erwarten.
- 21 Karl Volk: Vorkriegszeit und Erster Weltkrieg im Spiegel der Briefe und Postkarten von Zivilisten und Soldaten, in: Die Ortenau 98 (2018), 17–34, hier 29, 19.
- 22 Von Morgenstern, 42, nicht erwähnt. – Vgl. Der Kinzigtäler vom 4.2.1919 (StA Wolfach, künftig: DK).
- 23 1911 gewählt von 168 der 309 Wähler [54,3%]: DK vom 14.10.1911.
- 24 Schönhoven, Revolution, 107.
- 25 Morgenstern, 50: „Die Bildung des Rats zeugt aber nicht von einer revolutionären Stimmung.“
- 26 Ebd., 53.
- 27 Ebd., 49f.
- 28 Ebd., 47, 52.
- 29 StAS: AS-1886, Schreiben des Vereins selbständiger Kaufleute, Ortsgruppe Schiltach, vom 20.5.1920.
- 30 Morgenstern, 49f., 53f. – Widersprüchlich ist die Aussage, dass den Räten „mehr an der gerechteren Verteilung der Besitzverhältnisse als an dauerhafter politischer Macht lag“ (ebd., 50).
- 31 Vgl. Eberhard Kolb: 1918/19: Die steckengebliebene Revolution, in: Wendepunkte deutscher Geschichte 1848–1990, hg. von Carola Stern und Heinrich August Winkler, Frankfurt am Main 1994, 99–125.
- 32 Morgenstern, 53.
- 33 Ebd., 45, 50, 53f. – Statt etwas abwertend von „Provinz“ spricht Schönhoven, Revolution, 101f., von „stadtfernen Regionen“ oder „ländlicher Peripherie“. – Morgenstern, 35, auch: „ländlicher Raum“.
- 34 Hans Grohe war eine Metalldruckerei, kein „Klempnerbetrieb“ (so: Morgenstern, 35).
- 35 Joachim Scholtyseck: Offenburg in den Jahren der Weimarer Republik, in: Offenburg 1919–1949. Zwischen Demokratie und Diktatur, hg. von Klaus Eisele und Joachim Scholtyseck, Konstanz 2004, 21–102, hier 34, 37.
- 36 DK vom 23.8.1919. – Vgl. http://www.geschichte-schiltach.de/files/2014-02-08_KB_Ereignisse_Schicksale_Heidelbeerkrieg.pdf
- 37 Schönhoven, Revolution, 102.
- 38 DK vom 25.11.1918.
- 39 Morgenstern, 46.
- 40 DK vom 14.5. und 21.5.1919. – Diese Vorgänge kennt Morgenstern, 52, nicht. – Zu korrigieren sind ebd. die Namen folgender Schiltacher Gemeinderäte: Statt „Wilhelm Wolber“: Christian Wolber (1883–1943, SPD, Wirt zum Haist); statt „Georg Aurely“ (!): Georg Müller, Bauunternehmer (1879–1931).
- 41 DK vom 1.7.1919. – Vgl. Hans Harter: Daten – Ereignisse – Episoden – Berichte, in: Lehengericht, Bd. 1: Aus der Geschichte, hg. von der Stadt Schiltach, Schiltach 2017, 8–223, hier 121.
- 42 Morgenstern, 52.
- 43 Der „Kompromiss“ wurde in vielen Gemeinden gehandhabt, um sie, wie es aus Gutach heißt, „von einem Wahlkampf in dieser unruhigen Zeit zu verschonen“: DK vom 12.5.1919. So u.a. auch in Triberg, Wolfach, Haslach, Schenkenzell, Bergzell, Bonndorf, Waldshut, Fischerbach. Im Amtsbezirk Wolfach erfolgte die Wahl der Bezirksräte und Kreisabgeordneten ebenfalls nach diesem Modell, vgl. ebd., passim. – Die Rechtsgrundlage dafür war die „Wahl ohne Stimmab-

- gabe“, die Morgenstern, 52, nicht erwähnt: Badisches Gesetzes- und Ordnungsblatt Jg. 1919: Gemeindevahlordnung vom 14.3.1919, S. 212–229, hier S. 221 (§ 28), S. 225 (§ 44); Städtewahlverordnung vom 14.3.1919, S. 229–244, hier S. 233 (§ 14), S. 240 (§ 39), in: Badische Landesbibliothek-digital (urn:nbn:de:bsz:31-33161). – Hinweis von Dr. Helmut Horn, Schiltach.
- 44 Morgenstern, 52.
- 45 DK vom 1.7.1919.
- 46 Morgenstern, 52.
- 47 DK vom 27.12.1918. – Referent war der Landtagsabgeordnete Muser.
- 48 Vgl. Hans Harter: Gottlieb Trautwein (1892–1953). Ein Schiltacher Liberaler und kämpferischer Demokrat, in: Die Ortenau 68 (1988), 303–347, hier 305 f. – Vgl. zu Fritz Karlin: Peter Brand: Die Industrialisierung in Lehengericht, in: Lehengericht 1, 282–297, hier 284–287. – Die DDP wird von Morgenstern nicht erwähnt.
- 49 Alle Wahlergebnisse nach den jeweiligen Ausgaben des „Kinzigtäler“ (StA Wolfach).
- 50 DK vom 31.12.1918.
- 51 Morgenstern, 51.
- 52 Ebd., 51. – Ebd., 45 wird auch die Nichtvertretung der „Provinz“ in der „badischen Übergangsregierung“ beklagt. – Vgl. aber: Wolfgang Hug: Die Geschichte Badens, Stuttgart 2016, 156: „Das Kabinett war partei- und regionalpolitisch höchst ausgewogen, schaffte Vertrauen und integrierte die divergierenden Interessen.“
- 53 DK vom 10.1.1919 bzw. 13.1.1919.
- 54 DK vom 7.3.1919 bzw. 11.3.1919. – Referent war „Dr. Butz-Karlsruhe“.
- 55 Harter, Gottlieb Trautwein, 306. – Trautwein wird von Morgenstern nicht erwähnt.
- 56 DK vom 30.12.1918. – Referent war „Nationalratskandidat Dürr aus Lahr“.
- 57 DK vom 11.1.1919. – Redner: Der [badische] „Nationalratsabgeordnete Prof. Dr. Königsberger aus Freiburg“.
- 58 Vgl. Schiltach. Schwarzwaldstadt im Kinzigtal, hg. von der Stadt Schiltach, Freiburg 1980, 362 f.
- 59 Vgl. Harter, Reichsbanner, 278, 285, 293.
- 60 StAS: AS-2055a. – Digitalisat unter: StAS. – Das Reichsbanner wird von Morgenstern nicht erwähnt.
- 61 Morgenstern, 54.
- 62 Ebd., 45. – An anderer Stelle spricht er von „wertvollen Aufgaben in der Gestaltung des Übergangs zur Demokratie auf Gemeindeebene“ (ebd., 50).
- 63 Ebd., 51.
- 64 DK vom 13.4.1919.
- 65 Das Reichsbanner bestand vor allem in größeren Städten (Harter, Reichsbanner, 271). – Vgl. zu Hornberg: Hubert Ziegler: Trotz Widerstand kam die Diktatur, in: Schwarzwälder Bote, Ausg. Kinzigtal, vom 10.12.2013.
- 66 Morgenstern, 54.
- 67 Harter, Gottlieb Trautwein, 310.
- 68 Vgl. ebd., 311–318.
- 69 Vgl. Harter, Reichsbanner, 273–275.
- 70 Harter, Gottlieb Trautwein, 317, 319 f.
- 71 Zu Lehengericht: Hans Harter: Wie Lehengericht nationalsozialistisch wurde, in: Lehengericht 1, 136–140.
- 72 Vgl. Carl von Ossietzky: Deutsche Linke, in: Das Tage-Buch vom 20. September 1924, 1323: „Man spricht häufig von der Republik ohne Republikaner. Es liegt leider umgekehrt: die Republikaner sind ohne Republik.“
- 73 StAS: fra 169: Brief vom 21.9.1930. – Vgl. Harter, Gottlieb Trautwein, 312.

André Thomas – ein Kriegsgefangener in Offenburg 1940/41

Gottfried Wiedemer

Es gibt nur wenige Aufzeichnungen von ehemaligen Kriegsgefangenen, die während des II. Weltkriegs in Deutschland arbeiten mussten. André Thomas (1911–2008), geboren in der Nähe von Clermont-Ferrand, von Beruf Konditor, kam am 23. Juni 1940 in St. Dié (Lothringen) in deutsche Gefangenschaft. Mitte Juli brachte man ihn mit etwa hundert Gefangenen nach Offenburg ins Stammlager (Stalag) am Holderstock. Er wurde mit zwei Kameraden dem Gärtnermeister Franz Wiedemer zugeteilt. Dort arbeitete er bis zu seiner Flucht im Dezember 1941. Wie es ihm gelang, sich über die streng bewachte Rheinbrücke, Straßburg, das Breusch-Tal, den Donon, Lunéville und Belfort ins unbesetzte Inner-Frankreich durchzuschlagen, hat er auf Drängen seiner Kinder nach alten Tagebuchnotizen 1980 niedergeschrieben. Sein Enkel Eric hat 2018 bei Familienforschungen den Sohn jenes Gärtnermeisters – das ist der Verfasser – per Internet aufgespürt, um vielleicht noch mehr über die Zeit in Offenburg zu erfahren. Der Wissensgewinn lag dabei mehr auf meiner Seite und ich bringe Andrés Aufzeichnungen gern einem größeren Leserkreis zur Kenntnis, zunächst um weitere Zeitzeugen zu ermutigen, ihre Erinnerungen an die Zeit der „Erbfeindschaft“ festzuhalten. Zum Zweiten aber sollte man die deutsch-französische Aussöhnung und Freundschaft nicht für selbstverständlich nehmen, weil gerade heute populistische und nationalistische Stimmen wieder erschreckend laut werden.

Es folgen Original-Auszüge aus André Thomas' Aufzeichnungen, die er selbst „SOUVENIRS DE GUERRE ET D'EVASION 1939–1945“ (Erinnerungen an Krieg und Flucht 1939–1945) nennt.

Weg in die Gefangenschaft

„Am 7. September 1939 erhalte ich vom Rekrutierungsbüro in Beauvais den Befehl, mich zur 52. Compagnie zu begeben, die in La Fère (Aisne) stationiert ist. Am 10. September bricht sie nach Clavy-Warby (Ardennen) auf, nahe bei Charleville-Mézières. Die Division bleibt in diesem Sektor bis Ende Januar 1940, dann setzt sie sich in Marsch in Richtung Lunéville, wo sie am 2. Februar 1940 ankommt. Die Offiziers-Kantine, für deren Lebensmittel ich verantwortlich war, und deren ‚Herren‘ ich zu bedienen hatte, nimmt Quartier bei Monsieur Roussel (einem

Metzger der Stadt). Ein großer Teil meiner Kameraden wohnt im Schloss, dort ist auch die Reparatur-Garage der Fahrzeuge.

Ende März bezieht die Division Stellung nicht weit von der deutschen Grenze an der Saar, im Sektor von Sarreguemines. Die Arbeiter-Compagnie, zu der ich gehöre, kommt am 23. März 1940 in Pisdorf und Zellingen an (Bas Rhin).

Am 10. Mai gibt es den ersten deutschen Angriff, und die Leiden beginnen: Drei Verwundete aufgrund von Bordwaffen-Beschuss auf dem Sportplatz. In der Nacht des 31. Mai rückt der Fahrzeugpark nach Westen ab, zum befestigten Sektor von Faulquemont-Morhange, danach zum Schloss Salin-Hampont-Obreck.

Vom 14. Juni an große Verpflegungsschwierigkeiten, es ist fast unmöglich zu kochen. Aufgrund der täglichen Stellungswechsel, und weil die Ordnung im Kommando verloren ging, suchten die Offiziere ihre Mahlzeiten in der Kompanieküche. Am gleichen Tag biwakierten die zwei Einheiten des P.A.D. (Parc d'Artillerie Divisionnaire) in Juvécourt (Meurthe et Moselle) ... Das Kommando wollte mit anderen verfügbaren Divisionen versuchen, nach Westen durchzustoßen, um die Einkreisung zu durchbrechen. Durch das ständige Anhalten und Ausweichen ergab sich für das P.A.D. ein Zickzack-Kurs. Nach einer mündlich weitergegebenen Nachricht hätte von nun an jeder das Recht, selbst sein Heil zu suchen. Unglücklicherweise wurde diese Erlaubnis niemals erteilt. Die Division blieb im Kampf bis zur letzten Minute. Am 22. Juni, 15 Uhr, kündigt ein allgemeiner Befehl der II. Armee die Übergabe aller Truppen an, die im Osten (Elsass-Lothringen) eingekesselt waren. Am 23. Juni morgens kommt der P.A.D. in Moitresses an, einem Vorort von St. Dié (Vosges), übergibt die Waffen und geht in Gefangenschaft.

Die Deutschen forderten mich auf, den Verpflegungs-Lastwagen auf einen kleinen Platz in St. Dié zu fahren, um ihn dort zu übergeben. Genau in diesem Moment habe ich jeden Kontakt mit den Offizieren, Unteroffizieren und Kameraden der Arbeiter-Kompanie verloren, und ich habe sie niemals wiedergesehen. Bevor ich den Lastwagen den Händen dieser ‚Herren‘ überließ, ergriff ich die Gelegenheit, mir einen kleinen Proviant an Konserven, Likör und anderen guten Sachen zu verschaffen. Eine Maßnahme, die mir in der Folge sehr nützlich war.

Nach Deutschland

Nach einem kurzen Halt südlich von St. Dié wurden bestimmte Gefangene zum Col-de-Saale-et-Villé gewiesen, andere – wie ich – zum Col-de-Ste-Marie-aux-Mines, natürlich alles zu Fuß.

Die erste Etappe St. Dié – Sélestat 24 km, die zweite Sélestat – Strasbourg (mehr als 30 km; Anm. d. Übers.) Wir sind morgens sehr früh von Sélestat losmarschiert. Auf einem Sportplatz hatten wir die Nacht verbracht, für eine einzige Kompanie (100–200 Mann; d. Ü.) standen alle 50 Meter Wachtposten. Diese Etappe war sehr strapaziös wegen der Brutalität und Härte der Wachmänner. Manchmal wurde das durch die Hilfsbereitschaft der Elsässer abgemildert, die uns spontan ein paar Lebensmittel gaben: Eier, Milch, Obst usw.

Als wir von Sélestat kaum fünf Kilometer in Richtung Strasbourg gelaufen waren, rennt ein Gefangener aus der Kolonne, um sich in einem Weizenfeld zu verstecken. Sofort knallt ein Gewehrschuss. Schock und Entsetzen unter den Gefangenen. Wir haben nie genau erfahren, was passiert ist. Aber wir konnten es uns denken, und wir waren schrecklich traurig.

Nach zwei Tagen mühsamen Marschierens sind wir endlich in Strasbourg angekommen. Wir waren erschöpft und ausgehungert, aber wir schliefen unter einem Dach, nicht in Betten, aber das war uns egal. Wir waren in der Kaserne Eblé.

Die ersten beiden Tage (26./27. Juni) nach unserer Ankunft habe ich der Suche nach meinen Kompanie-Kameraden gewidmet. Ich habe nur einen einzigen gefunden, Marcel Chantepie, den Fahrer eines Leutnants. Er war Junggeselle und wohnte bei seinen Landwirts-Eltern in der Umgebung von Pontoise. Wir sind während unserer Gefangenschaft immer zusammen geblieben bis zu meiner ‚Abreise‘ aus Offenburg.

Während mehr als drei Wochen hatten wir als einzige Nahrung einen Bauernlaib Brot für vier oder fünf Mann. Da waren meine Sardinenbüchsen und die Leberwurst sehr willkommen, die ich vor allem mit meinem Freund Chantepie teilte. In ihrer großen Güte gaben uns die Deutschen manchmal Kartoffeln und Zwiebeln. Manche Gefangene gingen in die Gärten der Unteroffiziere, Blätter von Johannisbeeren zu sammeln, um daraus Suppe zu kochen. Aber das ging nicht lange. Andere hatten die Chance, die Kaserne zu verlassen, um Arbeitsdienst zu machen. Sie wurden von Wachmännern begleitet, aber es gelang ihnen trotzdem, ein bisschen Brot und Käse mitzubringen.

Nach mehreren Tagen machten auf dem Hof der Kaserne Gerüchte die Runde, dass wir bald ins Innere Deutschlands verlegt würden. Wir hatten gedacht, bald wieder in Freiheit zu sein. Aber Deutschland konnte angesichts der großen Zahl von Gefangenen diese ganze zusätzliche Bevölkerung nicht ernähren. Leider war es wahr und wir wurden – eingerahmt von Wachmännern – auf die Straße nach Kehl gebracht, zu Fuß selbstverständlich.

Zuvor aber (Mitte Juli) wurden wir von Offizieren beäugt, mussten die Wehrpässe vorlegen und die Adressen unserer Familien in Frankreich angeben. Dann ab zum Fotografieren mit einer Nummer vor der Brust, wie gewöhnliche Strafgefangene.

Auf dem Weg nach Offenburg

Genau in diesem Moment haben wir mit mehreren Kameraden ausgemacht, unser Möglichstes zu tun, um zusammenzubleiben. Auf zehn Gefangene kam ein Wachmann, und so ging es zum Bahnhof Kehl. Hier stiegen wir in einen Personenzug – die übrigen Fahrgäste waren nicht wenig überrascht von unserer Gegenwart. An mehreren Stationen (Kork, Appenweier ...; d.Ü.) stiegen jeweils zehn Mann aus, bis wir an der Reihe waren. Endstation für uns war Offenburg.

Vom Bahnhof bis zum Rathaus machten Straßenjungen uns Grimassen und beschimpften uns. Unsere Begleiter stimmten lautstark in diese Verhöhnung ein, aber das war auch das einzige Zeichen von Antipathie von deutschen Zivilpersonen in dieser kleinen Stadt. Im Gegenteil: Wir haben Überraschung und Mitleid gespürt vonseiten der Einwohner. Jedenfalls hatten einige von uns diesen Eindruck.

Im Rathaus von Offenburg war der Bürgermeister nicht da, um uns zu empfangen. Unser ständiger Begleiter war nur hingegangen, um herauszufinden, wo wir in Zukunft untergebracht würden. Nach etwa 2 km durch die Stadt landeten wir vor einigen wenig einladenden Gebäuden, die eher einem Gefängnis ähnelten als einer ‚guten alten Herberge‘. Vergitterte Fenster, ein Vorhängeschloss an der schweren Eingangstür, das alles umgeben von drei großen Mauern und einem sehr hohen Gitter.

Es war ungefähr fünf Uhr nachmittags, und wir hatten seit unserem Aufbruch aus Strasbourg noch immer nichts gegessen. Hunger zu leiden kann sich keiner vorstellen, der jeden Tag zu essen hat. Es kommt einem ständig in den Sinn, wie etwas schmeckt, gebratene Steaks, ein Picknick mit Schinken etc. ... Könnten sie sich nicht endlich entschließen, uns einen Laib Brot zu geben? Wir waren sehr unruhig, bis endlich eine Zivilperson kam und mit einem Soldaten verhandelte. – Ouf! – Endlich können wir essen gehen.

Ein Wachmann führte uns in ein Wirtshaus. Dort setzte uns der Wirt an einen Tisch und – was ein Glück! – es gab heißes Ragout mit Kartoffeln und ein Stück Fleisch. Nach zwei Diät-Tagen war das ein Geschenk des Himmels. Als wir die Mahlzeit beendet hatten, führte uns der Kellner in die Küche und zeigte



Abb. 1: André Thomas



Abb. 2: li. Henri, re. André

uns einen Kochtopf mit demselben Ragout. Wir sollten davon etwas für unsere unglücklichen Kameraden mitnehmen. Was für ein Freudengeheul, als wir im Lager ankamen!

Am nächsten Morgen wurden wir alle auf dem Hof des Stalag versammelt. Gleichzeitig kamen Einwohner von Offenburg und deuteten – wie auf einem Markt – auf die Personen, die ihnen geeignet schienen, ihnen in ihren Berufen zu helfen. Die Mehrzahl von uns kam zu Gärtnern; mein Freund Chantepe, das traf sich gut, wurde bei einem Bauern eingesetzt. Nicht jeder hatte so viel Glück: Ein Pariser Büroangestellter kam zu einem Kohlenhändler, andere in Metallwerkstätten.

Alle meine Kameraden hatten einen Patron – außer mir. Aber gegen zehn Uhr kam ein kleiner Monsieur mit einem grünen Filzhut, der Gärtnermeister Franz Wiedemer (Erg. d. Ü.). Er war mir sofort sympathisch und forderte mich auf, ihn zu begleiten. Wir durchquerten halb Offenburg bis zu seiner Gärtnerei. Es ging mir sehr auf die Nerven, dass ich kein Wort Deutsch konnte und weder die Geschäftsschilder noch andere Aufschriften verstand.

Im Lager

Endlich waren wir da. Der Blumenladen ging zur Straße, dahinter lag die Gärtnerei mit den Gewächshäusern. Auf einer Tafel im Laden stand: ‚Lasst Blumen sprechen in Freude und Schmerz!‘ – natürlich auf Deutsch. Ich verstand den Sinn erst später, als Mr. Wiedemer ein paar Französisch-Reste herauskramte. Er wollte, dass ich es ihm im Gegenzug auf Französisch bebringe. Das tat ich sehr gerne.

Am Ende eines langen Gewächshauses gab es einen Raum, in dem man Pflanzen umtopfte und der als Werkstatt diente. Dort wurde mir eine Ecke eingerichtet, wo ich essen konnte: Milchkaffee, Brot mit Wurst und Käse. Ich verschlang in kürzester Zeit diese kleine Stärkung, um danach die Tagesarbeit in Angriff zu nehmen. Ich sollte die Wege zwischen den Frühbeeten sauber machen. Für mich verlief der erste Tag recht gut, viele meiner Kameraden kamen erschöpft, mit Striemen und Blasen an den Händen zum Stalag zurück. Für die in der Fabrik war es noch schlimmer. Sie hatten schlechtes Essen und ständig einen Wachmann im Rücken, der sie anschrie.“

André berichtet auch von Sorgen. Die französischen Gefangenen konnten keine Briefe an ihre Familien schicken oder welche von ihnen empfangen. Erst Anfang Oktober 1940 durften sie einen Brief pro Woche schreiben, der im Stalag kontrolliert und dann abgeschickt wurde. Erst im November wurde ein Fress-Paket aus der Heimat erlaubt, maximal 1 kg pro Monat.

Unangenehm, aber sehr komisch war die Flohplage. Die Bettwäsche und das Stroh wurden verbrannt, die Hosen in kochendem Wasser gewaschen. Eine besonders schöne Reithose, der ganze Stolz eines Mit-Gefangenen, lief dabei so ein, dass er nicht mehr hineinkam. Die Krankenschwestern, die dabeistanden, lachten aus vollem Hals. Der Ärmste musste die Hosenbeine abschneiden und eine „Bermuda“ aus seinem Prachtstück machen. Er trug diese „großartigen Shorts“ bis zum Wintereinbruch.

„Drei Wochen nach meiner Ankunft bei dem Gärtner brachte mich dieser zu seinem Friseur. Der hatte als Lehrbub einen jungen Elsässer aus Strasbourg, mit dem ich in Ruhe sprechen konnte. – Manche Zivilpersonen dachten, dass die Kriegsgefangenen vielleicht nach der Ernte freigelassen würden. Aber als die Saison zu Ende war, waren wir immer noch da. Danach dachten wir, im Oktober, nach der Weinlese und Kartoffelernte, käme vielleicht die Entlassung. Aber nichts geschah, und es ging schon auf Weihnachten.

Die Schwester meines Patrons fragte mich, ob ich wohl kleine trockene Küchlein backen wollte. Ich war einverstanden, aber in Sorge wegen der Zutaten. Sie besorgte mir Eiweiß, Zucker, Mehl und Margarine. Trotz dieser wenigen Zutaten schaffte ich es, Katzensungen zu backen. Elisabeth Wiedemer (so hieß sie) war sehr zufrieden, ich ein bisschen weniger. Es fehlte halt die gute Butter aus der Normandie.

Im Frühsommer 1941 kamen etwa 40 Kriegsgefangene aus Nachbarorten. Vier arbeiteten bei der Stadt, zwei im Krankenhaus, die anderen wurden Privatleuten zugeteilt. Mein Chef

bekam schließlich einen richtigen Gärtner, der bei der Stadt Nancy angestellt war. Er hieß Henri, war verheiratet und hatte zwei kleine Töchter.

Seit der Ankunft der ‚Neuen‘ ging es im Lager lebhaft und laut zu, die Sonntage gingen schnell vorbei. Wir spielten Schach, Dame, Kartenspiele u.a. Sogar eine Tischtennisplatte wurde aufgestellt in einem Gebäude in der Nähe unseres Schlafsaals. Wir wussten nicht, durch welches Wunder wir das alles geerbt hatten. Sicher steckten der katholische oder evangelische Pfarrer dahinter. Wie auch immer – wir kamen zu Freizeit-Beschäftigungen im wöchentlichen Urlaub.“

Zur selben Zeit schmiedeten einige Gefangene Fluchtpläne. Sie wollen sich im hochstehenden Korn oder Mais verstecken und nachts marschieren. Aber die Rheinufer waren gut bewacht, nachts ein Boot zu benutzen war ziemlich aussichtslos. Wo hätten die Gefangenen auffällige Kleider hernehmen sollen? Dieser erste Plan wurde bald aufgegeben.

Eine zweite Gruppe wollte nachts die Fenstergitter durchsägen und aus dem Lager ausbrechen. Aber in der ersten Nacht schafften sie es nicht, die angesägten Gitter wurden entdeckt und die vorbereiteten Rationen für die Flucht konfisziert.

Dès le lendemain soir, nos provisions étaient confisquées et devaient être seulement distribuées, le dimanche suivant en présence de gardiens. Nous ne pouvions plus nous dévêtir dans nos chambrées ; nous devions nous déshabiller dans un autre local, de l'autre côté de la cour, il nous fallait ainsi la traverser en chemise et en caleçons pour ceux qui en avaient, et ce n'était pas le cas de tout le monde. Un soir, nous nous sommes aperçus, que nous faisons le spectacle de tous les Offenbourgeois, voisins de notre Stalag. Ils étaient tous à leurs fenêtres et rigolaient de nous voir, déambuler et traverser tous les soirs la cour pour aller nous coucher. Les parents, les enfants, les grands-parents, ils étaient tous là. C'est alors qu'un parisien eut une idée de génie, en tout cas elle eut le mérite de nous faire rigoler un bon moment, il nous dit :

" Les gars, on ne se dégonfle pas, nous allons traverser la cour nos chemises relevées sur notre tête !!! "

Aussitôt dit, aussitôt fait. Le résultat ne s'est pas fait attendre, en un rien de temps, plus personnes aux fenêtres, ils s'étaient volatilisés. "

Abb. 3

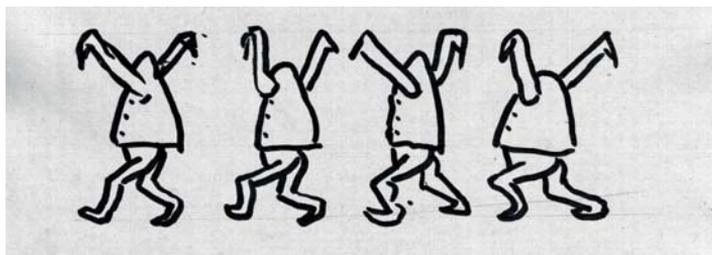


Abb. 4

„Wir durften uns nun nicht mehr in unseren Stuben entkleiden, sondern mussten dazu einen anderen Raum aufsuchen, der über dem Hof lag. Den mussten wir dann in Hemd und Unterhosen überqueren – manche hatten gar keine Unterhosen. Am Abend merkten wir, dass wir so zum Spektakel für die Offenburger wurden, die neben dem Stalag wohnten. Sie waren alle an ihren Fenstern und amüsierten sich über unsere abendliche Hof-Prozession. Da hatte ein Pariser eine geniale Idee, jedenfalls hatte sie das Verdienst, dass jetzt *wir* lachten. Er sagte: ‚He, Jungs, wir haben doch keinen Bammel. Wir überqueren den Hof und halten die Hemden hoch über unsere Köpfe!‘ Gesagt, getan! Das Ergebnis ließ nicht auf sich warten. Augenblicklich waren keine Leute mehr an den Fenstern. Sie hatten sich in Luft aufgelöst ...

Fluchtgedanken

Der Herbst 1941 kam näher, und ich hatte immer noch Fluchtgedanken im Kopf. Wiederholt fragte ich meinen Arbeitskollegen Henri, ob er mit mir abhauen wollte. Die Antwort war immer: ‚Nein‘. Da er Gärtner bei der Stadt Nancy war, wohnte er mit Frau und Kindern nahe beim Rathaus. Er konnte schlecht in dieses Haus zurückkehren, ohne von irgendeinem Nachbarn denunziert zu werden.

Während der täglichen Arbeit fuhr ich fort, Vorbereitungen zu treffen und den günstigsten Moment meiner ‚Abreise‘ zu überlegen. In einem Gewächshaus mit schwierigem Zugang wollte ich alles Nötige für meine Flucht deponieren. Nur mein Freund Henri kannte das Versteck. Dort lagen eine Gärterschürze, eine Weste, eine Hose und eine Mütze, die mich wie eine deutsche Zivilperson aussehen ließen. Am besten, ich verließ die Gärtnerei am Abend, wenn der Chef nach Hause gegangen war. Ich musste es vermeiden, dem Obergärtner, dem Lehrbub oder dem taubstummen Rudolf zu begegnen. Ich musste unbedingt vor dem Abendessen abhauen, bevor das Dienstmädchen kam, um uns zum Essen zu rufen. Etwa um halb 8, nach dem Abendessen, brachte uns Mr. Wiedemer gewöhnlich zum Stalag, wo wir die Nacht verbrachten.

Der Monat November war beinahe vorbei, ich erneuerte meinen Proviant regelmäßig mit frischen Produkten. Aber ich zögerte das Datum meiner Flucht immer wieder hinaus. Im Dezember sind die Nächte länger, aber auch kälter, und für schlechtes Wetter war ich nicht gerüstet. Vor allem: nicht die Nerven verlieren und den richtigen Moment verpassen ... Ich

wusste nur zu gut, was mich erwartete, wenn ich nicht alle Chancen auf meiner Seite habe.

Mitte Dezember gehen wir in den Wald, Moos holen. An den Gewächshäusern stehen viele Tännchen für Weihnachten. Der Obergärtner Karl besprüht sie mit Paraffin, damit sie aussehen wie mit Reif überzuckert. Die Familie Wiedemer ist in einem ‚dauerhaften Stimmungshoch‘, der kleine Laden geht gut, alles läuft bestens.

Montag, 19. Dezember 1941, etwa 18.30 Uhr.

Ich sehe Mr. Wiedemer mit mehreren Kunden beschäftigt, Karl und der Lehrling sind heimgegangen. Ganz schnell sage ich meinem Kameraden Henri ‚bonsoir‘ – der traut seinen Augen und Ohren nicht. Alles geht sehr schnell, jetzt ist nicht mehr Zeit, sich umzudrehen. Das Fahrrad meines Patrons in der Hand renne ich zum unteren Ende der Gärtnerei, wie der Blitz wechsele ich die Kleider, und im gleichen Tempo bin ich auf dem kleinen Weg, der mich in Richtung FREIHEIT führen wird ...

Auf der Flucht

Vor allem durfte ich jetzt niemandem begegnen, der mich kennt. Glücklicherweise war es sehr dunkel an diesem Abend. Ich wusste natürlich, dass man bald Alarm schlagen würde, also los! – Während ich in die Pedale stieg, musste ich an die Familie Wiedemer denken, an die Kameraden im Stalag, die Henri mit Fragen überfallen würden. ‚Warum hast du uns nichts gesagt? Wohin werden sie ihn bringen, wenn er geschnappt wird? Er hat ein Fahrrad für seine Flucht geklaut ...‘ Ich weiß nicht mehr, wie viele Dinge mir durch den Kopf gingen. Aber ich durfte mich nicht ablenken lassen.

Es kam nicht in Frage, direkt nach Kehl zu radeln, denn dort würden sie mich zuerst suchen. Ich wandte mich also in Richtung Schwarzwald, fuhr durch das Dorf Ortenberg, das ich gut kannte, weil ich manchmal dorthin kam zu den Eltern von Mme Wiedemer. Weiter ging es nach Ohlsbach, Reichenbach, Gengenbach. Jetzt war ich schon zehn Kilometer von Offenburg weg.

Als ich meine Flucht vorbereitete, hatte ich gedacht in einer kleinen Hütte zu schlafen. Sie lag auf einem großen Feld, das dem Gärtner Wiedemer gehörte. Dort pflanzte er Gemüse an und zog Schnittblumen (das Gewann heißt ‚Tagmess‘ – d. Ü.). Aus einem alten Schlüssel hatte ich einen Dietrich gefeilt, mit dem ich nun die Gerätehütte aufschloss. Das Fahrrad nahm ich

mit hinein, um keinen Verdacht zu erregen. Dann schlief ich neben den Spaten und Hacken ein, wachte aber schon um drei Uhr wieder auf und beschloss, um vier Uhr loszufahren, diesmal Richtung Kehl. Ich brauchte etwa zwei Stunden für die gut 20 Kilometer. In einem Dorf hielt ein Soldat ein Ross am Zügel, ich hätte ihm wohl die „Parole“ sagen müssen. Nach kurzem Besinnen sagte ich aber gar nichts, aus Angst, er könnte nicht alleine sein.

Auf der Straße gingen jetzt, um sechs Uhr, nach und nach Leute, die Rheinbrücke konnte nicht mehr weit sein. Endlich kam es, das famose Hindernis. Die Straße führte nach Strasbourg, eine andere kam von Kehl, und dazwischen ein Gehweg, nicht sehr breit, aber mir kam er riesig vor. Ich hielt etwa 20 Meter vor der Brücke an, es war noch Nacht. Von meinem Standort konnte ich das Hin und Her beobachten, ohne gesehen zu werden. Es gab einen Pfad, der zur Wache am Eingang der Brücke hinaufführte. Ich wartete einige Minuten und versuchte zu erraten, was der Wachmann wohl die Personen fragen konnte, die die Brücke passieren wollten. Wiederholt knipste er seine elektrische Taschenlampe an und verhandelte mit den Passanten. Er musste sicher ihre Papiere verifizieren. Ich war unglaublich nervös und zögerte, auf dem Weg weiterzugehen, um diese verflixte Brücke zu überqueren. Vielleicht wäre es leichter, mit einer Gruppe hinüberzukommen als alleine. Ich musste nicht lange warten, da kamen drei Radfahrer in meiner Richtung, und sofort schloss ich mich ihnen an. Meine offene Briefftasche in der Hand, den linken Fuß auf dem Gehweg, den rechten auf dem Pedal, so ging ich ganz sachte vorwärts und versuchte nicht aufzufallen. Noch einige Meter – und ich hätte es geschafft ... da überfiel mich eine Riesenangst und ich fürchtete jeden Augenblick, dass mich der Posten zurückruft – aber zum Glück – nichts geschah – ouf! Mir fiel mir ein Stein vom Herzen, ich musste nur meinen Weg fortsetzen.

Ein Ziel: das unbesetzte Frankreich

Es war noch Nacht, als ich in Strasbourg ankam. Ich kannte die Stadt nicht, hatte keinen Plan, wusste nicht, welche Richtung ich einschlagen musste. Unmöglich, einen Passanten nach dem Weg zu fragen, das war zu riskant. Jedenfalls schien die Stadt verlassen. Nur ein paar Militärlastwagen fuhren vorbei. Als der junge Tag heller wurde, war ich am Stadtrand angekommen. Meine Idee war, über den Col-du-Donon zu fahren und dann nach Lunéville, um die Familie Roussel aufzusuchen, die

meine Kompanie im Winter 1939/40 beherbergt hatte. Nach einigem Hin und Her fand ich endlich ein Schild, das in Richtung Schirmeck und Col-du-Donon wies. Auf der Straße nach Schirmeck traf ich ein paar Zivilpersonen, aber niemand wollte mir sagen, wie es mit den Straßen stand oder auch mit der Umgebung der Städte. Vielleicht hielten sie mich für einen ‚agent provocateur‘. Ich hatte Angst, weil ich nicht wusste, wo sich die Deutschen aufhielten. Nur ein junger Bursche mit einem Ochsen gespann sprach mit mir und sagte, dass die Deutschen auf der Straße von Schirmeck zum Donon einen Wachtposten vor einem Gefängnis aufgestellt hätten, und dass sie überhaupt sehr zahlreich wären.

Nach 45 oder 50 Kilometern komme ich am frühen Nachmittag in Schirmeck an, die Pass-Straße finde ich ohne große Probleme, endlich bin ich auf gutem Weg. Nach ungefähr 100 Metern erreiche ich das berüchtigte Lager, wo großer Betrieb herrscht. Ich verlangsame mein Tempo nur wenig, und am Beginn der Steigung trete ich in die Pedale, im Kopf die Frage: ‚Was werde ich da oben antreffen?‘ Ich war sehr unsicher. Das Einzige, was mich tröstete, war die Gewissheit, dass es bergab jedenfalls schneller ginge als bergauf. Ich hatte kaum fünf Kilometer zurückgelegt, da hörte ich Autolärm. Sofort versteckte ich mich mit dem Fahrrad im Graben, so dass mich niemand sehen konnte. Etwas ruhiger setzte ich meinen Weg fort, da kommt mir ein Gedanke: Und wenn die Soldaten in dem Auto jetzt die Wachablösung für die da oben sind? – Klar, dann kämen die Kameraden ja bald zurück! Ich krieche also wieder in den Straßengraben hinter einen Strauch und warte geduldig. Eh voilà, ein paar Minuten später fährt der Wagen wieder nach Schirmeck hinunter.

Ein feiner Regen beginnt, und bald wird es Nacht. Auf der Passhöhe mache ich mich fertig zur Abfahrt, als plötzlich ein deutscher Soldat mit einem Gewehr auf der Schulter vor mir hergeht. Ich verliere keine Sekunde und verstecke mich im nahen Wald. Dort erwartet mich eine neue Überraschung. Ich stoße auf drei Holzfäller, die nach getaner Arbeit auf dem Heimweg sind. Ich versuche mit ihnen zu sprechen, aber sie sind misstrauisch und wollen mir auf meine Fragen nicht antworten. Erst als ich ihnen meine Soldatenhose und mein Koppel zeige, entschließt sich einer von ihnen zu reden. Er sagt, es wäre sehr unvorsichtig, auf die Straße zurückzukehren. Ich müsste unbedingt die Patrouillen vermeiden und im Wald weitergehen. Doch das Fahrrad durch den Wald zerren, das war eine zeitraubende Schinderei. Dreimal versuche ich auf die Straße zurückzukommen und jedes Mal sehe ich von Wei-

tem einen Wachtposten. Ich denke: ‚Das ist doch unmöglich, ich will doch hier nicht meine Flucht beenden!‘ Ich wusste nicht weiter. Nach einer Pause machte ich noch einen Versuch, auf die Straße zu kommen. Ich ging ganz leise und – hörte plötzlich Kettengerassel. Im Dunst konnte ich nichts erkennen, aber ich bekam eine Unterhaltung mit, die ein schwacher Luftzug zu mir hertrug. Ich lasse mein Velo liegen und gehe ganz vorsichtig auf die Stimmen zu, krieche sogar und erblicke zwei deutsche Soldaten. Einer lehnt sich an einen Baum, der andere hält einen Hund an der Leine. Es läuft mir eiskalt den Rücken hinunter. Ich krieche zurück, nehme leise mein Fahrrad wieder auf und suche das Tal zu erreichen, egal wie. Ich überquere Rinnsale, rutsche Abhänge hinunter ... Ich weiß nicht, wie viele zusätzliche Kilometer ich gemacht habe. Hinterher erfuhr ich, dass ich mindestens zwei größere Dörfer weiträumig umgangen war. Aber welche Erleichterung und welches Glück, wieder auf der richtigen Straße zu sein und ein Kilometer-Schild zu finden, auf dem ich lesen konnte: Allarmont, sieben Kilometer.

Der Regen hatte aufgehört, aber ich war nass bis auf die Knochen. Zu wissen, dass ich einen Unterschlupf finden könnte, um sicher zu sein und schlafen zu können, erfüllte mich mit riesiger Freude und ließ mir Flügel wachsen. Ein Pferdewagen fährt an mir vorbei. Ich ziehe es vor, den Lenker nicht anzusprechen, denn ich muss jetzt in diese Gegend hineinfahren und die Umgebung erkunden.

Das Dorf Allarmont schien verlassen, es war niemand auf der Straße, doch ich fand ein Café. Tatsächlich war es das ‚Hotel de la Poste‘ und es gehörte Mr. Mathieu. Ich erzählte ihm meine Flucht, doch mit Bedauern sagte er mir, dass ich nicht bei ihm bleiben könne, zu oft hätte er Besuch von deutschen Patrouillen. ‚Nimm dein Rad und fahre schnell nach Badonviller. Am Eingang des Städtchens findest du die ‚Brasserie des Champigneules‘. Du kannst durch das große Tor hineingehen und dort werden dich die Adlofs für die Nacht aufnehmen.‘

Ich war kaum am Rand von Badonviller angekommen, da erschien ein junger Bursche, nahm mir das Fahrrad ab und hieß mich, ihm zu folgen. Offenbar hatte das Telefon gut funktioniert. Im Haus ließ er mich in den ersten Stock hinaufgehen, und kurz darauf trat Mr. Adlof ins Zimmer. Auf einem Tablett stand ein Teller mit dampfender Suppe, mit einem Püree aus Steckrüben und einem Apfel. Ich verschlang das frugale Mahl in Rekord-Tempo. Ich fühlte mich wie im ‚Spukschloss zum Schönen Stern‘. Seit Offenburg, das ich vor Tag verlassen hatte,

wusste ich nicht, wo ich wohl die Nacht verbringen würde. Den ganzen Tag im Regen, mit Momenten der Angst, der Anspannung und der Furcht, jeden Moment verhaftet zu werden, ... war ich jetzt überglücklich, in dieser warmen Stube zu sitzen. Ein bisschen später kam auch Mme Adlof und fragte mich, woher ich komme und wohin ich gehen wolle. Als ich ihr meinen Wunsch sagte, die Roussels in Lunéville wiederzusehen, sagte sie, das sei unmöglich, aber stattdessen solle ich bei ihnen bleiben. Die Züge in diese Richtung gingen nur alle drei Tage, und es sei klüger, hier zu bleiben. Der Herr Pfarrer würde mir ein bisschen Geld geben und eine Baskenmütze, denn mit meiner Schildmütze sähe ich nicht aus wie ein Hiesiger.

Danach, nach meinem Aufenthalt in Lunéville, so riet sie mir, sollte ich mich nach Belfort wenden. Dort würde mir eine Gastwirtin, deren Name mir entfallen ist, die beste Art zeigen, wie man die Demarkationslinie überschreiten könne. In diesem Moment wurde mir bewusst, wie bestimmte Leute mit ihrer Güte und Zuneigung sehr große Risiken für uns auf sich nehmen.

In Sicherheit

Am 22. Dezember kam ich nach Lunéville. Was war das für eine Überraschung für die Roussels, als ich in ihr Haus stürmte. Sie waren glücklich mich wiederzusehen, besonders, nachdem ich ihnen meine Abenteuer erzählt hatte.

Mr. Roussel verlor keine Zeit. Er versuchte bei der Stadtverwaltung, für mich Entlass-Papiere zu beschaffen und Lebensmittelkarten aufzutreiben, leider ohne Erfolg. Mme Roussel ihrerseits erneuerte komplett meine Garderobe: Hemd, Hose, Jacke – und vom Markt unten eine Lederjacke in sehr gutem Zustand. Am übernächsten Tag (24.12.) verließ ich die Roussels und versprach ihnen, bald wiederzukommen und ihnen ihr Geld wiederzugeben.

Kurz vor Mittag kam ich ohne große Schwierigkeiten in Belfort an und fand das Hotel, das mir Mme Adlof empfohlen hatte. Die Chefin hatte einen starken italienischen Akzent, und da sie nicht gut Französisch sprach, übersetzte ihre Tochter. Auch hier fand ich bei den Damen viel Edelmut und Zuneigung. Ich erfahre, dass in zwei Tagen ein Zug mit französischen Zivilpersonen aus Deutschland ankommt, um hier die Weihnachtstage zu verbringen. Es wäre möglich, diesen Zug zu nehmen, – allerdings müsste ich sehr auf der Hut sein, denn die Arbeiter würden von deutschen Soldaten begleitet. – Für meine ‚Engel‘ schien alles einfach: Ich müsste zuerst nach Besançon

fahren, von dort würde mich ein Bus nach Mouchard bringen. Dann müsste ich meinen Weg zu Fuß fortsetzen, aber nur vier Kilometer bis Cramans, wo mich ein ‚Schleuser‘ über die Demarkationslinie brächte.

Alles lief wie vorgesehen. Im Cramans sagte mir ein junger Mann von ungefähr 20 Jahren, ich solle bis zur Nacht bei einem Müller warten, am anderen Ende des Dorfes. Ein alter Herr, ein wenig bucklig, öffnete mir die Tür seiner Mühle. Als ich ihm den Zweck meines Besuchs mitteilte, brachte er mich zu seiner Frau, die nicht ganz so liebenswürdig war wie er. Offenbar hätte sie mich am liebsten weit weg gewünscht. Zu viele Leute gingen durch ihr Haus, und sie wurden mehr und mehr von deutschen Patrouillen kontrolliert ... ‚Wissen Sie, wir wollen schon helfen, aber wir riskieren sehr viel ...‘ Nach einigen Bedenken sagte Madame zu, mich bis zur Rückkehr des Schleusers zu verstecken. Sie führte mich in einen Verschlag hinter der Küche. ‚Vor allem – machen Sie kein Geräusch und rühren sich nicht!‘ – Die Stunden verrannen, und immer noch kein Zeichen von dem Grenz-Schleicher. Als ich schon an seinem Versprechen zweifelte, stand er plötzlich da, ganz entspannt. Mit großer Vorsicht machten wir uns auf den Weg. ‚Der Weg, den wir gehen, wird von den Deutschen nicht patrouilliert, denn sie mögen keine nassen Füße‘, sagte er. ‚Aber ich muss sehr aufpassen, denn morgen muss ich in Poligny vor Gericht erscheinen, um mich für einen Hasendiebstahl zu verantworten.‘ Nach meinem Eindruck war der Junge ziemlich entschlossen und wagemutig. – So sind wir etwa zehn Kilometer am Ufer eines Flüsschens entlanggelaufen, und in Chamblay sagte er zu mir: ‚Voilà, jetzt sind wir in der freien Zone!‘

Ich jubelte innerlich, jetzt konnten sie mich nicht mehr schnappen.

Der Schleuser nimmt Kontakt auf mit einem Kumpel, der uns im Auto zum Dorf Vaudrey bringt. Er hat seinem Freund anscheinend kein Geld gegeben, weder für den Transport, noch für die casse-croûte, die wir zusammen gegessen haben. Wir haben einen Teil der Nacht bei diesem Freund verbracht. In der Morgenfrühe haben wir den Zug genommen: er nach Poligny, ich nach Lons-le-Saunier.“

In Lons-le-Saunier bekommt André Thomas auf der Gendarmerie Kleider, Schuhe und einen Reise-Gutschein nach Bourg-en-Bresse, wo er am 28.12.1941 demobilisiert wird und seine Entlass-Papiere erhält. Im Zug nach Châteauroux (am 29.12.) wird er von französischen Gendarmen kontrolliert, die nicht fassen können, dass ihm in zehn Tagen die Flucht von Offenburg zu seinen Eltern gelungen sein

soll. Am 30.12. nimmt er von Châteauroux den Bus nach Liniez, wo seine Eltern wohnen. Doch ein überfüllter Bus droht das Wiedersehen im letzten Moment zu verhindern.

„Ich hätte nicht gedacht, dass ich so kurz vor dem Ziel noch einmal verhandeln müsste. Da der Bus rammelvoll war, wollte mich der Chauffeur nicht einsteigen lassen. Seine Begründung: Da ich den Morgen-Bus nicht genommen hätte, könnte ich auch nicht am Abend fahren ... Das war doch der Gipfel! Ich meinte: ‚Nun stell dich nicht so an, wir kennen uns doch schon seit der Schule.‘ Darauf er: ‚Also gut, steig ein und drücke ein bisschen, damit ich die Tür zu kriege!‘

Meine Eltern trauten ihren Augen nicht und fragten, während sie mich umarmten, immer wieder, warum ich ihnen meine Ankunft nicht mitgeteilt hätte. Ich hatte von Lunéville nur an meine Frau geschrieben, die noch in Clermont-Ferrand wohnte. Aber das war von den Deutschen besetzt und ich konnte es nicht riskieren, dort wieder meine Arbeit aufzunehmen. Deshalb reiste ich zu meinen Eltern aufs Land und überlegte, wo meine Frau und ich uns eine Bleibe suchen sollten, am besten, ganz weit weg vom Kriegsgebiet. Unsere Wahl fiel auf Avranches in der Normandie, nicht weit vom Mont St. Michel. Konnte ich ahnen, dass dort 1944 die blutigsten Schlachten bei der Invasion der Amerikaner geschlagen würden ...?“

Nachtrag

1954 kehrte André Thomas mit Ehefrau Elisabeth und den Kindern Gérard und Nicole nach Offenburg zurück. Sein schwarzer Citroën stand in der Zellerstraße und André ging unschlüssig vor Wiedemers Blumenladen auf und ab. Da erblickte ihn unsere Perle Otilie, rannte auf ihn zu, umarmte ihn und rief: „André! Warum kommst du nicht herein?“ Er: „Isch hab ein mal cœur (= schlechtes Gewissen) wegen Fahrrad ...“ Große Wiedersehensfreude auf beiden Seiten, Vorstellung der Kinder Gottfried (13), Elisabeth (11), Gérard (12) und Nicole (10) – und eine gemütliche Kaffeerunde. André lud mich für die Sommerferien 1955 für fünf Wochen nach Avranches ein. Ich hatte nach Latein eben mit Französisch begonnen. Aber die



Abb. 5: li. Gérard Thomas, Sohn von André, re. Eric, Enkel (2018)

fünf Wochen in der Familie Thomas brachten mich unglaublich voran. Wenn uns der Französischlehrer korrekte Sätze beibringen wollte, sagte ich frech: „So redet in Frankreich kein Mensch“. Als 1957 der Schüleraustausch mit Lons-le-Saunier begann, haben viele junge Offenburger in der Praxis Französisch gelernt. Und noch viel mehr: dass man die schreckliche Geschichte der Nachbarvölker friedlich verändern konnte.

Ein Handlanger der Besatzungsmacht wollte er nicht sein

Von 1945 bis 1948 war der Bäckermeister Hermann Müller Bürgermeister in Reichenbach bei Lahr/Von den Franzosen eingesetzt

Edgar Baßler

Im November 2018 waren es 70 Jahre, dass der Bäckermeister Hermann Müller nicht länger Bürgermeister in Reichenbach bei Lahr sein wollte. Von den Franzosen im Juni 1945 eingesetzt, amtierte er nur eine kurze Zeitspanne gemessen an den Amtszeiten seiner Nachfolger. Während diese im Ort aber noch in guter Erinnerung sind, ist die Person Hermann Müllers weitgehend in Vergessenheit geraten.

Wer war dieser Mann? – Die untersuchten Quellen verraten wenig über den Menschen Hermann Müller. So muss man sich sein Wesen und seine Lebenseinstellung herleiten aus den Zeitumständen, die in jenen Jahren in Reichenbach herrschten, und wie Müller mit diesen umging. Hilfreich sind dabei auch die Erinnerungen seiner Söhne Bernhard und Franz, die der Person des Vaters eine Kontur und seinem Naturell Farbe geben. Aber vieles muss Vermutung bleiben.



Abb. 1: Hermann Müller

Unter Kriegsrecht

Als am Donnerstag, 19. April 1945, gegen 7 Uhr morgens Reichenbach von französischen Truppen besetzt wurde, kam dies nicht überraschend. Die Front war Tag für Tag näher gerückt. Schon am Abend zuvor gegen 20 Uhr war das Dorf von französischer und deutscher Artillerie gleichzeitig beschossen worden. Drei Erwachsene und ein zweijähriges Kind waren dabei getötet und mehrere Menschen verletzt worden. Die Granaten zertrümmerten oder beschädigten ein Dutzend Häuser. Tags darauf, am Tag der Besetzung nahmen die Soldaten zwölf Volkssturmmänner fest, die sich im Schindelhof versteckt gehalten hatten. Nun hatte der Krieg auch das Schuttertal erreicht.

Aber mit dem Einzug der Franzosen war dieser noch lange nicht zu Ende. Schon die ersten drastischen Maßnahmen der Besatzungsmacht zeigten dies: Ein nächtliches Ausgehverbot wurde verhängt; wer auf der Straße angetroffen wurde, musste mit Beschießung rechnen. Waffen, Munition und militärische

Ausrüstung waren abzuliefern, ebenso Radio- und Fotogeräte. Im Dorf wurden für die Soldaten und Offiziere Schlaf- und Kommandoräume requiriert, desgleichen Nahrungs- und Lebensmittel. Es herrschte Kriegsrecht. Und dieses übten die Franzosen mit aller Macht aus, was ein paar Zahlen deutlich machen.

In der französischen Besatzungszone kamen im Dezember 1946 auf 1000 Einwohner 18 Besatzer, während man in der britischen Zone zehn und in der amerikanischen nur drei zählte. Umgerechnet auf die Einwohnerzahl von Reichenbach mit damals 1546 Personen (Januar 1946) bedeutete dies, dass vermutlich 28 Besatzungssoldaten im Ort waren.

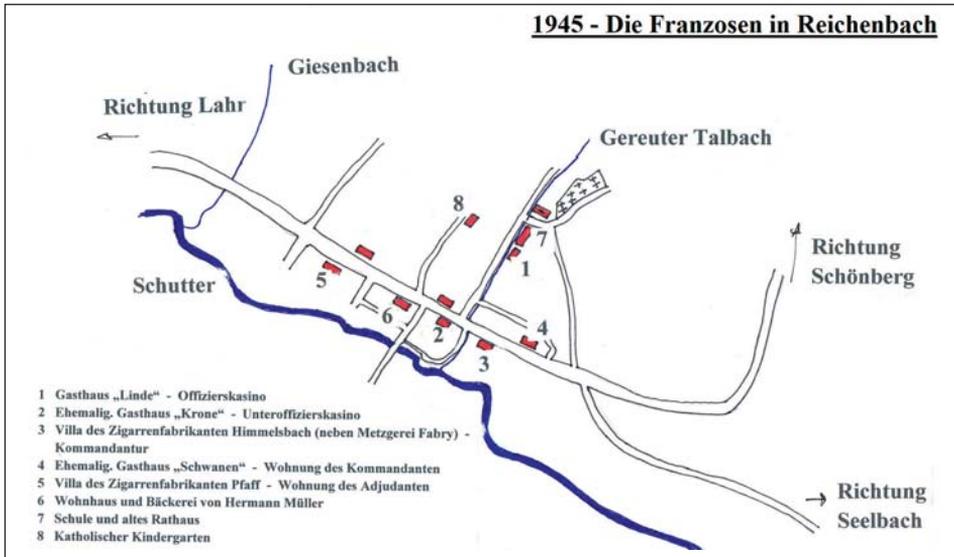
Und die Franzosen hatten sich im Ort gut postiert. Im „Gasthaus Linde“ war das Offizierskasino. Das Unteroffizierskasino befand sich im „Gasthaus Krone“. Als Kommandantur war die Villa des Zigarrenfabrikanten Himmelsbach (neben der Metzgerei Fabry) in Beschlag genommen worden. Als Wohnung für den Kommandanten, einen Offizier namens De Lou, hatten die Besatzer das einstige „Gasthaus Schwanen“ (das stattliche Gebäude oberhalb der früheren Schergassenschenke) besetzt. Und sein Adjutant, ein Monsieur Steinmetz, wohnte in der Villa des Zigarrenfabrikanten Pfaff an der vorderen Hauptstraße. Auch im Haus des Bäckermeisters Hermann Müller hatten die Franzosen mehrere Soldaten einquartiert.

Der Pfarrer als Fürsprecher

Und eben diesen Hermann Müller, geboren am 11. Januar 1890, setzten die Franzosen sieben Wochen nach ihrer Machtübernahme am 6. Juni 1945 als Bürgermeister in Reichenbach ein. Es sollte eine undankbare Aufgabe für ihn werden.

Zu dieser Zeit war Müller 55 Jahre alt. Er war Katholik und stand politisch dem Zentrum nahe. Seine Bäckerei betrieb er mit einem eigenen Laden im Dorf und nebenbei auch noch eine kleine Landwirtschaft. Seit 1920 war er mit Anna, geborene Fehrenbach (* 1894), verheiratet und hatte mit ihr vier Kinder: drei Söhne und eine Tochter, von denen die Söhne Bernhard und Franz heute in Ettenheim bzw. Reichenbach leben.

Müllers männliche Vorfahren waren alle Handwerker und politisch aktive Bürger gewesen. Urgroßvater Franz Xaver hatte den Wagnerberuf erlernt. Der Großvater gleichen Namens war Bäcker und Bürgermeister in Reichenbach. Franz Xaver hieß auch Hermanns Vater, der Bäckermeister und Gemeinderat im Dorf war.



Im Falle des Großvaters kam noch eine Besonderheit hinzu: Dieser besaß mehrere Patente. Unter anderem produzierte er „Müller's Röstmehl“ (so der geschützte Name), das „sich vorzüglich zu Saucen, Suppen, Ragouts Gulasch u. s. w.“ eignete und regional vertrieben wurde. Die Müllers waren also von jeher eine rührige und ums Gemeinwohl engagierte Familie.

Dass die französischen Besatzer Hermann Müller als Bürgermeister in Reichenbach einsetzten, hatte sicher mehrere Gründe. Nicht der unwichtigste war, dass der damalige Dorfpfarrer Karl Hirzle, ein Gegner der Nationalsozialisten, laut Aussage von Sohn Franz sich für seinen Vater ausgesprochen hatte. Vorteilhaft für die Franzosen war auch, dass Hermann Müller über einige Französischkenntnisse verfügte.

Im Ersten Weltkrieg war er bei Verdun und an der Somme zum Einsatz gekommen und in diesen Kämpfen am Knie verletzt worden. Müller war über das Kriegsende hinaus in einem französischen Gefangenenlager festgehalten worden, wo er sich Grundkenntnisse in der französischen Sprache angeeignet hatte.

Für Müller sprach auch, dass er ein Gegner der Nationalsozialisten war, der seine Ablehnung der NS-Ideologie zwar nicht öffentlich bekundet, aber doch immer wieder indirekt zu erkennen gegeben hatte. So erinnert sich sein Sohn Bernhard, dass der Vater gelegentlich mit den Nachbarn über den „Rattenfänger von Hameln“ diskutiert oder auch von einer „Brigg (Segelschiff), die falsch steuere“, gesprochen hatte. Wer eins und eins

Abb. 2: Fabrikantenvillen und Gasthäuser, aber auch das Schulhaus in Reichenbach nutzte die französische Militärführung für Unterkünfte im Ort. Skizze: Edgar Baßler

zusammenzählen konnte, wusste, was Müller damit sagen wollte.

Seinen Söhnen hatte er verboten, bei der Hitlerjugend mitzumarschieren. Und zu Hause, so Bernhard, sei abends der deutschsprachige Sender der BBC London, ein „*Feindsender*“, gehört worden.

Nicht zuletzt hatte Müller nur kurze Zeit vor dem Einmarsch der Franzosen einen jungen und wohl recht schwächlichen französischen Kriegsgefangenen als Bäckereigehilfen bei sich aufgenommen. Wie sich Sohn Bernhard Müller erinnert, war der junge Mann zuvor bei einem Bauern in Reichenbach als Hilfskraft im Einsatz und dabei völlig überfordert gewesen. Diese Entlastung des Gefangenen war wohl ebenfalls ein Pluspunkt für Hermann Müller bei den Franzosen.

70 NSDAP-Mitglieder

Reichenbach war keine Hochburg der Nationalsozialisten, gleichwohl gab es auch hier die Partei und ihre Funktionäre und es gab die üblichen NS-Untergliederungen wie zum Beispiel die Hitlerjugend (HJ) und den Bund deutscher Mädel (BdM).

Laut einer Liste zur politischen Säuberung aus dem Jahr 1946 waren in Reichenbach 70 Mitglieder der NSDAP eingetragen, das waren 4,5 Prozent der damaligen Einwohnerschaft des Dorfes. Für das Deutsche Reich lag der NSDAP-Anteil an der Bevölkerung im Jahr 1943 bei 9,7 Prozent. Ortsgruppenleiter war Wilhelm Hug, der von 1937 bis 1941 auch Reichenbachs Bürgermeister war. Als Hug zur Wehrmacht einrückte, amtierte sein Stellvertreter Otto Glatz von 1941 bis 1945 als Bürgermeister. Stellvertretender Ortsgruppenleiter der NSDAP war Josef Vollmer.

Am 25. Mai 1945 wurde bei einer offiziellen Bestandsaufnahme ermittelt, was von der Ortsgruppe, außer ihren Mitgliedern, noch übrig geblieben war. Dabei wurde zu Protokoll gebracht, es seien „*nachstehende Sachwerte vorhanden: 3 Aktenschränke, 39 Stück Leitz Ordner, 1 Geldkassette*“. Vermutlich waren die Schränke, Ordner und Kassette leergeräumt, jedenfalls findet sich in der Bestandsaufnahme kein Hinweis auf einen Inhalt. Unterschrieben war die Meldung mit „*Der Bürgermeister*“, ohne Namen. – Ob es noch Otto Glatz war, der diese Erfassung vorgenommen hatte?

Fest steht, dass Hermann Müller in einem Schreiben vom 10. Mai 1946 an den damaligen Lahrer Landrat Lenssen mitteilte, dass Bürgermeister Otto Glatz, der Polizei- und Ratsdie-

ner Lorenz Rappenecker sowie die Angestellte Hedwig Geiselhardt infolge von Entnazifizierungsmaßnahmen aus dem Gemeindedienst entlassen worden waren.

In den ersten Jahren ihrer Herrschaft stand die Säuberung der Verwaltung von NS-Mitarbeitern ganz vorne auf der von den Franzosen verordneten Aufgabenliste. Laut einer Anordnung der Militärverwaltung sollten die aus dem Gemeindedienst entfernten Personen zu öffentlichen Aufgaben herangezogen werden. Dazu kam es aber weder bei Rappenecker noch bei Geiselhardt.

Über Rappenecker teilte Müller dem Landrat im Februar 1946 mit, dieser sei nur nebenberuflich bei der Verwaltung angestellt gewesen. Nunmehr arbeite er wieder in seinem Hauptberuf als Holzsäger. Über Geiselhardt unterrichtete Müller im April 1946 den Landrat, diese befinde sich bei ihrer Mutter, die eine Gartenwirtschaft und Landwirtschaft besitze.



Abb. 3: Das Hochzeitsfoto zeigt Anna, geborene Fehrenbach, und Hermann Müller im Jahre 1920.

Gemeindepolitik

Die erste schriftlich dokumentierte Amtshandlung von Hermann Müller als Bürgermeister in Reichenbach war die Absetzung des NS-Ortsbauernführers. Am 8. Juni 1945, zwei Tage, nachdem er, Müller, ins Amt gekommen war, teilte er diesem („Herrn Karl Beck, Reichenbach“) mit: „Ich setze Sie hiermit in Kenntnis, dass Sie ab heute Ihres Postens als Ortsbauernführer und Feldhüter enthoben sind.“ Das Schreiben war unterzeichnet mit „Müller“, darunter „Der Bürgermeister“.

Die Franzosen hatten nicht nur den Zentrumsmann Müller ins Amt gesetzt; ihm zur Seite und parteipolitisch gleichgewichtig verteilt, hatten sie weitere drei Zentrumsangehörige (mit Müller also vier) sowie vier Sozialdemokraten als Gemeinderäte verpflichtet. Im Einzelnen waren dies: Wilhelm Glatz (*25.11.1886), Witwer, Sozialdemokrat; Andreas Beck (*5.7.1877), Witwer, Zentrum; Josef Wacker (*8.1.1885, verheiratet, Sozialdemokrat; Josef Himmelsbach (*8.6.1892), verheiratet, Zentrum; Josef Meier (*6.4.1889), verheiratet, Sozialdemokrat; Xaver Schmieder (*19.2.1886), verheiratet, Zentrum und Otto Zimmermann (*21.7.1882), Witwer, Sozialdemokrat.

Der Jüngste unter ihnen, Josef Himmelsbach, war 53 Jahre alt, der Älteste, Andreas Beck, 67 Jahre.

Als der Gemeinderat dann erstmals am 15. Oktober 1945 zusammentrat, waren außer Hermann Müller nur Andreas Beck, Josef Wacker, Josef Himmelsbach und Otto Zimmermann anwesend. Die Themen dieser ersten Beratung lauteten: 1. Holzhieb 1946 und 2. Farrenhaltung.

Auf der zweiten Seite im Protokollbuch des von den Franzosen eingesetzten Nachkriegs-Gemeinderates findet sich – ohne Datumsangabe – eine Anweisung, wie der Rat sein Amt auszuüben habe: *„Der Gemeinderat der Gemeinde Reichenbach ist ausschließlich zur verantwortungsvollen Mitarbeit bei wichtigen Fragen der Gemeindeverwaltung eingesetzt. Jegliche Politik hat darin keinen Platz und es ist verboten, in den Gemeinderäten Politik zu machen.“* – *„Zur Kenntnis genommen“* haben diese Erklärung laut ihrer Unterschrift die Gemeinderäte Wacker, Zimmermann, Meier, Himmelsbach, Bohnert und Andreas Beck. Die Unterschrift des Bürgermeisters fehlt.

Natürlich betraf dieses Verbot jegliche politische Betätigung im Geiste der Nationalsozialisten. Es war aber wohl nicht das Politikmachen schlechthin gemeint. Immerhin hatten die französischen Machthaber ja die neuen Ratsmitglieder nach deren politischen Orientierung – Zentrum und Sozialdemokratie – ausgewählt und eingesetzt.

Als der Gemeinderat am 7. Dezember 1945 dann zu seiner zweiten Sitzung zusammenkam, hatte sich dessen Zusammensetzung geändert. Laut Protokoll nahmen an der Beratung die Gemeinderäte Wacker, Zimmermann, Meier, Himmelsbach, Bohnert und Andreas Beck sowie Bürgermeister Hermann Müller teil. Im Protokollbuch wurde vermerkt: *„Die nachträglich ernannten Gemeinderäte Bohnert und Meier wurden verpflichtet und in ihr Amt eingewiesen.“* Wilhelm Glatz und Xaver Schmieder, die ursprünglich vorgesehen waren, kamen offenbar doch nicht zum Zuge. Ganz neu in der Ratsliste taucht dafür der Name Bohnert auf.

1946: Erste freie Gemeinderatswahl

In dieser Besetzung tagte der Gemeinderat Reichenbach bis zur ersten freien Gemeinderatswahl am 15. September 1946 sieben Mal. Es sieht danach aus, dass Hermann Müller für die beiden ersten Ratssitzungen nicht nur der Bürgermeister, sondern auch der Sitzungs-Protokollant sein musste. Erst in der dritten Ratssitzung, die am 8. Januar 1946 stattfand, nahm dann laut Protokoll Ratschreiber Himmelsbach teil.

Gehen wir kurz auf diese erste Gemeinderatswahl ein. Ihr Ausgang beschreibt die politische Stimmung unter den Stimmberechtigten knapp eineinhalb Jahre nach dem Ende des Krieges. Wahlberechtigt waren 1001 Personen. Von diesen gaben 896 ihre Stimme ab (89,5%). Gültig davon waren 785 (78,4%). Davon entfielen 616 Stimmen (78,5 %) auf die Badische Christlich-Soziale Volkspartei (BCSV) von Leo Wohleb, eine Vorläu-



Abb. 4: Hermann Müller (liegend) im Kreise seiner Kameraden während des Ersten Weltkrieges.

ferorganisation der CDU. Parteilose Kandidaten erhielten 169 Stimmen (21,5%).

Unter den Neugewählten war mit Ausnahme von Hermann Müller keiner der ursprünglich von den Franzosen eingesetzten Gemeinderäte mehr dabei. Neu ins Amt kamen Ferdinand Müller, Alois Rappenecker, Josef Fehrenbach, Josef Reich und Alois Beck. Für den inzwischen 56 Jahre alt gewordenen Bäckermeister Hermann Müller war diese Wahl seine erste Legitimation als Gemeinderat durch die Reichenbacher Wähler.

Um Unterstützung gebeten

Als Bürgermeister bestätigt wurde Müller dann vom neugewählten Rat in dessen konstituierender Sitzung am 29. September 1946. Dabei wurde der 31-jährige Ferdinand Müller zu Müllers Stellvertreter gewählt. Für die beiden Gewählten votierten in getrennten Abstimmungen jeweils fünf Gemeinderäte. Die Wahl war von dem ältesten Gemeinderat Alois Rappenecker geleitet worden. Laut Protokoll dankte danach Hermann Müller „für die Wahl und das ihm geschenkte Vertrauen und richtete an die Gemeinderäte die Bitte, ihn in seinem Amt unterstützen zu wollen“.

Bei der einen Monat später am 13. Oktober 1946 stattgefundenen Kreistagswahl im Landkreis Lahr bestätigte sich für Reichenbach die Dominanz der BCSV. Auf sie entfielen im Dorf 75,9 Prozent der Stimmen. Die Wahl zum Kreistag ermöglicht aber auch einen Blick auf die Stimmenanteile anderer Parteien in Reichenbach. So erhielten die Sozialdemokraten (SP)

13,6 Prozent, die rechtsgerichtete Deutsche Partei (DP) 6,6 Prozent und die Kommunisten (KP) 3,9 Prozent aller Stimmen.

Die Legitimation durch die Bürger von Reichenbach machte Hermann Müller das Amt nicht leichter. Als er bei der Bürgermeister- und Kommunalwahl zwei Jahre später, am 14. November 1948, nicht mehr angetreten war, war dies aus Sicht seines Sohnes Franz der ungeheuren Last des Amtes geschuldet. *„Das Schlimmste war“*, so erinnert sich der Sohn heute, *„wenn er die Leute zwingen musste, Vieh oder Schweine abzugeben oder wenn er entscheiden sollte, welche Wohnungen die Leute für die Franzosen freimachen sollten.“*

Befehlsempfänger der Franzosen

Nur dem Titel nach war Hermann Müller Bürgermeister, faktisch war er der Befehlsempfänger der Franzosen. Daran hatte auch die Wahlbestätigung durch seine Reichenbacher Mitbürger nichts geändert. 1948 sei sein Vater froh gewesen, *„dass er es nicht mehr machen musste“*, berichtet Sohn Franz rückblickend. Und er, Franz, der 1948 elf Jahre alt war, sei *„froh gewesen“*, als der Vater *„nicht mehr Bürgermeister war“*.

33 Mal tagte der Gemeinderat Reichenbach in der Zeit nach der Wahl von 1946 bis zur Wahl 1948. Sieben Mal fanden Sitzungen nichtöffentlich statt – zwischen September 1947 und Februar 1948. In diesen nichtöffentlichen Sitzungen wurde 24 Mal über Wohnungsfragen und sechs Mal über Holzhibe beraten. Was es mit der Wohnungsfrage auf sich hatte, verdeutlicht ein Gemeinderatsbeschluss, der in der öffentlichen Sitzung am 25. Oktober 1946 gefasst wurde. Da heißt es: *„Frau Fischer bezieht die Wohnung bei Franz Herrmann, vorausgesetzt, dass die Wohnung von der Militärregierung nicht mehr beschlagnahmt ist. Andernfalls kommt Frau Fischer in die Wohnung bei Wilhelm Pfaff und Frau Haag hat die Wohnung von Franz Josef Rappenecker in der Gereutertalstraße zu beziehen.“* Man kann sich unschwer ausmalen, dass ein solcher Beschluss in vielfältiger Hinsicht Missstimmung und Unfrieden auslösen musste.

Aber auch unter den Reichenbacher Landwirten wuchsen Missstimmung und Unfrieden. Die Gründe dafür dürften unter anderem deren Verpflichtung zur Abgabe von Holz und Milch geliefert haben. So wurde am 28. Mai 1946 in öffentlicher Sitzung darüber unterrichtet, dass die Gemeinde auf Anordnung des Forstamtes Lahr und der Krankenhausverwaltung verpflichtet worden sei, *„zur Erhaltung des Betriebes im Krankenhaus Lahr...15 Ster Holz“* zu liefern. Und bezüglich der Milchab-



Abb. 5: Das alte Reichenbacher Rathaus befand sich unterhalb der Kirche St. Stephan und zwar in dem etwas flacheren Gebäudeteil, der auf dem Foto links des Eingangsportals zu sehen ist.

lieferung heißt es in diesem Protokoll: „Die Landwirte sind dringend zu mahnen, dass mehr Milch geliefert werden muss.“

Laut Protokoll waren im März des Jahres 14 260 Liter abgegeben worden, im April 12 805 Liter. Legt man diesen Zahlen eine jährliche Milchleistung pro Kuh von 650 Litern zugrunde, wie diese noch in den 1950er Jahren Standard war, dann entsprach die abgelieferte Menge hochgerechnet der Jahresleistung von etwa 250 Milchkühen.

Strafandrohung

Die Auswertung aller 40 Ratsprotokolle, die in der Amtszeit von Hermann Müller erstellt wurden, ergibt folgendes Bild: Zwischen dem 15. Oktober 1945 und dem 22. Oktober 1948 befasste sich der Reichenbacher Gemeinderat 69 Mal mit Wohnungsfragen, 42 Mal wurde über Verwaltungssachen (u.a. Personalfragen, Rechnungswesen, Wahlen) beraten, 19 Mal ging es um Landwirtschaft, Ernährung und Lebensmittelverteilung und 15 Mal um den Holztrieb.

Die Sorgen der Reichenbacher waren die Sorgen der Kreisbevölkerung. In einer Versammlung der Bürgermeister des Kreises Lahr, über die die seit 1946 zugelassene Badische Zeitung (BZ) am 23. Juli 1946 berichtete, wurden folgende Themen erörtert: Der Rückgang der Milchwirtschaft dürfe nicht weiter fortschreiten; der Mangel an Düngemitteln; der Futterertrag des Jahres 1946 sei nur halb so groß wie im Vorjahr; immerhin seien die Landgemeinden bereits ausreichend mit Brennholz eingedeckt.

Bei einer weiteren Bürgermeisterversammlung im August wurde an die Landwirte appelliert, Bodenfläche und Viehbestand richtig anzugeben und das Ablieferungssoll ordnungsgemäß zu erfüllen. Im Januar 1947 berichtete dann die Zeitung, dass ein Vertreter der Militärregierung sieben Landwirte wegen Nichterfüllens des Abgabesolls habe verhaften lassen – als Warnung für die anderen Landwirte.

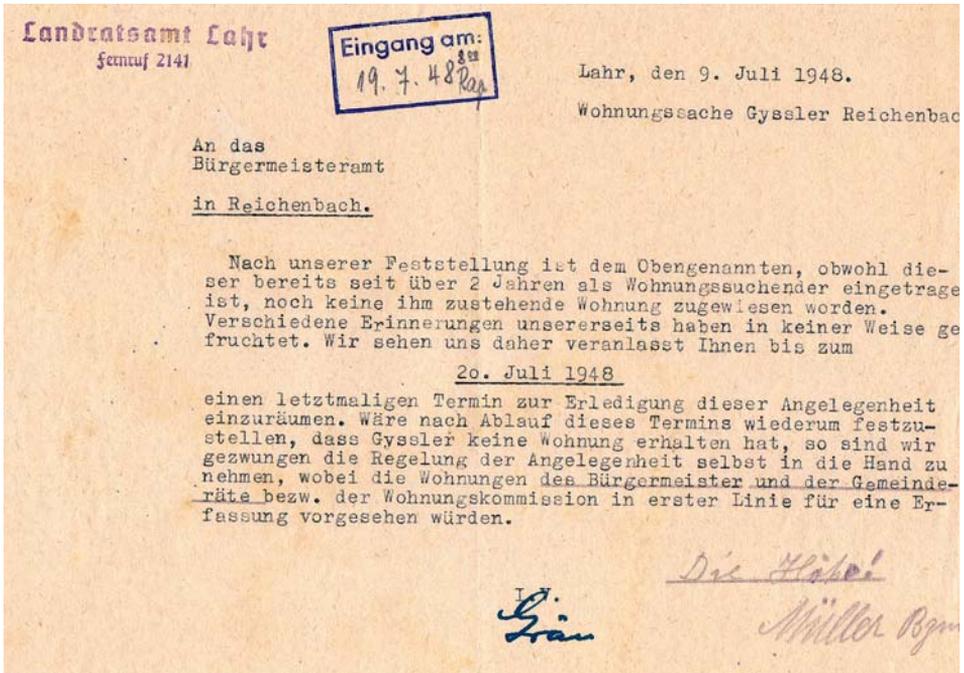
Und um der Sache noch mehr Nachdruck zu verleihen, setzte der Landrat den Bauern eine Frist bis zum 10. Februar: *„Nach diesem Zeitpunkt werden äußerst schwere Strafen gegen diejenigen verhängt werden, die durch schlechten Willen und gestützt auf fadenscheinige Gründe es darauf ankommen lassen wollen, daß die Stadtbewohner des Kreises Lahr nicht ihre Zuteilungen (an Kartoffeln, EB) erhalten“*, schrieb die Badische Zeitung am 24. Januar 1947. Und weiter liest man darin: *„Derzeit fehlen zur vorgeschriebenen Kartoffelmenge 1099 Tonnen.“*

Im August 1947 berichtete die BZ, dass mangels Saatgut im Kreis nur 950 Hektar mit Kartoffeln bepflanzt werden konnten, wogegen die Anbaufläche im vergangenen Jahr noch 1237 Hektar betragen hatte. Kein Wunder löste dann Ende Oktober eine Anordnung des Landrates unter den Bürgermeistern des Kreises großen Unwillen aus. Dieser hatte verfügt, dass die Kreisumlage bei Kartoffeln 5374 Tonnen betrage; die Ablieferung müsse bis 10. November abgeschlossen sein. *„Zuwiderhandlungen werden mit dem Entzug der gesamten Ernte und mit einer Haft von mindestens einem Monat bestraft. Alle Landwirte, die ihr Ablieferungssoll nicht erfüllen, werden als Schwarzverkäufer betrachtet.“* (BZ, 31. Oktober 1947)

Ähnlich war es in Fragen der Holzwirtschaft, wo der Gemeinderat, wie im Sitzungsprotokoll vom 27. März 1947 vermerkt wurde, *„von der Beschlagnahme von Brennholz“* nur noch Kenntnis nehmen konnte. Von Anfang an hatte sich die Besatzungsmacht im hinteren Gereut durch umfassende Kahlhiebe große Mengen eines 110-jährigen Baumbestandes angeeignet und nach Frankreich bringen lassen.

Zwischen den Fronten

Wie bei der Kartoffelabgabe stand auch bei der Wohnraumbeschaffung der örtliche Bürgermeister als Vollzugsorgan von Landrat und Militärverwaltung zwischen den Fronten. Im Protokoll der Gemeinderatssitzung vom 27. März 1947 liest man, *„Bürgermeister Müller gab einen ausführlichen Bericht über die Not der Flüchtlinge und ermahnte die Herren Gemeinderäte, bei eventueller Zuweisung, ihn in dieser Angelegenheit tatkräftig zu unterstützen“*.



Dies ist eine der ganz selten im Wortlaut dokumentierten Aussagen Hermann Müllers im Rat.

Man kann diese Ermahnung der „Herren Gemeinderäte“ durchaus auch als einen Hilferuf Müllers verstehen, der sich nicht alleine der Kritik für die zahllosen unpopulären Maßnahmen aussetzen wollte.

Etwa bei der Beschlagnahme von Wohnraum. So hatte die Badische Zeitung am 28. Mai 1947 berichtet, dass die Militärregierung die Bürgermeister berechtigt habe, „über freien Wohnraum zu verfügen und Wohnraum zu beschlagnahmen“.

Beim Lesen der Ratsprotokolle kann man den Eindruck gewinnen, Müller habe die Last der Entscheidungen auf neu geschaffene Kommissionen und Fachausschüsse zu verteilen versucht: Im Oktober 1946 wurde eine Kommission wegen der Abgabe von Vieh, Getreide und Kartoffeln eingerichtet. Ende Januar 1947 folgte ein Ortsausschuss für das Bauwesen. Anfang April entstand die Wohnungskommission, die personell mit dem Gemeinderat identisch war. Ende Juni wurde dann – nicht von Müller, sondern auf Anweisung des Badischen Staatskommissariats für Ernährung – ein Leistungsausschuss eingerichtet, dem auch drei Landwirte, ein Vertreter der Gewerkschaft sowie ein so genannter Normalverbraucher angehörten. Im Septem-

Abb. 6: Ein Drohschreiben des Landratsamtes Lahr an die Adresse Hermann Müllers und des Reichenbacher Gemeinderates. Müllers Anmerkung dazu unten rechts: „Die Höhe!“

ber 1947 folgte schließlich eine Verteilerkommission für Bezugsscheine.

Manche Entscheidungen wurden wegen Meinungsverschiedenheiten im Rat immer wieder vertagt, wie zum Beispiel die Einführung der Feuerschutzabgabe, oder sie wurden zunächst beschlossen, wie die Einführung einer Vergnügungssteuer für Gaststätten, dann aber bald darauf wieder abgeändert.

Müllers tägliche Dienstzeit als Bürgermeister betrug laut einer Aufzeichnung vom 12. August 1945 fünf Stunden, wofür er – vor der Währungsreform – 2250 Mark erhielt. Die Dienstzeit seines Ratschreibers war auf acht Stunden täglich festgelegt bei einem Gehalt von 3440 Mark. Auch war der Bürgermeister jederzeit erreichbar, denn im Haushalt der Müllers war eine Telefon-Nebenstelle des Rathauses eingerichtet.

„Scharfe Abwendung“

Hermann Müller wird gewiss ein redlicher Handwerker gewesen sein, ein Mann der Verwaltung und der Politik war er eher nicht. Vieles deutet darauf hin, dass er – je länger, desto weniger – nicht der Erfüllungsgehilfe der Besatzungsmacht sein wollte und dafür auch noch die Kritik der Bürger ertragen sollte. Deshalb muss es einen nicht wundern, dass er bei der Bürgermeisterwahl am 14. November 1948 nicht mehr kandidierte.

Ein Gradmesser für die damalige Misstimmung unter den Bürgern in Reichenbach war die Kommunalwahl, die gleichzeitig mit der Bürgermeisterwahl stattfand. Die CDU, deren Mitglied Hermann Müller geworden war, erlitt dabei eine böse Niederlage: von fünf Ratssitzen verlor sie drei. Und warum? *„Die scharfe Abwendung von der CDU dürfte hier ihre Ursache in der in den letzten Jahren hier verfolgten Gemeindepolitik zu suchen sein“*, formulierte die BZ etwas verquer in ihrer Wochenendausgabe nach der Wahl.

Zu Hermann Müllers Nachfolger im Amt des Reichenbacher Bürgermeisters wurde am 14. November 1948 der 33-jährige Kaufmann Ferdinand Müller gewählt, der seit 1946 stellvertretender Bürgermeister im Dorf gewesen war. In einer Bürgerversammlung, die schon wenige Tage nach seiner Wahl stattfand, umriss der neue Mann an der Verwaltungsspitze die Aufgaben, die er vor sich sah und mit deren Lösung ihn die Wähler beauftragt hatten. Die BZ berichtete in der Ausgabe vom 20./21. November 1948: *„(Der neue Bürgermeister) versicherte zu versuchen, alle Schwierigkeiten, die im Zusammenhang mit der Unterbringung der Flüchtlinge aufgetreten seien, zu überwinden. Die Finanzlage der*

Gemeinde sei so angespannt, daß man nur die dringendsten Maßnahmen machen könne. Die Instandsetzung der Wege und anderer wichtiger Einrichtungen könne zur Zeit leider nicht vorgenommen werden. Bürgermeister Müller bat alle Bürger mitzuhelfen, den zugewiesenen Flüchtlingen ein neues Unterkommen zu verschaffen. Bei der Behandlung der Viehabgabe und der Fleischversorgung verwies der Redner auf die Notwendigkeit der Aufzucht von Jungvieh. Zum Schluß wurde auch das Thema Getreideabgabe besprochen.“

Man sieht: Ferdinand Müller zählte die alten Probleme auf, mit denen sich auch sein Vorgänger Hermann Müller hatte herumplagen müssen.

Der Verantwortung gestellt

Drei Jahre hatte sich Hermann Müller der Verantwortung gestellt, die die Besatzungsmacht ihm aufgeladen hatte. Anders als seine Kollegen im ersten, von den Franzosen eingesetzten Gemeinderat entzog er sich dieser Verantwortung nicht, als am 15. September 1946 die erste freie Gemeinderatswahl stattfand. Müller stellte sich dem Wählervotum und wurde dabei bestätigt. Zwei Jahre später verzichtete er dann aber auf eine erneute Kandidatur.

Ob er angesichts der großen Probleme resigniert hatte? Ob er sich von der Vielzahl der Aufgaben überfordert sah? Ob er im Dorf eine Stimmung gegen sich verspürte? Alle diese Erklärungen sind möglich, müssen aber mangels Belegen Spekulation bleiben.

Eigentlich sei er ein „*recht ruhiger Bürger gewesen*“, beschreiben Franz und Bernhard Müller ihren Vater aus ihrer heutigen Sicht. Manchmal habe er aber auch „*eigenwillig*“ sein können, einer, der „*schon mal aus der Haut gefahren ist*“.

Dreimal, Ende September 1947, fehlte er bei Gemeinderatsitzungen – „*wegen Erkrankung*“, wie es im Protokoll vermerkt ist. Da waren die Splitter im Knie und ein Leistenbruch, die ihm zu schaffen machten.

„*Morgens hat er gebacken, nachmittags war er auf dem Rathaus*“, erinnert sich Sohn Franz. Und dann gab es da ja auch noch die kleine Landwirtschaft mit zwei Kühen, zwei Schweinen, einer Geiß, Hühnern und dem Wald, wo Hermann Müller sein Holz selber geschlagen hat. Bei all diesen Aufgaben sei ihr Vater, der ja auf die 60 Jahre zugeing, „*vermutlich körperlich überfordert gewesen*“, meint Bernhard.

Vor jedem Essen sei zu Hause gebetet worden, erinnern sich die Brüder. Ihr Vater habe gerne gesungen und das Ziehharmonikaspiel geliebt. Auch sei er Mitglied im Schwarzwald- und

Verschönerungsverein sowie im Musik- und im Gesangverein gewesen. Etwa um das Jahr 1957 sei bei ihm dann Darmkrebs festgestellt worden. Am 22. Januar 1959 ist er verstorben

Am Morgen seines Todestages, dem 22. Januar 1959, war er noch in seinem geliebten Wald im Giesen gewesen. Doch es war nicht der Krebs, der seinem Leben ein Ende setzte, sondern ein Herzschlag, der ihn am Abend jenes Tages traf. – Eine große Trauergemeinde gab dem ersten Reichenbacher Bürgermeister nach dem Kriege das letzte Geleit.

Quellen

Gemeindearchiv Reichenbach

Stadtarchiv Lahr

Chronik Reichenbach

Heimatbuch Reichenbach

Unveröffentlichte Erinnerungen von Bernhard Müller

Interviews mit Franz und Bernhard Müller

DIE ZEIT, Nr. 21/18. Mai 2000: Edgar Wolfrum: Die Rache der Franzosen

Ein Tellerwäscher erzählt

Peter Buck

Am 1. Oktober 1959 begann mein Arbeitsverhältnis bei der Offenburger Maschinenfabrik Martin in der Abteilung für Geschirrspülmaschinen. Diesem denkwürdigen Ereignis ging das übliche Bewerbungsgespräch voraus, welches beim Personalleiter im Hauptgebäude von Martin sehr locker und in beidseitigem Einvernehmen stattfand. Eines schönen Morgens um acht Uhr fand ich mich in dem wenig attraktiven Spülmaschinen-Gebäude am Holderstock ein, um als der neue Technische Zeichner von der Mannschaft empfangen zu werden.

Die Spülmaschinenabteilung war ein kleiner Haufen von Büroangestellten und einer ebenso überschaubaren Truppe in der Werkstatt. Insgesamt waren es etwa 60 bis 70 Personen in der Abteilung, welche vom Status her eher einem größeren Handwerksbetrieb als einer Fabrik glich. Dafür war jedoch das „Management“ etwas kopflastig durch zwei Doktoren vertreten, einer für den Vertrieb und einer für den technischen Bereich wie Konstruktion und Fertigung. Mir wurde ein Schreibtisch und Zeichenbrett in der Größe DIN A0 zugewiesen.

Alles in allem waren Gebäude und Büroraum sehr bescheiden. So auch die gewerblichen Räumlichkeiten, also die „Fabrik“ nebenan mit dem Maschinenpark. Der Grund für die Bescheidenheit lag darin, dass der Besitzer, ein Herr Kaufmann die Spülmaschinenabteilung als ein Anhängsel zu dem Hauptgeschäft eher als Hobby betrieb und sie wenig Gewinn abwarf, wenn nicht gar bezuschusst werden musste. Ja, vom hohen Ross des erfolgreichen Werkzeugmaschinenbruders blickte man doch recht mitleidig auf uns Tellerwäscher herab.

So wie die Firma, so mutete auch das Produktsortiment an.



Abb. 1: Werksfassade Martin Spülmaschinen

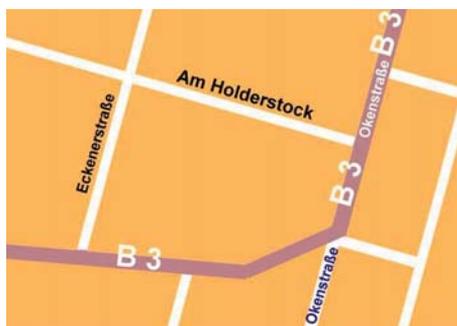


Abb. 2: Lageplan am Holderstock



Abb. 3: Werkhalle

Grob zusammengeschweißte Blechkästen aus verzinktem Stahlblech mit ebenso klobigen Badezimmer-Armaturen sowie Pumpen aus Grauguss von elektrischen Schaltern und Sicherungen aus der Haustechnik angesteuert.

Auch war die Philosophie der Konstruktion nicht unbedingt vom Zwang der Kostenkontrolle heimgesucht. Man bediente sich der veralteten Art, zu bauen, was stilvoll war, die Ecken waren ebenso rund wie teuer in der Fertigung. Viel Chromverzierung lenkte von rostgefährdetem, verzinktem Stahlblech ab. Spülmaschinen aus Edelstahl als die Luxusausführung waren nur wenigen Edalkunden vergönnt. Kostensparende Methoden ließen zu jener Zeit auf sich warten. Der Markt ließ aber auch auf sich warten. Die Gastronomie war in den 1950er Jahren noch weit davon entfernt, rationell und bewusst hygienisch die Spülküchen aufzuräumen.

Zurück ins Büro. Unser Gebäudekomplex am Holderstock war eine ehemalige, stillgelegte Seifenfabrik der Firma Kern.

Daran erinnerten noch vergessene große Blechtonnen, welche im Freien unter unseren Fenstern abgestellt einen penetranten Gestank verbreiteten. Ein Kollege und ich gingen einmal der Geruchsbelästigung auf den Grund und entdeckten in den Tonnen abgetrennte Pferdeköpfe, die von Maden bewohnt und zerfressen zum Himmel stanken.

Unser oberster Chef residierte im vordersten und auch größten Büro am Haupteingang, wenn er nicht gerade mit seiner Sekretärin auf Geschäftsreise war. Er macht in seiner arroganten Art allerdings keinen besonderen Eindruck auf mich. Beispielsweise hielt er es für angebracht, mich an meinem 3. Arbeitstag in der Firma auf dem Flur im Vorbeigehen anzugiften



Abb. 4: Mittagspause

mit der Frage, wer ich eigentlich sei. Meine Antwort lautete spontan, ich kenne ihn ja auch nicht und überhaupt hätte es sich bei neuen Mitarbeitern gehört, dass man sich vorstellt, gerade wenn die Personenzahl so überschaubar war. Diese meine Antwort muss ihm imponiert haben. Er bat mich in sein Büro auf ein ebenso langes wie freundliches Gespräch.

Unser Technischer Doktor hingegen war ein ruhiger, freundlicher und besonnener Zeitgenosse. Er war froh, wenn man ihn in seinem Büro unbehelligt ließ. Was er dort arbeitete, blieb uns, seinen Untertanen verschlossen. Dafür hielt er die Arbeitspausen peinlich genau ein. Wir hätten keine Klingel gebraucht, um zu merken, wann genau die Mittagspause begann. Auch hatte unser Doktor die Angewohnheit, nach Feierabend durch die Werkstatt zu laufen und am Boden herumliegende Schrauben und Muttern aufzusammeln, um sie im Lager in die entsprechende Fächer einzusortieren.

Zu Mittag konnten wir in die Werkskantine von Martin zum Essen gehen. Das Essen war immer frisch gekocht, badisch und für meinen Geschmack sehr gut. Bis auf die Kutteln, die mir zu sehr badisch waren. Übrigens waren die Wände des Speisesaals mit Wandbildern von dem damals noch wenig bekannten Oskar Schlemmer ausgemalt. Beinahe wären sie während einer Generalüberholung mit Farbe übertüncht worden aus Unkenntnis derer, die dereinst das Sagen hatten.

Zurück in die Firma. Wir hatten ein recht gut funktionierendes Betriebsklima. Abgesehen von kleinen Plänkeleien wie sie in anderen Unternehmen auch vorkommen, hatte jeder seine Aufgaben zu erledigen. Die Betriebsmittel waren äußerst bescheiden. Wir technischen Zeichner mussten das Reißzeug



Abb. 5: Im Konstruktionsbüro: (v. l.), Peter Buck, Markus Wörter

(Zirkelkasten) und Rechenschieber von daheim mitbringen. Das war allgemein so üblich. Auch sonst musste man sich mit dem einfachsten begnügen. Taschenrechner gab's nur mit Genehmigung der Geschäftsleitung und Büromaterial war rationiert. Die Büroarbeit war aus heutiger Sicht tiefes Mittelalter, aber man kannte nichts Besseres.

Zu zweit waren wir beiden Konstrukteure damit beschäftigt, unsere Spülmaschinen zeichnerisch auf den höchsten Stand der Technik zu bringen. Dabei mussten wir die Anordnungen unseres obersten Chefs befolgen, der, wann immer er von einem Kunden oder einer Messe zurückkam, uns anwies, das Wasch- und Spülssystem stationär oder je nachdem drehbar zu gestalten. Er betrachtete diese Frage geradezu philosophisch



Abb. 6: Gruppenbild mit Firmenschild Hobart-Martin: (v. l.) Rudi Köhler, Betriebsleiter; Mr. Hauser, Hobart Troy USA; Frau von Mr. Hauser; Heinrich Ide, Geschäftsführer Hobart Deutschland; Robert B. Meeker, Vice President Hobart International; Ronald Focht, Hobart Troy Engineering



und wir mussten gehorchen, denn er war auch unser Marketingexperte, basta. Meistens tendierte er zu dem, was die Konkurrenz gerade aus dem Zylinderhut zauberte.

Recht bald entkam ich diesem frustrierenden Geplänkel, um mich neuen Aufgaben zuzuwenden. Es ging darum, unseren Kunden Vorschläge zu machen, wie man Spülanlagen in deren Küchenbereich integrieren konnte und gleichzeitig Pläne für die Installation von Wasser, Abwasser und Strom zu erstellen.

Dieser spezielle Bereich war extrem ausbaufähig und blieb mir über die gesamte Zeit in der Fima anhängig.

Im Spätjahr 1960 verkaufte die Fima Martin ihre Spülmaschinenabteilung an den amerikanischen Hobart-Konzern „The Hobart Manufacturing Company Corp.“ in Troy Ohio, USA. Dieser Einschnitt war von langer Hand geplant.

Schon vor Jahren bestand ein kollegiales Verhältnis zwischen beiden Unternehmen. Man hatte sich auf Messen kennengelernt, man hatte begonnen, Erfahrungen und Konstruktionsprinzipien miteinander auszutauschen. Ja, die Spülmaschinen beider Marken begannen sich zu ähneln. Hobart war Weltführer in Maschinen für die Speisezubereitung und Küchenhygiene. Hobart war mit über 90% Marktanteil Marktführer weltweit und entsprechend global vernetzt. In Europa bestanden bereits aus der Zeit vor dem 2. Weltkrieg Vertriebs- und Fertigungsniederlassungen. Im Chilehaus in Hamburg gab es ein Verkaufsbüro mit angeschlossener Fertigung von Kartoffelschälmaschinen und Sahnebläsern, made in Germany.

In Offenburg änderte sich einfach alles. Die alten Chefs nahmen ihre Hüte, die neuen übernahmen das Kommando. Mitarbeiter mit Englischkenntnissen bekamen ihre Chance. Englisch war ab sofort unsere offizielle Dienstsprache in Wort

Abb 7: (links) Kasten-durchlaufmaschine

Abb. 8: (rechts) Serien-fertigung



Abb. 9: (links) an der Blechscherer

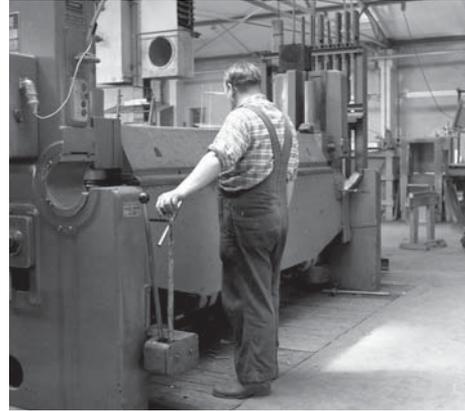


Abb. 10: (rechts) an der Blechbiegemaschine

und Schrift, ganz besonders im wachsenden Exportgeschäft. Die Umgestaltung der Produkte nach Hobart-Patenten und amerikanischen Technologien ging rasch vonstatten. US-Dollars flossen wenn auch spärlich in das Offenburger Unternehmen und lösten eine Welle von Innovationen und Investitionen aus. Wir waren über Nacht Mitglied der weltweiten Hobart-Familie. Und ich kam zu der Erkenntnis, dass sich die acht Jahre Schulenglisch büffeln am Ende für mich doch gelohnt haben und meiner Karriere nicht im Wege standen. Es kamen Amerikaner ins Management, die auf unsere Englischkenntnisse geradezu angewiesen waren, und das nicht nur in der Firma. Privat bedurfte es unserer Hilfe im täglichen Umgang mit den Behörden wie auch im Alltag. Auch das „after work“ brachte uns mit den neuen Besitzern zusammen und es entstanden so etwas wie Freundschaften.

Auf dem Gebiet der Konstruktion entwickelte sich ein reger Gedankenaustausch und die Impulse von den Marketingleuten setzten Maßstäbe. Es ging aufwärts, die Zukunft hatte begonnen. Auch für mich. Inzwischen als Abteilungsleiter für den Technischen Verkauf wurde ich Mitglied einer handverlesenen Gruppe von Experten, um die europäischen Unternehmen von Hobart fachlich zu unterstützen. Dazu gehörte die Erstellung technischer Dokumentationen oder auch Produktschulung und Entwicklung neuer Produkte. Neue Marktsegmente wurden erschlossen wie etwa der Vertrieb von Großfleischereimaschinen und automatischen Waagen und Etikettiermaschinen für Supermärkte, made in USA.

In der Anfangszeit war das Büro von Hobart in Hamburg zuständig für die Buchhaltung, bis dieses Personal nach Offenburger (unter Protest) versetzt wurde. Doch bald vermischte sich sprachlich deren Hamburger Akzent mit dem Badischen zu

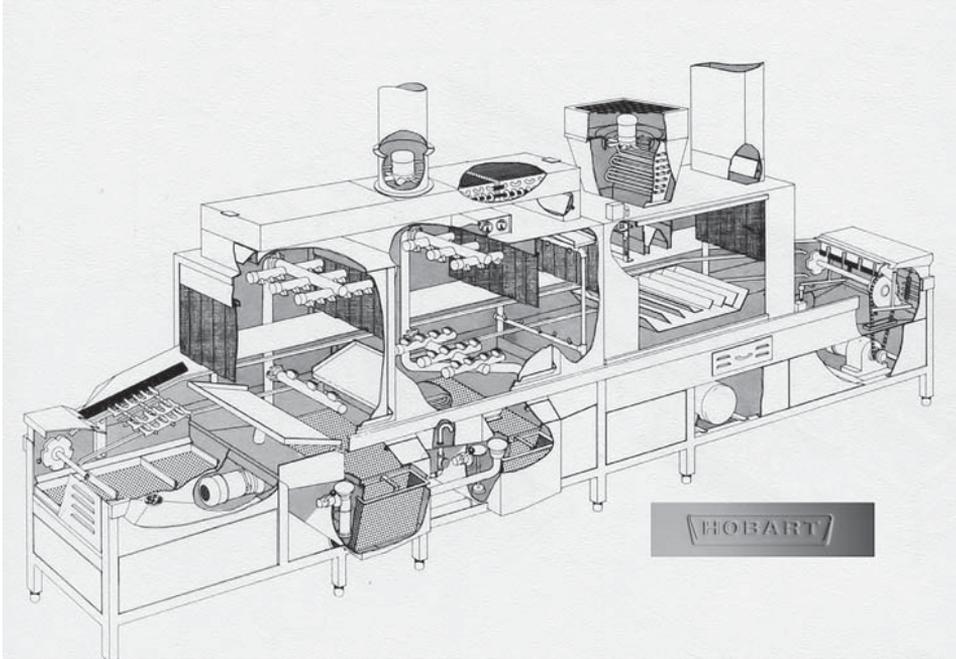


Abb. 11:
Bandspülmaschine

einem komischen Kauderwelsch. Immerhin stieg die Mitarbeiterzahl laufend, sodass auch die Bürofläche vergrößert und durch Zwischenwände verändert werden musste.

Das Fax war zwar erfunden, aber für unsere kleine Hütte nicht erschwinglich. Wir wichen in solchem Fall zum Franz Burda aus, mit dem unser amerikanischer Boss ein freundschaftliches Verhältnis pflegte.

Unsere Stenotypistinnen machten immer noch Kopien mit der Schreibmaschine auf Durchschlagpapier und für Fehlerkorrektur war das Tipp-Ex zur Hand. Größere Mengen von Kopien wurden auf eine Art Wachspapier getippt und auf der „GEHA“ durchgekurbelt. Die Techniker rechneten mit dem Rechenschieber, bis elektronische Rechner zu astronomischen Preisen auf dem Markt erschienen. Unsere Zeichenbretter muteten wie vorsintflutliche Saurier an. Einen PC zum Zeichnen hätten wir gut gebrauchen können. Gezeichnet wurde mit Tusche auf Transparentpapier und dann in einer Kopiermaschine auf Blaupauspapier belichtet, um in einem Entwicklerschrank minutenlang entwickelt zu werden. Der Umgang mit dieser Entwicklerflüssigkeit oblag jeweils einer Hilfskraft. Salmiakgeist als Entwickler wurde verwendet, welcher einem die Augen mit Tränen verschloss, aber die Nasenschleimhäute frei machte.



Abb. 12: Hobart-Logo
bis in die 1960er Jahre

Im Betrieb ging es immer noch wie in einer Werkstatt zu. Eine Blechschere und eine Blechbiegemaschine, da musste man Schlange stehen, bis man an die Reihe kam.

Dank unserer amerikanischen Spülmaschinenfachleute erfuhr das Produktprogramm einen enormen evolutionären Aufschwung.

Um das Zukunftsprojekt eines neuen Bandspülautomaten geheimzuhalten, wurde unser Chefkonstrukteur mit sei-

nem Zeichenbrett konspirativ in die Privatwohnung des amerikanischen Geschäftsführers in Klausur geschickt. Mir fiel die Aufgabe zu, die Verbindung zwischen dem Konstrukteur und der Firma aufrecht zu erhalten. So fuhr ich einmal am Tag in die Lessingstraße Nr. 6 oder so ähnlich, 3. Stock, „da bin ich, was gibt's Neues?“ Zu unserer Unterhaltung entdeckten wir auf dem Abort Playboy-Hefte, eine Entdeckung, die der zeitlichen Entwicklung des Projektes entgegenwirkte, nicht aber der Vertiefung unserer Englischkenntnisse.

Die Zeit floss schnell dahin. Die Räumlichkeiten am Holderstock waren zu klein geworden. Eine Umstrukturierung war fällig. Ein Teil der Bürobelegschaft wurde einer Europäischen Mutterfirma zugeteilt und in ein Gebäude in der Offenburger Heinrich-Hertz-Straße untergebracht. Die Abteilung nannte sich „European Operations“ und ich war mit von der Partie mit dem Auftrag des „Technical Sales Services“. Der Titel European Operations hieß für mich Reisen durch Europa, wenn nicht gar weltweit. Und so kam es dann auch.

Über die Freundschaft zwischen Karl Valentin und Wilhelm Hausenstein. Und über ein Buch

Johannes Werner

Freundschaft beruht auf Übereinstimmung im Typischen.
Siegfried Kracauer, Über die Freundschaft

Aus der langen Reihe von Büchern, die Wilhelm Hausenstein schrieb, sticht das eine, um das es hier geht, unübersehbar hervor; oder sollte man sagen, dass es aus der Reihe fällt? Dennoch, oder eben deshalb, ist es so oft wie kein anderes nach seiner ersten Veröffentlichung, 1948 bei Karl Alber, immer wieder neu aufgelegt worden: 1958 bei Herder, 1976 im Süddeutschen Verlag, 1980 im Deutschen Taschenbuch-Verlag. Das Buch heißt: „Die Masken des Komikers Karl Valentin“. Ihm war, 1932 bei Knorr & Hirth, schon „Das Karl Valentin Buch“ vorausgegangen, als „Erstes und einziges Bilderbuch von Karl Valentin, über ihn und Lisl [sic] Karlstadt, mit Vorwort und ernsthafter Lebensbeschreibung und Bildunterschriften von ihm selbst, sowie zwei Aufsätzen von Tim Klein und Wilhelm Hausenstein“.¹ Und nun, 2019, ist es noch einmal erschienen, bei Schirmer/Mosel, schöner als je zuvor.²

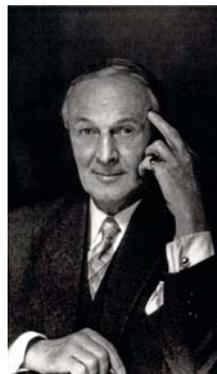


Abb. 1: Wilhelm Hausenstein

Gegensätze ziehen sich an ...

Es war, in der Tat, ein seltsames Freundespaar: zum einen der Mann aus Hornberg im Schwarzwald und aus alter badischer Familie, und zum anderen der Mann aus der Münchner Vorstadt, dessen Eltern aus Hessen und Sachsen kamen; oder zum einen der weltläufige, hochgebildete Historiker, Literaturhistoriker, Kunsthistoriker, Kunstkritiker, Kunstsoziologe, Kunstschriftsteller, Reiseschriftsteller, Journalist, Essayist, Erzähler, Übersetzer, Herausgeber und Diplomat, und zum anderen der Proletarier und Komiker. Auch Valentin schien, wie das ihm gewidmete Buch, aus der Reihe zu fallen, nämlich aus der Reihe derer, die Hausenstein sonst zu seinen Freunden zählte, wie etwa Rainer Maria Rilke, Alfred Kubin, René Beeh, Paul Klee, Max Picard, Hans Carossa, Benno Reifenberg und Theodor Heuss. Die beiden verband eine Freundschaft, die, bei aller offensichtlichen Gegensätzlichkeit, nie disharmonisch war, nie „prekär“.³



Abb. 2: Karl Valentin und Liesl Karlstadt gratulieren dem „hochgeschätzten Herrn Dr. Hausenstein“ zum 50. Geburtstag

... oder: Gleich und gleich gesellt sich gern

Auf den ersten Blick scheint die Behauptung zuzutreffen, dass „die beiden eigentlich nur das gemeinsame Geburtsjahr 1882“⁴ verbunden habe; aber bei näherem Hinsehen hält sie nicht stand. (Übrigens waren beide sogar im selben Monat geboren: Valentin am 4., Hausenstein am 17. Juni.) Zunächst einmal ist davon auszugehen, dass Hausenstein fast nur über Menschen schrieb, ja schreiben konnte, die in ihm eine verwandte Saite zum Klingen brachten.⁵ Ob Büchner, Baudelaire oder Rilke, Daumier oder Degas, Albert Weisgerber oder Rudolf Großmann – aus ihrem Bild blickte ihm immer auch sein eigenes entgegen; und so auch aus dem von Valentin.

Vor allen Dingen sah er in Valentin eine Verkörperung des Ritters von der traurigen Gestalt, der, ein zugleich tragischer und komischer Held, an der Unvollkommenheit der Welt leiden und scheitern musste.⁶ Hausenstein hat den Vergleich auch selber gezogen.⁷ Er sah in Valentin den Don Quijote, den er über alles schätzte, und in diesem sich selbst.

Valentins Wirkung bestand zu weiten Teilen darin, dass er der Sprache auf den Grund ging. „Das folgerichtig Philologische vermag schon aus sich selbst die Grenze des Komischen zu streifen. Wie nun gar dort, wo Valentin den Worten und damit den Begriffen, den Dingen in seiner schief räsonnierenden, in seiner silbenstecherischen Weise auf den Boden zu sehen versuchte!“⁸

Das „dialektische Kläubeln am Wort“⁹ (man denke an die berühmten „Semmelknödeln“) war auch Hausenstein nicht fremd, der unablässig an seinen Texten feilte,¹⁰ und die „überbestimmte Genauigkeit“,¹¹ die er an Valentin wahrnahm, glich seiner eigenen, nämlich seiner von ihm selbst erkannten Gefahr, dass er „überbestimmend aussage, in den unvermeidlichen Manierismus der Hypochondrie gerate“,¹² und dass seine sprachliche Übergenauigkeit und Überempfindlichkeit „als pure Hypochondrie verlacht würde“.¹³

Das Stichwort, das entscheidende, ist gefallen. In einem Buch, in dem er sehr viel von sich preisgab, auch weil er es einem anderen Verfasser untersob, gefiel sich Hausenstein in der Rolle eines „immer übertreibenden Melancholikers und

Hypochonders“.¹⁴ Er war, wie er glaubte, nach dem frühen Tod seines Vaters „traurig geworden auf Lebenszeit“,¹⁵ und hinzu kam die Herkunft aus dem Schwarzwald, „wo man in sich hineindenkt“.¹⁶ Einen Brief an Heuss unterschrieb er als „galliger Jammerlappen“.¹⁷

Hausenstein hat berichtet, wie er eines späten Abends mit Valentin bei einer Flasche Wein saß, und wie dieser dann heimlich, damit niemand es sehen sollte, ein kleines zerknittertes Büchlein aus der Brusttasche zog und darin auf eine bestimmte Stelle wies: „Sehng S', Herr Dokter, do moant er mi'!, do moant er mi'!“¹⁸ Es war eine Schrift von Immanuel Kant, „Von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein“, und sie handelt an der besagten Stelle von der Hypochondrie und davon, dass diese durch den bloßen Vorsatz eben nicht zu besiegen ist.¹⁹ In der „Sphäre der Hypochondrie“,²⁰ der ängstlichen Selbstbeobachtung, haben sich beide, Hausenstein wie Valentin, zeitlebens aufgehalten.

Immer wieder, in zahlreichen Veröffentlichungen, hat sich Hausenstein für Valentin eingesetzt;²¹ denn dieser habe – so schrieb er – dem „höchsten, differenziertesten Anspruch“ genügt, doch das Publikum sei „unter seinem (Valentins) Niveau“ gewesen.²² Und der Komiker war sich des Dienstes, den der Schriftsteller ihm leistete, sehr wohl bewusst und vertraute ihm seine Sorgen an, verschonte ihn aber auch nicht mit seinen Späßen. Zum 65. Geburtstag, 1947, schrieb er ihm einen seiner berühmten Briefe, in dem es heißt:

„Dass man mit Ihrem werten Geburtstag soviel Geschrei macht, ist mir persönlich nicht fassbar, denn alle Ihre grossen Leistungen, die Sie in Ihrem Leben vollbracht haben, hätte irgend ein anderer auch fertig gebracht, wenn er Ihr Gehirn gehabt hätte. Dasselbe Gehirn hatten Sie als Sie ein Jahr alt waren auch schon; aber wie auch Sie, so wuchs auch Ihr Gehirn. Wäre nur Ihr Kopf gewachsen, würde heute das kleine Hirn im zu grossen Kopfhohlraum beim Gehen hin und her kollern. Umgekehrt, wäre Ihr Kopf klein geblieben und Ihr Hirn grösser gewachsen, hätte es Ihnen wahrscheinlich den Kopf gesprengt. Danken Sie dem Schöpfer, dass er Sie von dieser Explosion verschont hat! Wie wäre Ihre liebe Frau Gemahlin erschrocken.“²³



Abb. 3: Karl Valentin

Eine Valentiniade, wie sie im Buche steht. Karl Valentin ist, verarmt und fast vergessen, am 9. Februar 1948 gestorben; es war ein Rosenmontag, und am 11., einem Aschermittwoch, wurde er begraben. Am nächsten Tag schrieb Wilhelm Hausenstein an Benno Reifenberg: „Es ist mir, als hätte ich einen wunderlichen Bruder, aber eben einen Bruder verloren.“²⁴

Liesl Karlstadt

Sie war Karl Valentins kongeniale Partnerin, und ihr, „ihrer Kunst und ihrer Güte“, hat Hausenstein sein Buch von Anfang an gewidmet.

Am 25. September 1935 schrieb Liesl Karlstadt:

Sehr verehrte Familie Hausenstein –

K. Valentin ist wieder bei mir in der Klinik u. wir sprechen von Ihnen.

Ich danke Ihnen herzlichst für Ihren lb. Besuch, u. außerdem für das schöne Buch, das Sie mir schenkten. Ich filme z. Zt. unter Tags – abends bin ich wieder in der Klinik.

Und so verbringe ich meine Tage. – Hoffe, dass es Ihnen Allen gut geht – u. begrüße Sie Beide mit liebem Töchterchen als Ihre

ergebenste Liesl Karlstadt.

Karl Valentin fügte, wie er es gerne tat, „Mehrere schöne Grüße“ an.²⁵

In einem Brief vom 2. Juli 1937 bedankte sich Liesl Karlstadt bei Hausenstein für einen Aufsatz, der am 20. Juni in der von ihm geleiteten Frauenbeilage der „Frankfurter Zeitung“ erschienen war, und zwar unter dem Titel „Liesl Karlstadt. Kameradin, Partnerin, Meisterin“; geschrieben hatte ihn Rudolf Bach (und er schrieb, unter anderem, Liesl Karlstadt sei „sozusagen der Sancho Pansa zu dem Don Quijote Karl Valentin“²⁶). „Nehmen Sie bitte meinen allerherzlichsten Dank dafür – Welch große Freude Sie mir damit bereitet haben, kann ich Ihnen unmöglich in Worten sagen und diese Freude tat mir so unendlich gut, da ich doch wieder lange Zeit traurig war – hingegen ich jetzt wieder viel froher in die Zukunft blicken kann.“²⁷ Das Melancholische, das Hausenstein mit Valentin verband, scheint auch ihr Teil gewesen zu sein. Gleich und gleich ...

Liesl Karlstadt starb am 27. Juli 1960 und wurde auf dem kleinen Friedhof bei St. Georg in München-Bogenhausen beigesetzt – unweit von Wilhelm Hausenstein.

Nochmals: das Buch

Um Wilhelm Hausenstein aus Hornberg, den einst allbekanntesten Schriftsteller, ist es still geworden; nicht so sehr um den Diplomaten, der dazu beitrug, dass Deutschland und Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg wieder zueinander fanden. (Ausnahmen bestätigen die Regel.²⁸) Umso mehr ist ein Buch wie dieses zu begrüßen: weil es ein Licht nicht nur auf den wirft, den es beschreibt, sondern auch auf den, der es schrieb.



Abb. 4: Buchumschlag

Abbildungsnachweis

Abb. 3 und 4 © Karl-Valentin-Sammlung, Universität Köln/courtesy Schirmer/Mosel

Anmerkungen

- 1 Derselbe Text findet sich schon in Hausenstein, Wilhelm: Die Welt um München (München 1929) 133–138
- 2 Karl Valentin. 64 Photographien. Mit einem Vorwort von Wolfgang Till und dem Essay „Die Masken des Komikers“ von Wilhelm Hausenstein (München 2019)
- 3 Vgl. dagegen Jung, Thomas/Müller-Doohm, Stefan (Hrsg.): Prekäre Freundschaften. Über geistige Nähe und Distanz (München 2011)
- 4 Till, a. a. O. 7. – Dass sie eben dies „dann allerdings, wie Hausenstein später schreibt, gewissermaßen zu Brüdern, zu Jahrgangsbrüdern“ gemacht habe (ebd.), stimmt so nicht und macht auch keinen Sinn.
- 5 Vgl. Werner, Johannes: Spiegelbilder. Auf Umwegen zu Wilhelm Hausenstein. In: Badische Heimat 3/1995, 503–510
- 6 „Wenn Valentin einen Verwandten hat, dann ist es Don Quichotte“ (Klein, Tim: a. a. O. 11); vgl. auch Tucholsky, Kurt: Der Linksdenker, in: ders., Panter, Tiger & Co. Hrsg. von Mary Gerold-Tucholsky (Reinbek bei Hamburg 1968) 52–55, hier 53
- 7 Hausenstein, Wilhelm: Die Masken des Komikers, in: Karl Valentin (2019), 17–57; hier 28 f. – Vgl. auch Hausenstein, Wilhelm: Zwiegespräch über den Don Quijote (München 1948)
- 8 Hausenstein, Die Masken des Komikers a. a. O. 38
- 9 Ebd. 37
- 10 In seinem Vorwort zu den Ausgaben von 1976 und 1980 hat Hans Egon Holthusen solche „Entsprechungen“ im Sprachlichen behauptet, aber nicht eigentlich belegt. – Nur ungern liest man dieses Vorwort, dessen Verfasser, SS-Mitglied seit 1933, als Obersturmführer im Reichssicher-

heitshauptamt mit der Bekämpfung weltanschaulicher Feinde beschäftigt war, und dennoch, ohne jedes Wort der Reue, nach 1945 einer der einflussreichsten Literaten und, als mittelbarer Nachfolger von Hausenstein, sogar noch Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste wurde. Die aus dem Exil zurückgekehrte Lyrikerin Mascha Kaléko weigerte sich, den ihr zuerkannten Fontane-Preis aus seinen Händen entgegenzunehmen, und erhielt ihn daraufhin nicht. Soviel, einmal mehr, zum Thema Vergangenheitsbewältigung. Vgl. auch Werner, Johannes: „Bei nächster Gelegenheit hinauszuerwerfen“. Wilhelm Hausenstein und seine Pariser Mission in neuem Licht. In: *Die Ortenau* 91 (2011), 483–488

- 11 Ebd. 26
- 12 Hausenstein, Wilhelm: *Licht unter dem Horizont. Tagebücher von 1942 bis 1946*. Hrsg. von W.E. Süskind (München 1967) 51; vgl. dazu Werner, Johannes: *Wilhelm Hausenstein. Ein Lebenslauf* (München 2005) 99 f., 139 f.
- 13 Hausenstein, Wilhelm: *Impressionen und Analysen. Letzte Aufzeichnungen*. Hrsg. von W.E. Süskind (München 1967) 246
- 14 *Herbstliche Reise eines Melancholikers. Briefe aus Holland von Kannitverstan*. Hrsg. von Wilhelm Hausenstein (Stuttgart 1924) X
- 15 Hausenstein, Wilhelm: *Buch einer Kindheit. Zehn Erzählungen* (Frankfurt a.M. 1936) 35
- 16 Hausenstein, Wilhelm: *Onkel Vere, der Douglas oder Die Geschichte eines Spleens* (Freiburg/München 1957) 5. – Vgl. auch Werner, Wilhelm Hausenstein a. a. O. 18 f.
- 17 Hausenstein, Wilhelm: *Ausgewählte Briefe. 1904–1957*. Hrsg. von Hellmuth H. Rennert (Oldenburg 1999) 25. – „Melancholie“ heißt, wörtlich übersetzt, „Schwarzgalligkeit“
- 18 Hausenstein, *Die Masken des Komikers* 25
- 19 Hrsg. von C.W. Hufeland (Leipzig 1879) 24–27
- 20 Hausenstein, *Die Masken des Komikers* 26
- 21 Vgl. Glasmeier, Michael: *Karl Valentin. Der Komiker und die Künste* (München/Wien 1987) 181 f.
- 22 Brief an Regina Ullmann, 14. März 1949; zit. n. Migge, Walter: *Wilhelm Hausenstein. Wege eines Europäers. Katalog einer Ausstellung* (Marbach a.N. 1967) 134
- 23 Valentin, Karl: *Briefe* (=Sämtliche Werke Bd. 6). Hrsg. von Gerhard Gönner (München/Zürich) 1991, 212 f.; ein weiterer Brief 201 f. – Insgesamt sechs Briefe von Hausenstein an Valentin finden sich im Anhang der Ausgaben von 1976 und 1980.
- 24 Zit. n. Hausenstein, *Ausgewählte Briefe* 504. – Als „einen Bruder“ bezeichnete Hausenstein ihn auch in einem Brief an seine Tochter, geschrieben schon am 9. Februar 1948; zit. n. Migge, a. a. O. 132
- 25 Kopie im Archiv Hornberg, bisher unveröffentlicht. – Am 6. April desselben Jahres hatte Liesl Karlstadt einen Selbstmordversuch unternommen, von dem sie sich nur langsam erholte.
- 26 A. a. O. 1–4; hier 2 (mit Dank an Kenneth Croose Parry für die Beschaffung des Texts)
- 27 Kopie im Archiv Hornberg; bisher unveröffentlicht
- 28 Immerhin ist auch sein Buch „Kairuan. Eine Geschichte vom Maler Klee“ neuerdings neu erschienen (München 2014), ebenfalls schöner als je zuvor. Und soeben: Bitar, Kerstin: „Die Kunst in diesem Augenblick“. *Wilhelm Hausensteins kunstkritisches und kunstliterarisches Werk* (Bonn 2019). – Vgl. auch Jakob, Dieter/Werner, Johannes (Hrsg.): *Wilhelm-Hausenstein-Lesebuch* (München 2013)

Verpackt, sortiert, archiviert – Die Sicherung des Nachlasses von Gernot Kreutz

Cornelius Gorka und Juliane Schewe

Nachlässe als archivische Quelle

Öffentliche Archive verwahren vor allem Unterlagen, die sie von der Verwaltung ihres Trägers bei Aktenaussonderungen erhalten haben. Neben der schriftlichen Überlieferung ihres Trägers übernehmen die Archive aber auch weitere Unterlagen von bleibendem Wert, soweit sie in das Sammlungsprofil passen. Das bedeutet, dass beispielsweise ein Gemeindearchiv nur ortsgeschichtlich interessante Dokumente übernimmt, während eine überörtliche Überlieferung eher für die Kreis- oder Landesarchive interessant wird. Durch die Übernahme solcher „hausfremden“ Archivalien sollen vor allem Überlieferungslücken geschlossen und vorhandene Archivbestände ergänzt werden. So können Akten von privaten Personen oder Vereinen weitere interessante Informationen zur Orts- und Kreisgeschichte enthalten, die man in Behördenakten nicht ohne weiteres finden würde.

Solch „fremdes“ Archivgut gelangt meist über Nachlässe oder Abgaben von natürlichen und juristischen Personen in die Archive. Dies kann entweder durch eine Schenkung oder durch eine Hinterlegung (Deponierung bzw. Depositum) erfolgen, worüber auch eine Vereinbarung zwischen Archiv und Nachlassern (bzw. deren Erben) geschlossen werden sollte. Darin wird vor allem die Übernahme, Verwahrung und Nutzung des Nachlasses geregelt.

Nachlässe im Archiv des Ortenaukreises

Auch das Archiv des Ortenaukreises hat seit seiner Gründung 1983 schon einige Nachlässe von Persönlichkeiten der Kreisgeschichte, von Heimatforschern und von Vereinen übernommen. Zu den Persönlichkeiten zählen beispielsweise Landräte, Kreisräte oder Vertreter von Verbänden. Zu den regionalen Vereinen gehören beispielsweise Turngaue, Sportkreise oder Handwerkerinnungen. Sie haben gewöhnlich einen überörtlichen Wirkungsbereich. Auch Heimatforscher befassen sich selten „nur“ mit ihrer Heimat- oder Wohngemeinde, so dass ihre Nachlässe (und die darin enthaltenen Forschungsgeb-

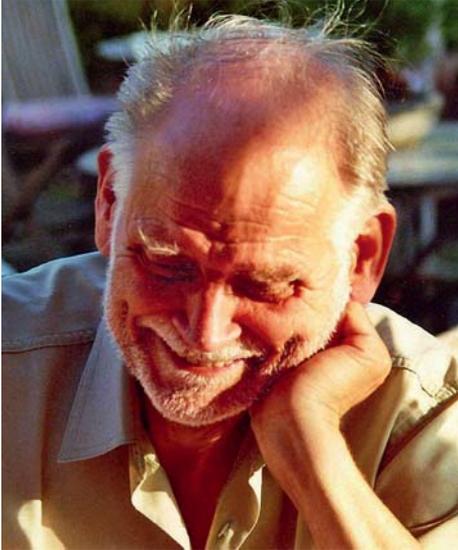


Abb. 1: Gernot Kreutz
(1937–2015)

nisse) ebenfalls zu den regionalgeschichtlichen Nachlässen gehören. Dazu gehören insbesondere die Nachlässe von verdienten Mitgliedern des Historischen Vereins für Mittelbaden wie Dr. Dieter Kauß, Gernot Kreutz und Ludwig Börsig. Anhand des Nachlasses von Gernot Kreutz soll beispielhaft der Weg eines Nachlasses ins Archiv und seine archivfachliche Aufarbeitung für die Benutzung beschrieben werden.

Zur Person von Gernot Kreutz

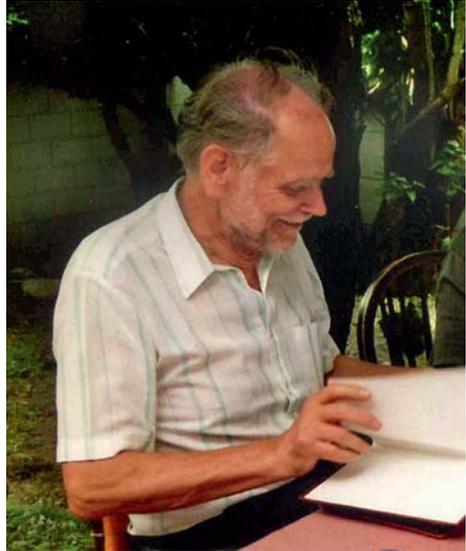
Vielen Mitgliedern des Historischen Vereins dürfte Gernot Kreutz noch gut in Erinnerung sein.¹ Er wurde am 1. Juli 1937 in Schwerin geboren. Nach seinem

Abitur in Dillenburg studierte er in Freiburg und Mainz Medizin und promovierte 1961 zum Dr. med. Nach praktischer Tätigkeit als Assistenzarzt in verschiedenen Krankenhäusern (u. a. Bamberg, Schramberg, Pforzheim und Villingen) ließ er sich in Offenburg als Internist in einer Gemeinschaftspraxis nieder. Ende der 1990er Jahre trat er in den Ruhestand. Gernot Kreutz war verheiratet und hatte drei Kinder.

Gernot Kreutz war ein akribischer und engagierter Heimatforscher, der sich leidenschaftlich der Heimatgeschichte, der Namensforschung und der Denkmalpflege widmete. Schon früh entdeckte der begeisterte Wanderer das Thema der sogenannten Kleindenkmale für sich. Zunächst hatten es ihm die im Wald versteckten Grenzsteine angetan. Später befasste er sich auch mit Wegkreuzen und Bildstöcken, die er am Wegesrand sah. Weitere Forschungsschwerpunkte waren die Flur- und Ortsnamen sowie die Kreis- und Ortsgeschichte. Natürlich hat Gernot Kreutz seine Forschungen über Kleindenkmale in Vorträgen und zahlreichen Veröffentlichungen zugänglich gemacht. In der Zeitschrift „Ortenau“ berichtete er regelmäßig über seine Tätigkeit. Über Offenburg verfasste er unter anderem ein Straßennamenbuch und über Zell-Weierbach zahlreiche geschichtliche Abhandlungen. Der Historische Verein für Mittelbaden verdankt ihm unter anderem zwei Registerbände zur „Ortenau“ und eine Karte der Herrschaftsgebiete (im Ortenaukreis) um 1800. Er war auch freier Mitarbeiter des Stadtarchivs Offenburg und kam noch bis kurz vor seinem Tod ins Ritterhaus. Durch sein vielfältiges Wirken hat sich Gernot

Kreutz um die Denkmalpflege und um die Heimatgeschichte Mittelbadens hochverdient gemacht. Der Historische Verein für Mittelbaden ehrte ihn dafür im Jahr 2002 mit der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft.

Gernot Kreutz war auch ehrenamtlich sehr engagiert. Er war bereits seit den 1970er Jahren Mitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden und übernahm die Leitung der Fachgruppe Grenzsteine bzw. Kleindenkmale, die er bis zu seinem Tod behielt. Das Landratsamt Ortenaukreis bestellte ihn außerdem 2002 zum Kreiskoordinator für die Erfassung der Kleindenkmale im Ortenaukreis. Er besuchte regelmäßig die Jahrestagungen des Gesamtvereins und beteiligte sich auch an den Veranstaltungen anderer Fachgruppen. Außerdem gehörte er dem Vorstand und dem Beirat der Ortsgruppe Offenburg an. Im Heimat- und Geschichtsverein (Offenburg-)Zell-Weierbach war er ebenso aktiv wie im Schwarzwaldverein, wo er als Wanderführer und Heimatpfleger wirkte. Beim Wandern konnte er sowohl seine Liebe zur Natur als auch sein Interesse für Kleindenkmale ausleben. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass Gernot Kreutz auch aktives Mitglied in der Gesellschaft zur Erhaltung und Erforschung der Kleindenkmale in Baden-Württemberg (GEEK) war, die er 1985 mitbegründete. Soweit es ihm gesundheitlich möglich war, nahm er regelmäßig an den Veranstaltungen dieser Vereine teil. Gernot Kreutz ist schließlich nach schwerer Krankheit am 7. September 2015 verstorben.



*Abb. 2: Gernot Kreutz
beim Forschen*

Der Weg des Nachlasses ins Kreisarchiv

Gernot Kreutz hatte testamentarisch verfügt, dass seine Unterlagen der Nachwelt erhalten bleiben und der Heimatforschung zur Verfügung gestellt werden sollen. Nach Kontaktaufnahme mit dem Erben nahm das Stadtarchiv Offenburg zunächst eine erste Sichtung der Unterlagen in seiner Wohnung vor. Anschließend folgten Gespräche zwischen dem Kreisarchiv Ortenaukreis, dem Stadtarchiv Offenburg und dem Heimat- und Geschichtsverein Zell-Weierbach. Man verständigte sich schließlich darauf, dass dem Nachlass von Gernot Kreutz durch dessen vielfältige und überörtliche Forschung eine regi-



*Abb. 3 und 4:
Der Nachlass vor
der Übernahme*

onalgeschichtliche Bedeutung zukomme. Daher sollten seine Unterlagen dem Kreisarchiv angeboten werden. Man verständigte sich auch mit den Erben, dass der Nachlass vom Kreisarchiv als Schenkung übernommen werden sollte.

Am Anfang nahm das Kreisarchiv zunächst eine weitere Sichtung und eine erste Bestandsaufnahme des vorhandenen Bestandes vor. Der gesamte Nachlass umfasste sowohl private als auch wissenschaftliche Unterlagen. In den Schränken und Regalen fanden sich eine umfangreiche Materialsammlung zu den verschiedenen Themenbereichen, mit denen sich Gernot Kreutz zeitlebens beschäftigt hatte: Orts- und Kreisgeschichte, Denkmalpflege, Kleindenkmale, Sprach- und Mundartforschung, Orts-, Flur- und Straßennamen. Das Schriftgut setzte sich vor

allem aus einer Fülle an Notizzetteln („Fresszettel“), Manuskripten, Zeitungsausschnitten und Broschüren zusammen. Hinzu kamen eine Kartensammlung, ein Bildarchiv sowie eine umfangreiche Bibliothek. Die Kartensammlung umfasste vor allem zahlreiche topografische Landkarten, Gemarkungspläne und Ortskarten, mit denen er im Rahmen seiner Forschungen über Kleindenkmale und Flurnamen arbeitete. Auch eine umfangreiche Fotosammlung mit privatem und ortsgeschichtlichem Bildmaterial (vor allem über Kleindenkmale) hatte sich angesammelt. Eine grobe Sortierung der Unterlagen nach Sachthemen war erkennbar.

Nach Abschluss der Sichtung entschied Kreisarchivar Dr. Cornelius Gorka, dass der Nachlass grundsätzlich einen bleibenden Wert hatte und daher ins Kreisarchiv übernommen wird. Insbesondere die Fotos, Materialien und Veröffentlichungen zum Kleindenkmal-Projekt, das vom Ortenaukreis unterstützt worden war, machten die Unterlagen interessant und erhaltenswert. Allerdings stand von vornherein fest, dass das Kreisarchiv angesichts der Materialfülle nicht alles übernehmen konnte und eine gewisse Auswahl treffen musste.

Die Übernahme erfolgte im März 2016 und dauerte mehrere Tage, da der Nachlass ziemlich umfangreich war. Die einzelnen Nachlassunterlagen wurden durchgesehen und grob bewertet. Anschließend wurde das archiwürdige Material verpackt und ins Kreisarchiv transportiert. Dort wurden die übernommenen Unterlagen zunächst bis zur archivischen Verzeichnung provisorisch im Archivmagazin gelagert. Vom reinen Schriftgut übernahm das Kreisarchiv rund 75%. Der Fotobestand wurde komplett übernommen, ebenso der Großteil der Kartensammlung. Aus der Bibliothek wurden vor allem Bücher ausgewählt, die entweder dem Kreisarchiv noch fehlten oder eine repräsentative Auswahl für den Nachlass bildeten. Mit den Erben war vorab ge-



Abb. 5: Verpacken des Nachlasses



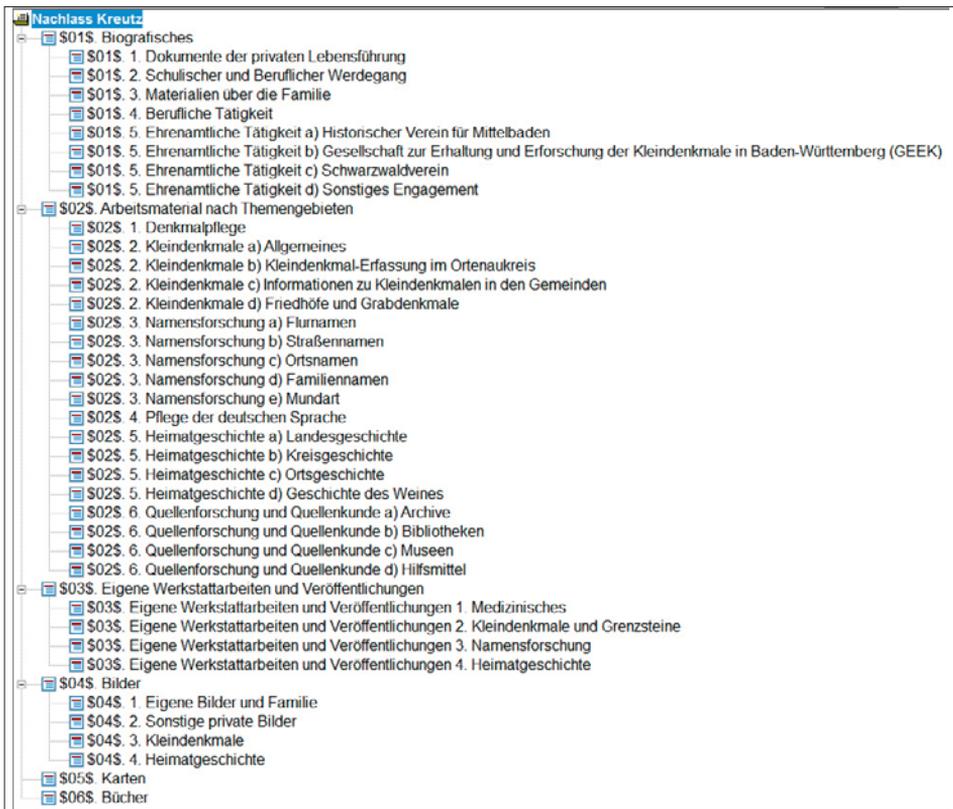
Abb. 6: Provisorische Lagerung im Archiv

klärt worden, dass der Ortenaukreis mit den Manuskripten und Fotos auch die entsprechenden Urheberrechte erhält. Der Großteil des Nachlasses bestand aus analogem Material. Einzelne Bilder und Texte fanden sich auf Disketten und mussten erst noch in ein lesbares Programm umkopiert werden. Weitere Dateien, die sich noch auf dem Server des Stadtarchivs befanden, wurden dem Kreisarchiv nachträglich übergeben. Der nicht übernommene Teil des Nachlasses wurden dem Heimat- und Geschichtsverein Zell-Weierbach überlassen.

Die Ordnung und Verzeichnung des Nachlasses

Nach der Übernahme galt es, den Nachlass fachgerecht zu ordnen und zu verzeichnen, um ihn nutzbar zu machen. Dies war kein leichtes Unterfangen und stellte den Kreisarchivar Dr. Cornelius Gorka vor eine große Herausforderung. Es musste zunächst eine Systematik (Gliederung) für den künftigen Archivbestand entwickelt werden. Denn im Gegensatz zu Behör-

Abb. 7: Systematik des Bestands



denschriftgut ist privates Schriftgut selten nach einem Aktenplan oder einem anderen Ablagesystem sortiert, welches man der archivischen Ordnung zugrunde legen könnte. Es wurde zunächst nach privatem und wissenschaftlichem Nachlass getrennt. Danach wurde das wissenschaftliche Schriftgut weiter untergliedert. Am Ende ist folgende Systematik entstanden (s. **Abb. 7**).

Die einzelnen Dokumente wurden zunächst nochmals sortiert und zu Verzeichnungseinheiten zusammengefasst. Danach wurden die Archivalien mit Hilfe des im Kreisarchiv verwendeten Archivprogramms „Augias“ einzeln erfasst. Dabei erfolgten die Signaturvergabe, die Titelaufnahme, die Laufzeitberechnung und der Vermerk von zusätzlichen Informationen. Die verzeichneten Archivalien wurden danach fachgerecht verpackt und im Archivmagazin untergebracht.

Im Zuge der Verzeichnung wurde die Kreuztsche Hinterlassenschaft außerdem endgültig bewertet. Die nichtarchivwürdigen Unterlagen wurden danach fachgerecht vernichtet, die archivwürdigen Materialien dagegen in den entstehenden Archivbestand „Nachlass Gernot Kreuzt“ aufgenommen. Entscheidend waren vor allem der Informationsgehalt und die Aussagekraft der Dokumente. Vernichtet wurde dabei vor allem ein Großteil der unzählige Notizzettel, die meist nur kurze und vorübergehende Informationen enthielten und zudem in seiner speziellen schwer lesbaren (Arzt-)Handschrift geschrieben waren. Auch weitere Dokumente, die keinen direkten Bezug zu seiner Tätigkeit oder zur Regionalgeschichte hatten, wurden nicht aufgenommen. Einen bleibenden Wert haben dagegen vor allem Unterlagen, die wesentliche Informationen (beispielsweise über Kleindenkmale, Flurnamen oder Heimatgeschichte) enthalten.

Nach Abschluss der Verzeichnung wird aus dem Datensatz ein „Findbuch“ (Archivverzeichnis) erstellt. Dieses ermöglicht dann der Forschung, im Nachlass nach Informationen für das



Abb. 8: Archivische Verzeichnung



Abb. 9: Der geordnete Nachlass

eigene Forschungsziel zu recherchieren. Die Mitarbeiter des Kreisarchivs können die gewünschten Archivalien schneller vorlegen.

Künftige Nutzung

Nach Abschluss der Verzeichnung steht der neue Archivbestand „Nachlass Gernot Kreutz“ grundsätzlich für die Nutzung zur Verfügung. Damit erfüllt das Kreisarchiv auch Gernots Wunsch, seine Unterlagen den Heimatforschern zugänglich zu machen. Vor allem Benutzer, die über Kleindenkmale, Flur- und Straßennamen oder Heimatgeschichte forschen, können hier künftig fündig werden. Die Archivalien können im Benutzerraum des Kreisarchivs zu den üblichen Öffnungszeiten bestellt und eingesehen werden. Einschränkungen sieht die Kreisarchivordnung nur in Einzelfällen vor; insbesondere bei Archivalien sehr privaten Inhalts. Fotokopien können auf Wunsch angefertigt werden.

Alle Abbildungen aus dem Kreisarchiv Ortenaukreis

Anmerkungen

- 1 Siehe auch Nachruf von Martin Ruch in der Ortenau 96, 2016, 491 f.

Neue Literatur

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hrsg.), Entlang der Fernstraße – Die römische Siedlung von Lahr-Dinglingen. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg Heft 80 (Esslingen 2018). 152 S. mit zahlr. farbigen Abbildungen; ISBN 978-3-942227-37-7.

Im Juli 2018 wurde das kleine Buch vorgestellt, das nach vielen Jahren – die wichtigsten Grabungen liefen von 1991 bis 2002 – nun in einer Kooperation des Landesamts für Denkmalpflege und der Universität Freiburg die lang erwartete Übersicht über diese wichtige römische Siedlung bietet. Nahezu zeitlich gekoppelt ist die Veröffentlichung mit der Eröffnung eines rekonstruierten römischen Streifenhauses auf der Landesgartenschau. Dieses Haus wird künftig – von einem Arbeitskreis betreut – als „Römeranlage Lahr-Dinglingen“ auch weiterhin für museumspädagogische Aktionen und Ausstellungen zur Verfügung stehen. Auch der mit viel Liebe und Sachkenntnis angelegte Garten wird weitergeführt werden. Die Römerzeit in der Ortenau wird damit deutlicher sichtbar und im Verbund mit weiteren Denkmälern (Friesenheim, Niederschopfheim u. a.) sowie den Museen in Lahr und Offenburg aufgewertet. Ein Team von Autoren hat die wichtigsten Aspekte und Aussagen zum Alltagsleben in der Siedlung erarbeitet. Die Forschungsgeschichte reicht bis ins frühe 19. Jh. zurück und gedieh bis zu einem Gründungsmythos der Stadt Lahr. Als Museen dienten das Rathaus in Dinglingen, die Villa Jamm und nun das neu eröffnete Stadtmuseum „Tonofenfabrik“ in Lahr. Eine Kartierung macht die ehemalige Ausdehnung der römischen Siedlung über 650 m Länge – entlang der Nord-Süd-Straße (heute B3) – deutlich. Ein Siedlungsüberblick über die späte Eisenzeit (die Mittel- bis Spätlatènezeit, d. h. die

späten Kelten) macht deutlich, dass das heutige Lahr-Dinglingen im 2./1. Jh. v. Chr. am Nordrand eines eng vernetzten Kulturraumes lag. Mit seinen Handelsplätzen und befestigten Siedlungen umfasste er auch das südliche Elsass und reichte in die Nordwestschweiz. Umgelagerte Funde wie einige kleine Münzen, Fibeln und Keramik lassen auch im Raum Dinglingen eine größere spätkeltische Siedlung erwarten; sie ist jedoch noch nicht entdeckt und vielleicht auch schon teilweise durch römische Baumaßnahmen oder die Flussaktivität der Schutter zerstört. Es bestand keine größere Siedlungskontinuität; nach etwa 80 v. Chr. wanderten viele Leute offenbar ab. Jedenfalls mussten die Römer keine Rücksicht auf größere Bevölkerungsgruppen nehmen und konnten das Land anscheinend neu parzellieren und verteilen. Der Vicus Dinglingen begann nicht – wie früher vermutet – mit einem vespasianischen Kastell (wie im Raum Offenburg), sondern erst als zivile Siedlung um 100 n. Chr.; Hinweise auf römisches Militär fehlen weitgehend. Es handelte sich um einen Warenumschlagplatz für seine Umgebung; das Hinterland reichte im Westen bis zum Rheinhochufer, im Osten tief ins Schuttertal. Charakterisiert ist die Siedlung durch Handel, Handwerk (u. a. die Herstellung der weit verbreiteten Gebrauchskeramik, der sog. „Lahrer Ware“) sowie durch Gartenbau und kleinflächige Landwirtschaft. Die umfangreichen Tierknochenbestände konnten aufgrund fehlender Finanzierung noch nicht umfassend untersucht werden; sie lassen wichtige Aufschlüsse u. a. zur Viehzucht und evtl. zur Milchwirtschaft erwarten. Bereits untersucht sind die umfangreichen Pflanzenreste aus mehreren gut erhaltenen Brunnen und anderen Befunden, die unter Paläobotanikern bereits als „Lahrer Liste“ (etwa 360 Arten) Berühmtheit erlangt haben. Trotz nicht absolut

guter Erhaltung konnte durch detaillierte Untersuchungen außerdem ein spezieller Haustyp definiert werden, das „Lahrer Haus“, das inzwischen auch in Riegel erkannt werden konnte. Durch in den Boden gerammte Holzspältlinge und aufgefüllten Lehm wurde eine trockene Plattform als Boden des Gebäudes geschaffen. Senkrechte Holzständer auf einzeln gesetzten Buntsandsteinblöcken bildeten das Gerüst für die Fachwerkbauten. Die Häuser wurden etwa jede halbe Generation erneuert oder umgebaut, teilweise auch neu errichtet. Das führte zu einer dicken Schichtung der Lehmböden. Aufgrund des Aneinanderstoßens der Häuser, der Probleme beim Ableiten des Regenwassers und aufgrund von Schweizer Parallelen wurde nun das Haus – entgegen zahlreicher älterer Rekonstruktionszeichnungen an anderen Orten – um 90 Grad gedreht errichtet; außerdem wurde ein zusätzliches Stockwerk aufgesetzt, was die Belichtung verbesserte und die Fläche deutlich erhöhte. Auf diese Weise konnte das Regenwasser nach vorne, über das Vordach der Porticus (überdachter Gang, Trottoir) in den Graben der Straße abgeleitet werden. Nach hinten ging es über das Dach eines niedrigeren Anbaus in Regentonnen bzw. in den dortigen Garten. Überraschend ist, dass aufgrund der wenigen Leistenziegelfunde mit Dächern aus Holzschindeln zu rechnen ist. Vereinzelt gab es auch Steinbauten bzw. teilweise in Stein errichtete Hausbereiche. Ein solcher Gebäudeteil wurde kürzlich entdeckt, und auch der Name „Mauerweg“ dürfte darauf zurückgehen. Leider fehlen am südlichen Oberrhein und auch in Lahr mit wenigen Ausnahmen Steindenkmäler und Inschriften; besser ist die Situation erst im Raum Offenburg und besonders in Baden-Baden; der alte Name des Vicus wird uns daher wohl unbekannt bleiben. Überraschend ist das frühe Ende der Siedlung um 220/230 n. Chr.; es liegt mehrere Jahrzehnte vor der Auflassung des weit entfernten Limes. Die Gründe dafür sind unbekannt und liegen vermutlich nicht in externen Störungen (den Germaneneinfällen). Hingegen ist eher mit Wirtschaftskrisen, Phänomenen des Geldumlaufs, Umstrukturierungen und einer

Verlagerung bestimmter Verkehrswege (verstärkte Nutzung der elsässischen Nord-Süd-Straßen?) zu rechnen. Ähnliches wie in Dinglingen deutet sich auch im Vicus Umkirch bei Freiburg, in Offenburg und in anderen Orten an. In Dinglingen verringerte sich offenbar die Siedlungsfläche, und zwischen den ehemaligen Häusern konnte die Restbevölkerung in den Jahren nach 210 Bestattungen anlegen. Allerdings sind manche Bestattungen älter, was anzeigt, dass die vornehmlich gallischstämmige Bevölkerung eigenen Traditionen folgte; sie wandte das römische Zwölf Tafelgesetz – das Bestattungen in Siedlungen verbot – nicht streng an. Viele spannende Themen der Veröffentlichung konnten hier nur angerissen werden; das Buch sei daher dem Leser ausdrücklich empfohlen. Die Lektüre kann dann durch einen Besuch des Stadtmuseums „Tonofenfabrik“ in Lahr und des Streifenhauses mit Garten abgerundet werden.

Heiko Wagner

Werner, Johannes: Der Minnesänger Bruno von Hornberg. Sein Werk und seine Welt. Ubstadt-Weiher 2018, 48 S., Abb.

Loup gras bluomen vogel singen – leider wissen wohl nur noch wenige Literatur- und Geschichtsfreunde, dass mit dieser Zeile jene kleine, kostbare, mittelhochdeutsche Gedichtsammlung beginnt, die wir dem Minnesänger Bruno von Hornberg verdanken. Wer dieser Mann war, was wir über ihn, seine Sippschaft, seine Zeit und die Burg auf dem steilen Granitfelsen über der Gutach wissen – das hat in dieser liebevoll gestalteten Schrift Johannes Werner kenntnisreich zusammengetragen. Begriffe wie Minne, Minnesang, Manessische Liedersammlung (in der sich das Werk des Hornberger Dichters des 13. Jahrhundert erhalten hat) werden erläutert. Die Gedichte sind mittelhochdeutsch wiedergegeben, erhalten aber zusätzlich eine Prosaübertragung ins Neuhochdeutsche und sind somit leicht verständlich. Fazit: Ein kostbares Sprachdenkmal, das mit Hilfe des Fördervereins Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte und der Bürgerstiftung Hornberg nun leicht zugänglich ist.

Martin Ruch

Uttenweiler, Bernhard: Bibliographie zur Geschichte der Stadt Ettenheim und ihrer Umgebung. Herausgeber Historischer Verein Ettenheim. Ettenheim 2018, 336 S.

Ein bemerkenswertes und für die Zukunft unverzichtbares Standardwerk für die Heimat- und Regionalgeschichte ist diese Bibliographie: zu den vielfältigsten Themen und Aspekten der Ettenheimer Geschichte und der Geschichte der Umgebung hat Bernhard Uttenweiler über Jahrzehnte hinweg den literarischen Niederschlag dokumentiert. Es ist ein opus magnum, ist Teil seines Lebenswerkes geworden, für das Uttenweiler viele Auszeichnungen und Ehrungen erhalten hat. Zu Recht, wie dieses außerordentliche Werk verdeutlicht. Auf über 300 Seiten sind in alphabetischer Ordnung alle Autoren versammelt, die sich jemals mit Ettenheim, Ettenheimmünster und der Nachbarschaft befasst haben: Große monographische Studien sind ebenso wie marginale Impressionen, die an abgelegenen Ort erschienen sind, gleichberechtigt aufgenommen. Auch historische Arbeiten aus anderen Regionen, die irgendwo im Text einen Ettenheimer Bezug aufweisen, sind exakt notiert und verweisen mit Stichwort und Seitenangabe auf den entsprechenden Passus. Dabei nimmt Uttenweiler auch die Gelegenheit wahr, aus seinem großen Wissen Korrekturen anzubringen, etwa bei der Nennung des Aufsatzes von Ludwig Kästle über die Reise des heiligen Bernhard und seinen Aufenthalt in Kenzingen und Herbolzheim, wobei Uttenweiler ergänzt: „richtiger Ettenheim!“ Man konstatiert uneingeschränkt die Sorgfalt dieser Bibliographie und kann sie nur staunend begrüßen und empfehlen. Großzügig finanziert wurde die Arbeit durch die Bürgerstiftung Ettenheim, die damit ein bibliographisches Lebenswerk der Heimatgeschichte übergeben hat. *Martin Ruch*

Göppert, Hermann: Ortschronik 800 Jahre Schweighausen 1219 – 2019. Schweighausen, im Verlag der Gemeinde, 262 S., viele Farb- und S/W-Abb.

Auch hier war es wie in vielen Orten ein Benediktinerkloster, dem das Dorf seine Entstehung verdankt: Ettenheimmünster hatte die Grundherrschaft inne über die weiträumige Waldlandschaft um die Schutterquelle von 1180 bis zur Mediatisierung und dem Übergang an Baden 1805. Die meisten Bewohner des Bergdorfes waren Leibeigene des Klosters, die aber wohl alle die alte Regel bestätigt haben dürften, „unterm Krummstab ist gut leben“. Aus einer namengebenden „Schweige“ des Klosters, einem Viehhof, entstand das Gemeinwesen, dessen Ersterwähnung 1132 erfolgte. Allerdings hatte schon 1219 ein Cuno von Sweichusen in einer Urkunde als Zeuge unterschrieben, sodass sogar von einem Ortsadel gesprochen werden kann, wofür auch die längst verschwundene „Rauenburg“ Zeugnis gibt. 14 Stammhöfe machten den Anfang der Besiedelung, sie durften nur im Anerbenrecht übergeben werden. Diese namentlich bekannten Höfe stellt der Autor an den Beginn seiner Heimatgeschichte, die erstaunlich vielfältig die Geschichte und Kultur Schweighausens bis in die jüngste Gegenwart zusammenfasst. Reich bebildert mit jungem und altem Bildmaterial ist ein Gesamtwerk entstanden, zu dem man Autor und Gemeinde gratulieren kann.

Martin Ruch

Kleindenkmale im Landkreis Rottweil. Hrsg. von Bernhard Rüth und Armin Braun im Auftrag des Landkreises Rottweil. Verlag regionalkultur 2018.

Eine Stärke unserer Region ist ihre vielfältige Kulturlandschaft. Es gibt unzählbar viel zu entdecken. Eine konkrete Zahl bietet der gelungene neue Bild-Leseband „Kleindenkmale im Landkreis Rottweil“ aber an: 6667 Kleindenkmale zwischen dem badischen Tennenbronn und dem hohenzollerischen Glatt. Abwechslung pur, hier vorgestellt. Denkmal-landschaften wie der Raum Schiltach, Denkmalgattungen von Grenzsteinen bis hin zu

Luftschutzstollen des Zweiten Weltkriegs, lezenswerte Geschichten und schließlich eine Präsentation der Kleindenkmale Ort für Ort runden den Band ab. Ein Reiseführer, um mit offenen Augen durch die Heimat zu wandern.

Was ist aber überhaupt ein Kleindenkmal? Dem Herausgeberteam um Rottweils Kreisarchivar Bernhard Rüth fällt ob der Vielfalt eine Definition sichtlich schwer. Natürlich sollen sie klein sein, aber auch ortsgebunden, freistehend, dauerhaft. Dabei erzählen sie als Ergebnis menschlichen Handelns oft von harter Alltagsrealität. Nach solchen Zeugnissen machten sich zahlreiche ehrenamtliche Forscher auf die Suche. Ihre wichtige Aufgabe war, die Kleindenkmale als Teil der Landschaft „aus dem Schattendasein zu holen und in den Blick der Öffentlichkeit zu rücken“. Unter den Engagierten waren auch mehrere Mitglieder des Historischen Vereins Schlottach-Schenkenzell unter Führung Hans Harters.

Ihre Funde dokumentiert der Band nun in verständlichen Worten, illustriert mit zahlreichen Bildern. Auf historische Fotos wurde stattdessen weitgehend verzichtet – der Ist-Zustand steht im Mittelpunkt.

Besonderen Informationsgehalt gewinnen die lokalen Einzelvorstellungen durch die Verwebung der Kleindenkmale mit der Ortsgeschichte. Armin Braun vom Kreisarchiv ist die Aufgabe zugefallen, jeden Ort des Kreises vorzustellen. Wer bis hierhin noch immer nicht von der Vielschichtigkeit des Kleindenkmalebegriffs überzeugt war, den nimmt Braun mit seinen Schlaglichtern auf ein kleines Lehengerichtes Wasserkraftwerk, auf einen Tennenbronner sandsteinernen Bildstock am Höhenweg beim Wegzeiger aus dem 16. Jahrhundert, aber auch auf Kriegerdenkmale, moderne Plastiken und eben immer wieder auf Grenzsteine und Wegekreuze zu einer kreisweiten Wanderung an die Hand. Die Präsentation mündet dann gar in Kapellen wie Maria Hochheim in Irslingen, „eine der bedeutsamsten im obersten Neckarraum“. Geschichte in Vielfalt wird so anhand ihrer Zeugnisse lebendig. Da ist es dann ein verzeihliches Manko, dass eine Gesamtaufzählung aller Kleindenkmale im Kreis Rottweil ausbleibt. Fazit: Egal ob man unter-

wegs das Buch als Begleiter mitnimmt oder ob man es daheim durchblättern möchte, der Band ist ein Gewinn. Wer sich oder andere Heimatbegeisterte beschenken möchte, ist mit „Kleindenkmale im Landkreis Rottweil“ an der richtigen Adresse. *Andreas Morgenstern*

Thomas Zotz: Die Zähringer. Dynastie und Herrschaft, Verlag W. Kohlhammer Stuttgart (Reihe Urban-Taschenbücher) 2018, 296 S., 15 Abb. und 2 Karten, ISBN-Nr: 978-3-17-022066-9.

Die Zähringer gehörten mit Staufern und Welfen zu den drei bedeutenden Fürstentümern im hochmittelalterlichen Schwaben. Als Herzöge von Zähringen und Rektoren von Burgund prägten sie von ca. 1100 bis zu ihrem Aussterben 1218 die Geschichte und Kultur im Raum vom mittleren Schwarzwald bis zum Genfer See. Hier setzten die Zähringer Zeichen ihrer auf Adel und Ministerialen gestützten Herzogsherrschaft durch Burgenbau und zahlreiche Stadtgründungen. Räumliche Nähe und Konkurrenz in Schwaben und Burgund führten immer wieder zu Konflikten zwischen Zähringern und Staufern, die 1198 in der Thronkandidatur des Zähringerherzogs Bertold V. gipfelten. Das Buch beschreibt komprimiert die Geschichte dieses bedeutenden Herrscherhauses von den Ursprüngen bis zu den Nachfahren. Interessant ist auch die Beschreibung, wie die badischen Großherzöge nach 1805 wieder an die Zähringertradition anknüpften, nachdem sie Landesherrn über die ehemaligen zähringischen Kernlande geworden waren. Insgesamt eignet sich diese „kleine Geschichte“ über die Zähringer für alle Heimatforscher, die sich mit der Landes- und Regionalgeschichte des Früh- und Hochmittelalters befassen wollen. Im Anmerkungsapparat und im abschließenden Register erhalten sie dann weitere Angaben über Literatur und gedruckte Quellen.

Cornelius Gorka

Peter Exner (Hg.): Demokratie wagen? Baden 1818–1919, Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 2018, 212 S., viele Abb. ISBN 978-3-17-034381-8.

Seit 2018 präsentiert das Landesarchiv Baden-Württemberg seine Wanderausstellung „Demokratie wagen?“ und hat dazu auch einen entsprechenden Begleitband herausgegeben. Ein Autorenkollektiv unter Leitung von Peter Exner widmet sich darin in acht Kapiteln der Zeit zwischen den beiden Landesverfassungen von 1818 und 1919.

Das Buch beginnt mit der Entstehungsgeschichte der ersten Verfassung. Am 22. August 1818 hatte Großherzog Karl die erste landständische Verfassung unterzeichnet und damit sein Land zur konstitutionellen Monarchie gemacht. Die Verfassung, die maßgeblich von Friedrich Nebenius entworfen wurde, garantierte Menschen- und Bürgerrechte und eine Mitbestimmung des Volkes bei der Gesetzgebung. Die Regierung wurde allein vom Großherzog ernannt. In den folgenden 100 Jahren gelang es der badischen Ständeversammlung, kontinuierlich ihre Kompetenzen zu erweitern und eine gewisse Vorbildfunktion in Deutschland zu erlangen. In den einzelnen Kapiteln wird die badische Parlamentsgeschichte bis zum Ende der Monarchie beschrieben und durch zahlreiche Abbildungen (nicht nur aus der Ausstellung) anschaulich gemacht.

Mit der deutschen Revolution vom November 1918 wurde Baden zur Republik und benötigte eine neue Verfassung. Nun konnten die Badenerinnen und Badener Demokratie wagen. Die neue demokratische Landesverfassung (nach dem Entwurf von Eduard Dietz) wurde am 13. April 1919 vom badischen Volk in einer Volksabstimmung angenommen. Sie verwirklichte wesentliche demokratische Errungenschaften, die heute selbstverständlich sind: allgemeines und gleiches Wahlrecht, Einkammerlandtag nach dem Verhältniswahlrecht, Wahl und Entlassung der Regierung durch die Volksvertretung. Diese Verfassung von 1919 wird leider etwas knapp behandelt und hätte sicher eine ausführlichere Würdigung verdient gehabt.

Insgesamt bietet der Katalog einen guten Überblick über 100 Jahre badische Geschichte. Kaum eine Person verkörpert dabei das lange 19. Jahrhundert so sehr wie die badische Großherzogin Luise (1838–1923). 1856 mit Großherzog Friedrich I. verheiratet, prägte sie das liberale Ländle. Sie erlebte 1871 den Aufstieg und 1918 den Fall des Deutschen Kaiserreichs. Als sie 1923 starb, war Baden ein demokratischer Freistaat geworden. Über den Übergang Badens von der Monarchie zur Republik im November 1918 legt sie in ihren privaten Aufzeichnungen Zeugnis ab. Diese werden in Katalog und Ausstellung erstmals der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Sowohl der Besuch der Ausstellung als auch der anschließende Erwerb des Katalogs sind zu empfehlen.

Cornelius Gorka

Seiter, Roland: Erlebnis Schwarzwaldhochstraße ... zu Großvaters Zeiten. Ubstadt-Weiher, 2019, 108 S., viele SW/Farb-Abb.

Warum man immer den armen Großvater bemühen muss, um das Schreiben über eine vergangene Zeit anzukündigen, ist zwar nicht recht nachvollziehbar. Gleichwohl ist diese Publikation eine bemerkenswert unterhaltensreiche Bilderreise über diese berühmte Straße von Baden-Baden bis Freudenstadt geworden, die man mit Genuss durchblättert. Die große Ansichtskartensammlung wird dabei kundig ergänzt mit Kommentaren, auch zu etwas abgelegeneren Objekten, wie etwa die Schwarzenbach-Talsperre oder den Mehlskopturm. Kurz: Es finden sich auch für Kenner der heimatischen Landschaft in diesem Buch bislang unbekannt Objekte. Empfehlenswerte Lektüre!

Martin Ruch

„Fortschritte auf vielen Gebieten“. Die 60er Jahre in Oberkirch. Begleitbuch zur Ausstellung des Heimat- und Grimmelshausenmuseums vom 28.7.2019 bis 5.1.2020. Hg.: Heimat- und Grimmelshausenmuseum Oberkirch 2019, 128 S., viele Abb.

Nachdem bereits 2016 die 50er Jahre unter dem Thema „Wiederaufbau und Wirtschafts-

wunder“ im Oberkircher Museum präsentiert worden waren, folgen aktuell die 60er Jahre, die auch im Renchtal „Fortschritte auf vielen Gebieten“ gebracht haben. Es war die Zeit des schier unbegrenzten Wirtschaftswachstums und des Konsums, aber auch die Zeit des Strukturwandels auf den Dörfern, die Zeit der Gastarbeiter – und der Beatmusik der jungen Generation, die andernorts auch politisch neue Gedanken zum Ausdruck brachte. „Nie zuvor sind die Deutschen schneller wohlhabend geworden als in dem Vierteljahrhundert nach 1950“, schrieb der Historiker Hans-Ulrich Wehler. Über diese neue Wohlstandsgesellschaft informiert das sorgfältig recher-

chierte Begleitbuch zur Ausstellung, das Heinz G. Huber und Irmgard Schwanke zusammengestellt haben. Automobil und Autobahn, Unternehmen und Unternehmer, politischer Wandel und Wandel der Geschlechterverhältnisse, Schulreform und Bildungsexpansion – mit Hilfe eines reichen Bildbestandes können diese und andere Oberkircher Themen und Aspekte auch visuell sehr gut dargestellt werden. Eine sehr gute Dokumentation, die – wieder einmal sehr ansprechend umgesetzt von den erfahrenen „Büchermachern“ der punktgenau GmbH in Bühl – sich bestens als Geschichtsbuch für den Unterricht eignet.

Martin Ruch

Nachrichten

Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Schutterwald

An 28. Oktober 2018 hielt der Historische Verein für Mittelbaden seine Jahreshauptversammlung in der Aula der Mörburgschule in Schutterwald ab.

Präsident Klaus G. Kaufmann begrüßte neben zahlreichen Vertretern der 29 Mitgliedergruppen auch einige Gäste aus dem Elsass, zu dessen Geschichtsvereinen der Historische Verein regen Kontakt hält. Es schloss sich ein herzliches Dankeschön an den Vorsitzenden der Schutterwälder Mitgliedergruppe, Clemens Herrmann, an für die Organisation der Jahresversammlung. Der Präsident konnte im Anschluss wieder von mehreren Aktivitäten des Präsidiums berichten. So war der Verein beispielsweise Mitveranstalter eines grenzüberschreitenden Symposiums des „Netzwerks der Geschichtsvereine am Oberrhein“ in Offenburg sowie einer Tagung zur Geschichtlichen Landeskunde am Oberrhein in Altdorf. Daneben repräsentierte der Präsident den Verein gut bei den Landesheimattagen in Waldkirch oder beim Ortenauer Bürgerfest in Offenburg. Auch das Thema Datenschutzverordnung habe den Verein beschäftigt. Die Mitgliederdaten werden weiterhin nur zur Mitgliederverwaltung und zur Mitgliederinformation verwendet – und zu keinem anderen Zweck! Man hoffe, dass die Rechtsprechung in den nächsten Jahren für mehr Klarheit bei der Anwendung dieser Verordnung sorgen werde. Anschließend verlas er in seiner Eigenschaft als kommissarischer Kassierer den Kassenbericht für 2017. Daraus ging hervor, dass der anhaltende Mitgliederrückgang zu geringeren Einnahmen geführt habe. Ob und wie sich die Beitragserhöhung auswirken werde, werde man im nächsten Jahr feststellen können. Abschließend dankte er seinen Präsidiumskollegen und der Angestellten Sabine Birk für die gute Zusammenarbeit.

Redakteur Martin Ruch stellte anschließend das neu erschienene 98. Jahrbuch „Die Ortenau“ für 2018 vor, welches mehrere interessante Beiträge zum Schwerpunktthema „Kriegsende, Revolution und Weimarer Republik“ enthält. Das farbige Layout habe sich bewährt und die Vereinszeitschrift noch attraktiver gemacht. Für das nächste Jahr wurde das Thema „Straßburg und die Ortenau“ gewählt. Martin Ruch dankte allen Autoren und ermunterte die Mitglieder, auch für das nächste Jahrbuch Beiträge zu schreiben.

Beim anschließenden Empfang der Gemeinde Schutterwald sprach Bürgermeister Martin Holschuh anerkennende Worte über die Arbeit des örtlichen Historischen Vereins aus, der vor allem mit seinem Hausnamenprojekt zum Gelingen der 750-Jahr-Feier Schutterwalds beigetra-

gen habe. In seinem kurzweiligen und anschaulichen Vortrag berichtete danach Oberstudienrat Martin Ritter über „Schutterwälder Auswanderer in die USA“ und erhielt nach seinen interessanten Ausführungen einen großen Applaus. Die Tagung endete schließlich am Nachmittag mit einem „virtuellen Rundgang durch Schutterwald“, der vom Historischen Verein Schutterwald durchgeführt wurde. Die nächste Mitgliederversammlung wird am 27. Oktober 2019 in Schiltach stattfinden.

Cornelius Gorka

Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek

Die Bibliothek war im Kalenderjahr 2018 an 42 Samstagen geöffnet. Im Hochsommer, der ja ausgesprochen heiß war, hatten wir an vier Samstagen geschlossen. Deshalb sind auch nur 34 Besucher zu verzeichnen. E-Mails wurden 107 bearbeitet. Unsere Besucher sind in erster Linie Familienforscher, die unsere Hilfe insbesondere beim Transkribieren von alten Urkunden und Schriftstücken in Anspruch nehmen.

Auf unserer Internet-Seite stellen wir jetzt besonders interessante Neuerwerbungen vor, wie: Wollmershäuser, Auswanderungen aus dem Großherzogtum Baden vor 1872 u. a. In diesem Zusammenhang erinnern wieder daran, uns von allen Veröffentlichungen ein Exemplar zu überlassen.

Bis heute sind die Umbauarbeiten nicht abgeschlossen, sodass der Aufzug noch immer nicht benutzt werden kann und die Bibliothek nur über die verschmutzte Außentreppe zu erreichen ist.

Renate Demuth, Sprecherin der Bibliothek

Nachruf Rolf Oswald

Trauer und Bestürzung rief die Nachricht hervor, dass Rolf Oswald, ehemaliger Verwaltungsleiter der Kurklinik Nordrach und engagiertes Mitglied in mehreren Vereinen, am Samstag, den 16. März 2019 verstorben ist.

Rolf Oswald kam am 20. November 1938 als jüngstes Kind seiner Eltern Emil und Anna Oswald in Stuttgart-Untertürkheim zur Welt. Nach dem Besuch der Volksschule ließ er sich zum Feinblechner ausbilden und arbeitete danach drei Jahre in einer Porsche-Karosserie-Firma.

Seine Neigung ging aber in eine andere Richtung, er wollte mit Menschen arbeiten. So gab er seinen Beruf auf und absolvierte zunächst mehrere Praktika an pädagogischen Einrichtungen, u. a. in Berlin und Schweden. Erst im Alter von 21 Jahren war es ihm dann möglich, Sozialarbeit in Göttingen und Kassel zu studieren.

Als Diplom-Sozialarbeiter kehrte Rolf Oswald nach Stuttgart zurück und arbeitete in einem Lehrlingsheim der AWO. Nach zwei Jahren ging

er nach Bonn zum Bundesverband der AWO, wo er bald als Referent für Jugendsozialarbeit eingesetzt wurde. Nach 15 Jahren, im Jahre 1979, kehrte Rolf Oswald erneut nach Baden-Württemberg zurück, da ihm das Amt des AWO-Landesgeschäftsführers Baden mit Sitz in Karlsruhe übertragen wurde.

1995 fand er seine letzte berufliche Station, als Verwaltungsleiter der Kurklinik Nordrach. 1998 beendete er seine berufliche Laufbahn.

Sein privates Glück fand Rolf Oswald in seiner Heimatstadt Stuttgart. Bereits Mitte der 1950er Jahre lernte er Renate Killinger aus Bad Cannstatt kennen. Sie heirateten im April 1967. Ihre Kinder Corinna und Simon wurden in den folgenden beiden Jahren geboren. Inzwischen sind auch diese verheiratet und haben ihrerseits jeweils zwei Buben das Leben geschenkt.

Als Rolf Oswald im Jahre 1995 beruflich nach Nordrach kam, baute das Ehepaar kurz danach im Neubaugebiet Grafenberg ein Eigenheim. Um seine politische Ausrichtung machte Rolf Oswald kein Geheimnis. Er war seit 1965 Mitglied der AWO und ebenso lange Mitglied in der SPD. Für Rolf Oswald war es wichtig, sich politisch zu engagieren und sich in die Gesellschaft einzubringen.

Im AWO-Ortsverein Zell war Oswald Zweiter Vorsitzender und in mehreren Nordrachern Vereinen förderndes Mitglied.

Auch für Geschichte war Rolf Oswald immer aufgeschlossen. Als im Januar 2005 der Historische Verein Nordrach gegründet wurde, zählte Rolf Oswald zu den Gründungsmitgliedern. Fünf Broschüren konnte der Historische Verein unter seiner Federführung herausgeben, sechs Nordrachener Geschichtstage hat er vorbereitet und moderiert.

Rolf Oswald hatte auch eine künstlerische Ader. Schon im Alter von etwa dreißig Jahren begann er, in seiner Freizeit zu zeichnen und zu malen. Die Anerkennung blieb nicht aus. Er konnte seine Werke ab 1991 auf rund 15 Ausstellungen zeigen, darunter in der engeren Heimat, aber auch in Karlsruhe, Karlsbad, Essen oder Paris.

Vor fünf Jahren stellten sich gesundheitliche Probleme ein, als er einen leichten Herzinfarkt erlitten hatte. Vor knapp zwei Jahren musste er sich einer Operation unterziehen, die sehr unglücklich verlaufen ist. Seither bedurfte er der Pflege und lebte in der Winkelwaldklinik.

Am 16. März 2019 ist er im Alter von 80 Jahren im Kreise seiner Familie sanft entschlafen.



Rolf Oswald hat sich viele Verdienste erworben.

© Herbert Vollmer

Herbert Vollmer

Auszeichnungen für Klaus G. Kaufmann

„*Prix de l'Eurodistrict*“ und „*Heimatmedaille Baden-Württemberg*“: Bedeutende Auszeichnungen 2018 für Klaus G. Kaufmann, den Präsidenten des Historischen Vereins für Mittelbaden.

Die Straßburger Gesellschaft „*Amis du vieux Strasbourg*“, die sich seit vielen Jahrzehnten mit Erfolg dem Erhalt des kulturellen Erbes der Stadt widmet, vergibt alljährlich Preise für besondere Leistungen. Ausgezeichnet wurde 2018 auch der Präsident des Historischen Vereins für seinen grenzüberschreitenden Einsatz für die Oberrheinische Kulturlandschaft mit dem „*Prix de l'Eurodistrict*“. Die Laudatio im Pavillon Joséphine in der Orangerie hielt Jean-Marie Holderbach, Mitglied des Preiskomitees, der u. a. Kaufmanns Forschungsarbeiten über die Scharfrichterfamilien von Süddeutschland bis ins Elsass hervorhob. In Vertretung des Schirmherrn, des Straßburger Oberbürgermeisters Roland Ries, betonte Alain Fontanel die Notwendigkeit, die materiellen und geistigen Bildungsgüter der Oberrheinischen Kulturlandschaft zu bewahren und sie ökonomisch sinnvoll in die Moderne einzubinden. Der Preisträger Klaus G. Kaufmann hob in seiner Dankesrede die Bedeutung der persönlichen Kontakte zu den elsässischen Geschichtsfreunden hervor. Sie seien der Garant und Schlüssel für eine freundschaftlich-fruchtbare Zusammenarbeit über die Rheingrenze hinweg.

Mit der „*Heimatmedaille Baden-Württemberg*“ werden Personen ausgezeichnet, die sich um die Heimat Baden-Württemberg besonders verdient gemacht haben. Die Verdienste können sowohl in organisierten als auch in nicht organisierten Formen ehrenamtlicher Tätigkeit bzw. bürgerschaftlichen Engagements erbracht worden sein. „Heimat hat viele verschiedene Facetten, seien es Geburtsort, Dialekt oder Bräuche. Gemeinsam ist diesen das Gefühl, zu Hause zu sein. Heimat darf alles sein, nur nicht ausgrenzend. Wenn sich Menschen für ihr Gemeinwesen engagieren, dann schaffen sie Heimat“, sagte Wissenschaftsministerin Theresia Bauer bei der Preisverleihung anlässlich der Heimattage am 7. September 2018 im Katholischen Gemeindezentrum in Waldkirch. Einer der zehn Preisträger war Klaus G. Kaufmann aus Haslach. Er ist seit 2011 Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden. Seine historischen Arbeiten galten und gelten in erster Linie der systematischen Erforschung der Scharfrichterfamilien beidseits des Rheins. Ein besonderes Augenmerk liegt außerdem auf dem Bergbau. So ist er seit 15 Jahren ehrenamtlicher Bergwerksführer in Haslach. Er pflegt seit 1998 Dreikönigssinggebräuche bei den „Hirtensängern vom Goldenen Winkel“ in Haslach, indem eine Gruppe Weihnachts-, Hirten- und Dreikönigslieder und alpenländisches Liedgut mehrstimmig vorträgt. Klaus Kaufmann befasst sich mit der Sprache der Jenischen, der Sprache der fahrenden Händler und Abdecker, und betreut mit Kollegen seit 13 Jahren ein ehemaliges kleinbürgerliches Haus, welches sie instandgesetzt haben. Seit 14 Jahren ist er im Vorstand des Fördervereines für das Stadtmuseum seiner Geburtsstadt Bühl aktiv. In Colmar im Elsass betreut Kaufmann seit zehn Jahren mit anderen den Informationsstand

„Fete du Livre“ sowie bei den Heimattagen Baden-Württemberg seit sechs Jahren den Informationsstand des Landesausschusses Heimatpflege Baden-Württemberg.

Martin Ruch

Martin Ruch erhält Hermann-Maas-Medaille

Am Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus, Sonntag, den 27. Januar 2019, wurde Martin Ruch aus Willstätt die Hermann-Maas-Medaille durch die evangelische Kirchengemeinde Gengenbach verliehen. Die Laudatio hielt der Landesbischof der evangelischen Landeskirche in Baden, Jochen Cornelius-Bundschuh. Die evangelische Kirchengemeinde Gengenbach würdige mit dieser Auszeichnung die Wirkung der historischen Arbeit des gebürtigen Offenburgers Ruch für Versöhnung und Verständigung insbesondere zwischen Juden und Christen, so der Landesbischof.

„Unermüdlich und mit großer Sorgfalt recherchiert Dr. Martin Ruch über das jüdische Leben in der Region und sichert die Berichte der letzten Zeitzeugen aus der Zeit des Nazi-Regimes“, erläuterte Moritz Martiny, der Pfarrer der evangelischen Kirchengemeinde, die Entscheidung der Jury. In ihr sind sieben Vertreterinnen und Vertreter der evangelischen Kirchengemeinde Gengenbach, einer der katholischen Kirchengemeinde, der Stadt sowie der landeskirchliche Beauftragte für das christlich-jüdische Gespräch und die beiden Bezirksbeauftragten für Ökumene und christlich-jüdisches Gespräch versammelt.

Mit der Verleihung der Medaille an den Historiker betone die Jury die Bedeutung der Arbeit des Gedenkens, die „ohne die mühsame und oft langwierige Arbeit der Quellensicherung und der Befragung von Zeitzeugen kaum gelingen kann“, so Martiny. Die lokalen und regionalen Schicksale, die Geschichte und Geschichten zu erfassen, zu sichern und wissenschaftlich aufzubereiten, schaffe erst die Grundlage für das Gedenken und trage Früchte, auch unter jungen Menschen. Auf Grundlage des Buches „700 Jahre Geschichte der Juden in Gengenbach 1308–2008“ von Martin Ruch hat eine 9. Klasse des Gengenbacher Martha-Schanzenbach-Gymnasiums intensiv zu den Schicksalen der deportierten Gengenbacher Juden gearbeitet. Mit Hilfe der Biografien aus der eigenen Heimatstadt hätten die Jugendlichen eine persönliche Beziehung zu den Opfern aufbauen können, erläuterte der Gengenbacher Pfarrer. Darum sehe die Jury der Hermann-Maas-Medaille in Martin Ruch einen Preisträger, der sich mit seinem Einsatz auch ganz aktuell für die Versöhnung und Verständigung zwischen Religionen und Völkern verdient gemacht habe.

Mit der Verleihung einer Medaille in Erinnerung an Prälat Hermann Maas würdigt die Evangelische Kirchengemeinde Gengenbach seit 1994 das Wirken von Einzelpersonen, Gruppen oder Institutionen, die sich im Sinne von Hermann Maas in einem ökumenischen Geist um den Dienst am Nächsten und um Verständigung und Versöhnung zwischen

Religionen und Völkern – insbesondere zwischen Deutschen und Israelis bzw. Juden und Christen verdient gemacht haben.

Hermann Maas wurde 1877 als Sohn des damaligen evangelischen Pfarrers in Gengenbach geboren. Als einer der Pioniere der ökumenischen Bewegung hat sich Maas seit 1913 für den Frieden zwischen Religionen und Völkern eingesetzt. In seiner Zeit als Pfarrer an der Heiliggeist-Kirche in Heidelberg wurde er zwischen 1933 und 1945 unter großem persönlichen Einsatz zum Helfer und Retter für zahllose Juden. Dafür wurde er 1950 als erster Deutscher nach dem Krieg vom Staat Israel eingeladen. Bis zu seinem Tod 1970 engagierte er sich in seiner theologischen Arbeit für die Versöhnung zwischen Juden und Christen. In der Jerusalemer Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem erinnert der erste Baum in der „Allee der Gerechten“ an das mutige Eintreten des badischen Pfarrers für die Menschlichkeit. 1988 benannte die evangelische Kirchengemeinde seiner Geburtsstadt ihr Gemeindezentrum nach Hermann Maas.

Im Namen des Historischen Vereins für Mittelbaden: Dem langjährigen Redakteur der „Ortenau“ gilt unser herzlicher Glückwunsch!

Klaus G. Kaufmann

Willstätt: Museum für den „stichlenden Poeten“ Johann Michael Moscherosch

Ein Kabinettstück besitzt seit September Moscheroschs Heimatgemeinde Willstätt. In enger Kooperation zwischen der Stadt, dem Deutschen Literaturarchiv Marbach (das sich auch zur Hälfte an den Kosten beteiligte) und dem Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg entstand im Eingangsbereich des neuen Rathauses in der alten Mühle eine Dauerausstellung über Willstätts berühmtesten Sohn: „Aus Willstätt nach Europa“ ist sie überschrieben. Denn Moscherosch sei zwar ein „Sprachpatriot“ gewesen, der sich bemüht habe, die deutsche Sprache und Kultur gegen modische Einflüsse aus anderen Sprachen und Kulturen zu verteidigen, so Prof. Dirk Werle von der Universität Heidelberg in seiner Eröffnungsrede. Zugleich seien aber viele seiner Schriften Übertragungen von Vorbildern aus dem Spanischen, dem Französischen und dem Englischen.

Die Ausstellung habe auch einen Bezug zur Gegenwart, so Thomas Schmidt vom Marbacher Literaturarchiv. Moscherosch war auch Satiriker, und so geht die Ausstellung der Frage nach, „wie in Zeiten der Bedrohung und der Verunsicherung Satire entsteht und welche Funktion sie in einer Gesellschaft haben kann“. Mit der Ausstellung gebe Willstätt Moscherosch den bestmöglichen Ort und einen neuen Platz im kulturellen Gedächtnis, so Schmidts Resümee. Zudem bekomme Willstätt „auch ein Stück seiner eigenen Geschichte zurück“. Das Literaturland Baden-Württemberg habe mit der Ausstellung „ein Kleinod mehr“.

Verschiedene Ausgaben der Moscherosch-Schriften sind zu sehen und mit Kommentaren erschlossen, darunter sein Schreibkalender mit auch intimeren Bemerkungen („hab ein geschwär an dem lincken backen bekommen“) oder seine Technologie Allemande & Françoise, die auch jenen Ausdruck „stichlender Poet“ für den „Escruiain satyrique“, den Satiriker, enthält. Audiovisuelle Medien bieten ergänzende Details, auch der verstorbene Prof. Walter E. Schäfer, Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden, kommt so im Film nochmals zu Wort. Er hatte zeitlebens für ein derartiges Moscherosch-Museum in Willstätt gekämpft und wichtige Vorarbeiten dafür geleistet, dass Philander von Sittewald, der gute Mensch von Willstätt, nun einen würdigen Platz im Herzen seiner Heimatgemeinde hat.

Martin Ruch

Berichte der Mitgliedergruppen

Achern

Im Jahr 2018 veranstalteten wir sieben Vorträge und zwei Ausflüge, einmal nach Stollhofen und den zweiten Ausflug ins Kinzigtal zum Kloster Wittichen, bei denen wir etwa 575 Gäste begrüßen durften. Die Besucherzahl gegenüber dem Vorjahr hat sich hierbei im Durchschnitt leicht verringert.

Die meisten Zuhörer konnten bei dem Vortrag von Frau Rumpf und Gabriele Spitzmüller begrüßt werden, bei dem etwa 300 Zuhörer im Bürgersaal anwesend waren. An den beiden Ausflügen nahmen insgesamt 45 Personen teil.

Die Mitgliederzahl des Vereins hat sich im letzten Jahr geändert, zwölf Mitglieder haben wir verloren, demgegenüber stehen sechs Neumitglieder, sodass wir zum 31.12. 182 Mitglieder verzeichnen konnten. Im letzten Jahr unterstützten wir auch den Förderkreis Forum Illenau sowie Herrn Michael Karle bei der Fertigstellung und Herausgabe dessen Buches „175 Jahre Illenau. Erinnern. Gedenken. Gestalten“.

Bei dem ersten Vortrag im Jahr 2018 referierte Herr Dr. Heinrich Schwendemann von der Universität Freiburg über die Hohkönigsburg in den Vogesen und den Burgenbau im Zeitalter des Nationalismus.

1899 machte der Stadtrat von Schlettstadt die Hohkönigsburg, die größte Burgruine des Elsass', Kaiser Wilhelm II. zum Geschenk, der sich daraufhin für einen Wiederaufbau entschied. Die Rekonstruktion der Burg zwischen 1901 und 1908 unter Leitung des Architekten Bodo Eberhardt war eines der umstrittensten Bauprojekte der wilhelminischen Ära und wurde zum Politikum, weil der Wiederaufbau sowohl von Befürwortern als auch von Gegnern, insbesondere der elsässischen Bevölkerung, als preußisch-deutsches Machtsymbol im 1871 annektierten Reichsland Elsass-Lothringen gesehen wurde. Heinrich Schwendemann berichtete in seinem Vortrag über die wechselvolle Baugeschichte der Hohkönigsburg vom Mittelalter bis hin zum national-dynastischen Denkmal des wilhelminischen Kaiserreiches. Heute ist die Hohkönigsburg mit über einer halben Million Besuchern im Jahr neben dem Straßburger Münster eines der bekanntesten historischen Bauwerke des Elsass' und wird von der dortigen Bevölkerung geradezu mit Stolz akzeptiert.

Am **23. Februar** konnten wir gemeinsam mit dem Forum Illenau den Vortrag von Herrn Wolfram Klumpp zu dessen Buch „Mord im Murgtal“ abhalten, der unter dem Titel „Mord im Murgtal. Ein öffentlich inszeniertes Schauermärchen über den Tod der Gräfin Laura von Arnim“ gehalten wurde. Die beiden mysteriösen Todesfälle des Jahres 1886 waren längst im Reich des Vergessens versunken: Zwei Frauen, zuvor jeweils rätselhaft und jeweils an einem Samstagnachmittag verschwunden, wurden Mitte Oktober am Flussufer der Murg im Nordschwarzwald tot aufgefunden – an jeweils nahezu gleicher Stelle. Eine

der beiden Toten, eine veritable Gräfin, hatte zuletzt auf dem Schloss des Fürsten Pückler in Muskau/Oberlausitz gelebt und war zu Lebzeiten jung, schön und ungeheuer reich gewesen. Die andere – eine 67-jährige Schneiderswitwe – stammte aus dem nahen Langenbrand im Murgtal.

In beiden Fällen sprach man von „Geistesstörungen“. Eine der Damen war angeblich gar schon wegen eines Nervenleidens in der Illenau zu Achern behandelt worden. Ob es sich um zwei tragische Unfälle oder Suizide handelte, wurde nie geklärt. Der Fall verschwand trotz merkwürdigster Begleitumstände binnen zweier Tage in den Akten und verblieb dort unbeachtet volle 125 Jahre lang.

Durch eine Verkettung von Zufällen kam er im Jahre 2012 wieder ans Licht. Er fiel einem Mann vor die Füße, der hauptberuflich mit der Analyse von Softwarefehlern in komplexen Anwendungssystemen zu tun hat – und sich nebenher als Heimathistoriker betätigt. Das Ergebnis seiner Systemanalyse der etwas anderen Art: Ein nie verfolgter, nie geklärt Doppelmord mit hochbrisantem politischem Hintergrund lag vor und ein filmreifes Tatgeschehen von atemberaubender Aktualität.

Der dritte Vortrag mit dem Titel „Heinrich Hansjakob und seine Freunde und Lehrer Wilhelm von Keppeler, Alban Stolz und Lothar von Kübel – Wegbereiter des Antisemitismus?“ wurde von Herrn Professor Andreas Beck aus Freiburg gemeinsam mit dem Forum Illenau und dem Rotary Club veranstaltet.

Der große Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob war latenter Antisemit, dessen Antisemitismus sich auf Juden in der Hochfinanz und des Literaturbetriebes beschränkte. Als katholischer Priester war er jedoch eigentlich dem Judentum eher zugeneigt, wie es sich an zahlreichen Stellen seiner Werke zeigt. Die Haltung Hansjakobs ist aber keinesfalls mit den rassistischen Äußerungen der NS-Zeit gleichzusetzen. Zwei wichtige Lehrer Hansjakobs aus unserer Gegend waren Alban Stolz und Lothar von Kübel, welcher später sein bischöflicher Vorgesetzter wurde. Auch bei seinen Lehrern findet sich der latente Antisemitismus wie in den Werken Hansjakobs, welcher hier aber nie gehässig oder gar despektierlich wurde, von Gewalttätigkeit oder dergleichen ganz zu schweigen. Viele als „große Geister“ anerkannte Zeitgenossen Hansjakobs waren hingegen echte Antisemiten, deren Andenken heute differenziert zu betrachten ist.

In seinem Vortrag befasste sich Professor Dr. Dr. Beck mit dem Wesen des Hansjakob und dessen Lehrern und erläuterte, wie die antisemitischen Äußerungen zu werten seien. Herr Beck ist selbst auf den Spuren Hansjakobs als Volksschriftsteller tätig, recherchierte etwa über den Hornberger Bürger Friedrich Jeckeln, der als Himmlers Generalbevollmächtigter einer der größten Massenmörder des NS-Regimes im Osten wurde. Seine Doktorarbeit über den Templerorden führte zu Differenzen mit der katholischen Kirche und kostete ihn damals seine Kaplanstelle, sein zweites Studium absolvierte er in der Medizin. Eine herzliche Freundschaft verbindet Herrn Beck mit dem Schriftsteller Martin Walser.

Am 26. April konnten wir Herrn Ernst Gutmann aus Stollhofen begrüßen, der uns über die ehemalige Stadt Stollhofen und die Stollhofener Linie berichtete, passend zur Exkursion, die wir am 15. Mai

unternahmen. Die erste urkundliche Erwähnung Stollhofens mit Herrenhof und Kirche erfolgte im Jahr 1154.

1212 saßen die Niederadligen „von Stadelhoven“ als Vogt im Ort, 1292 erfolgte die Erstnennung der Burg. 1302 erscheint der Ort erstmalig als Stadt im Besitz der Ritter von Windeck, 1309 wechselte die Stadt an den Markgrafen von Baden. Stollhofen entwickelte sich zu einem ansehnlichen Städtchen, im Jahr 1594 wurde von der badischen Regierung eine Garnison eingerichtet. Im Laufe der Kriege des 17. Jahrhunderts diente die Stadt immer wieder als Waffenplatz für die gerade vorherrschende Kriegspartei.

Unter dem Markgrafen Ludwig Wilhelm I., genannt „Türkenlouis“, wurde die sogenannte Stollhofener Linie errichtet. Dabei diente die Stadt wieder als wichtige Garnison. Die Linie sollte den Durchbruch der französischen Armeen während des spanischen Erbfolgekrieges verhindern. Am 22./23. Mai 1707 wurde sie jedoch von den Franzosen unter Marschall Villars erobert und zerstört. Dabei wurden auch alle Befestigungen um Stollhofen geschleift.

Die Exkursion nach Stollhofen führte dann im Mai auf einem circa zwei Kilometer langen Rundgang durch Stollhofen, wo uns Herr Ernst Gutmann die Geschichte und die Bedeutung der ehemaligen Amtsstadt und Festung Stollhofen sowie der sogenannten Stollhofener Linie vor Ort erläuterte.

Als letzten Vortrag vor der Sommerpause referierte Herr Dr. Ewald Hall am **28. Juni** über „Die Lar-Namen im Hanauerland und Überlegungen zur mittelalterlichen Erschließung des mittleren Oberrheintals“.

Der Vortrag beschäftigte sich mit der frühmittelalterlichen Besiedlung der Rheinebene in der mittleren Ortenau. Ausgehend vom Ortsnamen Lahr und zahlreichen (h)lar-Flurnamen im Hanauerland stellte Herr Hall die These vor, dass bereits zur Zeit Karls des Großen Wasserbauspezialisten aus dem heutigen Flandern auf der Niederterrasse des Oberrheintals angesiedelt wurden. Hierzu wurden auch die hurst-, vor allem aber die tung-Ortsnamen herangezogen, die einen ähnlichen Verweis anbieten.

Nach der Sommerpause starteten wir dann am **11. September** zu einer Tagesfahrt ins Kinzigtal zu einem Besuch der ehemaligen Klosterkirche Wittichen sowie dessen Museum in Wittichen/Schenkenzell. Im Ortsteil Wittichen wurde 1291 die spätere Klostergründerin Luitgard geboren. Mit zwölf Jahren trat diese in das Beginnenkloster zu Oberwolfach ein, 1324 zog Luitgard in das Wittichertal und gründete mit 33 Schwestern eine Klausur. Später wurde diese Klausur durch Vermittlung der Königin Agnes von Ungarn von Papst Johannes XXII. als Kloster anerkannt und erhielt die Ordensregeln der hl. Klara. Luitgard zeigte große Liebe zu den Mitmenschen und war oft so freigiebig, dass sie selbst Hunger litt. Sie stand 25 Jahre als Äbtissin dem Kloster Wittichen vor und starb am 16. Oktober 1349. Während der Säkularisation wurde das Kloster im Jahre 1803 aufgelöst. Den gesamten Besitz sprach man der fürstenbergischen Standesherrschaft in Donaueschingen zu. Von der einstigen recht beachtlichen Klosteranlage sind noch der „Lange Bau“ und die wunderschöne barocke Kirche erhalten.

Anschließend machten wir eine Stadtführung in Schiltach, der Stadt des Fachwerks, der Flößer und Gerber. Eine Stadt wie aus dem Bilderbuch: Geprägt von einem mittelalterlichen Stadtbild ist die Schiltacher Altstadt eines der bekanntesten und schönsten Ausflugsziele des Schwarzwalds. Ein Gang durch die Altstadt ist wie eine verträumte Reise in die Vergangenheit. Kunstvoll renovierte Fachwerkhäuser, ein Rathaus aus dem 16. Jahrhundert und ein jahrhundertalter Brunnen umsäumen den Marktplatz und die romantischen Gässchen.

Zum Thema „Burgen im Kinzigtal“ referierte am **25. Oktober** Dr. Heiko Wagner bei uns. Im Kinzigtal erhoben sich im Mittelalter zahlreiche Burgen. Wenigen gut bekannten Burgruinen stehen heutzutage zahlreiche weitere, kaum beachtete Anlagen gegenüber. Der Referent – Archäologe und ehrenamtlicher Beauftragter des Landesamtes für Denkmalpflege – stellte eine Reihe von Burgen von Schenkenzell und Schiltach bis nach Wolfach und Gutach vor. Neueste Forschungsergebnisse ermöglichen Aussagen zum Zeitpunkt ihrer Gründung und zu ihrer jeweiligen Laufzeit. Die Burgen sind damit wichtige Zeugnisse für die Erschließung und frühe Besiedlung des Kinzigtales wie auch für die Nutzung der Erzlagerstätten und der Verkehrswege.

Zum Jahresabschluss konnten wir dann am **23. November** unsere Stadtarchivarin Andrea Rumpf und deren Mitarbeiterin Gabriele Spitzmüller zu einem Fotovortrag mit dem Titel „Vor der Linse! Menschen, Häuser und Straßen im alten Achern“ gewinnen.

Die beiden präsentierten neben echten und falschen Akrobaten, Fahrzeugen mit einer und mehr Pferdestärken, Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg, Umzügen und Straßenzügen, der Einkaufswelt Achern oder Baustellen zum „Mitraten“ auch Filmausschnitte aus den Jahren 1926 und „100 Jahre Kolpingfamilie“ 1959 nach einer Idee von Helmut Kaiser.

Björn Habich

Biberach

Kettererhaus-Museum: Auch im Jahre 2018 konnte das Kettererhaus-Museum zu den gewohnten Zeiten besichtigt werden. Frau Marlene Herrmann führte die Besucher durch die Geschichte Biberachs. Dank ihres Engagements und weiterer Helferinnen konnten im Rahmen des Kinderferienprogrammes am *15., 16. u. 17.8.2018* die Teilnehmer aktiv mitwirken beim Striebelebacken, Seifeformen und der Badeölherstellung.

Höhepunkt des Museumsprogrammes war der „Museumstag“ am *9. Sept. 2018*, eine Veranstaltung auf Initiative der Ferienregion Ortenau mit dem Thema „Offenes Museum“. Einheimische wie auch auswärtige Besucher nutzten diese Gelegenheit, das Museum zu besichtigen. Die Führungen und auch eine Bewirtung erfolgten durch Vereinsmitglieder. Musikalisch umrahmt wurde diese Veranstaltung durch das Duo „Blue Sky“ Gisela und Karlheinz Hug.

Es konnten im vergangenen Jahr einige interessante Exponate für das Museum erworben werden, darunter ein Säulentorso (vermutl. römisch), Fundort Biberach; sowie eine Bronze-Schnalle mit dem Zunft-

wappen der Küfer. Darüber hinaus einige Raritäten aus einer Auktion, z.B. ein Reiseschein von Biberach nach Stockach aus dem Jahre 1837.

Historischer Stammtisch: Geschichtlich Interessierte treffen sich jeden Donnerstag um 10:00 Uhr im Kettererhaus. Ein im Durchschnitt von zehn Teilnehmern gerne besuchter Treff.

2. Febr. 2018: Teilnahme an der Eröffnung der Sonderausstellung „Verehrt, verwendet, vergessen – Alamannen im Spannungsfeld von Politik und Zeitgeschichte“ im Alamannenmuseum Vörsstetten. Führung durch die Ausstellung: Dr. Niklot Krohn

24. Aug. 2018: Kinderferienprogramm auf der Hohengeroldseck mit dem Thema „Leben auf der Burg“

28. Sept. 2018: Vortrag von Dr. Niklot Krohn, Freiburg, in Seelbach, Schloss Dautenstein, über „Raukasten, Buckelquader und Silberwächter – Die Burgen der Geroldsecker als Herrschaftssitz und Statussymbole“. Es handelte sich um eine sehr gut besuchte Gemeinschaftsveranstaltung des Vereins zur Erhaltung der Burgruine Hohengeroldseck und der Mitgliedergruppe Biberach des Historischen Vereins.

13./14. Okt. 2018: Ausstellung „400 Jahre Pfarrei St. Blasius Biberach“ Festakt und Festvortrag von Dr. Dieter Petri zum Thema: „400 Jahre Pfarrgemeinde Biberach – Zeitreise in eine wechselvolle Geschichte“. Die Ausstellung wurde konzipiert und aufgebaut durch Mitglieder des Historischen Vereins und fand gute Resonanz bei den zahlreichen Besuchern wie auch in der Presse.

Josef Ringwald

Regionalgruppe Geroldsecker Land

Vorstand

Vorstandswahlen bei der Mitgliederversammlung am 22. März 2018: 1. Vorsitzender Norbert Klein, 2. Vorsitzender Alexander Hugenberg, Rechner Ekkehard Klem, Schriftführerin Annemarie Friedrich-Kirn, Fachgruppe Exkursionsprogramm Edgar Baßler, Fachgruppe Kloster Schutteren Martin Buttenmüller, Fachgruppe Geschichte Lahr Thorsten Mietzner.



*Von links:
Edgar Baßler,
Norbert Klein,
Alexander Hugenberg,
Annemarie Friedrich-
Kirn,
Thorsten Mietzner,
Ekkehard Klem,
Martin Buttenmüller*



Claus Brodbeck führte durch das Museum



Tretenhof in Seelbach



Fachkundige Einblicke durch Jens Friesicke



Exkursion nach Windisch

Exkursions- und Vortragsprogramm 2018

Die im Jahr 2013 initiierte Exkursionsgruppe setzte auch im vergangenen Jahr ihre Arbeit erfolgreich fort. Mit insgesamt vier Fahrten und ebenso vielen Vorträgen konnte die Gruppe ihr Angebot an Mitglieder und Interessierte gegenüber dem Vorjahr erneut ausweiten.

Exkursion am 10. März 2018 nach Renchen

Los ging's im März mit einer Fahrt nach Renchen ins Grimmelshausen-Museum. Dort führte zunächst der frühere Leiter des Kulturbereiches der Stadt Offenburg, Dr. Hans-Joachim Fliedner, ins Leben und Werk von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen und den 30-jährigen Krieg ein, ehe der frühere Landrat des Ortenaukreises und als Bürgermeister von Renchen Begründer des Museums, Claus Brodbeck, das Museum und seine Exponate vorstellte.

Vortrag am 9. April 2018 von Adalbert Kern

Mit seinem zweiteiligen Vortrag über den „Tretenhof in Seelbach 1945/46 – Lager für befreite Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter“ setzte Adalbert Kern im April das Programmangebot fort. Dabei kamen auch Zeitzeugen zu Wort.

Exkursion am 5. Mai 2018 nach Rastatt

Im Mai besuchte eine Gruppe in Rastatt die „Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte“ und erhielt bei einer Führung von „Geschichtsvermittler“ Jens Friesicke tiefgehende Einblicke in die deutsche Freiheitsgeschichte.

Exkursion am 14. Juli 2018 nach Windisch

Das einzige Römerlager auf dem Gebiet der heutigen Schweiz, es existierte zwischen 14 und 101 n. Chr. in Vindonissa (Windisch) bei Brugg an der Aare gelegen, war im Juli Ziel einer Ganztagesfahrt. Eine Führung zum Thema „Frauen in der Legion“ veranschaulichte der Gruppe nicht nur das Alltagsleben in der Legion, sondern auch die beträchtlichen Ausmaße des ehemaligen Soldatenlagers. Zugleich wurde deutlich, dass sich der Schweizer Staat die Erhaltung und Präsentation der

Römerfunde sehr viel Geld hat kosten lassen. Und nicht zuletzt erfuhren die Teilnehmenden, dass auch Frauen durchaus zum Leben in der Legion gehörten. Auf der Rückfahrt machte die Gruppe in Bad Säckingen Station, wo sie zu Fuß die hölzerne Rheinbrücke (bereits 1272 erwähnt) überquerte und dann auf dem Platz vor dem Fridolinsmünster bei einem gemeinsamen Essen den Tag beschloss.

Vortrag am 28. September 2018 und Exkursion am 8. Oktober 2018 nach Straßburg

„Straßburg nach Ende des Ersten Weltkrieges“ lautete das Thema eines Vortrages von Norbert Klein, zu der die Regionalgruppe Geroldseckerland zusammen mit der Volkshochschule Ende September eingeladen hatte. Nach vier Jahren Krieg war die Elsasshauptstadt wieder französisch geworden, ebenso das sogenannte Kaiserviertel, das während der Zugehörigkeit Straßburgs zum Deutschen Reich dort neu entstanden war und heute zu den Weltkulturerbestätten gehört.

Kleins Vortrag bereitete auf einen Besuch im Kaiserviertel vor, der dann Anfang Oktober stattfand und bei dem der Bauhistoriker Klaus Nohlen den Besuchern bei einem Rundgang die gut erhaltenen stattlichen Gebäude, ihre Funktion und ihre Besonderheiten vorstellte.

Vortrag am 9. November 2018 von Thorsten Mietzner

Mit einem Vortrag des Lahrer Stadthistorikers Thorsten Mietzner im November schloss das Jahresprogramm 2018 der Regionalgruppe Geroldseckerland. In einer interessanten Verknüpfung wandte sich Mietzner dabei den Jahresdaten 1918, 1945 und 1989 zu und warf die Frage nach dem Wechselspiel von „Stadtgeschichte und Weltgeschichte in einem kurzen Jahrhundert in Lahr“ auf. Auch dieser Vortrag fand in Kooperation mit der Volkshochschule statt.

Kooperation zwischen dem Historischen Verein Schuttern 603 e.V. und dem Historischen Verein Mittelbaden Regionalgruppe Geroldsecker Land e.V.

Der Historische Verein in Schuttern ist juristisches Mitglied in der Regionalgruppe Geroldseckerland. Diese finanzierte einen Masterplan zur Inwertsetzung des ehemaligen Reichsklosters Schuttern, der von Dr. Niklot Krohn erstellt wurde.



Demontage des Kaiserdenkmal bei der Revolution in Straßburg



Klaus Nohlen vor dem Kaiserpalast, heute Palais du Rhin



Referent Thorsten Mietzner beleuchtet Wendepunkte der deutschen und Lahrer Geschichte



Bei der Museumsöffnung konnte der Friesenheimer Bürgermeister Erik Weide eine Torte anschneiden, auf der auch das Fußbodenmosaik abgebildet war. Von links: Martin Buttenmüller, Prof. Christian Witschel, BM Erik Weide, Ortsvorsteher Hans-Jürgen Kopf.

Zwei Konzeptionsvorschläge wurden im Jahr 2018 umgesetzt. Die Historiker in Schuttern vereinbarten gemeinsam mit der Gemeinde Friesenheim und der Kirchengemeinde in Schuttern einen Kooperationsvertrag mit der Universität Heidelberg. Unter der Leitung von Professor Christian Witschel, dem Direktor des Heidelberger Zentrums „Kulturelles Erbe“, forscht nun eine Studentengruppe in der Klostergeschichte. Zunächst erstellten die jungen Historiker ein Konzept, wie die vielen Dokumente zur Klostergeschichte und die angesammelten Artefakte in einem Museum zur Geltung gebracht werden könnten. Die Pläne fanden so großen Anklang, dass diese im Laufe des Jahres sofort umgesetzt werden konnten.

Und am 22. Februar 2019 war es dann so weit, dass das neue Klostermuseum der Öffentlichkeit übergeben werden konnte. Es befindet sich im historischen Pfarrhaus direkt hinter der Kirche. Im 1. Obergeschoss werden in sechs Räumen viele Exponate, angefangen von den gesicherten Anfängen des Klosters mit einer Ursprungskirche bis hin zum Aufenthalt von Marie-Antoinette im der Nacht vom 6. auf den 7. Mai 1770 auf ihrem Brautzug von Wien nach Versailles, ausgestellt. Das besondere Augenmerk richtet sich auf ein „Alleinstellungsmerkmal“ des Schutterner Klosters: das Fußbodenmosaik aus dem 12. Jahrhundert, das durch Karl List unter der Klosterkirche ausgegraben wurde, ist als Fußbodentapete in Originalgröße zu sehen.

Römersiedlung in Friesenheim

Die Gemeinde Friesenheim war auch Nutznießer einer anderen Aktion der Regionalgruppe Geroldseckerland. Unser Orthshistoriker Ekkehard Klem war im Rahmen der Eröffnungen des weiteren Wegstückes des

Oberrheinischen Römeradweges von Riegel nach Offenburg auf die Idee gekommen, die Römersiedlung in Friesenheim aufzuwerten. Ziel des Radweges ist es, die vielen kleinen Denkmäler zu einem großen Ganzen zu verbinden. Die Regionalgruppe übernahm die Kosten für zwei neue Informationstafeln zur römischen Straßenstation und spendete eine römische Dianastele aus Sandstein mit der Inschrift AD DIANAM. Hierbei handelt es sich nicht um einen Meilen- oder Wegstein, sondern um einen Namensstein mit dem Ortsnamen der römischen Straßenstation. Der Regionalgruppe ist es wichtig, an historischen Orten Geschichte für die Besucher greifbar zu machen.



Von links: Steinmetz Frank Rothbächer, Norbert Klein, BM Erik Weide, Altbürgermeister Eugen Götz, Ekkehard Klem

80. Jahrestag der Reichspogromnacht

Rund um den 10. November 2018 fanden im Einzugsgebiet der Regionalgruppe einige Gedenkveranstaltungen statt. Thorsten Mietzner und Norbert Klein leisteten in ihren Vorträgen in Lahr, Ettenheim und in der ehemaligen Synagoge in Altdorf Erinnerungsarbeit. Erinnert wurde an die schrecklichen Ereignisse im Lahrer Raum am 10. November 1938 und an deren Opfer. Im Rahmen der nationalsozialistischen Vergeltungsaktionen wegen der Ermordung des deutschen Diplomaten Ernst vom Rath durch den Juden Herschel Grynszpan wurden auch in der südbadischen Provinz zahlreiche Synagogen sowie jüdische Geschäfte und Häuser zerstört. Insgesamt wurden im Amtsbezirk Lahr 109 jüdische Männer im Alter von 16 bis 81 Jahren in Schutzhaft genommen und für einige Wochen ins KZ Dachau verbracht.

Historischer Stammtisch

Jeden zweiten Dienstag im Monat treffen sich einige Vereinsmitglieder zu einem historischen Stammtisch. Initiiert von Thorsten Mietzner werden alte Urkunden aus dem Lahrer Stadtarchiv übersetzt und Vorträge gehalten. Dabei stellen einzelne Teilnehmer die Ergebnisse ihrer Forschungsarbeit vor. Die Spannbreite ist hierbei groß und reicht von der Verarbeitung von römischen Fibeln bis hin zum Leben der Friederike Brion.

Kooperationen mit den benachbarten Mitgliedergruppen

Nachdem bereits mit der Mitgliedergruppe Ettenheim Kontakte aufgenommen worden waren, wurden auch die bisherigen Kooperationen mit den Mitgliedergruppen in Kehl und Biberach vertieft. Durch den Austausch der jeweiligen Veranstaltungsprogramme können zum einen Terminüberschneidungen vermieden und zudem Werbung für oftmals unterbesetzte Exkursionsfahrten betrieben werden. Gegenseitige Besuche bei Vorträgen haben bereits stattgefunden – eine Möglichkeit, das eigene Vortragsprogramm zu bereichern.

Haslach im Kinzigtal

In Kooperation mit der VHS Ortenau-Kinzigtal hat der Historische Verein Haslach im Kinzigtal e. V. Vorträge im Refektorium des alten Haslacher Kapuzinerklosters und auch folgende Veranstaltungen organisiert:

18.03.2018, 07.10.2018, 31.03.2019

Martin Schwendemann, Steinach

Besichtigung des „Haus Theres“, Alltagsgeschichte 1920–1990

Zu besichtigen ist das letzte kleinbürgerliche Haus, das die Haslacher Altstadt noch aufzuweisen hat. Kleinstwohnhaus mit Erdgeschoss, Obergeschoss und Dachraum. Die Hof- und Gebäudefläche beträgt nur 42 qm, das Haus selbst – zwei Zimmer tief und ebenso breit – steht auf gerade mal 27 qm. Drinnen eröffnet sich der lebensechte Alltag der Zeit vor 30 bis 60 Jahren: Flur, Speisekammer, Räucherofen, Wohnküche,

gute Stube, Schlafzimmer, Bad, Holzbühne und Jugendzimmer. Alles zum Anfassen. Hinter jeder Schranktür und in jeder Schublade findet sich ein Stück Alltagsgeschichte, von der Auflauf- oder Brotpuddingform, über den Dummisschiefele der Urgroßeltern und das Waffeleisen der Großmutter für den Holzherd bis zum Milchdosenstecher der 1960er, 1970er Jahre. Eine Fahrkarte für eine Zeitreise in die Zeit der Groß- oder Urgroßeltern. Ein Besuch für Klassentreffen, Enkel mit Großeltern, Eltern mit Kindern ein ideales Angebot!

Diese Führung wird auf Anfrage das ganze Jahr über angeboten. Anfragen bei Martin Schwendemann, 07832 706171, oder Klaus G. Kaufmann, 07832 5461.

14.06.2018

Sören Fuß, Haslach

Besichtigung der Gedenkstätte Vulkan

Gedenkstätte für drei Lager in Haslach, Außenstelle des KZs Natzweiler-Struthof im Elsass. Führungen werden das ganze Jahr angeboten. Anmeldung: 07832 2105 (Sören Fuß) oder Stadt Haslach 07832 706174.

Im Haslacher Urenwald, nahe der Mülldeponie, erinnert die „Gedenkstätte Vulkan“ an die drei nationalsozialistischen Lager in Haslach, in denen von September 1944 bis April 1945 über 1700 Männer aus 19 Ländern litten und viele davon starben. Die Häftlinge waren eingesetzt, in den bestehenden Bergwerksstollen des Vulkangeländes (hat nichts mit einem ehemaligen Vulkan zu tun, war der Firmenname!), ein ehemaliger Amphibolitabbau, für verschiedene Firmen der Rüstungsindustrie unterirdische Produktionshallen zu errichten.

29.10.2018

Alois Krafczyk, Haslach

Über das Kloster in das Reich ... mit Heinrich Hansjakob in Oberschwaben und entlang der Donau unterwegs

Heinrich Hansjakob unternahm zu seiner Hagnauer Zeit erste Reisen, die ihn u.a. ins Appenzeller Land, ins „Reich“, wie er Hohenzollern nannte, und durch Oberschwaben führten. In seinen Reiseerinnerungen wie „Dürre Blätter“ (Band 1) und in „Sonnige Tage“ beschreibt er diese Reisewege und macht vertraut mit vielen kulturellen Kostbarkeiten, mit gesellschaftlichen Begegnungen, aber auch mit den Schönheiten herrlicher Landschaften. Der Referent folgt anhand von vielen Bildern Hansjakobs Reisespuren in den Jahren 1871 und 1875 und schließlich auch ein ganzes Stück der Donau, die Heinrich Hansjakob in seiner Freiburger Zeit bereist hat.

19.11.2018

Dr. Heinrich Schwendemann, Freiburg

Die Reichskristallnacht – das Pogrom gegen die deutschen Juden am 9./10. November 1938

Vor 80 Jahren brannten in Deutschland die Synagogen, hunderte deutsche Juden wurden ermordet, etwa 30 000 jüdische Männer in Konzentrationslager verschleppt. Mit dem vom NS-Regime inszenierten Pogrom

in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 ging die nationalsozialistische Judenverfolgung in eine Phase offener staatlicher Gewalt über. Dr. Heinrich Schwendemann (Historisches Seminar der Universität Freiburg) stellte in seinem Vortrag die sogenannte „Reichskristallnacht“ in den Kontext der NS-Judenpolitik und bezog Beispiele aus der Region ein.

21.01.201

René Siegrist und Jean-Marie Holderbach, Kehl-Neumühl
bzw. Straßburg

Riwer un niwer, iwer de Rhin – eine wechselvolle Beziehung zwischen Baden und dem Elsass

Von den Straßburger Eiden (842), die erste zweisprachige Urkunde in altfranzösischer und altdeutscher Sprache, bis zur Gegenwart präsentieren Jean-Marie Holderbach (Straßburg) und René Siegrist (Kehl-Neumühl), zwei echte Elsässer, in einem mit Bildern untermalten und mit Anekdoten gespickten Vortrag die wechselvolle Beziehung zwischen Baden und Elsass. Ganz klar, durch die elsässische Brille gesehen, wird dargestellt, wie in einer blühenden oberrheinischen Region allmählich nach Jahrhunderten vermeintlich unüberwindbare Grenzen entstehen, die sich wohl langsam wieder auflösen werden. Eine ernste, aber auch wirklich unterhaltsame Geschichte.

Klaus G. Kaufmann

Hausach

Der Historische Verein Hausach hatte im Jahr 2018 folgende Veranstaltungen:

Das Jahr 2018 begann, wie seit über 30 Jahren, mit der traditionellen **Neujahr-Serenade** immer in den Abendstunden des 1. Januar. Längst ist das besinnliche Verharren an der Schwelle des Neuen Jahres eine liebgewonnene Tradition geworden, bei der die Besucher mit Beiträgen des Historischen Vereins, mit Burgwache, Burgfrauen und Burgbläsern geleitet über drei Stationen durch die Hausacher Altstadt ziehen, wo an der zweiten Station Bürgermeister Wolfgang Hermann seine Neujahrsansprache mit Rück- und Ausblick hielt. Seit sieben Jahren wird die Serenade nun auch einer der 52 Nationalitäten, die in Hausach wohnen, gewidmet. In diesem Jahr waren es die Griechen, die mit temperamentvollen Tänzen und Vorträgen ihre Neujahrssitten und -gebräuche vorführten. Auch gab es kleine Probierhäppchen und Ouzo zum Kosten. Den Abschluss bildet immer die gemeinsam gesungene Ode an die Freude: „Freude schöner Götterfunken ...“

Das **Museum im Herrenhaus** startete am Sonntag, **28. Januar**, mit dem ersten Öffnungstag und einer Bilderschau zur „**Husacher Fasnet**“ ins neue Jahr. Das Museumsteam, unter Führung von **Udo Prange**, stellte dabei auch die Themen für die weiteren Öffnungstage des ersten Quartals vor, die immer am letzten Sonntag jedes Monats sind.

Am **25. Februar** hielt der Hausacher Historiker **Michael Kolinski** im Kaminzimmer des Herrenhauses einen Vortrag über den Zähringer **Ber-**

told V., dessen Todestag sich am 18. Februar zum 800. Mal jährte. Im Anschluss an diesen Vortrag wurde noch eine 20-minütige **Bilderpräsentation** gezeigt: Am 13./14. Februar hatte sich der **Angriff auf Dresden** zum 73. Mal gejhärt. Der Hausacher Otto Fuggis, der 1954 nach Amerika ausgewandert ist, erzählte bei seinem letzten Besuch, dass er in einem deutschen Club in Amerika diese Präsentation gesehen habe, die alle Zuschauer sprachlos gemacht habe.

Die **Jahreshauptversammlung** fand am **23. März** statt, auf der auch die weiteren Programme des Historischen Vereins und des Museumsteams vorgestellt wurden.

Übersicht über die Sonderprogramme des Museumsteams im Herrenhausmuseum:

März: Hausach aus der Vogelperspektive von oben – Bilder aus dem Jahr 1970, wer kennt sich noch aus?

April: Rückblick auf die 175-Jahr-Feier der Stadt- und Feuerwehrrapelle, Bildpräsentation. Am **24. April** referierte der **Hausacher Stadtarchivar Dr. Michael Hensle** über seine interessante Arbeit im städtischen Archiv, aus dem er schon einige Überraschungen der Öffentlichkeit präsentieren konnte.

April: Ein nachträgliches Ostergeschenk hat der promovierte Maschinenbauingenieur und gebürtige Hausacher **Heinrich Baumann** allen Kinzigtäler Eisenbahnfreunden mit dem Bildband „**Mit Dampf und Diesel durch den Schwarzwald**“ gemacht. Heinrich Baumann ist in einer Hausacher Eisenbahnerfamilie aufgewachsen und verbindet mit seinem Bildband seine beiden Leidenschaften Eisenbahn und Fotografie.

Die Freudenstädter Lok aus Hausach ausfahrend am 8. März 1967. (Foto: Heinrich Baumann)



Mai: Film **Nostalgie Bahnhof** und Vortrag im Museum von **Hartmut Märtin**, Leiter des Kulturbüros: Die Geschichte Hausachs ist eng verbunden mit der Schwarzwaldbahn. Unter dem Titel „Rund um den Bahnhof“ hat Hartmut Märtin in seinem lebendig vorgetragenen Überblick über die letzten hundert Jahre des Hausacher Bahnhofs viele interessante Fakten und Zahlen aufgeführt. Die große Blütezeit für Hausach begann mit dem Bau der Schwarzwaldbahn (1865). Die Bahn war damals der größte Arbeitgeber und viele Neubürger ließen die Einwohnerzahl Hausachs nach oben schnellen. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs kamen täglich 60 Züge aus Offenburg in Hausach an. Nach dem Aufbau 1945 war die vollständige Elektrifizierung 1977 ein weiterer Meilenstein. „Heute arbeiten keine fünf Personen in Hausach am Bahnhof mehr“, so Märtin, „aber es halten noch immer alle Züge in Hausach.“

Juli: **Hofgeschichte**, vorgetragen von Bernd Schmid mit der Hausach-Chronik-online

August: **Vom Roßgumpen zum Kinzigalbad**, ein kurzweilig und vergnüglicher Bildvortrag im Museum von Udo Prange über die Entwicklung der **Badekultur in Hausach**, vom Reinlichkeits- und Waschverhalten zur Hygiene bis zum Badevergnügen heute. Um das Jahr 1913 gab es im Rathaus eine Waschküche, wo die Frauen nach dem Waschtag auch ein Warmwasserbad im Zuber nehmen konnten, für das es allerdings eine strenge Badeordnung gab. Später gab es eine Badeordnung für das Baden in öffentlichen Gewässern in der Kinzig oder im Kanal, natürlich nach Männlein und Weiblein streng getrennt. Die Stadt Hausach ließ dann 1931 durch arbeitslose Hausacher Bürger ein für damalige Begriffe modernes Freibad in der Inselstraße ausheben, das über 30 Jahre Generationen von Hausachern zum Schwimmen verhalf, bis 1965 das neue Freibad und 1974 das Hallenbad eröffnet wurde. Und heute warten alle Hausacher gespannt auf die Fertigstellung des neuen Kinzigalbades, eines kombinierten Frei- und Hallenbades, das von neun Gemeinden gemeinsam finanziert wird.

September: 200 Jahre Stadt- und Feuerwehrcapelle Hausach, Lichtbildervortrag

Oktober: Von der Residenz zum Bodensee, Vortrag über die Eisenbahn von Dr. Heinrich Baumann

November: Die Dorfkirche, Vorstellung eines wunderschönen Bildbandes, herausgegeben von Heinz Kraft und Bernd Schmid

Dezember: Vorstellung des Kalenders von Udo Prange für das Jahr 2019 mit Postkarten und Bildern von Alt-Hausach und einem Rückblick auf die Kalender 2012 – 2018 im Ratskeller

Weitere Veranstaltungen:

Das **Johannisfeuer am 22. Juni** hat der Historische Verein altersbedingt in jüngere Hände eines anderen Vereins geben müssen.

Von **Mai bis Oktober** immer am ersten Sonntag veranstaltet **Klaus Lehmann** (2. Vorsitzender des Historischen Vereins Hausach) auf der

Burg Husen seit Jahren seine sehr informativen Führungen für jung und alt und groß und klein.

Ebenso hat er den gemeinsamen **Kultursonntag** zusammen mit dem Schwarzwaldverein, dessen 1. Vorsitzender er ist, akribisch vorbereitet und durchgeführt, der im vergangenen Jahr am **30. September** in das Stammland der Staufer in die Stauferstadt Schwäbisch Gmünd führte. Mit dem Vortrag über **Verführbarkeit und Manipulation** hat sich der Historische Verein am **21. September** im katholischen Pfarrheim einem hochaktuellen Thema gewidmet, indem der **Diplom-Psychologe Gerd Hirschberg** der Frage nachging, ob das Jahr 2018 mit dem Jahr 1933 vergleichbar wäre. Die Struktur der Menschen sei heute nicht anders als vor 85 Jahren meinte der Psychologe. Erst ein falsches Ziel mache die Manipulation zu etwas Negativem – und die Anfälligkeit der Menschen für Manipulation liege auch an gesellschaftlichen Bedingungen. Hier sah der Psychologe durchaus heute eine vergleichbare Situation mit den 1930er-Jahren: Auch heute gebe es die Tendenz, einfache eindimensionale Ursachen für individuelle Abstiegsgefährdungen bzw. -ängste verantwortlich zu machen, es werden heute wie damals Feindbilder produziert. Doch es gebe ein Gegenmittel gegen den neuen „Nationenzentrismus“: Mitmenschlichkeit, Solidarität und Nächstenliebe. Einfühlung und Mitgefühl müssen nicht erlernt werden, sie sind im Menschen angelegt.

Hubert Maier-Knapp, 1. Vorsitzender

Ein weiteres Langzeitprojekt ist die **Hausacher Online Chronik**, die von **Bernd Schmid** permanent mit neuen Forschungsergebnissen und Themen aus der Hausacher Stadtgeschichte ergänzt wird, so dass inzwischen ein umfangreiches digitales Nachschlagewerk entstanden ist, das weltweit genutzt wird: www.hausach-chronik-online.de

Das Buch „Online-Chronik“, wie es gerne in Hausach genannt wird, ist seit Mai 2014, fast fünf Jahre im Internet und entwickelte sich dynamisch weiter. Heute umfasst die Online-Chronik 11 647 Textzeilen und 548 Fotos und Grafiken. Das ist seit 2017 ein Zuwachs von 18% Text und 24% bildlicher Darstellung mit Bildunterschriften. Insgesamt ein Werk von derzeit 795 Buchseiten, die kostenfrei im „Netz“ stehen, gelesen und erkundet werden können.

Ein wichtiger Leserservice ist die Rubrik „Burgblick“, eine Schublade, in der alle bisherigen Hausacher „Heimatbriefe“ seit 1943 aufbewahrt werden und jederzeit weltweit gelesen werden können.

So soll sich www.hausach-chronik-online.de stetig weiterentwickeln. Das lokalgeschichtliche Netz der Stadt- und Talgemeinde Hausach wird enger „gestrickt“ und bei erheblichem Zeitaufwand, ehrenamtlich gesammelt, in Text und Bild dargestellt und erklärt. Die kleine Schwarzwaldstadt Hausach erfährt durch den „Hausacher Leselenz“ weltweit Anerkennung als „Literaturmetropole des ländlichen Raumes“.

www.hausach-chronik-online.de wurde bisher in fast 60 Nationen „aufgeschlagen“ und darin, eben wie in einem richtigen Buch, digital geschmökert, geblättert und gelesen. Besonders großes Interesse an der Lokalgeschichte unserer Kleinstadt Hausach besteht im deutschen Auswanderungsland USA (8%, das sind 1108 Besucher). In Brasilien, der

Schweiz, in Frankreich, Österreich, Russland, Italien, Niederlande, England, Polen, Spanien, Tschechien, Belgien, Ungarn, Rumänien und Portugal bewegen sich die Besucherzahlen jährlich zwischen je 30 und 300.

Kleinere Leser-Gruppen, (je 1–30 Besucher) wohnen in Mexiko, Dänemark, Japan und Serbien, der Türkei, Finnland, Griechenland, Norwegen, Thailand, Bulgarien, Ecuador, Liechtenstein, Philippinen, Schweden, Slowakei, Argentinien, Chile, China, Kolumbien, Neuseeland, Peru, Südafrika, Albanien, El Salvador, Irak, Israel, Lettland, Litauen, Luxemburg, Malaysia, Panama, Slowenien, Taiwan, Ukraine und Ägypten.

Erfreulich, dass sich Menschen weltweit über das neue Medium mit Hausach verbunden fühlen. Die Startseite von www.hausach-chronik-online.de erinnert daran, dass „nur der Zukunft gestalten kann, der seine Wurzeln kennt“.

Bernd Schmid, Leiter www.hausach-chronik-online.de

Eine weitere akribische Forschungsarbeit veröffentlichte das Mitglied Helmut Meyerhöfer, der für seine dreibändige Bergbauchronik der Stadt Hausach mit dem Landespreis für Heimatforschung geehrt wurde.

Hornberg

In der Saison 2018 bekamen die Akteure der Freilichtbühne Hornberg viel Beifall und Lob vom Publikum. Zu insgesamt 21 Aufführungen kamen 11 064 Besucher. Auf dem Programm standen „Hornberger Schießen“, „Zauberer von Oz“ und „Currywurst mit Pommes“. Auch die Trachten- und Volkstanzgruppe erfreute ihre Zuschauer mit etlichen Darbietungen.

Die Museumsbetreuer freuten sich über eine große Anzahl interessierter Besucher. Im Stadtmuseum Hornberg durften sie zu den Öffnungszeiten, den Sonderführungen und am Tag der offenen Tür viele Besucher begrüßen, ebenso bei den Schlossbergführungen.

Im Mai fuhr eine kleine Gruppe Hornberger Geschichtsfreunde nach Altenheim/Neuried. Dort gab es eine Sonderführung durch das sehenswerte Heimatmuseum.

Viel Freude bereitete der Abend der Buchpräsentation im September. Der Autor Dr. Johannes Werner stellte im Rahmen einer kleinen Feierstunde sein neues Buch vor – „Der Minnesänger Bruno von Hornberg – Sein Werk und seine Welt“. Ein Mu-





sikensemble spielte dazu die passenden Weisen. Der Einband des Buches zeigt die Seite der Manessischen Liederhandschrift, welche vier Lieder Brunos wiedergibt. Die Kalligraphie bezieht sich auf die Verszeile „*Mîner frouwen minnestrike – hânt gebunden mir den lib*“.

Kehl

Der Verein hat sich im Berichtsjahr weiter darum bemüht, neue Inhalte und Formen für die Vereinsarbeit zu erschließen, um auch für jüngere Mitglieder attraktiv zu werden. Die Mitgliederzahl liegt knapp über 200. Verluste durch Überalterung werden durch den Eintritt neuer Mitglieder nicht vollständig ausgeglichen. Aktiv gestaltend beteiligen sich an der Vereinsarbeit nur wenige Mitglieder. Das klassische Angebot von Studienreise, Ausflug, Führungen und Vorträgen wird regelmäßig gut angenommen.

Studienreise und Ausflug

Die Studienreise hat im Mai in die Westschweiz geführt. Im Mittelpunkt standen Lebenslauf, Werke und Gedanken von Jean-Jacques Rousseau, Voltaire, Jean Calvin und zahlreichen Dichtern. Ungewohnt war gelegentlich die leibliche Kost: Schinken in Asphalt und Absinth. Es bestätigte sich, dass Reisen mit dem Kehler Literaturwissenschaftler und Gästeführer Dr. Stefan Woltersdorff lehrreich und kurzweilig zugleich sind.

Ziel eines Halbtagsausflugs waren im Oktober die Humanisten-Bibliothek in Schlettstadt und die Abteikirche St. Mauritius in Ebersmünster. Der Ausflug klang dort mit einem Orgelkonzert aus.

Vorträge, Führungen und Präsentationen

Ein besonderer Schwerpunkt waren 2018 Veranstaltungen zur Erinnerung an Gutenberg und den Buchdruck, an das Ende des Ersten Weltkriegs 1918 und an die Reichspogromnacht 1938. Auch der Zweite Weltkrieg und die folgende Besatzungszeit wurden thematisiert.

Anlässlich Gutenbergs 550. Todestags haben das Kulturbüro der Stadt und der Historische Verein zu einer Filmvorführung und zu einem Vor-

trag eingeladen. Im Dokumentarfilm wurde Gutenberg, der sich etwa zehn Jahre in Straßburg aufgehalten hat, als „Genie und Geschäftsmann“ vorgestellt. Auch Kehl hat neben Straßburg zur Geschichte des Buchdrucks eine besondere Affinität, waren doch in der Zeit der Aufklärung gleich drei Druckereien in Kehl ansässig, darunter die bekannte von Caron de Beaumarchais, der Voltaires Schriften veröffentlichte, die in Frankreich verboten waren.

Der Vortrag über Gutenberg hatte vor allem die Auswirkungen des Buchdrucks auf die Reformation zum Inhalt. Der Referent Dr. Christian Herrmann, Leiter der Historischen Sammlungen der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart und Theologe, legte dar, dass die Reformation zu drastischen Steigerungen der Buchproduktion und erheblichen Veränderungen in der Thematik und Zielgruppe von Büchern geführt hat. Luthers Gedankengut und Bibel-Übersetzung hätten ohne den Buchdruck vermutlich nicht die Verbreitung gefunden, die letztlich die Gründung einer neuen Religionsgemeinschaft zur Folge hatte.

Vom Ende des Ersten Weltkriegs war Kehl ganz besonders betroffen. Viele Deutsche, die das Elsass verlassen mussten, strandeten in Kehl. Die Stadt wurde besetzt und erst 1930 freigegeben. Über das Kriegsende in Straßburg referierte Norbert Klein, Lahr, im November in einem aufwändig recherchierten, detailreichen Vortrag.

In Frankreich wird der Erste Weltkrieg auch der „Große Krieg“ genannt. Der Begriff macht das Ausmaß des Schreckens deutlich, den man heute noch empfinden mag, wenn daran erinnert wird, dass zehn Millionen Soldaten gefallen sind und sieben Millionen Zivilopfer zu beklagen waren. Der Vorstand des Historischen Vereins Kehl empfindet es deshalb als Ausdruck besonderen Vertrauens, dass die Organisatoren der Veranstaltung zum Gedenken an das Kriegsende am 11. November in der Straßburger Robertsau an der Place du Corps de Garde seit 2016 auch den Kehler Verein einladen.

Ein Relikt aus der deutschen Zeit des „Reichslands Elsass-Lothringen“ ist die Straßburger Neustadt, zunächst nicht sonderlich geschätzt, heute Unesco-Weltkulturerbe. André Biegel, dessen Führungen durch Straßburg Jahr für Jahr schnell ausgebucht sind, hatte die Neustadt 2018 im März für eine geführte Rundfahrt ausgewählt.

Der Arbeitskreis „27. Januar“, in dem die Evangelische Kirchengemeinde, die Katholische Kirchengemeinde, die Stadt Kehl, der Historische Verein Kehl, Schulen und engagierte Einzelpersonen kooperieren, hatte zusammen mit anderen Kulturträgern zur Erinnerung an die Reichspogromnacht vor 80 Jahren ein umfangreiches Programm vorbereitet.

Der Historische Verein hat in diesem Rahmen einen Vortrag über „Das Schicksal der Juden von Kehl unter der NS-Herrschaft“ angeboten, den Friedrich Peter bereits im Februar gehalten hat. F. Peter hat wohl als einer der Ersten in den 1980er Jahren die Vorgänge vom 9./10. November 1938 in Kehl erforscht und darüber geschrieben. Im November hat er über „Die Reichspogromnacht 1938 in Kehl“ referiert. Gymnasiallehrer Uli Hillenbrand hat dazu Zeitzeugnisse beigesteuert, die im Rahmen

seiner Projektarbeit „Kehl erinnert sich“ aufgezeichnet worden sind. Sie geben klar zu erkennen, dass auch Kehler an den Gewalttätigkeiten und Übergriffen in der Reichspogromnacht beteiligt waren, nicht nur ortsfremde SS- und Gestapo-Mitglieder, wie gelegentlich behauptet wurde. Sehr klar war in diesem Sinn auch die Ansprache des Kehler Oberbürgermeisters Toni Vetrano bei der Kranzniederlegung am Mahnmal an der Jahnstraße am 9. November.

Auch der Zweite Weltkrieg wurde in einer Präsentation von Kehler Zeitzeugnissen beleuchtet. Die Projektgruppe des Einstein-Gymnasiums mit Uli Hillenbrand hatte im Oktober in das Schulzentrum in der Vogesenallee eingeladen, um dort ihre dritte Hörcollage mit dem Thema „Evakuierung und Krieg 1939 bis 1945“ vorzustellen.

Mit der Zeit danach hat sich der Kehler Historiker Dr. Folkert Meyer im November in einem Vortrag beschäftigt. Er hat damit seine Hintergrundanalysen ergänzt und fortgesetzt, die in den letzten Jahren regelmäßig auf dem Programm des Historischen Vereins standen. 2018 war „Die französische Besatzungspolitik in Baden (1945–1949) – Zeit des Schreckens oder Grundstein der deutsch-französischen Freundschaft?“ sein Thema. Sein Fazit: Was die Zeitgenossen als „düstere Franzosenzeit“ erlebten, erscheint heute auch als eine Zeit der Erneuerung, der Reformen und der Demokratisierung, die eine wesentliche Voraussetzung der späteren Politik der Versöhnung bildet.

Kehls Museenlandschaft

Ein weiterer besonderer Schwerpunkt war 2018 die Werbung des Vereins für die Kehler Museen. Sowohl das Hanauer Museum in der Kernstadt als auch das Handwerksmuseum und das Epilepsiemuseum in Kork verdienen nach Einschätzung des Vereinsvorstands mehr Aufmerksamkeit und Zuwendung.

Das Hanauer Museum hat seit Jahren nur noch gelegentlich zu Sonderausstellungen geöffnet, die Korker Museen sind seit 2014 eine Baustelle. Der Vorstand hat deshalb im Juli 2018 die Gemeinderatsmitglieder angeschrieben und ein achtseitiges Papier mit Überlegungen des Mitglieds Karl Theodor Bender zum Standort eines Stadtmuseums in der Nähe des Grenzübergangs beigefügt. Immerhin hat der Gemeinderat am 11. Juli 2018 einstimmig eine vom Kulturbüro der Stadt formulierte Kulturkonzeption beschlossen, in der eine Konzeption für ein Kehler Stadtmuseum „als Ort der lebendigen Auseinandersetzung mit Fragen der europäischen Entwicklung am Oberrhein“ und ein Umzug des Museums „möglichst nah zur Europabrücke“ angeregt werden.

Kooperationen

Bewährt hat sich 2018 wieder die Zusammenarbeit mit der VHS Ortenau, dem Kulturbüro der Stadt Kehl, dem Straßburger Münsterverein und dem Club Voltaire in Kehl. Die Regionalgruppe Geroldsecker Land ist als Kooperationspartner neu hinzugekommen.

Der Verein hat sich im März 2018 an der Freizeitbörse von Kehl Marketing beteiligt und wird auch 2019 am 11. Mai dabei sein.

Die mit dem Münsterverein vereinbarte Vortragsreihe wurde im Mai von Dr. Sabine Bengel mit einem Vortrag über „Das Straßburger Münster und die Münsterbauhütte 1880 – 1930 – Innovationen und Kreativität zwischen deutscher und französischer Kultur“ fortgesetzt. Im Oktober referierte in dieser Reihe Marie-José Nohlen, Straßburg, über „Die Stifter am Straßburger Münster“.

Organisation, Finanzen

Der Mitgliedsbeitrag wurde auf 26 € jährlich festgesetzt. Damit übernimmt der Verein die vom Dachverein 2018 rückwirkend zum 01.01.2018 beschlossene Beitragshöhe und verzichtet auf den vereinseigenen Zuschlag von 2 €, der bisher gegolten hat.

Die Einnahmen aus den Mitgliedsbeiträgen gehen zu ca. 77% an den Dachverein. Defizite ergeben sich bei Studienreisen und Vorträgen. Im Übrigen ist die Finanzlage des Vereins ausgeglichen. Dank erheblicher Einnahmen der Bücherkiste, wie bisher von Evelyn Siegrist und ihrem Team geführt, können ausreichend Rücklagen für die Feier des Vereinsjubiläums gebildet werden.

Den elektronischen Rundbrief, der 2018 zehnmal erschienen ist, beziehen rund 150 Mitglieder.

Die alljährliche Mitgliederversammlung fand am 22. Februar, der traditionelle Jahresrückblick am 6. Dezember statt.

Hans-Ulrich Müller-Russell

Neuried

Vorstandsarbeit

Man traf sich zu etlichen Vorstandssitzungen im kleinen Kreis, um über Anfragen zu beraten, Veranstaltungen vorzubereiten und zu koordinieren, Verwaltungsarbeit zu erledigen, sowie zu zwei Verwaltungsratssitzungen. Am 23. März 2018 fand die Mitgliederversammlung für das Jahr 2017 statt.

Museum

Das Museum hatte an 37 Sonntagen geöffnet. Hinzu kamen zwölf Sonderführungen teilweise durch das Museum, teilweise historische Dorfrundgänge und Gemarkungsfahrten mit vielen Details zur Geschichte und Entwicklung des Dorfes sowie historischen Hintergründen.

Arbeitskreis Altenheim

Man traf sich zu zwei Arbeitskreis-Sitzungen.

18. Januar 2018: Sonderführung „Spurensuche im Museum“

Frau Kempf von der Johann-Heinrich-Büttner-Schule in Altenheim bat Andrea Metzger um eine Sonderführung für die Kinder der 3. Grundschulklasse.

Die Kinder wurden für die Führung in zwei Gruppen aufgeteilt, jedes Kind erhielt ein Blatt mit Fragen, diese mussten schriftlich beantwortet

werden. Geführt wurden sie von Andrea Metzger und Ute Scheidecker. Die Kinder waren sehr interessiert an allem und begierig auf unsere Erklärungen zu ihren Fragen. Sie staunten über das „Kanapee“ (das ist doch eine Couch) ebenso wie über das „Schiff“ (na sowas – das ist ja auf einem Herd und schwimmt nicht auf dem Rhein) genauso wie über die „Bettfläsch“ mit Einbuchtung, um den Schoppen dort warm zu halten und noch der Dinge mehr.

Sie hinterfragten die Berufe wie Schuster, Wagner, Küfer usw., oft wussten einige auch darüber Bescheid und gaben ihr Wissen an die Schulkameraden weiter. Der Kaufladen mit all den Dingen, die früher verkauft wurden, weckte ihre Neugier und über manches Verkaufsangebot mussten sie regelrecht schmunzeln, weil sie es sich nicht vorstellen konnten, dass mal mit so etwas geschrieben, gearbeitet, geputzt oder was auch immer wurde. Das Modell von Altenheim hat die Kinder regelrecht angezogen, alle versuchten, den Standort ihres Zuhauses zu finden, was ihnen auch meistens gelang. Leider war die zur Verfügung stehende Zeit viel zu schnell herum, was sehr bedauert wurde.

Die Kinder mit ihrer Lehrerin bedankten sich herzlich bei uns und auch wir sagen Danke für das Interesse und die Begeisterung der Kinder.

18. März: Ostercafé unter der Leitung von Andrea Metzger und Ute Scheidecker

Der Arbeitsraum des Museums öffnete frühlingshaft geschmückt für das Ostercafé seine Türen. Die Gäste kamen aus Nah und Fern und ließen es sich bei selbstgebackenen Kuchen und Torten sowie fröhlichem Miteinander und vielen Gesprächen und netten Begegnungen gutgehen.

Das Angebot für die Kinder, eine spannende Spurensuche durch unser Museum, um dies besser kennenzulernen, bereitete allen viel Spaß. Beim Basteln der Osterhasen und sonstiger Frühlingsdekoration ließen die Kinder ihrer Fantasie und Kreativität freien Lauf. Dieses Angebot wird sehr gerne angenommen und viele Kinder mit Eltern und Großeltern sind bereits „Stammgäste“. Das Museumsteam freute sich über regen Besuch.

09. Mai: Vortrag von Dr. Walter Caroli zur Reformation im Ried

Im vergangenen Jahr wurde das 500-jährige Jubiläum des Thesenanschlags Martin Luthers an der Schlosskirche in Wittenberg gefeiert.

Der Lahrer Lokalhistoriker Dr. Walter Caroli zeigte im Vortrag auf, warum die Gedanken der Reformatoren nach und nach in den Rieddörfern erhört wurden. Die Aussicht auf religiöser Erneuerung mit mehr Rechten, weniger Ausbeutung und weniger Unterdrückung fachte die Hoffnung der Bevölkerung an und fiel auf fruchtbaren Boden, am Ende zerbrach die Einheit der Kirche.

Die Veranstaltung fand in der Friedenskirche Altenheim, in Zusammenarbeit des „Arbeitskreis Kultur in der Kirche“ und des Historischen Vereins, statt.

07. Juli: Fahrradexkursion

Um 13 Uhr wurde am Museum gestartet mit erstem Ziel Polendenkmal in Ichenheim (Erich Schnebel referierte über dieses Denkmal). Weiterfahrt nach Meißenheim, hier wurde die Kirche besichtigt. Dann ging es nach Ottenheim zur Kirche, hier führte uns Herr Matthis mit interessanten und lebhaften Erklärungen durch die Kirche und anschließend durften wir auf den Turm aufsteigen. Der Ausblick war ein Erlebnis.

28. Juli: Teilnahme an der Riedwoche mit einer historischen Dorfführung in Altenheim. Unser Dorfkenner, Willi Sutter, hat die Teilnehmer mit interessanten und kurzweiligen historischen Informationen durch das Dorf geführt. Er berichtete über Gebäude und deren Nutzung, über die vielen Völker, die in früheren Zeiten in Altenheim Station machten, wie die Kelten, die sich ab 500 vor Christus hier aufhielten, oder die Römer, Alemannen und Franken, welche in den folgenden Jahrhunderten ihre Spuren in Altenheim hinterließen, einschließlich der Schweden im dreißigjährigen Krieg.

Ebenso berichtete er über das 1290 erbaute kleine Schloss, auf welchem Ritter Hugo von Altenheim residierte – einschließlich Schlossgespenst.

Die Erzherzogin Maria Antonia (später Marie Antoinette) fuhr 1770 von Schuttern kommend auf ihrer Reise nach Frankreich durch den Laubertsweg in Altenheim begleitet von einem Tross mit 57 Kutschen, 450 Zug- und Reitpferden und 257 Personen.

Aber auch Geschichten aus der jüngeren Vergangenheit, wie über den 1945 mit einer Brandbombe zerstörten Kirchturm, oder über die Milchzentrale neben dem Rathaus, wo nicht nur die Landwirte ihre Milch abliefern, sondern sich auch die Jugendlichen trafen (Jugendtreff). Aber auch über tragische Begebenheiten wurde erzählt. Viele dieser historischen Begebenheiten erschließen sich aus alten Dokumenten und Schriften, welche insbesondere durch Richard Karl mit viel Sorgfalt gesammelt, übersetzt und archiviert wurden.

04. August: Großreinemachen im Museum – Um den Wert des Museums und der Ausstellungen zu erhalten, wird jedes Jahr im August ein Großputz im Museum durchgeführt. Samstag früh um 8 Uhr war eine große Truppe vor Ort. In Gruppen aufgeteilt, wurde geputzt, was das Zeug hielt. Bis zum Mittag blitzte und blinkte es überall und das anschließende gemeinsame Mittagessen hatten sich alle redlich verdient.

01. Oktober: Bewirtung der Altgemeinderäte im Museumsraum mit Unterhaltung.

14. Oktober: Herbstcafé unter der Leitung von Andrea Metzger und Ute Scheidecker. Die Gäste verweilten bei selbstgebackenem Kuchen und Torten, Café und anderen Getränken im herbstlich geschmückten Arbeitsraum des Museum. Gerne verbrachten sie dort ein paar schöne, gesellige Stunden.



Die Kinder kamen auch nicht zu kurz. Das Bastelangebot von Andrea, unterstützt wurde sie von ihrer Tochter Lena und Henri Karl, wurde sehr gerne angenommen. Das Herstellen von herbstlicher Dekoration in vielfältiger Ausführung erforderte zwar ein wenig Geschick, aber es entstanden die tollsten Ergebnisse und brachte allen viel Spaß. Ebenso freute sich das Museumsteam über regen Besuch.

Am 19. Oktober Bewirtung im Museumsraum des Kollegiums von Michaela Karl. Michaela Karl führte vorab ihre Kollegen durch das Museum und gab ihnen Informationen zum Museum und zum Verein.

Ab Mitte Oktober begannen bereits wieder die Vorbereitungen für den Adventsmarkt unter der Leitung von Elise Metzger (Kränze/Gestecke) und Andrea Metzger (Basteleien und Deko-Artikel).

28. Oktober: Hauptversammlung des Historischen Vereins. An dieser Hauptversammlung mit Rahmenprogramm in Schutterwald haben für den Historischen Verein Neuried Brigitte Mußler und Max Walter teilgenommen.

Als Dankeschön für unsere „Museumsdienstler“ wurden diese am 01. November zu einem Essen in das Gasthaus Schüll's Winstub eingeladen.

11. November: Vortrag „Archäologie auf heimischer Scholle“

Dieser Vortrag lockte sehr viele Besucher in unser Museum. Der kurzweilige, sehr interessante Vortrag kam super gut an. Auch in der Zeitung gab es einen ausführlichen Bericht über die Arbeit unseres Archäologie-Teams Gerhard Gmeiner und Thomas Ilch. (siehe Bericht AK-Archäologie)

Am 14. November 2018 unterhielt Richard Karl beim Treffen der ehemaligen DRK-Mitglieder im Feuerwehrhaus mit teilweise amüsanten und pikanten Geschichten des 19. Jahrhunderts aus Altenheim.

Am 01. Dezember haben wir uns wieder am jährlichen Adventsmarkt der Vereinsgemeinschaft beteiligt. Dies ist ein fester Bestandteil unserer Vereinsarbeit. Wie jedes Jahr waren unzählige Helfer schon wochenlang

vorher mit den Vorbereitungen beschäftigt, um verschiedene und besondere Basteleien und Weihnachtskränze am Stand anbieten zu können, welche immer sehr gerne gekauft werden. Aber auch das kulinarische Angebot kam nicht zu kurz. Die traditionellen Kuchen wie Linzertorte, Silbertorte und Tarte, genauso wie die Speckbrote, Pollofino im Weck und der beliebte Museumsglühwein kamen bei den Gästen sehr gut an.

Ute Scheidecker

Arbeitskreis Dundenheim:

Januar – Ausstellung „Dokumente von den einst florierenden Tabakfabriken“. Für diese Ausstellung trug ich aus unserer Region über 200 Rechnungen – diese waren mit Bildern der Werksgebäude und Logos geschmückt – sowie Aktien, Anteilscheine, Wechsel, Briefe und vieles mehr zusammen.

Anfang des 20. Jahrhunderts waren die Zigarrenfabriken ein blühendes Gewerbe und somit die größten Arbeitgeber in den Dörfern, wo vor allem Frauen der Kleinbauern Geld für den Lebensunterhalt der Familie dazuverdienen konnten. Nach dem zweiten Weltkrieg trat die Zigarette den Siegeszug an – die Zigarrenfabriken wurden verdrängt.

Die älteste Rechnung „Factura“ aus dem Jahre 1854 ist von der Lahrer Cichorien- und Rauchtobakfabrik M. Hugo. Viele Fabriken hatten Filialen in mehreren Dörfern. Die Firma Hedinger aus Dinglingen baute 1908 eine Filiale in Dundenheim. 1920 kaufte diese die Gemeinde für 160000 RM und richtete darin in drei großen Sälen die Schulräume der Volksschule ein. Bis 1961, dem Neubau der Schule, wurde in diesem Haus unterrichtet. Das Gebäude wurde 2010 abgerissen.

Zu sehen waren auch Aktien der Badischen Tabakbau- und Verwertungs-AG von 1922 sowie der Handelsgesellschaft für Tabak- und Landesprodukte AG von 1923 – ausgestellt von Ernst Kiefer. Für die Handelsgesellschaft – sie wurde im Juli 1922 von 37 Landwirten und Geschäftsleuten gegründet – musste 1929 Konkurs angemeldet werden. Viele Tabakbauern verloren damals ihr Geld.

Stimme der Heimat – als Brücke zur Heimat

Informationen aus Dundenheim für „ehemalige Dundenheimer“. Durch Zufall kam mir ein Exemplar von „Stimme der Heimat“ in die Hände. Dieses Heftchen wurde etliche Jahre an alle Dundenheimer geschickt, welche nicht mehr im Ort lebten. Entstanden ist diese Idee beim ersten Heimattag 1958. Redakteur war Ludwig Schneider, Bürgermeister Georg Wollenbär verfasste das Vorwort.

Insgesamt konnte ich die Jahrgänge 1959 bis 1961 und 1963 bis 1969 zusammentragen. Der Jahrgang 1962 fehlt leider noch. In diesen Schriften wurde über die Vorkommnisse eines jeden Jahres berichtet, wie Geburten, Hochzeiten, Sterbefälle. Ebenso Nachrichten über Vereine, Bautätigkeiten und Katastrophen und auch über die Landwirtschaft. Die Berichte wurden mit passenden Versen/Gedichten sowie Zeichnungen von Wolfgang Wurth versehen. Manche der gezeichneten Gebäude gibt es heute nicht mehr. Somit sind diese Schriftstücke nun historische Zeitzeugen.

Max Walter

Arbeitskreis Ichenheim

Das Jahr 2018 begann mit einem Knaller. Unser Vereinsmitglied Ernst Jäger in Sulz feierte im Januar seinen 100. Geburtstag. Klar, dass eine Abordnung des Vereins ihn besuchte und ihm zu diesem seltenen Fest gratulierte. Herr Jäger ist geistig, trotz körperlicher Behinderung aus dem Krieg, völlig fit und konnte mit seinem Wissen aus früheren Zeiten – speziell von der großen Ausstellung 1924 – dem Historischen Arbeitskreis noch wertvolle Informationen geben.

Im Laufe des Jahres konnten wir weiteren Mitgliedern zum 90. und zum 85. Geburtstag und auch zu einer Eisernen Hochzeit gratulieren. Es ist gut, solche Mitglieder in seinen Reihen zu haben, sind sie doch immer wieder wertvolle Informationsquellen zu alten Zeiten.

Wie jedes Jahr hatten wir gleich zum Jahresbeginn die vorbereiteten Arbeiten für unsere geplante Ausstellung in Angriff genommen. Wir hatten uns entschieden, einige Personen aus der Vergangenheit der Gemeinde vorzustellen und uns noch einmal ihre Vita anzusehen. Ist es doch oft so, dass Straßen nach Menschen aus der Vergangenheit benannt wurden oder in anderer Form mit der Geschichte der Gemeinde verbunden sind, tatsächlich aber ihre Zeit und ihr Leben in Vergessenheit geraten. Um hier Abhilfe zu schaffen, hatten wir uns zur Aufgabe gemacht, unter dem Thema „**Menschen aus der Geschichte Ichenheims**“ diese Personen und ihre Zeit noch einmal aufleben zu lassen.

Am 8. Juni 2018 war die Ausstellungseröffnung in den Räumen der Volksbank-Filiale in Ichenheim. Heinz Walter und seine Frau Angelika brachten auf humorvolle Art diese Menschen und ihre persönlichen Eigenheiten noch einmal in Erinnerung. Der Sing- und Spielkreis umrahmte die Veranstaltung und es gab reichlich Beifall für alle Akteure. Die Ausstellung – präsentiert bis Ende Juli in den Räumen der Volksbank – wurde gut frequentiert und mit viel Lob bedacht.

In diesem Zusammenhang wurde auch festgestellt, dass die Gedenktafel von Erwin Baur an der Apotheke sehr stark verwittert und kaum noch lesbar ist. Nach Rücksprache mit der Apothekerin, Frau Ines Bühler, haben wir beschlossen, hier Abhilfe zu schaffen. Voraussichtlich im Frühjahr 2019 kann die Tafel renoviert werden. Leider ist es uns nicht gelungen, Fotos von der Übergabe der Tafel im Jahre 1955 aufzutreiben. Frau Bühler konnten wir einige Unterlagen über die Geschichte der Apotheke und Dr. Dr. Erwin Baur zur Verfügung stellen.

Unsere Ausstellungen haben wir in erweiterter Form anlässlich des Dorffestes im September im Pfarrhaus und am Totensonntag im Rathausaal nochmals präsentiert. Nach der Ausstellung ist vor der Ausstellung, d. h., dass wir uns mittlerweile schon wieder mit unserem Projekt für 2019 beschäftigen. Als Termin für die Ausstellungseröffnung wurde schon mal der 24. Mai 2019 ins Auge gefasst. Hier erwartet uns eine Menge Arbeit.

Im Frühjahr nahm eine Abordnung teil an der jährlichen Hauptversammlung in Altenheim in „Schüll's Winstub“. Auch im abgelaufenen Jahr war uns die Gemeinschaftspflege wichtig. Am Fastnachtssamstag

trafen wir uns zu einem gemeinsamen Essen in der Schutterzeller Mühle und am Aschermittwoch war wieder traditionell das Heringessen.

An Himmelfahrt waren wir unterwegs zum Gasthaus „Rössle“ in Hofweier, wo wir gemeinsam ein Mittagessen einnahmen. Unsere Weihnachtsfeier haben wir aus Termingründen auf den Januar 2019 verlegt. Sie wird im Gasthaus Schwanen stattfinden.

Leider müssen wir unseren Bericht mit einem Trauerfall abschließen. Die Seele unseres Arbeitskreises, Frau Inge Roth, fiel ab Mitte des Jahres wegen einer schweren Erkrankung aus. Trotz aller medizinischen Versuche und Krankenhaus-Aufenthalte verstarb sie am 6. Dezember im Josefs-Krankenhaus in Offenburg. Wir vermissen sie sehr. Sie wird uns stets in Erinnerung bleiben.

Manfred Fischer

Arbeitskreis Müllen

Bis 1961 verkehrte zwischen Altenheim und Offenburg eine Kleinbahn, oft im Volksmund „Entenköpfer“ genannt. Nur ältere Einheimische wissen, dass die heutige Kreisstraße nach Schutterwald eigentlich ein Bahndamm war, der über sechs Jahrzehnte einen bescheidenen Zugverkehr ermöglichte. Doch diese Anbindung, vor allem an die Städte Offenburg, Kehl und Lahr, hatte Folgen für das kleine Dorf: Erreichbarkeit von Arbeitsplätzen im Umfeld der Städte, Verbesserung des Handels, Vereinfachung der Versorgung, Vorstufe der großen Mobilität durch Individualverkehr, Wandel der bäuerlichen Erwerbstätigkeit. Diese Themenfelder waren Gegenstand der Recherchen der Ortsgruppe Müllen im Jahre 2018, die im Rahmen des Arbeitstitels „Akte Müllen – Leben in einem kleinen Dorf“ erfasst wurden.

Claus-J. Flaith

Archäologischer Arbeitskreis (Thomas Ilch/Gerhard Gmeiner), Historischer Verein Neuried e. V.

Das Jahr 2018 war für uns ein außerordentlich erfolgreiches Jahr. Besonders herausragend waren die Funde im Gewann Streng, direkt am südlichen Ortsrand von Altenheim, direkt oberhalb eines heute verlandeten Rheinarms (Enz). Gerhard Gmeiner fand hier, durch unermüdliches Begehen mit der Sonde, ein breites Spektrum an Metallen, Münzen, Keramik und Schmuckfragmenten. Der Zeithorizont, den die Funde abdecken, reicht von der LaTène Zeit bis ins frühe Mittelalter. Die meisten Funde weisen auf eine schwerpunktmäßig provinzialrömisch/alemannische Besiedlung hin, welche für rechtsrheinische Verhältnisse außerordentlich selten ist. Das Interesse von Gerhard Gmeiner für diesen Ort wurde durch einen Zufallsfund in den Vorjahren geweckt.

Beim routinemäßigen Begehen dieses schon länger verdächtigen Gebiets fand er in einer Ackerfurche ein größeres, mit Akanthusblättern verziertes Sandsteinfragment, welches sich bei genauerer Untersuchung als Kapitell einer Jupitergigantensäule herausstellte. Gerhard Gmeiner hat durch erfolgreich abgeschlossene Lehrgänge zum Sondengänger beim Landesamt für Denkmalpflege die offizielle Erlaubnis, das verdächtige Areal mit der Sonde abzusuchen. Im Laufe der letzten Jahre

fand er hier Münzen, Fibeln, Fragmente eines römischen Militärhelms, Spinnwirtel, Schmuck und Schmuckfragmente. Es ist davon auszugehen, dass es sich hier ursprünglich um einen provinzialrömischen Vicus handelt, der sich wahrscheinlich zum großen Teil unter dem heute bebauten Gebiet „In der Streng“ befindet und damit unwiederbringlich verloren ist.

Desweiteren ist davon auszugehen, dass sich die Siedlungsfläche mindestens bis zur Kirche fortsetzt, wahrscheinlich sogar darüber hinaus, entlang der alten Enz. – Vielleicht befand sich ja unter der Kirche ein größeres Gebäude aus römischer Zeit. In einem Bericht von Frau Kappus-Mulsoy wird erwähnt, dass bei Bauarbeiten im frühen 20. Jahrhundert unterhalb der Kirche eine größere Menge Ziegelschutt zum Vorschein kam.

Das Jahr 2018 war aber auch für die Gesamtgemarkung Neuried-Altenheims bemerkenswert, weil zu den neun uns bereits bekannten provinzialrömischen Siedlungsstellen (belegt zumindest mit einem LZ bzw. einem TS Fund) weitere hinzukamen. Thomas Ilch entdeckte bei einem seiner zahlreichen Feldbegehungen eine im Gewinn Vollmarsten (2017/2018) und eine im Gewinn Schaflache. An beiden Orten fand er sowohl Leistenziegelfragmente als auch Keramik – z.B. Terra Sigillata Scherben und Scherben von Amphoren.

Um der Gemeinde unsere Arbeit vorzustellen, wiederholten wir den im Jahr 2017 erstmals präsentierten Vortrag „Archäologie auf heimischer Scholle“ im Sommer 2018 mit durchschlagendem Erfolg. Bei beiden Vorträgen war der Besucherandrang enorm. Gerhard Gmeiner gestaltete den Vortrag sehr lebendig anhand von Fundbildern, Beispielbildern aus der Fachliteratur sowie 3D-Grafiken.

Den gleichen Vortrag wiederholte Gerhard Gmeiner zur Jahrestagung der Ehrenamtlich Beauftragten im Regierungsbezirk Freiburg am 21.07. 2018 in Lahr/Schwarzwald in den Räumen des neu eingerichteten Tonofenmuseums in Lahr/Schwarzwald.

Thomas Ilch



Töpfer: Ciriuna, ein sehr später Erzeuger aus Heiligenberg (Elsass), ca. 160–180 n. Chr.; Scherben von einer TS-Schüssel der Form Drag. 37. Gefunden in Neuried-Altenheim durch Thomas Ilch im Gewinn „Richenen“ (linkes Bild), im Gewinn „im Wald“ (rechtes Bild).

Trachtengruppe

Am 11.03.2018 fand die BHV-Jahreshauptversammlung statt. Gundi und Klaus Weis haben uns dort vertreten.

Am 15.04.2018 haben wir, bei strahlendem Sonnenschein, mit 40 Trachtenträgerinnen und Trachtenträgern am Festzug anlässlich des Trachtentages bei der Landesgartenschau in Lahr teilgenommen.

Die Resonanz der Zuschauer hat uns einmal mehr gezeigt, wie wichtig es ist, die Tracht und Tradition zu bewahren. *Bettina Dürr*

Zum Jahresende hatte der Historische Verein Neuried 198 Mitglieder.

Ute Scheidecker, Schriftführerin

Nordrach

Das Jahr 2018 zeichnete sich durch zwei besondere Veranstaltungen aus: Der 8. Nordrachter Geschichtstag behandelte das Thema „Das Ende des Zweiten Weltkriegs in unserer Heimat“. Außerdem konnte die Restauration des Kruzifixes am Weiherbühl erfolgreich abgeschlossen werden.

Veranstaltungen

15. April und 16. September 2018: geführte Wanderungen zu den Nordrachter Höhenhöfen

Schon ab dem 14. Jahrhundert siedelte das Kloster Gengenbach im Bereich Moos bis Schäfersfeld Menschen an, die das Gebiet roden und landwirtschaftlich nutzen konnten. Im 18. Jahrhundert wurden auch Glashütten betrieben. Nachdem das Gebiet im Zuge der Säkularisation an das Großherzogtum Baden übergegangen war, wurden die landwirtschaftlichen Betriebe geschlossen, die Gebäude abgebrochen und die Bewohner mussten sich eine andere Bleibe suchen.

Der Historische Verein Nordrach hat im Frühjahr 2012 ein Wegenetz beschildert, das zu den einzelnen Standorten der Höhenhöfe und Glashütten führt. Ein Flyer enthält dazu die wichtigsten Informationen. Thomas Laifer, der die Grundlagen der Höhenhöfe erforscht hatte, führt seither interessierte Wanderer zweimal im Jahr zu einigen der Hofstellen und der beiden Standorte der Glashütten.

An der Frühjahrswanderung und Herbstwanderung nahmen insgesamt 51 Personen teil.



*Geführte
Wanderungen zu
den Höhenhöfen*



Übergabe der Informationstafel Backofenschmiede an den Bürgermeister-Stellvertreter Günter Eble und den Vorsitzenden des Schwarzwaldvereins Karl Oehler



Sommerferienprogramm



Vorsitzender Herbert Vollmer dankt Dr. Heinrich Schwendemann und überreicht einen Geschenk-korb

20. April 2018: Mitgliederversammlung

Im Mittelpunkt der Mitgliederversammlung stand der Vortrag von Restaurator Bernhard Wink. Er hatte vom Verein den Auftrag erhalten, das Kruzifix am Weiherbühl zu sanieren und schilderte den vorgefundenen Zustand des Kruzifixes und die erforderlichen Arbeiten.

Thomas Laifer wurde für den verstorbenen Wilhelm Oberle zum stellv. Vorsitzenden gewählt. Der Verein hatte eine Informationstafel über die Backofenschmiede anfertigen lassen, die er dem Bürgermeister-Stellvertreter Günter Eble und dem Vorsitzenden des Schwarzwaldvereins Karl Oehler überreichte.

23. August 2018: Sommerferienprogramm „Ritterspiele auf der Geroldseck“

Im Rahmen des Nordrachter Sommerferienprogramms fuhren Vereinsmitglieder mit zwölf Kindern zur Burgruine Geroldseck, wo „Burgvogt“ Josef Ringwald das Leben auf dieser Burg im Mittelalter schilderte. Spiele und ein Vesper rundeten diesen Tag ab.

22. September 2018: Achter Nordrachter Geschichtstag

Der Historische Verein Nordrach hatte das Thema „Das Ende des zweiten Weltkriegs in unserer Heimat“ gewählt und dafür den Historiker Dr. Heinrich Schwendemann, Steinach/Freiburg, gewinnen können.

Im ersten Teil der Veranstaltung schilderte Dr. Schwendemann die kriegerischen Ereignisse 1944/45. Danach wurden die Geschehnisse in Nordrach behandelt. Am 19. April 1945 besetzten französische Truppen das Nordrachtal. Dabei fielen acht deutsche Soldaten und Volkssturmmänner. Zwei Zeitzeugen-Berichte geben darüber Aufschluss: Der Ortspfarrer Nöltner schilderte in seinem schriftlichen Bericht an die Kirchenbehörde die Ereignisse vor und nach dem Kriegsende. Außerdem hatte auch Ludwig Fehrenbacher seine Erinnerungen von dem Gefecht auf dem Haldeneck – unweit davon steht sein Elternhaus – niedergeschrieben. Bei diesem Kampf verloren sechs deutsche Soldaten ihr Leben.

Als einziger Zeitzeuge schilderte Othmar Wolf, er war damals zwölf Jahre alt, wie er

diese Zeit erlebt hatte. Er erinnerte sich an Bombenabwürfe, bei denen ein Altersgenosse tödlich verletzt wurde. Eine Brücke im Dorf wurde gesprengt. Mit den französischen und amerikanischen Besatzungssoldaten hatten die Kinder schnell Kontakt und durften sogar auf den Jeeps mitfahren.

19. Oktober 2018 Feier zur Fertigstellung der Restauration des Kruzifixes am Weiherbühl, errichtet von den Eltern des Öhler Joken Hans, bekannt als Geliebter der Magdalene im Bauerndrama „Vogt auf Mühlstein“ von Heinrich Hansjakob.

Das Kruzifix am Weiherbühl wurde im Jahre 1773 von Jakob Öhler und seiner Ehefrau Barbara Lang aus Dankbarkeit für ein überstandenes Hochwasser errichtet. Es besteht vollständig aus Sandstein mit einem skulptierten Sockel in spätbarocker Gestaltung. Annähernd 250 Jahre Wind und Wetter ausgesetzt, wies es deutliche Schäden auf.

Der Historische Verein hatte mit dem Eigentümer des Kruzifixes, Hermann Späth, vereinbart, die Sanierung federführend zu übernehmen und für die Finanzierung zu sorgen.

Restaurator Bernhard Wink aus Offenburg erhielt den Auftrag. Er brach das Kruzifix ab und brachte die Einzelteile in seine Werkstatt, wo sie gereinigt, konserviert und Fehlstellen ergänzt wurden.

Die Kosten von rund 8.300 € konnten dank eines Zuschusses der Gemeinde Nordrach und privater Spender finanziert werden.

Am 19. Oktober trafen sich alle am Projekt Beteiligten zu einem „Helferfest“ und feierten das gelungene Werk.



Feier Kruzifix, v. l. die Vorstandsmitglieder Herbert Bruder, Thomas Laifer und Herbert Vollmer sowie Hermann Späth, Bernhard Wink, Ulfried Olthoff

Oberharmersbach

Im **Januar** ist der 38. Band des Jahresrückblicks mit einer Auflage von 350 Stück erschienen. Sie wird von unserem Mitglied Hermann Kornmayer seit 16 Jahren gestaltet und erstellt.

Der Historische Verein hat wie jedes Jahr am **21. Juni**, dem „Deutschen Mühlentag“, und am **09. September**, dem „Tag des offenen Denkmals“, im örtlichen Museumsareal „Speicher/Mühle“ Vorführungen und Führungen angeboten.

Am **27. Juli** ging es im Rahmen des örtlichen Kindersommerprogramms mit Michaela Neuberger auf zur Sagenwanderung vom Schwarzwälder Hof bis oberhalb des Donissi und über den staubfreien Weg zurück mit allerlei Sagen und Geschichten zu Oberharmersbacher Sagen gestalten aus vergangenen Zeiten.



Mitglieder des Historischen Vereins und Helfer haben in der Brugasse eine Felsenhöhle von Schutt und Unrat befreit. Der Nachwelt wird so eine Einrichtung aus alter Zeit erhalten bleiben. Nach mehrtägiger Arbeit hatten die Männer einen überraschend großen, kugelförmigen Hohlraum freigelegt und den Eingangsbereich saniert, der bis in das zwanzigste Jahrhundert zur Lagerung von Natureis genutzt wurde. Vor allem die Brauereien waren bis zur Erfindung von Kältemaschinen auf die Lagerung von Eis in solchen Eiskellern angewiesen. Ein weiterer erhaltener Eiskeller im Waldhäusertal soll ebenfalls freigelegt werden. Im Frühjahr 2019 werden nach Abschluss der endgültigen Arbeiten mehrsprachige Informationstafeln über die Geschichte informieren.

Cornelia Lehmann

Oberkirch

22. Januar 2018: Mitgliederversammlung

14. Februar 2018: Halbtages-Rätselfahrt nach Haslach i. K. Führung über Heinrich Hansjakob im Museum Freihof

24. Oktober 2018: Tagesfahrt nach Eltville im Rheingau und Oestrich-Winkel. Führung im Kloster Eberbach und im Brentanohaus

3. Dezember 2018: Übergabe Tafeln an historischen Gebäuden. Die Mitgliedergruppe Oberkirch hat an zahlreichen historischen Gebäuden in Oberkirch Hinweistafeln anbringen lassen. Die Tafeln geben Hinweise auf die Baugeschichte der Häuser und auf ihre Bewohner. Am 3. Dezember 2018 wurden die Tafeln offiziell der Stadt Oberkirch übergeben.

17. Dezember 2018: Mitgliederversammlung

Der Vorsitzende der Mitgliedergruppe Oberkirch, Horst Schneider, steht aus Alters- und familiären Gründen nicht mehr für das Amt zur Verfügung. Da kein Nachfolger gefunden werden konnte, hat die Mitgliederversammlung die Auflösung der Mitgliedergruppe Oberkirch zum Jahresende beschlossen. Ferner wurde beschlossen, dass mit dem noch vorhandenen Vermögen die historischen Ölbergfiguren an der Pfarrkirche St. Cyriak in Oberkirch restauriert und am Ölberg eine entspiegelte Scheibe sowie eine neue Beleuchtung angebracht werden sollen.

Horst Schneider

Grimmelshausen-Gesprächsrunde in Oberkirch-Gaisbach 2018

Februar: Wolfram Brümmer: Glasgemäldescheiben im Oppenauer Heimatmuseum

März: Anita Wiegele: Grimmelshausens Ewigwährender Kalender

April: Dirk Niefanger: Simplicissimus als Söldner

Juni: Rosemarie Zeller: Wie Grimmelshausen die Schlacht von Wittstock bei Sidney abschreibt

Oktober: Manuela Bijanfar: Courasche – Hommage an ein eigenwilliges, verwegenes Weib

November: Sabine Bengel: Das Straßburger Münster und seine tausend-jährige Geschichte
Manuela Bijanfar

Offenburg

Der Historische Verein Offenburg führte im Jahr 2018 die nachfolgenden Veranstaltungen durch. Im Hinblick auf die Dauerausstellung „Kolonialzeit“ im Ritterhaus wurde der Schwerpunkt bei der Auswahl der Veranstaltungen auf dieses Thema gelegt.

Am Donnerstag, den 8. März 2018 referierte im Foyer des Museums im Ritterhaus Frau Susanne Leiendecker zu dem Thema „Südsee – Traum und koloniale Wirklichkeit“. Wer 1884 aus dem deutschen Kaiserreich mit welchem Status auch immer in die deutschen Kolonien Samoa oder Neuguinea kam, hatte den bis heute währenden Mythos von Palmen, Strand und Meer vor sich. Der koloniale Alltag sah jedoch anders aus. Ausgehend von der Biografie des badischen Kolonialbeamten Eugen Brandeis wurde von der Referentin das Leben in den deutschen Südkolonien nachgezeichnet und kritisch beleuchtet.

Auch der Wirtschaftsgeschichte der Ortenau war ein Vortrag gewidmet. Herr Manfred Hammes hielt am Dienstag, den 10. April 2018 im Foyer des Museums einen Vortrag mit dem Titel „90 Jahre MEIKO: Spurensuche in einem Unternehmen ohne Archiv“. Manfred Hammes, langjähriger Geschäftsführer der Wirtschaftsregion Offenburg (WRO), hat die spannende Geschichte der Firma MEIKO rekonstruiert, deren Gebäude und Archiv in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs komplett zerstört wurden. Das 1927 von Oskar Meier und Franz Konrad gegründete Unternehmen ist heute ein Global Player im Markt der gewerblichen Spültechnik.

Mit den Motiven der sogenannten „Missionsbräute“ befasste sich ein Vortrag von Frau Maura Klimke am Freitag, den 4. Mai 2018 im Foyer des Museums mit dem Titel „Missionsbräute für die Kolonien – Das Beispiel der Elise Eisfelder (1858–1885)“. Ausgehend von der Biografie der Elise Eisfelder gab die Referentin einen spannenden Einblick in die Arbeit der Basler Mission und ihrer Hilfsvereine während der Kolonialzeit. Die Basler Mission war im 19. Jahrhundert die führende Organisation bei der Entsendung von Missionaren und ledigen Schwestern in die verschiedenen Kolonien. Von Basel aus wurden seit 1815 über 4000 Missionare und ledige Schwestern nach Ghana, Kamerun, Südin-dien, Südchina und Kalimantan/Indonesien entsandt. Mehr als die Hälfte von ihnen stammte aus Baden und Württemberg. Die Pionierleistung der Missionare ist durch Schriftgut, Karten, Pläne und Fotos dokumentiert.

Eine für den 9. Juni 2018 in Zusammenarbeit mit der VHS Offenburg vorgesehene Exkursion zur Basler Mission unter dem Thema „Gottes Wort in den Kolonien. Die Evangelische Missionsgesellschaft Basel“ konnte leider aus technischen Gründen nicht stattfinden.

In den Jahren 1905/1906 erschütterten mehrere Skandale in den deutschen Kolonien die deutsche Öffentlichkeit. Im Mittelpunkt stand der Kolonialbeamte Geo Schmidt, der in der deutschen Kolonie Togo eine junge Afrikanerin vergewaltigt haben sollte. Solche Übergriffe, auf die von Missionaren in zahlreichen Briefen immer hingewiesen worden war, waren in den Kolonien alltäglich. Die Göttinger Historikerin Professorin Dr. Rebekka Habermas befasste sich in einem Vortrag am Freitag, den 15. Juni 2018 im Foyer des Museums unter dem Thema „Skandal in Togo. Ein Kapitel deutscher Kolonialherrschaft“ mit den Motiven der Beteiligten, dem Rassismus und dem Alltag in den Kolonien.

Im Anschluss an die Mitgliederversammlung am 20. November 2018 referierte Herr Martin Ruch in einem gut besuchten Vortrag zum Thema „Stahlbau Müller in Krieg und Friede“. Von vielen Offenburger Traditionsunternehmen weiß man heute kaum mehr etwas, obwohl sie das Gesicht und das Leben dieser Stadt einst entscheidend geprägt und vielen Menschen Arbeit und Brot gegeben haben. Die Geschichte der 1842 gegründeten Firma „Stahlbau Müller“ ist im Gegensatz dazu gut überliefert. Dr. Ruch stellte an diesem Abend seine Forschungen zur Firmengeschichte dieses Offenburger Unternehmens vor.

Rheinmünster 2016

Führungen und Vorträge

Sonntag, 11. März 2018 – 14:00 Uhr, Zusammenarbeit PAMINA-RHEIN-PARK mit Frau Zorn.

Fort Louis und die Moder-Auen, Exkursion zur Geschichte links und rechts des Rheins. Fort Louis – ein Bollwerk an Festung auf der Giessenheimer Rheininsel – befand sich unmittelbar an der Grenze zur Markgrafschaft Baden gegenüber der damaligen Reichsfestung Stollhofen. Mitten in der von Gottfried Tulla umgestalteten Rheinzone finden wir heute noch die Reste dieser mehrfach zerstörten Festung und Stadt, wobei die Grundrisse noch klar zu erkennen sind.

Die Moder, der linksseitige 82 km lange Zufluss des Rheins, der heute hinter der Staustufe Iffezheim in den Rhein mündet, ist ebenso Thema; ursprünglich mündete sie bei Drusenheim in den Rhein. Sie ist auch mit der Geschichte von Fort Louis verbunden und bietet noch interessante Einblicke in die Rheinauen.

15. April 2018, Führung durch Stollhofen für die Allgemeinheit mit Ausstellung Modell der Stadt und Festung Stollhofen. Teilnehmerzahl 16.

26. April, Vortrag (Power-Point) zur Geschichte der Stadt und Festung Stollhofen, bzw. Stollhofener Linie in der Sparkasse Achem. Teilnehmerzahl etwa 40.

15. Mai 2018, Stadtführung Stollhofen mit dem Historischem Verein Achern, Teilnehmerzahl 15 Personen.

1. Juni 2018, Führung Fort Louis mit etwa 18 Personen. Besichtigung des Modells der Festung Fort Louis im Rathaus von Fort Louis.

12. August 2018, Führung Fort Louis mit etwa 10 Personen.

14. August 2018, Power-Point-Vortrag im Seniorenheim Rheinmünster-Stollhofen zur Ortsgeschichte Stollhofen. Teilnehmerzahl etwa 20 Personen.

10. Sept. 2018, Führung durch die Pfarrkirche Stollhofen St. Erhard mit Mitbewohner vom Seniorenheim mit etwa 10 Personen.

24. Oktober 2018, Vortrag im Seniorenheim (Power-Point) über die Kleinbahnlinie Schwarzach-Rastatt-Bühl-Kehl (MEG). Teilnehmerzahl etwa 30 Personen.

Historischer Rundweg in Stollhofen

Bis zum Jahresende konnten nun von 15 Hinweistafeln 13 aufgestellt werden. Zusätzlich wurde auch noch eine 16. Tafel vorbereitet. Sie soll direkt an der Fußgängerbrücke als Begrüßungstafel aufgestellt werden. Auch wurde der Druck eines Flyers vorbereitet.

250 Jahre Pfarrkirche St. Erhard

Im Jahr 2019 feiern wir 250 Jahre St. Erhard (Neubau) in Stollhofen. Die Kirche wurde 1769 vom Baumeister Franz Ignaz Krohmer an alter Stelle erbaut. Er bezog den alten Turm der 1448 erstmalig erwähnten Stadtkirche mit in den Neubau ein.

In diesem Rahmen werden wir die Eröffnung des Rundweges zusammen mit dem Jubiläum St. Erhard feiern können.



Schiltach/Schenkenzell

Das vergangene Jahr brachte für unsere Mitgliedergruppe grundlegende Veränderungen. Zum einen wagten wir nach fast 99-jährigem Bestehen als örtlicher Ableger des Historischen Vereins für Mittelbaden den Sprung in die „Selbstständigkeit“ und sind seit Februar 2018 als eingetragener Verein registriert. Zum andern endete mit unserer Mitgliederversammlung am **19. Januar 2018** die Zeit des „Initiativkreises“ unter Führung unseres langjährigen Sprechers, Bürgermeister a. D. und Ehrenbürger Peter Rottenburger, der die Geschicke unserer Gruppe seit 2007 maßgeblich mitbestimmte. Ihm gebührt an dieser Stelle nochmals unser herzlicher Dank für seine umsichtige Führung, Lenkung, Koordination und nicht zuletzt für die Vorbereitung der Vereinsgründung.

Der erstmals gewählten Vorstandschaft gehören elf Personen an. Ins Amt als 1. Vorsitzender wurde Markus Armbruster (Schiltach) gewählt, zu seinem Stellvertreter wurde Werner Sum (Schenkenzell) berufen, beide gehörten bereits bisher dem Initiativkreis an. Für die Finanzverwaltung und Mitgliederbetreuung erhielt Marcus Löffler das Vertrauen der Mitglieder, als Schriftführer wurde Reinhard Mahn im Amt bestätigt. Komplettiert wird die Vorstandschaft durch Michael Buzzi, den Historiker Dr. Hans Harter, Dr. Helmut Horn, Klaus-Ulrich Neeb, Willy Schoch, Falko Vogler und Klaus Wolber. Zu Kassenprüfern wurden Peter Brand und Otto Schinle bestellt.

Ende **Februar** kam die neue Vorstandschaft zu ihrer ersten Sitzung zusammen, wobei vorrangig unsere Beteiligung am „Aktionstag Geschichte“ der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg in Villingen unter Dach und Fach zu bringen war. Im historischen Ambiente des Franziskanermuseums präsentierten Museumsleiter Dr. Andreas Morgenstern sowie drei Vertreter aus unserer Vorstandschaft die touristischen Vorzüge und die reiche Historie der Gemeinden Schiltach und Schenkenzell. Unser Gemeinschaftsstand fand regen Zuspruch und es ergaben sich zahlreiche Möglichkeiten zu angeregten Gesprächen mit Besuchern, Mitausstellern und dem Rottweiler Kreisarchivar.

In Vorbereitung seines Beitrages zum 2017 von der Stadt Schiltach herausgegebenen zweibändigen „Lehengericht“-Buch (siehe Rezension im Jahresband 2018) erforschte Helmut Horn über Jahre akribisch die Geschichte der Lehengerichter Höfe. Im Rahmen der städtischen Veranstaltungsreihe „Lebendiges Lehengericht 1817–2017“ stellte Horn seine umfangreichen Forschungen Mitte **März** in der Friedrich-Grohe-Halle auszugswise einer interessierten einheimischen und auswärtigen Zuhörerschaft vor. Seine detaillierten Ausführungen spannten einen Bogen von den geologischen Gegebenheiten, der Siedlungs- und Herrschaftsgeschichte über die Dialektforschung bis hin zu exemplarisch vorgestellten Lehengerichter Höfen und den sie bewirtschaftenden Familien. Begleitet wurde der Vortrag von unserer Foto-Ausstellung „Leben und Arbeiten in Lehengericht“, die wir für die Besucher im Foyer aufgebaut hatten.



Abb. 1: Die neu gewählte Vorstandschaft (Foto M. Baumgartner)

Im April lud Willy Schoch in Schenkenzell zu einer Bestandsaufnahme in Sachen „Erhalt der Floßweiher“ ein. Er informierte ausführlich über die bisher unternommenen Schritte, das bis dato Erreichte und die ins Auge gefassten Ziele, die in enger Abstimmung mit Eigentümern, der Denkmalschutzbehörde, den beteiligten Gemeinden sowie den Tourismusverbänden angestrebt werden sollen.

Anlässlich des großen „Lehengericht“-Festes Anfang Mai präsentierten wir die Fotoausstellung ein weiteres Mal. Der Lesesaal im Lehengerichter Rathaus, mitten im Festgeschehen gelegen, erwies sich dabei als ideal, an beiden Tagen war die Schau, die durch eine fortlaufende Fotopräsentation auf Großbildschirm ergänzt wurde, ein ausgesprochener Besuchermagnet.

Schon eine Woche darauf wurden vier interessierte Vorstandsmitglieder von Helmut Horn in die Grundkenntnisse der Familienforschung und den Umgang mit Kirchenbüchern und alten Akten im Allgemeinen eingeführt. Bereits um 1990 hatte Horn zusammen mit dem Heimatforscher Herbert Pfau(†) die Grundlagen für ein künftiges Ortssippenbuch zusammengetragen, das den Zeitraum von 1550 bis 1650 abdeckt. Im praktischen Teil wurde anschließend anhand von Quellenstudium beispielhaft eine Hofgeschichte erforscht.

Wenige Tage später schafften es Günther Bentele und Wolfgang Tuffentsammer wieder mit Leichtigkeit, ihre Begeisterung für Literatur auf die zahlreichen Zuhörer in der „Treffpunkt“-Stube zu übertragen. Leben und Werk des württembergischen Lyrikers, Erzählers und Pfarrers Eduard Mörike (1804 bis 1875) waren Thema des sechsten Literarischen Gesprächs. Das eingespielte Duo veranschaulichte das Schaffen Mörikes mit Leseproben aus Gedichten und Erzählungen, parallel dazu breiteten sie im unterhaltsamen Zwiegespräch passende Episoden aus Mörikes Biografie aus.

An Pfingsten wurde das 175-jährige Jubiläum der evangelischen Stadtkirche Schiltach gefeiert. Sie war 1843 als Nachfolgerin einer vermutlich im 15. Jahrhundert erbauten und 1833 abgebrannten gotischen Kirche geweiht worden. Begleitet wurde das Fest von einer Fotoausstellung über das Leben in, um und mit der Kirche, die von Stadtarchivar Morgenstern vorbereitet und mit Mitgliedern des Historischen Vereins realisiert wurde.

Der 1981 im oberen Kinzigtal eingerichtete und seither vom Schwarzwaldverein betreute „Hansjakobweg“ erfreut sich bei Wandern nach wie vor großer Beliebtheit. Nachdem er im mittleren Kinzigtal später noch einen größeren Bruder bekam, wird er heute der „Kleine



Abb. 2: Volles Haus bei Helmut Horns Vortrag (Foto: M. Buzzi)



Abb. 3: Unsere Foto-Ausstellung während des „Lehengericht-Festes“ lockte viele Besucher an



Abb. 4: Komplett erneuert wurden die 50 Infotafeln entlang des Hansjakobweges (Foto: W. Schoch)

Hansjakobweg“ genannt. Das Besondere sind seine 50 Bild- und Texttafeln, die an die Erzählungen des Volksschriftstellers Heinrich Hansjakob erinnern und den Wanderer an Orte führt, die Hansjakob in seinen Büchern „Erzbauern“, „Waldleute“ und „Abendläuten“ geschildert hatte. Der Initiative von Willy Schoch ist es zu verdanken, dass im vergangenen Juni die in die Jahre gekommenen und teilweise zerstörten Beschilderungen allesamt erneuert wurden. Zwei Jahre blieb er zielstrebig an der Sache dran, bis die Gemeinden Schenkenzell, Bad Rippoldsau-Schapbach, Oberwolfach und Wolfach, über deren Gemarkungen der Wanderweg verläuft, an einem Strang zogen und der Austausch der Tafeln Wirklichkeit wurde. Mit 27 Tafeln trug die Gemeinde Schenkenzell die Hauptlast der Kosten, für ihr Engagement gilt allen an der Aktion Beteiligten unser herzlicher Dank.

Den Sommer über präsentierte das „Museum am Markt“ die beeindruckende Sonderausstellung „Lehengericht im Bilde der Kunst“. Die Vorstandschaft unseres Vereins sowie einige Gäste nahmen gerne die Gelegenheit wahr und ließen sich die dort präsentierten Künstler und ihre Motive durch Hans Harter, der zusammen mit Beatrix Beck und Peter Brand am Zustandekommen der Schau maßgeblich beteiligt war, fachkundig erläutern. Dreizehn Künstler schufen mit Bleistift, Pinsel und Farbe unter Anwendung unterschiedlicher Arbeitsweisen und Stile Eindrücke aus Lehengericht, seinen Menschen und seiner Landschaft, aber auch Handwerk, Tracht und Industrialisierung inspirierten die Künstler und ließen sie zeitgenössische Szenen aus ihrem jeweiligen persönlichen Blickwinkel heraus festhalten.

Am letzten Samstag im August trafen sich einige Interessierte zu einem Ausflug zur Ruine „Schilteck“ bei Schramberg, wo sie Heimatkunde im wortwörtlichen Sinn erlebten. An Ort und Stelle erläuterte Historiker Hans Harter detailliert die Geschichte der Burg und erklärte die Funktion der Wehranlage auf dem schroffen Bergsporn über der Schiltach. Der Burgbesichtigung schloss sich ein Abstecher zum „Teufelskopf“ an, wo die Hochfläche zwischen Hinterholz und Finsterbachhof jäh ins Schiltachtal abfällt. Klaus Wolber war im Zuge der Kleindenkmalerfassung hier auf mächtige, mannshohe Grenzsteine aus Sandstein aufmerksam geworden, die Rochus Merz zur Abgrenzung seines Schramberger Territoriums bereits im Jahr 1558 hier errichten ließ.

„Wie gut kennst du deine Stadt?“ Dieser Frage stellten sich fünfzehn Kinder beim Sommerferienprogramm Anfang September 2018. Marcus Löffler und Falko Vogler hatten sich hierfür ein abwechslungsreiches, ja sogar kniffliges Nachmittagsprogramm einfallen lassen. Aufgeteilt in drei Gruppen ging es bei idealem Wetter am Marktplatz los. Bei den

„roten Brummern“, dem historischen Triebwagengespann an der oberen Bahnhofbrücke, war Zwischenstation. Als Höhepunkt standen den Kindern die Türen des Zuges offen, die hier begeistert den Platz des Zugführers einnehmen und sich am Modell einen Eindruck von der Größe des ehemaligen Schiltacher Bahnhofareals mit Güterbahnhof, zwei Stellwerken, Lokschuppen, Wendeplatte und Tiefbrunnen verschaffen konnten.

Im Herbst folgten drei Vortragsveranstaltungen in bewährter Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Schiltach/Schenkenzell. Ende **September** warf Frank Schrader aus Wolfach im neu ausgebauten „Adler-Saal“ einen kritischen Blick auf Leben und Werk des aus Schiltach stammenden Kunstmalers Eduard Trautwein (1893–1978), der den weitest- aus größten Teil seines Lebens in Wolfach verbrachte. Mit seinen Gemälden ist er bis heute nicht nur auf den Rathausfassaden beider Städte präsent, sondern als „Schwarzwalddmaler“ auch in den Wohnungen vieler Privatpersonen der Region. Schrader nahm Trautweins künstlerisches Schaffen unter die Lupe und konnte nach gewissenhaften Recherchen auch deutlich dessen Verstrickung in die NS-Kulturpolitik im damaligen Kreis Wolfach herausarbeiten. Sachlich vorgetragen entstand dabei das Bild eines Mannes, der als Kulturschaffender bis 1945 auf Kreisebene eine ganze Reihe politisch bedeutsamer Funktionen bekleidete und damit ohne Zweifel Ideologie und Ziele der NSDAP in eindeutiger Weise verkörperte und offen förderte.

Wenige Tage nach diesem Vortrag lud Willy Schoch im Rahmen der „Kinzigtäler Flößerwoche“ zu einer Exkursion zu den ehemaligen Schwallungen am Laybach nach Hinterkaltbrunn ein. Fundiert berichtete er den Teilnehmern über die einstmalige Bedeutung der Flößerei für das obere Kinzigtal, die dafür notwendigen Bauwerke und deren Funktion sowie seinen Bemühungen, diese höchst gefährdeten Zeugen der Flößerzeit für die Nachwelt zu erhalten.

Anfang **November** hatten wir den Sprachwissenschaftler und Namenforscher Prof. Dr. Konrad Kunze aus Freiburg zu Gast. Nach drei Vorträgen in Schiltach längst kein Unbekannter mehr, referierte er dieses Mal über Geschichte, Verbreitung und Bedeutung unserer Vornamen. Die Zuhörer im Foyer der Friedrich-Grohe-Halle genossen einen spannenden, kurzweiligen und äußerst lebendigen Abend. Kunze zeigte auf, wie unsere Namenswelt seit der Antike hauptsächlich durch die Einflüsse des Christentums zu dem wurde, was sie heute ist, betrachtete



Abb. 5: Ein Erinnerungsfoto ans Sommerferienprogramm ist natürlich Pflicht (Foto: R. Mahn)



Abb. 6: Frank Schrader setzte sich intensiv mit dem Kunstmaler Eduard Trautwein auseinander (Foto: R. Mahn)



Abb. 7: Willi Schoch (li.) erklärte die Funktion von Schwallungen (Foto: H. Horn)



Abb. 8: Der Grabstein von P. Brisson wurde zwischenzeitlich um eine kleine Gedenktafel ergänzt (Foto: W. Schoch)

modische Strömungen und sparte auch nicht mit Kritik an aktuellen Entwicklungen bei der Namensgebung.

Um die gleiche Zeit beschloss der Ortschaftsrat von Kaltbrunn einstimmig die Anschaffung einer schlichten Gedenktafel für ein Kriegsoffer, das in den Wirren der letzten Kriegswochen auf der hiesigen Gemarkung zu Tode gekommen und dessen Identität in Vergessenheit geraten war. Angestoßen wurden die Nachforschungen letztlich durch die Kleindenkmalerfassung in den Jahren 2012/13. Ein in die Jahre gekommener Grabstein, dem die Beseitigung drohte, weckte das Interesse der Erfasser, und Heimatforscher Willy Schoch machte sich daran, dem Schicksal, das sich hinter diesem Grabstein verbarg, nachzugehen. Seine Erkenntnisse trug er im Ortschaftsrat vor, der den Grabstein in Eigeninitiative restaurieren ließ. Die ergänzende Gedenktafel trägt folgende Aufschrift: „In den letzten Kriegstagen beschloss Paul Brisson, geboren am 3. Juni 1912 in Kolberg/Pommern, in aussichtsloser Lage als Soldat der deutschen Wehrmacht sein Leben zu retten und zu desertieren. Auf dem Weg zu seiner Familie fand er auf dem Gallenbachhof kurz einen Unterschlupf. Dort wurde Paul Brisson am 19. März 1945 vom Dorfpolizisten und dem Volkssturmführer aufgespürt und beim Versuch zu flüchten erschossen.“

Auf dem Kaltbrunner Friedhof fand er seine letzte Ruhestätte.“ Der Historische Verein dankt allen Beteiligten für ihren Einsatz und die Bewahrung der mahnenden Erinnerung an jene unmenschliche Zeit.

„Ein bisschen für die Sache begeistern“, wollte der Archäologe Dr. Johann-Christoph Wulfmeier aus Schiltach, der unter dem Motto „Geschichte unter unseren Füßen“ Ende November seine gut fünfzig Zuhörer im Gottlob-Freithaler-Haus an den Ergebnissen von Grabungen der vergangenen Jahre im Landkreis Rottweil teilhaben ließ. Bevor er ausgesuchte Projekte vorstellte, ging Wulfmeier auf das Archäologen heutzutage zur Verfügung stehende „Handwerkszeug“ ein. Die Auswertung von Luftbildern sowie speziell entwickelte Software erleichtere es, bisher unbekannte Zusammenhänge zu erschließen. Bei den durchgeführten Grabungen ging Wulfmeier auf einen römischen Gutshof und ein frühmittelalterliches Gräberfeld ein, zeigte archäologische Fundstücke und konnte die Entdeckung eines bislang unbekanntes Stadtteils des antiken Arae Flaviae vermelden. „Wenig Greifbares“ hätten allerdings nochmalige Bodenerkundungen auf dem Brandsteig gebracht.

Auch die 2018 erschienene 98. Ausgabe der Vereinszeitschrift „Die Ortenau“ konnte wieder mit drei Beiträgen über das obere Kinzigtal

aufwarten. Stadtarchivar und Vereinsmitglied Andreas Morgenstern beleuchtet die letzten Jahre des Ersten Weltkriegs sowie den Übergang vom Kaiserreich zur Republik am Beispiel einer Kleinstadt wie Schiltach. Sein Fokus lag zum einen auf der sich zum Kriegsende hin ständig verschlechternden Versorgungslage, zum andern auf der sich allmählich bildenden neuen staatlichen Ordnung. Historiker Hans Harter räumt in seinem Beitrag mit Legendenbildungen um den Bau der Schwarzwaldbahn auf. Er geht auf die unterschiedlichen Interessenlagen entlang der für den Bau in Frage kommenden Trassen (Gutach- oder Schiltachtal) ein und zeigt die Argumente von Wirtschaft und Interessengruppen auf, die oft hart am Rande zur Unwahrheit versuchten, sich in Karlsruhe Gehör und Vorteile zu verschaffen. Ein Aufsatz des Archäologen Dr. Heiko Wagner gibt einen guten Überblick über die neu vorgenommene zeitliche und historische Einordnung von Burgen rund um Schenkenzell sowie zu neueren Fundstücken.

Nach jahrelanger Anlaufzeit und mehreren Arbeitseinsätzen durch Vereinsmitglieder konnte zum Erhalt des Kleindenkmals „Pulverhäusle“ oberhalb des Schiltacher Sägergrüns noch vor Jahresende ein bedeutender Schritt nach vorn gemacht werden. Nachdem die voraussichtlichen Kosten ermittelt waren, machte sich ein einheimischer Maurermeister im **Dezember** daran, die Bruchsteinmauern auszufugen und damit das kleine Objekt zu sichern. Als abschließende Arbeit folgt im Frühjahr 2019 eine neue Eindeckung mit Sandsteinplatten. Unser besonderer Dank gilt der Stadt Schiltach für die Bereitstellung der finanziellen Mittel, die den Erhalt dieses Kleinods erst möglich machen.

Das erste Jahr als „richtiger“ Verein endete mit einem besonderen Ereignis. Nach einstimmigem Beschluss der Mitgliederversammlung wurde Dr. Hans Harter zum ersten Ehrenmitglied unserer Mitgliedergruppe ernannt. Sichtlich gerührt nahm der Geehrte aus den Händen unseres Vorsitzenden Markus Armbruster eine von Mitgliedern der Vorstandschaft ansprechend und persönlich gestaltete Urkunde entgegen. Armbruster betonte: „Kein Lebender hat sich um die Geschichtsschreibung unseres Städtles und des oberen Kinzigtals auch nur annähernd so verdient gemacht. Die gestandenen Heimatforscher, die Dich damals als jungen Hüpfen unter ihre Fittiche genommen haben, wären stolz auch Dich. Wir hoffen, dass Du der Geschichtswissenschaft, unserem Verein und diesem Freundeskreis noch lange erhalten bleibst.“

Die Vorstandschaft kam 2018 unter Leitung ihres Vorsitzenden zu fünf Sitzungen zusammen. Die teils umstrittene Beschilderung historischer und öffentlicher Gebäude im Städtle, die künftige Gestaltung des Areals rund um das Gedenkkreuz auf dem Schrofen und das bevorstehende 100-jährige Jubiläum unserer Mitgliedergruppe waren immer wieder auf den Tagesordnungen zu finden. Im März nahm der Vor-



Abb. 9: Markus Armbruster überreicht Hans Harter (li.) seine Ehrenurkunde (Foto: R. Mahn)

stand an der Frühjahrstagung in Kehl-Kork teil und Ende Oktober folgten vier Vereinsvertreter der Einladung zur Jahresversammlung des Gesamtvereins nach Schutterwald, wo vor allem der Festvortrag über die Schicksale von Schutterwäldern, die sich aus blanker Not für ein Leben jenseits des Atlantiks entschieden hatten, großen Eindruck hinterließ.

Auch im zurückliegenden Jahr trugen zahlreiche Berichte unserer fleißigen Heimatforscher in der Lokalpresse dazu bei, das Interesse an heimatgeschichtlichen Themen wach zu halten. Die Zahl der Mitglieder unseres Vereins blieb 2018 auf gutem Niveau konstant. Auf unserer Homepage „www.geschichte-schiltach-schenkenzell.de“ finden Sie alle aktuellen Termine sowie vertiefende Informationen zu den hier nur kurz angeführten Veranstaltungen. *Reinhard Mahn*

Schutterwald

Am **14. März** stellte Eugen Hansmann, zusammen mit Klemens Hansert und Clemens Herrmann, im Rathaus sein neues Buch über unseren genialen Kirchenerbauer Joseph Hirschbühl vor. Dabei überreichte er Bürgermeister Martin Holschuh ein Exemplar. Der war sichtlich erfreut über das gelungene Werk. Der Redakteur vom Offenburger Tageblatt war

auch anwesend und hat über die Buchneuerscheinung berichtet.



Buchvorstellung Eugen Hansmann, Klemens Hansert und Clemens Herrmann

Am **17. März** fuhr der 1. Vorsitzende Clemens Herrmann zusammen mit Klemens Hansert zur Frühjahrstagung des Historischen Vereins für Mittelbaden, unseren Dachverband. Nach den üblichen Regularien war ein Hauptdiskussionspunkt die anstehende Beitragserhöhung des Dachverbandes, der natürlich auch auf uns zurückgreift. Dieser Umstand wurde ausgelöst, weil sich aus den Vereinen kein ehrenamtlicher Funktionär mehr finden lässt, der das Amt des Kassiers übernehmen will. Es wurde nun erforderlich, dass eine hauptamtliche Kassiererin, die bezahlt werden muss, eingestellt wurde.

Die letzte Beitragserhöhung fand mit der Einführung des Euro statt, also vor 18 Jahren. Es wurde mehrheitlich abgestimmt, eine Beitragserhöhung von 8 Euro vorzunehmen.

Vollbesetzt war der Martinskeller am **20. März** beim Vortrag von unserem Mitglied Jürgen Blum über „Die Rheinauen im Wandel der Zeit“. Das Spektrum des Vortrages umfasste den Zeitraum von vor Millionen Jahren bis vor der Rheinbegradigung durch Oberst Tulla und Schiffbarmachung durch Honsell und bis in die heutige Zeit mit der reichhaltigen Fauna und Flora im Rheinvorland. Herr Blum verstand es, die Zuhörer zu fesseln und zu begeistern. Unterstützt wurde Jürgen Blum durch Richard Karl vom nachbarlichen Historischen Verein Neu-



Jürgen Blum

ried-Altenheim. Vorsitzender Herrmann durfte den Herren ein kleines Dankepräsent überreichen.

Aufgrund des anstehenden 750-jährigen Ortsjubiläums haben wir in diesem Jahr den Mehrtagesausflug etwas vorverlegt. Den 3. bis 6. Juni verbrachte der Historische Verein in Oberbayern und Werdenfeler Land. Bei der Anfahrt fügten wir in Bad Buchau am Federsee unsere Frühstückskaffeepause ein. In Ottobeuern schauten wir in die herrliche Klosterkirche rein, anschließend um den Marktplatz herum, in ein gemütliches Mittagspauselokal. Im Hotel „Seeblick“ in Bernried, am Starnberger See, waren wir hervorragend untergebracht. Von hier aus starteten wir Unternehmungen, wie Schifffahrt auf dem Starnberger See, Ausflüge nach Oberammergau, Festspielhaus, nach Vorderriß bis Hinterriß. Ein Gewitterschauer ließ den Ausflug auf eine Bergalm ausfallen, wir waren aber in der „Post“ in Hinterriß bestens versorgt. Zuvor schauten wir noch in Garmisch-Partenkirchen vorbei. Höhepunkt der Fahrt war aber jedenfalls der Besuch der Wieskirche bei Steingaden, die wir unter fachmännischer Führung gezeigt und erklärt bekamen. Eine Pause in Füssen und zum Abschluss eine Sektpause an der Raststätte „Hegaublick“, begleitet von einem Hagelschauer, beschlossen die schöne Fahrt. Mit der Firma Meßmer und ihrem beflissenen Fahrer Helmut Wissner waren wir gut bedient.

Nun ein paar Worte zum 750-jährigen Dorfjubiläum am 23. und 24. Juni. Dieses Fest, von der Gemeinde veranstaltet, von den teilnehmenden Vereinen mitgestaltet, war ein Fest, wie es Schutterwald wahrscheinlich noch nie gesehen hat. Die Besucher aus Nah und Fern, auch aus Amerika waren einhellig restlos begeistert. Der Historische Verein brachte sich mit dem Hausnamenprojekt mit ein, was ebenfalls einhellige Zustimmung fand. Ergänzend sorgten die von Klemens Hansert initiierte Postkartenausstellung im Vorraum und der Zeiten-Weltkalender im Hof des Rathauses für breites Interesse. Der Verkauf des Dorffilmes: SUTTERWALD ANNO 1970/71 und die „VARIA“ des ehemaligen Heimatforschers Emil Adolf Seigel († 15. Dezember 1926) waren von gutem Erfolg. Von beiden sind noch wenige Exemplare erhältlich. Be-





*Bürgermeister
Martin Holschuh*



*Oberstudienrat
Martin Ritter*

danken möchten wir uns bei der Gemeinde, für die Übernahme der Kosten der Hausnamentafeln.

Ein besonderer Dank gilt dem Team um die Erforschung und Gestaltung der Hausnamentafeln, Klemens Hansert, Eugen Broß, Dietmar Schulz, Günther Oehler und Clemens Herrmann. Es wurde Wunderbares geleistet.

Unsere Herbstfahrt am **7. Oktober** war durchgehend von der Sonne beschieden. Das Fahrtziel Elztalmuseum war mit dem vollbesetzten Bus bald erreicht. Die jeweiligen Führer/innen zeigten uns in hervorragender Weise die Entwicklung im Orgel- und Drehorgelbau. Der Besuch im Elztalmuseum hat sich bestens gelohnt. Das anschließende Picknick in dem gegenüberliegenden Schulhof hat wie immer gut gemundet. Bei schönem Ausflugswetter führte die Fahrt weiter über den südlichen Schwarzwald mit einem Zwischenstopp in St. Peter. Die eigentlich pünktliche Anfahrt in den „Rebstock“ nach Münchweiler wurde dann leider durch einen Verkehrsunfall zweier zusammengestoßener Motorradfahrer unterhalb des Streitberges jäh durchkreuzt. Gute zwei Stunden Wartezeit im

Bus gingen verloren, wobei nachträglich die Fahrgäste nochmal zu loben waren, wie sie trotzdem die Ruhe bewahrten. Das Lokal hat gut reagiert und die Speisen und Getränke zügig serviert. Mit der Chauffeurin, Frau Wirth, hatten wir eine umsichtige Fahrerin.

Am Sonntag, den **28. Oktober** fand in der Aula der Mörburgschule die Hauptversammlung des Gesamtvereines für Mittelbaden statt. Die eigentliche Hauptversammlung unter Präsident Kaufmann war bald zügig beendet. Sie war sehr gut besucht von den teilnehmenden Vereinen. So konnte unser Bürgermeister Martin Holschuh frühzeitig seine Grußworte an die Versammlung richten und unsere Gemeinde auch optisch vorstellen, bevor er zum Empfang der Gemeinde einlud.

Ein echter Hochgenuss war anschließend der Vortrag von Oberstudienrat Martin Ritter über die „Schutterwälder Auswanderer in die U.S.A.“. Rethorisch glänzend und mit fundiertem Wissen ausgestattet, begeisterte Martin seine Zuhörer und wurde anschließend von den Zuhörern beglückwünscht.

Das Mittagessen wurde im Gasthaus „Fortuna“ eingenommen, bevor dann abschließend Klemens Hansert wiederum in der Aula mit den Gästen einen virtuellen Rundgang durch Schutterwald unternahm.

An dieser Stelle möchte ich mich noch einmal bei unserem Bürgermeister, Herr Holschuh, bedanken, für die kostenfreie Überlassung der Aula, für seine Grußworte, einschließlich Vorstellung der Gemeinde und den gastlichen Empfang für die auswärtigen Gäste.

Es ist geplant, dass unser Hausnamenteam wieder die Arbeit aufnimmt, um weitere Hausnamentafeln zu erstellen. In der Festmeile sind noch Lücken zu füllen. Dazu haben wir noch weitere Anfragen über das Dorf verteilt bekommen, die wir befriedigen wollen.

Verabschieden mussten wir uns durch Versterben von Frau Hedwig Hansmann. Glückwünsche zum Geburtstag konnte Vorsitzender Clemens Herrmann folgenden Mitgliedern überbringen: Hansmartin Grü-

ninger (80), Gerhard Peter (85), Karl Bürkle (90), Wolfgang Schewe (80). Über die Glückwünsche zur Diamantenen Hochzeit konnten sich Hilde und Rudolf Heuberger freuen. Als neues Mitglied konnte Torsten Mundenast im Historischen Verein begrüßt werden.

Verena Maul/Clemens Herrmann

Steinach

Die Aktivitäten der Mitgliedergruppe Steinach setzten sich wie folgt zusammen:

Veranstaltungen

Interessante Heimatgeschichte in nächster Umgebung

Zur der nun schon seit vielen Jahren stattfindenden Gemeinschaftswanderung „Auf historischen Pfaden“ luden der Historische Verein Steinach und der Verschönerungsverein Steinach ihre Mitglieder auf Pfingstmontag ein. Bei sommerlichen Temperaturen, einem etwas unsicheren aber letztendlich doch überwiegend sonnigen Wetter traf sich eine große Anzahl historisch interessierter Wanderer am Adlerplatz in Steinach. Nach dem Willkommensgruß an die Anwesenden durch Berthold Obert und Bernd Obert ging der Weg zuerst durchs Dorf zur Oberen Mühle, dann den Silberbergweg zum Brendiswäldle über das „Drei-Josefs-Wegle“ und Schnaitters Bühl zur Schirrmaierhütte.

Gemeinschaftswanderung



Nach einem unterhaltsamen, gemütlichen, aber selbstverständlich auch stärkenden Aufenthalt setzte die Wanderschar den Weg über den Kopfwald und Oberbach zum Eckle fort. Nach dem Abstieg über den Halderbergweg erreichten die Wanderer wohlbehalten und sichtlich zufrieden den Ausgangspunkt Steinach. Während der Wanderung durch die heimatlichen Gefilde erfuhren die interessierten Teilnehmer vom Vorstandsmitglied des Historischen Vereins Bernd Obert viel Wissenswertes über das an der Stirnseite des markanten Fachwerkbauwerkes angebrachte „Arma-Christi-Kreuz“ und der am Kreuz vorhandenen Marterwerkzeuge, sowie über die umfangreiche Geschichte der Oberen Mühle verbunden mit einer amüsanten Anekdote des Obermüllers Tobias „Towis“ Hansjakob, einem Großonkel des Pfarrers und Volksschriftstellers Heinrich Hansjakob. Auf der weiteren Wanderstrecke weckten die Informationen über Herkunft und Bedeutung von für viele auch unbekanntem Flur- und Gewannnamen sowie über zum Teil damit verbundene mystische Geschichten das Interesse der Zuhörer.

Wie in den Jahren zuvor waren sich alle Beteiligten wieder einig, diese allseits beliebte und interessante historische Gemeinschaftswanderung beizubehalten, wozu die immer erfreulich große Teilnehmerzahl auch allen Anlass gibt!

Teilnahme an sonstigen Veranstaltungen, Vorträgen und Ausstellungen.

Veranstaltungen in eigener Regie:

- Am 6.5. und 3.6.2018 Einladung zur Eröffnung und Vernissage der Sonderausstellung „Vor 100 Jahren: Ende des 1. Weltkrieges – Erinnerungsstücke aus der Region“ im örtlichen Heimat- und Kleinbrennermuseum.
- Am 17.11.2018 Einladung an die Museumsdienstmitarbeiter zu einem geselligen Abend als Dank für ihren ehrenamtlichen Dienst im Heimat- und Kleinbrennermuseum.
- Am 02.12.2018 Einladung zur Eröffnung der Weihnachtskrippen-Sonderausstellung im örtlichen Heimat- und Kleinbrennermuseum

Arbeitseinsätze

Heimat- und Kleinbrennermuseum Steinach

- Sauberhaltung des Gebäudes innen und außen, Reparaturen, Konservierungs- und Säuberungsarbeiten an verschiedenen Utensilien und Integration neu erhaltener Exponate.
- Präsentation der Sonderausstellung zum Thema: „Vor 100 Jahren: Ende des 1. Weltkrieges – Erinnerungsstücke aus der Region“. Diese Ausstellung zeigte unter anderem Feldpostbriefe, Propagandamaterial, Postkarten, Ausrüstungsgegenstände, Orden, Fotos, Bücher, allgemeine Informationen und vieles mehr. Auf die Museumsbesucher wartete somit eine interessante, aufschlussreiche und den Betrachter nachdenklich stimmende Sonderausstellung.



*Krippenausstellung/
Heimat- und Klein-
brennereuseum*



*Ausstellung:
1. Weltkrieg/
Heimat- und Klein-
brennereuseum*

- Auf- und Abbau einer zusätzlichen Sonderausstellung in der Advents- und Weihnachtszeit mit verschiedenen kleinen und großen Weihnachtskrippen sowie Miniaturkrippen und sonstigen Weihnachtsexponaten.
- Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch/Freitag/Sonderführungen).
- In der sanierten Schneekapelle wurde die drei vorhandenen Repliken alter Votivtafeln neu gestaltet.

Brauchtum

Planung, Vorbereitung und Durchführung von:

- „Die Drei Weisen mit König Herodes“. Altes Krippenspiel, Aufführung in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach am 5. Januar, dem Vorabend des Dreikönigtages (am Beginn des Hauptgottesdienstes).
- Mitwirkung bei der Herstellung großer „Palmstangen“ – einem alten, christlichen Brauch – aufgestellt am Palmsonntag in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach.
- „Klausenbigger“. Umgang vom 3. bis 5. Dezember in Steinach mit zwei Gruppen. Altes und urwüchsiges Brauchtum in Steinach.

Bernd Obert

Triberg

Bis Ende des Jahres 2018 investierten ehrenamtliche Helferinnen und Helfer schon über 700 Arbeitsstunden zur Erhaltung der denkmalgeschützten Fachwerkremise des österreichischen und später badischen Amtshauses in Triberg.

Die Ehrenamtlichen wollen den Amtshauschopf, der den Triberger Obervögten bzw. Bezirksamtsmännern bis zur Erfindung des Automobils als Pferdestall diente, bis Anfang September 2019 zum durchrenovierten Vorzeigeobjekt machen. Ohne die finanzielle und tatkräftige Unterstützung der Stadt Triberg und des Landesdenkmalamtes wäre dies allerdings nur schwerlich möglich gewesen.

Zum bundesweiten „Tag des offenen Denkmals“ am Sonntag, dem 8. September 2019, soll der historische Schopf, der sich malerisch an die Grundmauern der ehemaligen Triberger Burg anschmiegt, erstmals der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. An diesem Tag können Interessierte neben dem renovierten Schopf auch den ehemaligen „Zehntspeicher“ des Amtshauses besichtigen, der ansonsten nicht zugänglich ist. Zum „Tag des offenen Denkmals“ soll es neben Führungen auch eine Ausstellung zu den erfolgten Renovierungsarbeiten und ein kleines Eröffnungsfest geben.

Ein weiteres denkmalgeschütztes Triberger Gebäude konnte in 2018 ebenfalls saniert werden, nämlich das barocke Wallfahrtspriestergebäude neben der Wallfahrtskirche „Maria in der Tanne“. Dort wohnte im Jahre 1805 für kurze Zeit der Redemptoristenpater Klemens Maria Hofbauer, der Patron der österreichischen Hauptstadt Wien, der im Jahre 1909 heiliggesprochen wurde. Der Dachstuhl des sogenannten „Petrinergebäudes“ musste nahezu ganz erneuert werden, dazu erhielt die Fassade des barocken Bauwerks einen neuen Anstrich. Die Innensanierung des denkmalgeschützten Gebäudes, in dem sich teils hochwertige Intarsienböden befinden, steht noch aus und wird für die Pfarrgemeinde Triberg der Seelsorgeeinheit „Maria in der Tanne“ noch einmal einen finanziellen Kraftakt darstellen.



Triberger Rätchengruppe am Karsamstag vor dem Amtshauschopf, der zum Tag des offenen Denkmals 2019 besichtigt werden kann. Foto: Klaus Nagel



Der hl. Petrus über dem Eingang des renovierten barocken Petrinergebäudes bei der Wallfahrtskirche in Triberg. Foto: Lukas Nagel

Fertiggestellt werden konnte im Jahr 2018 die Beschilderung des „Historischen Rundgangs durch die Stadt Triberg“. Auf über 30 größtenteils handkolorierten Emailtafeln erfahren Touristen und Einheimische in deutscher und englischer Sprache viel Wissenswertes über die Geschichte der Stadt Triberg. Gleichzeitig wurde der Flyer zum historischen Stadtrundgang aktualisiert und neu aufgelegt.

Grundlegend überholt werden musste das weltweit größte Walzen-Orchestrion, das im Triberger Schwarzwaldmuseum steht. Mit den Renovierungsarbeiten wurde Ende 2018 begonnen. Zu Saisonbeginn 2019 wird das Orchestrion der Firma Heitzmann mit seinen 500 Pfeifen wieder in seiner Klangfülle die Besucherinnen und Besucher des Museums erfreuen.

Zur festen Institution ist inzwischen die Vortragsreihe der „Kulturmontage“ geworden, die in 2018 jeweils am ersten Montag der Monate Mai bis Oktober im Schwarzwaldmuseum veranstaltet wurden. Die „Kulturmontage“ finden auch im Jahr 2019 ihre Fortsetzung unter anderem mit einem Vortrag über die Obervögte und Bezirksamtmänner, die vom Amtshaus aus den über Jahrhunderte bestehenden Bezirk Triberg verwalteten, der dann 1924 aufgelöst und überwiegend dem Kreis Villingen zugeordnet wurde.

Klaus Nagel

Yburg

Das Jahr 2018 stand ganz im Zeichen des Gedenkens an den großen Baumeister Erwin von Steinbach und unseres 6. Museumsfestes.

Reblandmuseum

Bei zwölf Öffnungsterminen, jeweils am 1. Sonntag des Monats, sowie an weiteren vier Tagen an den Winzertagen und dem Katharinenmarkt in Steinbach und bei einigen Sonderführungen (Jahrgänge, Schulklassen und andere Gruppen) konnten wieder viele Besucher begrüßt und durch die Räume geführt werden. Insbesondere Schüler zeigen sich gegenüber unserer Geschichte aufgeschlossen. Die im Wechselzimmer installierte Sonderausstellung über das Leben und Wirken Erwin von Steinbachs und die beiden Referate über Erwin zogen viele Besucher an, sodass wir in 2018 einen deutlichen Besucherzuwachs erfahren durften.

Das Reblandmuseum wurde auch in 2018 wieder sehr liebevoll und mit viel Engagement von Tirza und Konrad Velten mit ihren Helfer/innen gepflegt und in Schuss gehalten.

Befehlsbunker (Ehem. Divisionsgefechtsstand zum Westwall)

Der Bunker, erbaut ab 1937 von der Wehrmachts-Dienststelle „Festungspionierstab 11 Karlsruhe, erfreute sich weiterhin einer regen Nachfrage. So wurde er in 2018 vom SWR als Filmkulisse genutzt. Hinzu kam ein Vortrag von Konrad Velten in der Geschichtswerkstatt Bühl am 23. April. Die Überlegungen nach einer weiteren Nutzung des Stollens z. B. als Weinlagerort sind noch in der Planung. Dazu gab es eine Besichtigung mit Verantwortlichen der Stadt Baden-Baden und dem KIT Karlsruhe.

Mitgliederversammlung

Die Mitgliederversammlung fand am 08.05.2018 im Gasthaus Altenberg statt. Neben den Berichterstattungen des Vorsitzenden Karl Keller und des Kassiers Konrad Velten hielt Karl Keller einen viel beachteten Vortrag über das Leben und Wirken Erwin von Steinbachs.

Mit großer Freude konnten wir in unserem 61. Vereinsjahr unser aktives Mitglied Karl Schwab für seine 60-jährige Mitgliedschaft ehren. Auch mit seinen 80 Jahren ist er in unserem Verein ein wichtiger Aktivposten, den wir nicht missen wollen! Karl Schwab ist ein äußerst engagiertes Mitglied. Wann immer es im Rebland irgendeine Funde gab, war Karl Schwab zur Stelle, hat mitgegraben, vermessen und dokumentiert. Seine wertvolle Aufbauarbeit am Rebland Museum hat mit dazu beigetragen, dass wir heute im Baden-Badener Rebland so ein gutes Geschichtsverständnis haben.

Stammtisch

Mit sieben Stammtischtreffen während des Jahres wurden das Miteinander und der Austausch von Neuigkeiten, auch um den Verein, gepflegt. Die Stammtische werden in liebevoller Weise von Tirza und Konrad Velten vorbereitet.



*Erwin-Denkmal in
Steinbach*

Erwin von Steinbach

Am 17.01.2018 jährte sich der Todestag Meister Erwins zum 700. Mal. Aus diesem Anlass stand das Jahr 2018 bei verschiedenen Anlässen ganz im Zeichen dieses großen Baumeisters. Die Planungen dazu haben bereits Ende 2017 begonnen. Am 18.01.2018 besuchte eine Gruppe um den Historischen Verein einen sehr interessanten Vortrag am KIT von Herrn Prof. Schurr, Präsident des Münsterbauvereins Straßburg. Eine Sonderausstellung über Erwin von Steinbach „aus der kleinen Markgrafschaft Baden“ wurde rechtzeitig zur Eröffnung der Mittelalterlichen Winzertage in Steinbach am 01. Juni fertiggestellt und beinhaltet einige sehr interessante und schöne Exponate. So z. B. Duplikate der Original-Riss-Zeichnungen (Riss B der Westfassade des Straßburger Münsters und ein Riss des Freiburger Münsterturmes) aus der Hand Erwins. Durch die Vermittlung unseres Mitglieds Norbert Künstel kamen wir zu einmaligen Luftaufnahmen des Erwin-Denkmal in Steinbach und zu großartigen Fotografien durch entsprechende Nachbearbeitung im Fotolabor. Unser Mitglied Yumi Suzuki-Seebacher fertigte auf Basis von Unterlagen, die uns Frau Dr. Bengel, Münsterbauhütte Unserer Lieben Frau Straßburg, zur Verfügung gestellt hatte, eine Kollage über die verschiedenen Baufortschritte des Straßburger Münsters an. Dokumente der Freimaurerloge Badenia zum Fortschritt und Steinmetzwerkzeuge der Münsterbauhütte runden die Ausstellung ab. Durch die Unterstützung der regionalen Presse, die auch mit eigenen Beiträgen an Erwin von Steinbach erinnert hat, fand diese Sonderausstellung großen Zuspruch. Wir bedanken uns ganz herzlich bei unseren externen Unterstützer/innen: Frau Dr. Bengel, Münsterbauhütte Straßburg, Herr Prof. Böker und Herr Koch, beide KIT, Frau Faller, Münsterbauverein Freiburg, Frau Hess und Frau Beck, Erzbischöfliches Archiv des Ordinariates Freiburg sowie Herr Lang vom Herder Verlag und Herr Franz Jünger, Freimaurerloge Badenia zum Fortschritt.

Ein Höhepunkt war die Besichtigung der Sonderausstellung durch Herrn Prof. Böker kurz vor seinem Vortrag in Bühl über Erwin von Stein-



Museumsfest

bach am 13. Juni. Eine Besichtigung der Münsterbauhütte in Straßburg unter der Führung von Frau Dr. Bengel schloss die Veranstaltungsreihe in 2018 ab. Am 10. Februar 2019 gab es mit dem Schwarzwaldverein Ortsgruppe Yburg eine Wanderung zu den vermuteten Wirkstätten Meister Erwins und am 03. August 2019 mit dem ADFC eine Meister-Erwin-Radtour.

Museumsfest

Im zweijährigen Rhythmus fand das 6. Museumsfest am 28. Juli 2018 in unserem Museumshof statt. Wie die beiden letzten Male organisierten wir das Fest in enger Zusammenarbeit mit der Gruppe „Landsknechte zu Steinbach“. Das Fest wurde wiederum gut angenommen. Allerdings fehlten aufgrund der unsicheren Wetterlage doch die Radfahrer/innen.

Karl Keller, Konrad Velten

Zell am Harmersbach

22.02.2018: „Peterlisdag“ – Vorstandsmitglied und Brauchtumpfleger Bernhard Kähms organisiert und leitet erneut anlässlich des kirchlichen Festes der Berufung des Apostels Petrus zum Lehramt und zur Übernahme des römischen Bischofsstuhls diesen Heischegang der Zeller Kinder durch das Städtle. Dieser nimmt seinen Anfang mit Erklärung und Gebet vom Pfarrhaus aus. Im Kirchspiel Zell wird dieser Tag auch in Unterharmersbach, Unter- und Oberentersbach mit je eigener Tradition und Ausrichtung begangen.

Fortsetzung der Projektarbeit „Erklärung der Straßennamen“. Abgleich der Ergebnisse hinsichtlich entsprechender seit 2012 (Freiburg) in Gang gesetzter, aber keineswegs abgeschlossener Projekte in anderen Städten (u. a. auch Offenburg). Wissenschaftliche Klärung von Gewannnamen.

Betreuung der Historischen Schaufenster des Zeller Bahnhofs und Wartung und Inanghaltung der Historischen mechanischen Bahnhofsuhr sowie der historischen Güterwaage durch Mitglieder des Vereins.

„Spaß darf sein“ (in der Lokalzeitung „Schwarzwälder Post“: Als Aprilscherz entdeckt der Historische Verein keramische römische Funde im Umbauareal des neuen dm-Markts (bei der Zeller Keramik).

5.05.18: Historische Exkursion in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Zell nach Tübingen und Schloss und Kloster Bebenhausen. (<https://www.schwarzwaelder-post.de/orte-im-verbreitungsgebiet/zell-am-harmersbach/2018/05/kristallisationspunkte-wuerttembergischer-geschichte-tuebingen-und-bebenhausen/34709>)

Stadtführungen durch die Mitglieder Horst Gebauer, Annelies Saade, Heinz Scherzinger, Bertram Sandfuchs (Englisch) und Hubert Temme

11.08.18: Stellungnahme des Vorsitzenden Sandfuchs in Interviewform im „Offenburger Tageblatt“ zum Rathausumbau

2.07.18: Preisverleihung des Bildstein-Aufsatzwettbewerbs der Zeller Werkrealschule. Würdigung der Arbeiten abwechselnd durch Frau Buchhändlerin Susanne Richter, Vorstandsmitglieder Horst Feuer, Dieter Petri, Bertram Sandfuchs, Heinz Scherzinger und Vorstand Herbert Vollmer, Nordrach.

17.10.18: Horst Feuer gestaltet ein Informationsgespräch mit den Schülern der 9. Klassen über Beurteilungskriterien.

22.10.18: Heinz Scherzinger führt diese Klassen durch das Storchenturm-Museum und gibt damit Anregungen zur Themenfindung.

26.10.18: Werkstatt Zell 2030 Kontinuierliche Weiterarbeit beim Projekt „Zell 2030“ (Vorsitzender Sandfuchs, Mitglied Horst Temme)

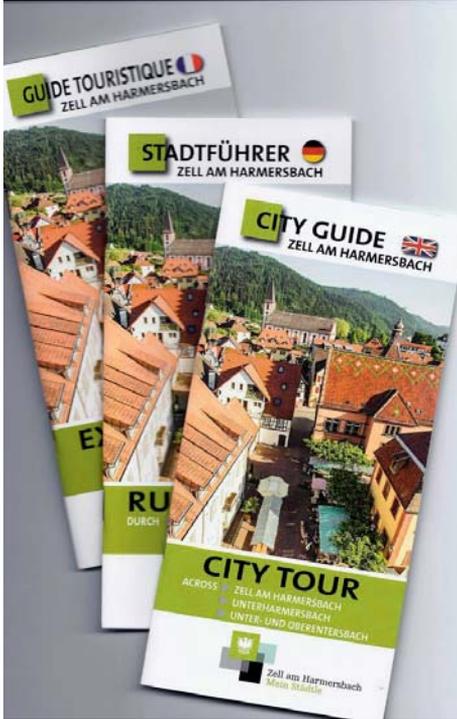
Entwicklung sog. kurzfristig realisierbarer Ziele: u. a. Belebung der historischen Waschküche durch lebensgroße Waschfrau (Skulptur)

8.07.18: Vorsitzender Bertram Sandfuchs erläutert als Tourenführer der traditionellen Elsass-Wanderung in Zusammenarbeit mit dem Schwarzwaldverein Zell die Ziele: Burg Wineck (Katzental), Christus Statue „Du Galtz“ und den Wallfahrtsort „Trois Epis“.

16.09.18: Aussichtsreiche historische Rundwanderung auf dem Belchen mit Erläuterungen durch Wanderführer Sandfuchs zur Entstehung des Belchen und des Rheingrabens, zu den Theorien des Belchen-Dreiecks und zu den aufgesuchten historischen Grenzen (Kloster Trudbert/Markgräfler Land) in Zusammenarbeit mit dem Wander- und Freizeitverein Unterharmersbach e. V.

Aufsatz von Schriftführer Dieter Petri zu einem Entersbacher Vormundschaftsfall im 19. Jahrhundert; in der ORTENAU 2018.

Aufsatz von Mitglied Ulrich Spitzmüller über die Nordrachener Friedensfichte anlässlich des Leitthemas der ORTENAU 2018 (1. Weltkrieg)



6.12.18: Veröffentlichung des neuen historischen Stadtführers von Zell am Harmersbach

- erstmals auch in französischer (Mitarbeit von Rene Siegrist, Kehl, und Mitglied Astrid Litty) und englischer (Sabine Scharberth, Freiburg) Sprache
- neue Routenführung mit neuem, vom Landesdenkmalamt übermitteltem, Übersichtsplan
- neue Bildausstattung (Franz Huber, Zell)
- neue Textfassung durch Bertram Sandfuchs (Gesamtleitung und Ortsgeschichte im Überblick), Hanspeter Wagner (Unterharmersbach), Horst Feuer (Ober- und Unterentersbach, sowie durch die weiteren Autoren Angelika Ehret, Dieter Petri und Heinz Scherzinger)
- Grafische Gestaltung: Thorsten Funk, Zell

Damit liegt ein kompakter, kostenloser Zeller Stadtführer in drei Sprachen bereit – bislang in keiner anderen Gemeinde des Ortenaukreises angeboten –, der die Besucher verständlich einführt in die historisch wirklich interessanten Sehenswürdigkeiten. *Bertram Sandfuchs*

Berichte der Fachgruppen

Fachgruppe „Archive“

Die Fachgruppe „Archive“ hat im vergangenen Jahr wieder zwei Sitzungen abgehalten. Die Frühjahrssitzung fand mit 16 Teilnehmern am 14. Juni 2018 in Offenburg-Bohlsbach statt. Inhaltlich ging es um die Neuordnung und Verwaltung eines Ortsarchivs und die Mitwirkung von Ehrenamtlichen. Ulrich Burgert führte uns zunächst durch das Ortsarchiv. Anschließend folgte ein informativer Meinungsaustausch über Fragen der Ordnung und Nutzung von Archivalien.

Die Herbstsitzung fand dann am 16. Oktober 2018 mit 18 Teilnehmern in Friesenheim statt. Zusammen mit Herrn Klem (Historischer Verein Geroldsecker Land) habe ich dort das Gemeindearchiv von Friesenheim vorgestellt, das recht ordentlich im Rathauskeller untergebracht ist. Die Archive der Ortsteile lagern noch in den Rathäusern und werden teilweise von Mitgliedern der Fachgruppe betreut. Für die Mitglieder aus Friesenheim war diese Sitzung natürlich besonders interessant. Anschließend gab es im Rathaussaal wieder einen regen Meinungsaustausch, an dem sich auch Bürgermeister Welde beteiligte. Es wurde dabei auch intensiv über die Nutzung von Kirchenbüchern als familien-geschichtliche Quelle gesprochen.

Dr. Cornelius Gorka

Fachgruppe Bergwesen

Mit großer Bestürzung erreichte uns die Nachricht, dass Alfons Egelhof am 08.05.2018 verstorben ist. Seinem großen ehrenamtlichen Engagement ist es zu verdanken, dass es seit 2015 ein Besucherbergwerk im Forbachtal gibt: Die Grube Sophia. Über viele Jahre arbeitete Alfons Egelhof unermüdlich daran, dieses lange Zeit unzugängliche Bergwerk zu sichern und für Besucher auszubauen. Erst im Jahr 2017 hatte er für seine Verdienste die Ehrennadel des Landes Baden-Württemberg erhalten. Unsere Fachgruppe war Alfons Egelhof eng verbunden und gerne bei ihm zu Gast. Für uns ist wichtig, das Gedenken an ihn und seine Leistungen zu bewahren.

Auf Einladung des Landesamtes für Denkmalpflege und des Landesamtes für Geologie, Rohstoffe und Bergbau nahmen Vertreter unserer Fachgruppe am 26. und 27. Januar am „Arbeitstreffen Montanarchäologie in Baden-Württemberg“ in Freiburg teil. Hier standen der Erfahrungsaustausch sowie die weitere Vernetzung und Kooperation der Teilnehmer im Mittelpunkt.

Bei Begehungen in Wald und Flur im unteren Murgtal konnten umfangreiche Bergbaus Spuren insbesondere in der direkten Umgebung von Schloss Eberstein (Gernsbach) aufgenommen werden.

Die Grube Amalie ist weiterhin ein Projekt unserer Fachgruppe in Zusammenarbeit mit der Mitgliedergruppe Nordrach. Aufgrund schleppender Kommunikation mit dem derzeitigen Bürgermeister Nordrachs konnten leider keine Fortschritte erzielt werden.

Am 21.08. trafen sich Vertreter unserer Fachgruppe mit einer Abordnung des Instituts für Geoökologie der Technischen Universität Braunschweig im Achertal. Hier stellte uns Martin Schütze seine Forschungsergebnisse vor: Er und sein Team untersuchten in jüngster Vergangenheit die Sedimente aus Karseen der Region. Durch diese Forschungen wurde belegt, dass in der Ortenau schon vor deutlich über 1000 Jahren bleihaltige Erze verhüttet wurden. Ein Höhepunkt der Verhüttungstätigkeit konnte auf das Ende des 11. Jahrhunderts datiert werden.

Eine Delegation der Fachgruppe nahm Anfang Oktober am 21. Internationalen Bergbau- & Montanhistorik-Workshop in Bramberg (Oberpinzgau/Österreich) teil.

Am 11.11. erfolgte eine Vorexkursion in Wittichen: In Zusammenarbeit mit der Mitgliedergruppe Schiltach/Schenkenzell wurde vor Ort eine Exkursion erarbeitet, die 2019 für geschichtsinteressierte Mitmenschen angeboten wird.

Am 23. und 24.11. besuchten Mitglieder der Fachgruppe einen Bergbauworkshop in Wieden.

Mitglieder unserer Fachgruppe führten auch 2018 wieder ehrenamtlich durch die Besucherbergwerke in Seebach und Hallwangen.

Wenn Sie als Leser dieses Jahresberichtes Interesse an unserer Arbeit oder Anregungen haben, freue ich mich auf Ihre Kontaktaufnahme!

Bitte beachten Sie, dass der Fachgruppenleiter aktuell unter folgender Telefonnummer zu erreichen ist: 0176/98176161

Ein herzliches Dankeschön möchte ich als Leiter der Fachgruppe Bergwesen an Waltraut Decker, Franz Gänshirt, Dr. Ernst Klumpp und Matthias Zizelmann richten, die mir jederzeit mit Rat und Tat zur Seite stehen und mich bei meiner Arbeit unterstützen. Ich freue mich auf eine weiterhin gute Zusammenarbeit.

Martin Groß

Fachgruppe Flurnamen und Mundart

Flurnamen

Am 25. Februar 2018 hielt der Fachgruppenleiter (FGL) auf Einladung der Museumsleiterin Ina Stirm einen Vortrag zu den Flurnamen von Bühlertal im dortigen Museum Geiserschmiede (Badisches Tagblatt vom 28.2.2018). Hierbei sollten die zahlreichen Zuhörer vor allem mit den Ergebnissen des Buches „Bühlertal – Flurnamen und Beiträge zur Geschichte“ vertraut gemacht werden, das von Suso Gartner (Bühl) und dem FGL im September 2017 der Öffentlichkeit vorgestellt worden war.

Im Anschluss an die Veranstaltung bekundete auch der Heimatverein Eisental sein Interesse an einer Erhebung der noch bekannten Flurnamen in der bis 1972 selbstständigen Gemeinde und in dem heutigen Bühler Stadtteil. Auf Initiative von Ortsvorsteher Jürgen Lauten nahmen die Pläne dann im Herbst 2018 konkrete Gestalt an und die Aufnahmen zu den Flurnamen für die Ortschaften Müllenbach, Affental und Eisental wurden für den Beginn des Jahres 2019 festgelegt.

Am 28. Juni 2018 hatte der Historische Verein Achern den FGL in die „Sonne Eintracht“ zum Vortrag über die Lar-Namen im Hanauerland eingeladen. Dieser beschäftigte sich mit der frühmittelalterlichen Besiedlung der Rheinebene in der mittleren Ortenau. Ausgehend vom Ortsnamen Lahr und zahlreichen (h)lar-Flurnamen im Hanauerland wurde die These aufgestellt, dass bereits zur Zeit Karls des Großen Wasserbauspezialisten aus dem heutigen Flandern auf der Niederterrasse des Oberrheintals angesiedelt worden waren. Hierzu wurden auch die hurst-, vor allem aber die tung-Ortsnamen herangezogen, die einen ähnlichen Verweis anbieten.

Herr Gerhard Bär, Vorsitzender des Vereins für Ortsgeschichte Önsbach, bat den FGL um Durchsicht der gesammelten Flurnamen von Önsbach (Stadt Achern). Eine Besprechung in dieser Sache fand am 23. August 2019 in Endingen statt. Nach der Einarbeitung der Vorschläge des FGL möchte Herr Bär die Sammlung der Öffentlichkeit zugänglich machen.

Mundart

Im Anschluss an die Mitgliederversammlung des Alemannischen Instituts Freiburg am 23. März 2018 erfuhr der FGL von Herrn Prof. Schupp, dass die Fragebücher des Südwestdeutschen Sprachatlas (SSA) kopiert werden und dann im Universitätsarchiv eingelagert werden sollten. Die Kopierarbeiten waren im Oktober 2018 abgeschlossen.

Am 10./11. Oktober 2018 fand an der Universität Tübingen ein Symposium „Sprachalltag“ der Tübinger Arbeitsstelle Sprache in Südwestdeutschland – Arno-Ruoff-Archiv – statt, zu welchem der FGL eingeladen war. Im Mittelpunkt standen die Themen *Schule und Öffentlichkeit im Spannungsfeld zwischen Dialekt und Standard* und *Erzählen und Erzählungen im Alltag*.

Zu einer intensiven Diskussion über eine neue Wertschätzung und wider die Diskriminierung des Dialekts in Baden-Württemberg hatte Ministerpräsident Winfried Kretschmann persönlich eingeladen. So kamen am 7. Dezember 2019 zahlreiche Vereinsvertreter, Wissenschaftler, Lehrer, Künstler und Politiker aus dem alemannischen, schwäbischen und fränkischen Sprachraum ins Neue Schloss nach Stuttgart, um über das bedrohliche Verwinden und eine mögliche Förderung der unterschiedlichen Mundarten nachzudenken und sich über zukünftige Maßnahmen auszutauschen. Inwieweit vom Land Baden-Württemberg fördernde Maßnahmen zur Erhaltung des Dialekts ergriffen werden, will Kretschmann aber erst in einem Jahr entscheiden, wenn eine zweite Tagung stattgefunden hat.

Der FGL möchte in einer kleinen Studie die Einflüsse der elsässischen Mundarten auf die Mundarten der Ortenau genauer untersuchen. Gleichzeitig will er der Frage nachgehen, ob es (noch) eine Straßburger Stadtmundart gibt, die sich vom Umland unterscheidet. Als weiterem Untersuchungsgegenstand soll der Frage nachgegangen werden, inwieweit die elsässische Mundart in fachsprachlicher Hinsicht eingesetzt werden kann (wie dies in der Schweiz der Fall ist). Hierzu machte René Sigrist, Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten, am 11. Januar

2019 eine erste digitale Aufnahme des Vortrags von Gabriel Bräuner mit dem Titel *Humanismus un Humaniste in Schlettstadt un im Elsass am End vom Mittelalter un am Anfang vun de Renaissance Zitt*, den dieser im Elsässischen Kulturzentrum in Straßburg hielt. Die Auswertung des Vortrags soll Aufschluss geben über die Aussprache und Verwendung von fachsprachlichen Ausdrücken in dialektalen Texten. Dr. Ewald Hall

Fachgruppe „Jüdische Geschichte in der Ortenau“

Wie dem letzten Jahresbericht von Uwe Schellinger zu entnehmen war, gab es bereits im Jahr 2017 bei den Fachgruppenterminen eine geringe Teilnehmerresonanz. Sicher war auch seine Kritik berechtigt, dass die Fachgruppe nicht in gebührender Weise vom Gesamtverein wahrgenommen wird. Auch von den Mitgliedergruppen wurden weder die Vortragsangebote der Fachgruppenmitglieder genutzt, noch die Fachgruppe beteiligt, wenn Publikationen zu jüdischen Themen erarbeitet wurden.

All diese Umstände führten dazu, dass es im Jahr 2018 nur eine einzige Fachgruppensitzung gab. Wir trafen uns bei der Vorführung des Filmes „*Home away from home*“ am 23.01.2018 im Offenburger Salmen, in dem die Zeitzeugen Inge Auerbacher, Kurt Maier, Eva Mendelsson-Cohn ihr Leben nach dem Holocaust schilderten. Leider waren auch hier nur wenige Fachgruppenmitglieder anwesend. Bei der anschließenden Filmbesprechung per Mail kam wieder frustrierend zum Ausdruck, dass weder die Filmemacher sich inhaltlich von einer bestehenden Fachgruppe beraten hatten lassen noch das veranstaltende Offenburger Kulturbüro die Fachgruppe offiziell eingeladen hat. So hätten einige inhaltliche Fehler vermieden werden können. Dies liegt offensichtlich daran, dass auch außerhalb des Historischen Vereins für Mittelbaden nicht wahrgenommen wird, dass es in der Ortenau ein entsprechendes, historisches Fachgremium gibt.

Letztendlich führten all diese Umstände dazu, dass Uwe Schellinger am 21.09.2018 die Fachgruppenleitung niederlegte. Da die vakante Fachgruppenleitung bei der Mitgliederversammlung am 28. Oktober 2018 nicht angesprochen wurde, ergriffen einige Fachgruppenmitglieder die Initiative und trafen sich am 8. Februar 2019 in Durbach, um über den Fortbestand der Fachgruppe zu diskutieren. Der allgemeine Tenor war, die Fachgruppe weiterbestehen zu lassen und entsprechende Werbung für die Teilnahme an Fachgruppensitzungen und für neue Mitglieder zu betreiben. Für die Leitung der Fachgruppe konnte Norbert Klein aus Lahr kommissarisch gewonnen werden. Insbesondere soll aber der Austausch von Informationen über Termine, Publikationen und über neue Rechercheergebnisse zur jüdischen Geschichte in der Ortenau per Mail verbessert werden. Die Fachgruppentreffen werden auch weiterhin an jeweils anderen Orten stattfinden, so dass die Fachgruppenmitglieder den Einblick über die jeweilige Arbeit zur jüdischen Geschichte in den Mitgliedergruppen erhalten können.

Bei dieser Besprechung wurde auch beschlossen, mit dem Förderverein zum Erhalt der ehemaligen Synagoge in Kippenheim, dessen Vorsitzender Jürgen Stude an der Besprechung teilnahm, eine Kooperation

einzugehen. Aufgrund dieser wichtigen Vernetzung wären Terminabsprachen und Anträge für Fördermaßnahmen besser möglich.

10.11.2018 80. Jahrestag

Reichspogromnacht

Am 10.11.2018 jährten sich zum 80. Mal die schrecklichen antisemitischen Maßnahmen der Nationalsozialisten im Rahmen der sogenannten Reichspogromnacht. Diesen Tag nahmen einige Mitgliedergruppen zum Anlass, an die jeweiligen Opfer ihrer Gemeinden zu gedenken. In Kehl referierte Friedrich Peter, in Ettenheim und Altdorf Norbert Klein gleich in drei Vorträgen und in Lahr Thorsten Mietzner und Norbert Klein über den Verlauf der Reichskristallnacht in ihren Gemeinden. Es wäre wertvoll, wenn sich alle Kenner der jüdischen Geschichte in der Ortenau in der Fachgruppe „Jüdische Geschichte in der Ortenau“ beteiligen würden.

Auch wenn die anlässlich dieses Jahrestages durchgeführten Stolpersteinreinigungen in Offenburg und Kehl nicht von Mitgliedern des Historischen Vereins für Mittelbaden organisiert wurden, so sind sie dennoch in diesem Jahresbericht zu erwähnen. Denn wichtig ist, dass diese Aktionen zum Gedenken an die vielen Opfer des Nationalsozialismus überhaupt durchgeführt werden. Wobei diese Reinigungsaktionen auch unter besonderen Vorzeichen standen. In Offenburg verkündete Noch-Oberbürgermeisterin Edith Schreiner, dass die Stadt durch diese Aktion eine aktive Erinnerungskultur betreibe und somit die dunklen Stunden nicht vergessen wolle und schickte dann insgesamt 500 Schülerinnen und Schüler auf den Weg durch die Stadt, um 120 Stolpersteine zu reinigen. Auch in Kehl war Oberbürgermeister Toni Ventrano präsent, denn die Putz-Zeremonie stand unter besonderen Vorzeichen, da Oberrabbiner Harold Avraham Weill aus Straßburg daran teilnahm. Hier beteiligten sich 20 Personen, um die 63 Steine in der Stadt wieder auf Hochglanz zu bringen.

In Lahr wurde diese Putzaktion auf den 27. Januar 2019 verschoben, auf den Jahrestag zur Befreiung des KZ Auschwitz im Jahr 1945. Die Fachgruppenmitglieder Doris Gerteis und Norbert Klein betreuten eine Schulklasse des Scheffelgymnasiums, von der insgesamt 61 Stolpersteine gereinigt wurden.

Insbesondere Doris Gerteis ist es zu verdanken, dass immer mehr Nachkommen der ehemaligen jüdischen Gemeinde Lahr in den USA und in Israel ausfindig gemacht werden. Im Juli 2018 besuchte auf ihre Initiative die Familie von Allen Cohen aus Pennsylvania für eine Woche Lahr, um sich über die Schicksalsgeschichte ihrer Groß- und Urgroßeltern zu erkundigen.



Friedrich Peter bei seinem Vortrag, Mitgliedergruppe Kehl



In Lahr legten die Schüler zum Gedenken an die Opfer je eine Rose nieder



Familie Cohen bei den Stolpersteinen der Groß- und Urgroßeltern in Lahr, Doris Gerteis (2. von rechts)

Besondere Ehrung:

Am 27. Januar 2019 wurde die Erinnerungsarbeit von Dr. Martin Ruch gewürdigt. Die evangelische Landeskirche und die Hermann-Maas-Stiftung verlieh ihm in die Hermann-Maas-Medaille für seine Forschungsarbeiten über das jüdische Leben in der Ortenau. Diese wird an Personen vergeben, die sich im Sinne von Hermann Maas um Verständigung und Versöhnung u. a. zwischen Juden und Christen bemühen.

Die Fachgruppe „Jüdische Geschichte in der Ortenau“ gratuliert ihrem Mitglied Martin Ruch ganz herzlich zu dieser respektablen Auszeichnung.



Der Landesbischof Joachim Cornelius-Bundschuh (von links), Dr. Martin Ruch, Pfarrer Moritz Martiny und Beate Großklaus vom Vorstand der Hermann-Maas-Stiftung.

Von Mitgliedern der Fachgruppe wurden im Jahr 2018 folgende Publikationen veröffentlicht:

Uwe Schellinger, 22. Oktober 1940: Die Deportation der Juden aus Südwestdeutschland nach Gurs/October 22, 1940: The Deportation of the Jews from Southwest Germany to Gurs, in: Klaus Hesse/Andreas Nachama (Hrsg./Eds.): „Vor aller Augen“ – Die Deportation der Juden und die Versteigerung ihres Eigentums: Fotografien aus Lörrach 1940/„In Plain Sight“ – The Deportation of the Jews and the Auctioning of their Property: Photos from Lörrach 1940

Stiftung Topographie des Terrors, Notizen: visuell., Berlin-Leipzig 2018, 11–25.

Martin Ruch, Eva Mendelsson (Offenburg – London) – Erinnerungen. Gedanken. Bilder. Dokumentation des Lebens der Eva Mendelssohn-Cohn. Bühl, 2018.

Jürgen Stude, Bernd Rottenecker, Dieter Petri: Jüdisches Leben in der Ortenau. Bühl, 2018.

Weitere Publikation von Martin Frenk aus Ottenheim im Jahrbuch Geroldseckerland Nr. 61/2019: Dr. jur. Bertold Moch, Vom Rechtsanwalt am Oberlandesgericht in Karlsruhe zum Wäschereibesitzer in Jerusalem. Lahr, 2019.

Am 19.03.2019 erhielt die Fachgruppe die traurige Nachricht, dass ihr langjähriges Mitglied Rolf Oswald aus Nordrach nach langer Krankheit verstorben ist. Er beteiligte sich seit 2013 regelmäßig an den Fachgruppensitzungen. Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bereiten.

Norbert Klein, kommissarischer Leiter der Fachgruppe „Jüdische Geschichte in der Ortenau“

Mitteilungen:

Die Ortenau liegt vom ersten Heft 1910 bis zum Band 2015 vollständig digitalisiert auf dem Server der UB Freiburg vor. Kostenfreier allgemeiner Zugang unter:

<http://dl.ub.uni-freiburg.de/diglit/ortenau>

Schwerpunktthema

2020:

Zur Musikgeschichte Mittelbadens

DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt in Form eines Jahresbandes seit 1910 die Zeitschrift „Die Ortenau“ heraus.

Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kultur-, Sozial- und Technikgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichten mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

„Die Ortenau“ fördert das historische Arbeiten bei der Jugend und nimmt deshalb in die Jahressbände gerne auch „Junge Autoren“ auf.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle und die Vorsitzenden der Mitgliedergruppe entgegen, sind aber auch über die Homepage:

<http://www.historischer-verein-mittelbaden.de> möglich.

Zu Vorstand und Fachgruppen gehören

Präsident:

Klaus G. Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach i. K.,
Tel. 07832 5461, E-Mail: Klaus.G.Kaufmann@web.de

Erster Stellvertr. Präsident:

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51,
77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400,
E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

Zweiter Stellvertr. Präsident:

vakant

Dritter Stellvertr. Präsident:

Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmayer-Straße 20,
79232 March-Hugstetten, Tel. 07665 40666,
E-Mail: emh_hall@gmx.de

Redakteur der „Ortenau“:

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt,
Tel 07852 9112617, E-Mail: ruch@kulturagentur.de

Kassier: Klaus G. Kaufmann (kommissarisch)
Kassiererin (angestellt): Sabine Birk, Eichendorffstr. 4a,
77736 Zell a. H., E-Mail: birk-schmider@t-online.de

Sprecherin der Vereinsbibliothek
„Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek“:
Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett,
Tel. 07844 2542

Koordinator und Justiziar

Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten:
René Siegrist, Neufeldstr. 2, 77694 Kehl, Tel. 07851 72900,
E-Mail ren.sieg@gmx.de

Justiziar:
Rechtsanwalt Ralf Bernd Herden, www.rechtsanwalt-herden.de

Leiter der Fachgruppen

Fachgruppe Archäologie:
Dr. Heiko Wagner, Dr.-Gremmelsbacher-Str. 22,
79199 Kirchzarten, Tel. 07661 989335
dendler-wagner@t-online.de

Fachgruppe Archive:
Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51,
77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400,
E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte:
derzeit vakant

Fachgruppe Kleindenkmale:
derzeit vakant

Fachgruppe Flurnamen und Mundart:
Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmayer-Straße 20,
79232 March-Hugstetten, Tel. 07665 40666,
E-Mail: emh_hall@gmx.de

Fachgruppe Jüdische Geschichte in der Ortenau:
Norbert Klein, Weihergarten 17,
77933 Lahr, Tel. 07821 26657,
E-Mail: norbert-klein-lahr@web.de

Fachgruppe Bergwesen:

Martin Groß, In der Grüb 4, 76593 Gernsbach
Tel. 0160 96355464, E-Mail: silberbergwerk@gmail.com

Fachgruppe Wandmalerei:

Bernhard Wink, Heizengasse 28, 77654 Offenburg,
Tel. 0781 97060834, E-Mail: restauro@email.de

Dr.-Dieter-Kauf-Bibliothek:

Historischer Verein für Mittelbaden e. V.,
Renate Demuth (Sprecherin), Oberdorfstr. 8, 77694 Kehl-Kork,
Postfach 30 01 07, 77686 Kehl, Tel. 07851 885099
Stellvertreter: Martin Lietzau, Kirchgasse 6, 77790 Steinach
E-Mail: martin-lietzau@t-online.de

Mitgliedergruppen

- | | |
|-------------------------------------|--|
| Achern | Björn Habich, Danziger Str. 34c, 77855 Achern,
E-Mail: bhabich@gmx.de |
| Appenweier | Ottmar Brudy, Dorfstr. 113, 77767 Appenweier, Tel. 07805 5255 |
| Biberach i. K. | Josef Ringwald, Brucherstr. 4, 77781 Biberach i. K.,
Tel. 07835 8890 |
| Bühl/Baden | Siegfried Eith, Tullastr. 16, 77815 Bühl, Tel. 07223 23869,
www.historischer-verein-buehl.de |
| Ettenheim | Tomas Dees, Freiburger Str. 7, 77955 Ettenheim |
| Gengenbach | Wolfgang Lohmüller, Einach 11, 77723 Gengenbach,
Tel. 07803 3208 |
| Regionalgruppe
Geroldsecker Land | Norbert Klein, Weihergarten 17, 77933 Lahr,
Tel. 07821 26657, E-Mail: norbert-klein-lahr@web.de |
| Haslach i. K. | Klaus G. Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach,
Tel. 07832 5461 |
| Hausach | Hubert Maier-Knapp, Eisenbahnstr. 20, 77756 Hausach,
Tel. 07831 6958 |
| Hohberg | Lucien Mutzig, Reisengasse 7, 77749 Hohberg, Tel. 07808 99259 |

Rosemarie Götz, Schmiedeacker 1/2, 78132 Hornberg, Tel. 07833 960941	Hornberg
Hans-Ulrich Müller-Russel, Am alten Sportplatz 18a, 77694 Kehl, Tel. 07851 71374, www.historischer-verein-kehl-hanauerland.de	Kehl
Michaela Karl, Neue Dorfstr. 9, 77963 Schwanau	Neuried
Herbert Vollmer, Im Dorf 27, 77787 Nordrach, Tel. 07838 96969, www.historischer-verein-nordrach.de	Nordrach
Cornelia Lehmann, Zuwald 11, 77784 Oberharmersbach, Tel. 07837 1327, www.historischer-verein-oberharmersbach.de	Oberharmersbach
Dr. Jürgen Collmann, Schloßblick 14, 77799 Ortenberg, Tel. 0781 35316	Offenburg
Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch, Tel. 07802 701137	Oppenau
Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt, Tel. 07222 385356	Rastatt
Wolfgang Kasper, Zieglerstr. 30, 77866 Rheinau-Freistett	Rheinau
Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3, 77836 Rheinmünster- Stollhofen, Tel. 07227 5832	Rheinmünster
Doris Schlecht, Tulpenstr. 7, 77871 Renchen, Tel. 07843 1044	Renchen
Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1, 77776 Bad Rippoldsau, Tel. 07839 378	Schapbach
Markus Armbruster, Baumgartenstraße 1, 77761 Schiltach Tel: 07836 9567828, E-Mail: armbru@pond.sub.org, www.geschichte-schiltach.de	Schiltach/ Schenkzell
Clemens Herrmann, Am Kreuz 13, 77746 Schutterwald, Tel. 0781 53385	Schutterwald
Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, 77790 Steinach, Tel. 07832 8656	Steinach

- Yburg Karl Keller, Mirabellenweg 16, 76534 Baden-Baden-Steinbach,
www.historischer-verein-yburg.de
- Zell a. H. Bertram Sandfuchs, Bergstr. 6, 77736 Zell a. H.,
Tel. 07835 3448, www.historischer-verein-zell.de

Geschäftsstelle
Überregionale Mitgliedergruppe“
Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51,
77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400,
E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

Konto:
Volksbank Offenburg eG
BIC: GENODE61OG1
IBAN: DE 3066 4900 0000 0629 5509

Redaktionsrichtlinien für Beiträge in der „Ortenau“

Texte bitte als Ausdruck und mit Bildern – möglichst auf CD – an die Redaktion:

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt, ruch@kulturagentur.de.
Bitte Bilder nicht als Mail schicken.

Die visuelle Gestaltung eines Beitrages erfolgt allein durch die Redaktion bzw. die Layouter. Bildplatzierungswünsche nur als Vermerk im Text (z. B. hier Abb. 2) anbringen, keine Bilder selbst in den Text einfließen lassen. Bilder gesondert einreichen und mit einer verbindlichen, eindeutigen, durchnummerierten Abbildungsliste versehen. Schlechtes Bildmaterial vermeiden (Kopien etc.), Bild- und Textrechte (z. B. Quellen des Staatsarchivs) vorab zu klären ist Sache des Autors. – Über die Veröffentlichung eines Beitrages, über Zeitpunkt und Gestaltung entscheidet allein die Redaktion bzw. der Vorstand des Vereins, wobei selbstverständlich Autorenwünsche weitgehend beachtet werden.

Manuskriptaufbau:

- a) Texte bitte ohne Silbentrennung und Formatierungen schreiben. Besondere Formatierungen (fett, kursiv etc.) mit verschiedenen Farben im Ausdruck kennzeichnen.
- b) Im laufenden Text sollen Abkürzungen tunlichst vermieden werden, ausgenommen gebräuchliche Abkürzungen: usw., etc., bzw.
- c) Zahlenangaben ab der Zahl „13“ in Ziffern schreiben, eins bis zwölf in Worten.

Bilder:

- a) Bildvorlagen (Fotoabzüge, Diapositive, Kopien etc.) müssen reprofähig sein. Bitte tragen Sie Sorge dafür, dass Sie die Bildrechte besitzen, bzw. ersuchen Sie um die Druckerlaubnis durch den Rechteinhaber.
- b) Bildunterschriften und Abbildungsnachweis bitte fortlaufend am Ende des Beitrags.
- c) Markieren Sie im Textausdruck, wo bestimmte Abbildungen platziert werden sollen.

Anmerkungen:

- a) Die Anmerkungen für den gesamten Text durchlaufend nummerieren und als Endnoten bearbeiten.
- b) Die Endnotenziffern sind im Text ohne Klammer hochgestellt.
- c) Die Endnotenziffern sind in den Anmerkungen am Ende des Beitrages ebenfalls hochgestellt. Es folgt ein Leerzeichen. Jede Anmerkung beginnt in der Regel mit einem Großbuchstaben und endet mit einem Punkt.

Literaturzitate:

- a) Autoren und Herausgebernamen (Hrsg.): Nachnamen und (soweit bekannt) Vornamen ausschreiben, danach „Doppelpunkt“ setzen.
- b) Titel der Monographie oder Artikel ohne Abkürzung ausschreiben. Bei Aufsätzen danach „Punkt“ In: Zeitschrift/Reihe/Katalog (nicht abkürzen!).
- c) Bei Monographien und Katalogen Erscheinungsort und -jahr in Klammern. Bei Zeitschriften Bandzählung, anschließend „Komma“, Leerzeichen und Erscheinungsjahr.

- d) Seitenzahlen mit „Komma“ anschließen.
- e) Danach Hinweise auf Abbildungen (Abb.) oder Tafeln (Taf.). Beispiel: Hinn, Friedrich: Als noch viele Fluren bewaldet waren. In: Herbolzheimer Blätter 3, 1995, 18–23. Abb. 2.
- f) Insbesondere bei Bänden mit thematischem Schwerpunkt werden häufig zitierte Werke abgekürzt, um den Anmerkungsapparat zu straffen: Nachname, Leerzeichen, Jahr. Beispiel: Hinn 1995.
- g) Diese Titel sind als Literaturliste am Ende des Beitrags aufzuführen.

Für die Inhalte der Beiträge und Rezensionen sind ausschließlich die Autorinnen und Autoren verantwortlich. Bitte Originale im eingeschriebenen Brief an die Redaktion, ansonsten kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. März jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Über die Annahme und den Zeitpunkt der Veröffentlichung eines Beitrages entscheidet die Redaktion, gegebenenfalls in Absprache mit dem Vorstand oder einem Gutachter. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten zehn Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verlorengehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluss der außerordentlichen Mitgliederversammlung vom 18. März 2018 wurde der Mitgliederbeitrag rückwirkend zum 01. Januar 2018 auf:

26,00 EUR für natürliche Personen und Schulen

36,00 EUR für juristische Personen und Körperschaften festgelegt.

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen. Entsprechende Zuwendungsbestätigungen kann der Verein seit 1.1.2000 selbst ausstellen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamts Offenburg vom 15.07.2016 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.

